

Liebe und Ehe

in der
Narrenkappe
und im
Philosophenmantel.

Von
einem Greise.



Charakter, den jeder kennt.

Breslau, Breg und Leipzig,
bey Christian Friedrich Gutsch. 1786.

6912 750*6





Vorbericht.

Es ist eine schwere Sache, sich selbst erkennen, und eine große Schwachheit, andre ohne Selbsterkenntniß tadeln! Vielleicht ist solch ein Vorwurf der Lohn für meine Arbeit, bey jenem Theile des Publikums, welcher so ungern das Gepräge der Wahrheit öffentlich abgedruckt findet. Allein ich glaube diesen möglichen Vorwurf am bescheidensten von mir abzulehnen, wenn ich versichere, daß diese Arbeit nicht ohne großen Nutzen für mich selbst gewesen ist, daß ich mein eigenes Herz hundertmal dabey geprüft, ja daß ich sogar viele Bemerkungen, von meinen eigenen in jüngern Jahren begangenen Thorheiten hergeleitet habe. Dies öffentliche Geständniß wird mich hoffentlich für allen Vorwürfen sichern,

als hätte ich nur, stolz auf selbst eingegebildete Tugend, das ganze übrige Menschengeschlecht an den Pranger stellen wollen. Auch hab' ich der Tugend allemal da, wo es mein Plan mit sich brachte, das Wort geredet.

Ueber Liebe und Ehe ist in Deutschland schon unzähligemal geschrieben worden, aber noch nie hab' ich die einzelnen Stände in der Liebe, auf diese Art eingetheilt, geschildert gefunden, welche Eintheilung doch, meines Erachtens, die sicherste ist, nichts zu vergessen. Auch über die Ehe hat man sich noch nie so einzeln ausgebreitet, sie noch nie so in jeder Lebensscene besonders betrachtet. Dies bewog mich beydes, einmal auf eine aphoristische Art von zwey Dingen zu reden, welche die wichtigsten Epochen unseres Lebens ausmachen.

Ferner finde ich für nöthig, voraus zu erinnern, daß ich unter dem Worte Liebe nicht etwa nur jene sanfte und feinere Empfindung verstehe, die in unserm Herzen nur eine Art von schwachtendem Wohlbehagen erzeugt, und die den Dichtern so heilig

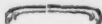
Vorbericht.

v

heilig ist. Nein! ich rede hier von der Geschlechtsliebe überhaupt, von jener magnetischen Urfraft, welche die zween Geschlechter unaufhörlich aneinander fesselt, und welche die Seele zwar durch Mittheilung, aber ursprünglich nur die Sinne beschäftigt. Kurz: es ist Liebe, wenn wir anfangen für das andere Geschlecht zu empfinden; Liebe, wenn wir uns nach seinem wirklichen Genuß sehnen; Liebe, wenn wir den höchsten Genuß in jeder Art, der sinnlichen und der sogenannten geistigen Liebe, erreicht haben. Tausend zärtliche Leidenschaften entspringen aus der Liebe. Laßt uns sie alle nach ihrer Aeltermutter benennen.

Als ich das Büchlein anfieng, war es meine völlige Absicht, launicht zu schreiben, und mit leichten Scherzen belehrende Wahrheiten vorzutragen. Allein oft gerieth ich unvermerkt in den Ton des Ernstes, und weil sich meine Seele nun einmal mehr zum Ernst lenkte, so ließ ich sie fortwandeln auf ihrer Laufbahn, denn sie gewöhnt sich ungern, Fesseln zu tragen.

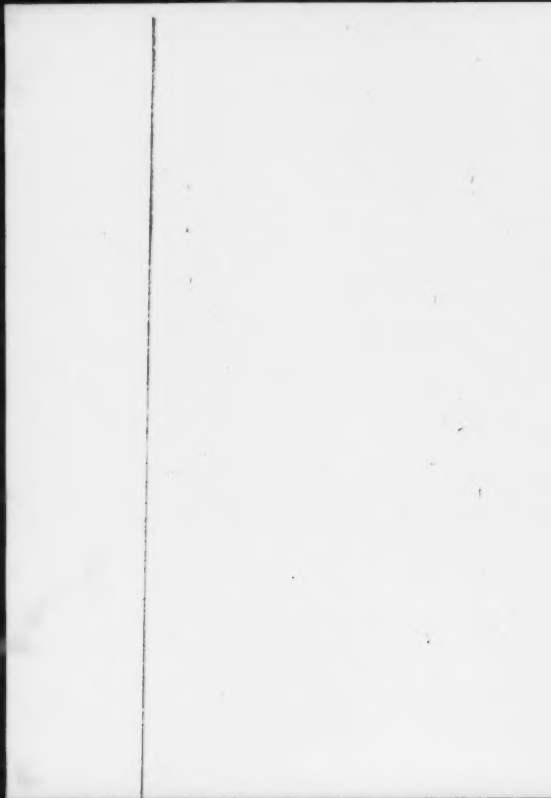
Zuletzt muß ich auch noch eine Bitte an die Kunstrichter beifügen. Sie ist um Eintracht in ihrer Beurtheilung. Nur denn wird mich ihr Lob oder Tadel rühren, wenn es einstimmig ist, beides mir gleichgültig seyn, so bald ich Widerspruch finde. Die Verschiedenheit im Urtheil über ein Buch rührt, glaub' ich, daher, weil man mehr über Einzelheiten, als über das Ganze zu urtheilen gewohnt ist. Seyd doch billiger gegen das Publikum, Lieben Freunde, und setzt es nicht in solche Verlegenheit, ob es kaufen und lesen soll oder nicht. Fern sey von Euern Richtersprüchen Nachlässigkeit und Partheylichkeit! Und nun erhebet Euch, und macht zu einem einstimmigen Tadel mit meinem Büchlein den Anfang. Geschrieben in der Ostermesse, 1786.

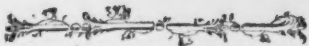


Erster Theil.

Ueber

d i e L i e b e.





Ung. 1814
München.

Erstes Kapitel.

Von der Liebe überhaupt.

ammle dich, mein Geist, aus deinen Zerstreuungen, und suche die Einsamkeit auf, daß du geschickt werdest, von Liebe und Ehe zu reden. Laß um dich her Legionen im Gewühl der Bollust und des geselligen Vergnügens taumeln. Laß der Jugend die Freuden der Liebe genießen, indeß du darüber nachdenkest. Strenge dich an, alter Graukopf, und laß dein Gedächtniß die verflossenen Jünglings- und Männerjahre in deine Seele zurückrufen. — Aber was wagst du, in diesen Zeiten des Leichtsinns und der Sinnlichkeit, du, am Abend deiner Tage, und mit einem Fuß in der Grube? Siehst du nicht die Legionen von bunten, wohlriechenden Stutzern, die dich mitleidig angaffen? nicht die Tausende von gutwilligen Weibern, die das Schicksal für dich um Rache sehen? nicht die zahllosen Hörnerträger,

denen du den Aler vom Auge zu ziehen suchest und dadurch ihre Ruhe raubest? nicht die religiösen Heuchler, die dir für der Welt Recht geben, aber dich in ihrem Herzen verdammen? O kühner Mann, du mußt mit Ungeheuern kämpfen, auf Dörner wandeln und Labyrinth sind deine Pfade! — Doch, die Wahrheit sey deine Führerin. Sey du stolz auf ihren Schutz, und achte des parthenischen Unwillens nicht, der auf dich losstürmet. Die Wahrheit ist bitter dem Thoren; süß ist sie dem Weisen!

Liebe war's, die die Welt schuf; Liebe, die uns allen unser Daseyn gab; Liebe, die in uns webt und unser Herz zu hohen Empfindungen stimmet. Nur Leichtsinm und Thöricht haben dies vom Himmel entlehnte Gefühl dem Mißbrauch Preis gegeben, ja sie würdigen es bis zur Reihe der Laster herab. Oder, besser gesagt, sie haben es ganz umgewandelt, ganz verschleucht, und nennen das, was sie an seine Stelle gesetzt haben, noch immer mit seinem geheiligten Nahmen. Der Bollküßling sagt, er liebe die Weiber, und möchte doch sagen, er hasse sie, weil er grausam genug ist, sie zu verführen. Der Falsche spricht von Freunden, die er liebt, und meint's doch mit niemand redlich. Der Fürst sagt in jedem Befehle, er sey seinen Unterthanen gewogen, er sey ihr Vater, und doch sind so manche seiner Befehle Eigennutz, Stolz oder Tyranney. Eltern glauben ihre

Kinder

Kinder zu lieben, wenn sie sie verzärteln. Lehrer ziehen ihre Zöglinge aus Liebe mit Stockschlägen, und schändlichen Schmähwerten. Priester drohen uns aus Christlicher Liebe unaufhörlich mit Elend auf Erden, und Verdammniß nach dem Tode. Wie selbst, unglückselige Täuschung! wir selbst wäbuen uns zu lieben, indeß wir Affen sind, unsern Thorheiten schmeicheln, und in unser Verderben galeppiren.

O lernt, meine Brüder, die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden, und tappt nicht leichtsinnig im Finstern. Nehmet eine Fackel, wenns euch die Lampe nicht hell genug macht! Die Wahrheit ist sehr theuer, sie kostet ein unglaubliches Maas von Zeit und von Mühe, aber sie ist euch auch bis an das Ende eurer Tage brauchbar, wenn ihr sie einmal erkaufet habt. Sie durchdringt den kleinsten Punkt eures Wesens und besteht durch sich selbst.

Aber es ist Zeit, daß ich den Weg zu laufen anfange, den ich mir ansetzen habe. Er ist steil und mühsam, und erinnert mich daher, alle Nebenpfade zu fliehen. Ich werde in diesem Buche nur allein von derjenigen Liebe handeln, die zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte statt findet und sich durch mancherley Eigenheiten von der Liebe der Verwandtschaft und der Freundschaft, noch unendlich deutlicher von der Liebe gegen das höchste Wesen unterscheidet. Auch dies Gefühl,
ich

Ich meyne die Liebe der verschiedenen Geschlechter gegeneinander ist gut und wie sie aus der Hand der Natur kommt, tadelsfrey. Sie ist die Gebieterin unseres Daseyns, die Verschönerung des geselligen Lebens, der Urquell von tausend Freuden, oft das Freundschaftsband großer Reiche, und eben so oft die Triebfeder zu großen und erhabenen Handlungen. Glaubt, meine Freunde, daß ich nicht schwatze, wie der Blinde von der Farbe, ob ich gleich alt bin. Ich kenne meinen Gegenstand, kenne ihn aus eigener Erfahrung, habe geliebt als Jüngling und als Mann, habe die Schwachheiten und die Thorheiten, zu denen diese Liebe führen kann, kennen gelernt; aber ich habe die Helde auch in ihrer Schen gesehen, und geschmecket den Freudenbecher, den sie der Sterblichkeit einflößt. Eilhouetten gegen dem getroffenen Portrait sind alle andere menschliche Freuden gegen den Freuden der Liebe; aber auch Nadelstiche gegen den Dolchstich sind alle andere menschliche Leiden gegen den Leiden der Liebe. Und die Liebe, sonst immer nur den Jünglings- und Männerjahren beygelegt, ist, genau untersucht, fast jedem Alter eigen, ich nehme die früheste Kindheit und das schon wirklich starre Greisalter aus. Ich getraue mir zu behaupten, daß es achtjährige Kinder giebt, die schon den Unterschied der Geschlechter fühlen. Und wem ist unbekannt, daß auch das hohe Alter nicht immer für der Thorheit schütze? Mit Recht sag' ich hier Thor-

heit

heit, denn die Geschlechtsliebe im 70sten oder 80sten Jahre sieht läppisch aus, und ist in jedem Betracht fruchtlos.

Ueber diese und alle hieher gehörende Gegenstände werd' ich mich in den folgenden Kapiteln weiter ausbreiten. Erlaubet mir aber, daß ich keiner ängstlichen und pedantischen Ordnung folge, sondern meinen alten Kopf nach seinen Empfindungen ungestört arbeiten lasse. Vergönnt mir Worte des Ernstes und des Scherzes, und ertappt ihr mich einmal auf einem Irrthum, so bedenket, daß ich euer Bruder bin, der sich der fehlenden Menschheit nicht schämt, und im Alter wie in seiner Jugend immer bereit ist, Lehre und Zurechtweisung anzunehmen.

Zweytes Kapitel.

Die Geschlechtsliebe ist eigentlich nur ein Werk der Sinne.

Daß die Geschlechtsliebe an und für sich nur sinnlich sey, wird niemand leugnen, der in seinem Leben nur einmal unbefangen über sie nachgedacht hat. Zwar theilt sie der Königin unserer Nerven, der Seele, eine feurige Freundschaft für den Gegenstand

stand vom andern Geschlecht mit, der auf unsre Sinne bleibenden Eindruck gemacht hat. Aber daß die Wertherianer, Siegwartianer und Consorten, aus der Liebe zwischen ein paar empfindsamen jungen Leuten nun geradezu ein Produkt der Seele und eine Engelsliebe machen wollen, das kommt mir übertrieben und abergläubisch vor. Denn erstlich wußten wir arme Würmer noch gar nicht, was eigentlich die Engel für Geschöpfe sind, obgleich unsre Gottesgelehrten sie nach allen Regeln der biblischen Philosophie definiren, auch der begeisterte Klopstock sie alle haarklein beschrieben, ja sogar ihre Biographien aufgezeichnet hat. Wir können daher ihre Gefühle nicht bestimmen, und mithin noch weniger einen Uebergang oder eine Vergleichung zwischen den Empfindungen der Engel und der Menschen anstellen. Zweitens ist es auch gar nicht nothwendig, gar kein Vorzug, daß wir die Hauptwirkung der Sinne in diesem Falle leugnen, und im Geseß der Natur zu einer willkürlichen Handlung der freien Seele machen wollen. Als Gott unserm Urvater Adam ein Weib gab, so freute sich dieser voll zärtlicher Regungen und schämte sich nicht zu saagen: Das ist doch Wein von meinem Wein und Fleisch von meinem Fleisch. Er kannte ihr Inneres, ihre Geistesvorzüge noch gar nicht, hatte noch nie mit ihr gesprochen, und doch brannte sein Herz für sie, denn ihre ganze Gestalt schmeichelte seinen Sinnen und theilte seinen Ner-

ven

ven eine ganz neue noch ungewohnte Empfindung mit. Warum wollen Adams Kinder der Seele zueignen, was auf die Rechnung der Sinne gehet, und erst durch sie der Seele mitgetheilt wird? Es entsteht aus diesem unrichtigen Grundsatz eine Art von Sicherheit, die uns oft sehr nachtheilig werden kann. Wir glauben vielleicht überzeugt zu seyn, daß unser Herz gut ist, geben es allzuoft der Gefahr der Einsamkeit mit dem andern Geschlecht Preis, werden überrascht und fallen. Hätten wir unsern Feind gekannt, hätten wir uns selbst einge-
räumt, daß unsre Sinnen mächtige Dissen sind, die nur allzuoft unsre freye Seele, sonst ihre Königin, unterjochen, wir wären auf unserer Hut gewesen, wir hätten von dem Freudenbecher der Liebe getrunken, aber ihn nicht ausgeleeret. — Doch, was ist Fallen zwischen Freuliebenden, und warum den Freudenbecher der Liebe ausleeren, ein Vergehen? — Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben von den wahren und falschen Begriffsen von Ehre und Tugend in der Liebe zu handeln. Jetzt aber will ich eine kurze Zärtlichkeitsgeschichte erzählen, die sich auf Wahrheit gründet, und meine Behauptung einiäermassen zu beweisen scheint, daß die allzuheiligen und schwärmerischen Begriffe von der Geschlechtsliebe oft zu einer Nacht, . . . bringenden Sicherheit verleiten.

„Wilhelm von Hartenwald, ein Herzensguter
„Junge, und wider die Gewohnheit des mehresten
„Adels,

„Adels, ein sehr eifriger Verehrer seiner Religion,
 „fühlte in seinem achtzehnten Jahre schon sehr leb-
 „haft, daß Evens Enkelinnen nichts weniger als
 „entbehrliche Geschöpfe für die Männer sind. Noch
 „von keinem Mädchen einzeln bezaubert, und zum
 „herumschwärmen zu tugendhaft, — vielleicht
 „auch zu furchtsam, — ward er ein Haase, der,
 „in sich selbst verliebt, schöne Kleider, Galanterie-
 „waaren, Parfume und zärtliche Schriften anbetete.
 „Mit diesen Empfindungen trat er in den Gesell-
 „schaften auf, und lebte lange mit einem ruhigen
 „Herzen.“

„Plötzlich überraschte ihn eine Scene, die die
 „Ruhe seines Herzens ins Grab warf. Einer
 „seiner ältern Freunde, Friedrich von Wartenhau-
 „sen, kam von seinen Reisen zurück, und brachte
 „sich eine Frau mit, eine liebenswürdige junge
 „Engländerin, voll Geist und Leben, und schön
 „wie Hebe. Hartenwald sah sie, — und weg
 „war seine Selbstliebe, weg seine Süßigkeit, weg
 „seine Ruhe. Dies rührte ihn sogleich Derraise
 „sehn, daß er die junge Dame liebte. Zwar ge-
 „stand er sich selbst nicht, er hielt es für unmög-
 „lich, aber sein Herz überzeugte ihn immer mehr
 „und mehr von der Wahrheit; und bald war er
 „auf dem schlüpfrigen Wege, die Sache mit einem
 „Nachsichtsvollen Auge zu beurtheilen. Er suchte
 „sein Herz zu überreden, daß es nur Seelenliebe
 „und Sympathie sey, was er für Elisabethen
 „empfund.

empfang. Dies machte ihn sicherer. Er stieß den Umgang der jungen Dame nicht, wie es doch die Klugheit von ihm heischte. Vielmehr suchte er ihn auf, und rechnete das Wohlbehagen, das er in ihrem Umgange empfand, auf die Uebereinstimmung ihrer Seelen. Aber die Sinne waren nicht so uneigennützig und gleichgültig dabei, als er sich selbst zu überreden suchte, sie lagen nur in einem tückischen Schlummer. Es fehlte nichts weiter, als daß Elisabeth auch für ihn Feuer fang. Und bey den Reizen der Jugend, der schönen Bildung und der guten Erziehung, noch mehr, bey dem unermüdeten Eifer, mit welchem Hartenwald die Engländerin, die, wie alle ihre Landsmänninnen, sich so gern von der Demuth und Dienstoffertigkeit der Männer schmelteln ließ, unaufhörlich an sich lockte, konnte es wohl nicht fehlen, daß auch in Elisabeths Busen der brennbare Zunder zu glimmen begann.“

„Nunmehr war die Bahn zum Verderben angetreten. Zärtliche Blicke begegneten zärtlichen Blicken, und sanken verflochten in den liebenden Busen. Wilhelm kam fast nie mehr von Friedrichs Landgute hinweg! Er führte Elisabethen spazieren, er fuhr mit ihr nach der Kirche, er begleitete sie in die Gesellschaft, und kaum sah man sie am Nachttische allein mit ihrer Zose, ohne den getreuen Schatten. Hartenwald konnte

„kein Vergnügen mehr, als das in ihrer Gesells-
 „schaft. Er war nicht mehr in sich selbst verliebt,
 „auch wären ihm alle andern vom weiblichen Ge-
 „schlechte verhaßt. Er beschenkte Elisabethen un-
 „aufhörlich, verschrieb ihr alle neumodische Galan-
 „teriewaaren, beschenkte auch ihren Gemahl, als
 „seinen Freund, oftmals, und dieser sah unausge-
 „setzt in seinem Hartenwald seinen alten braven
 „Freund. Nur die liebenswürdigen Gräwehe,
 „womit ihn dieser beschenkt hatte, waren für seinen
 „Augen verborgen. Die ganze Gegend flüsterte
 „sich ins Ohr, daß Wartenhausen Hörner trage,
 „nur ihm verschwiegen mans, und er selbst ward es
 „nicht inne. Alle die jungen Fräuleins, die auf
 „irgend eine Art auf Hartenwalds Liebe Ansprüche
 „zu machen gehabt hatten, fühlten sich voll Nach-
 „sucht betrogen, und erhoben ihre weiblichen
 „Schlangenzungen, die ganze umliegende Gegend
 „zum Spott aufzufordern. Aber der arme War-
 „tenhausen wußte nichts von alledem, war blind,
 „ruhig und vergnügt, und für seine Gattin der
 „zärtlichste Gemahl.“

„Bei dieser Lage der Dinge ward unser Pär-
 „chen, wie leicht zu errathen, immer sicherer und
 „zwangloser. Aus Schüchternheit ward Unvor-
 „sichtigkeit, aus Furcht ward Kühnheit. Nicht
 „mehr nur lüsterne Blicke, nicht mehr nur Hände-
 „druck waren die augenscheinlichen Beweise ihrer
 „Gegen-

„gegenseitigen Liebe. Geheimere Zärtlichkeit sprach
 „aus ihren Blicken, Begierde glühte auf ihren
 „Wangen, und hundert dunkle Pläke im Walde
 „zeugten von Elisabethens und Wilhelms feurigen
 „Küssen. Der Jüngling ahndete noch nichts von
 „dem Verbrechen, das er begienge. Er erlaubte
 „sich alle diese Dinge, die sein Herz Kleinigkeiten
 „nannte, glaubte dabey tugendhaft zu seyn, weil
 „er die Armen beschenkte, und niemand leid that,
 „gab seinen Begierden immer mehr nach, und so
 „schien ihm das durch die Länge der Zeit zu einer
 „beträchtlichen Größe herangewachsene Vergehen
 „noch kein Verbrechen, da ers, auf einmal in dieser
 „Größe erblickt und erkannt, für ein kolossalisches
 „Verbrechen würde gehalten haben. Sicherheit
 „kommt immer vor dem Falle. Mit der Geliebten
 „im heiligen Mondschein sitzen, über die Natur
 „sich freuen, Thränen der Liebe vergießen, also
 „weinend an der Holden Busen sinken, seinen Lie-
 „beathmenden Wohlgeruch einsaugen und sicher
 „seyn, und nicht bedenken, daß die Sinne Schälke
 „sind, das ist gefährlich, o Jüngling, das ist ge-
 „fährlich! — und lasterhaft, wenn sie nicht die
 „Deinige, sondern die Wartin eines Andern ist!“

„Wartenhausen fieng endlich an Unrath zu
 „merken. Zuviel Zutrauen zu der Redlichkeit sei-
 „nes Freundes hatte sein Auge bisher verschlossen.
 „Aber nun, als es auf einmal sich öffnete, und ihm

„die Vertraulichkeit fast zu groß dünkte, so über-
 „legt' er auch, daß die Freundschaft ein Werk der
 „schwachen menschlichen Gesinnungen ist, und,
 „wie tausend Beispiele lehren, leicht einer der Sinn-
 „lichkeit schmeichelnden Neigung aufgeopfert wer-
 „den kann. Dennoch zu großmüthig, ohne ge-
 „wisse Ueberzeugung zu verurtheilen, ließ er sich
 „seinen Unwillen nur durch Zurückhaltung blicken,
 „und ward aufmerksam und nachdenkend. Schon
 „dies hätten die strafbar Liebenden merken, in sich
 „gehen, und durch schnelle Trennung das Herz des
 „Vatten und Freundes schonen können. Aber ver-
 „gebens! Verblendet giengen sie ihre Laufbahn
 „fort. Schon loberte die unerlaubteste Begierde
 „in ihnen, und sehnte sich nach einem günstigen
 „Zeitpunkt, in volle ungestörte Flammen ausbre-
 „hen zu können.“

„Das geöffnete Auge des betrogenen Gemahls
 „drang immer tiefer in das Geheimniß, das schon
 „längst aller Welt nicht mehr ein Geheimniß war.
 „Er sah mit blutendem Herzen die von verbotener
 „Lust entflammten Augen: Seine Seele ward un-
 „gestüm und wüthend durch betrogenes Zutrauen.
 „Er wollte gewiß seyn, und Elisabethen lieber auf
 „einmal verlieren, als sie, nach abgekühlter Be-
 „gierde, geschändet und treulos, wieder in seine
 „Arme kommen lassen. Mein Kind, sprach er
 „frostig, ich muß auf mein Landgut R * * *, um
 „die

„die Rechnungen des Verwalters zu übernehmen.
 „Willst du mit? — Elisabeth schwieg ertörend
 „eine lange Weile, und schien unschlüssig. Auf
 „nochmalige und noch frostigere Frage bat sie sich
 „mit einem demüthigen Blick — das Gewissen
 „schlug ihren Blick zu Boden — aus, daß sie zu
 „Hause bleiben dürfe, indem ihr nicht ganz wohl
 „sey. Friedrich sagte nichts darauf. Er ließ seine
 „Bedienten einpacken, und fuhr am folgenden
 „Morgen ab, nachdem er mit vieler Mühe seine
 „Wangen zum Lächeln gezwungen, und von seiner
 „Gemahlin einen freundlichen Abschied genommen
 „hatte.“

„Unterdessen hatte Wilhelm den elenden Kunst-
 „griff gebraucht, und war noch den Abend vorher
 „auch weggereiset, ohne sich von seinem Freunde
 „zu heurlauben; indem er gegen die Bedienten
 „im Hause vorgab, er habe jähling einen expressen
 „Boten bekommen, daß er noch diese Nacht nach
 „Hause eilen solle. Wartenhausen, der einmal
 „mißtrauisch war, errieth diesen Kunstgriff bald,
 „reiste ab, und wich in seinem Herzen nicht ein
 „Haarbreit von seinen genommenen Maßregeln.“

„Kaum war der Hörnerträger weg, als der
 „Galan, der sich gleich früh wieder auf den Weg
 „gemacht hatte, im Schlosse anlangte. Hinter
 „seinen Rücken machten die Bedienten Kreuze,
 „folgten einander höhnischlächelnd die Goldstücke,

„die sie von ihm bekommen, legten ein Schloß an
 „ihren Mund und zogen einen betrüglischen Flor
 „über ihr halbsehendes Auge.“

„Schüchtern, aber dennoch mit heißer Begier-
 „de flogen die unrein Liebenden einander in die
 „Arme. Also klimmt der gescheuchte Räuber noch
 „einmal die Leiter hinauf, allzulüsternd nach dem ge-
 „hoften Raube, und sich selbst überredend, als
 „hätte nur die Furcht, nicht wirkliche Nachstellung
 „ihn hinweggescheucht. Auch verschwand nach
 „und nach alle Schüchternheit. Hartenwald er-
 „laubte sich alle Freyheiten, die nur dem Gemahl
 „zukommen. Das Pärchen speißte ganz allein
 „miteinander; berauschte sich bis zur sorglosen Trö-
 „lichkeit der Seele im Weine, fuhr dann spazie-
 „ren, und kam erst am Abend, denn es war in den
 „langen Sommertagen, wieder in die Burg zurück.
 „Hier wartete ihrer aufs neue die lieblichste Abend-
 „mahlzeit und Erfrischungen, und der allbelebende
 „East der italienischen Traube. Unter Lieblo-
 „sungen und Freuden nahte die Nacht heran.“

„Jetzt sollten sie sich trennen. Das kam
 „Wilhelmen hart an. Er schien sich zu ermannen,
 „er rang mit sich selbst, er küßte Elisabethen die
 „Hand und nahm Abschied von ihr, ohne zu gehen.
 „Sie, eben so ohnmächtig, hielt ihn mit feuer-
 „vollen, vielverlangenden Blicken zurück. Nun
 „dann, dachte Wilhelm bey sich selbst, noch diese
 „einzige

„Gefezigte Nachsicht für mein Herz, und dann auf
 „einmal gesiegt. Ganz gewiß werd' ich stark ge-
 „nung dazu seyn. Er dachte es, und begleitete
 „die junge Frau in ihr Schlafzimmer. Nun wollt'
 „er siegen, nun wollt' er fort, und — blieb.
 „Ohnmächtig sank er neben Elisabethen auf einen
 „Sopha, ohnmächtig ruhte sein Mund in der
 „Mitte ihres Busens, der eben aufstieg seinen krie-
 „gerischen Panzer zu verlassen. So allein, so un-
 „bemerkt, so sicher für aller Verrätheren, sollt' es
 „nicht Schwachheit seyn, diese Augenblicke ohne
 „den höchsten Genuß der Liebe vorbeystreichen zu
 „lassen? Was verliert im Grunde die Freundschaft
 „dabey? — — Nur einmal — und dann nie
 „wieder! — O Elisabeth! O Wilhelm! — und
 „sahen weinten die Engel um die gefallene Unschuld.“

„Plötzlich öffnete sich die Thüre, und Warten-
 „hausen stürzte herein. Aufgelöst in die süßesten
 „Gefühle der Wollust lagen die Unglücklichen.
 „Aber ein treffender Blitzstrahl deucht ihnen diese
 „Ueberraschung. Wilhelm sprang auf und wollte
 „entinnen. Aber Friedrich hielt ihm den Degen
 „vor und schrie: Ehebrecher, dein oder mein Le-
 „ben! — Wilhelm wandte sich, riß das Fenster
 „auf, sprang hinab und entkam ohne Verletzung.
 „Elisabeth lag schon längst auf ihren Knien und
 „zitterte wie die Missethäterin für dem Schwerdte
 „des Richters. Dreyimal hob Wartenhausen den

„Arm in die Höhe, sie zu durchbohren, und dreymal hielt ihn sein antler Etzel zurück. Endlich ergriff er sie wüthend beym Arme und schleuderte sie zur Thüre hinaus. Sie schluchzte, sie zerrang ihre Hände, sie flehte unaufhörlich, ihr zu verzeihen. Aber Friedrichs Herz blieb versteinert. Wüthe ihrer stürmischen Bitten riß er die Thüre auf, stürzte bey ihr vorbey, die Treppe hinab, übergab seinem Verwalter, einem braven Manne, die Vollmacht über sein Gut, nebst dem unwiderstehlichen Befehle, Elisabethen aus dem Schlosse zu jagen, und warf sich in die noch vorangespannte Chaise. Die Elende rang noch mit Entschlossenheit und Unentschlossenheit, ob sie ihm nacheilte, und noch einmal stehend seine Knie umfassen wollte, als er schon zum Burgtore hinausfuhr. Sie schlich, halbverzweifelt, wieder in das verhasste Zimmer, sie wand sich auf dem Boden herum, sie verfluchte Wilhelm, fluchte sich selbst. Also begrüßte sie die Morgenröthe und die Sonne fand sie in Thränen.

„Mittlerweile kam der Verwalter herauf. Er kündigte ihr mit einer gefestigten Miene den Befehl seines Herrn an, und bat sich Befolgung an. Nun giengen die Bitten von neuem an, aber vergebens. Der Verwalter gab ihr die von Wartenhausen an sie zurückgelassenen 12 Dukaten, und führte sie, da sie freywillig nicht fortwollte, zum Schloßhofs hinaus in das Wirthshaus.

„Das

„Das klingt wohl hart, meine Freunde. Auch
 „räum' ich selbst ein, daß Wartenhausen mit seiner
 „Rache etwas langsamer hätte zu Werke gehen könn-
 „nen. Aber welcher unter uns besitzt wohl bey
 „solchen Austritten Gewalt genug über sich? Zu-
 „dem so wär' er bey'm Zaudern gewiß noch überli-
 „stet worden, hätte nachgegeben, und seine Ge-
 „weihe, gleich dem Hirsche, nur abgeworfen, um
 „sich neue wachsen zu lassen.“

„Sobald Wartenhausen auf seinem zweytem
 „Gute angekommen war, berichtete er die Sache
 „an die Reglerung. Mittlerweile hatte sich Eli-
 „sabeth ganz allein zu Fuße aufgemacht, um ihm
 „zu folgen, und noch fernere Bitten zu versuchen.
 „Allein durch einen Zufall erfuhr er ihre Ankunft
 „in diesem Dorfe, ehe sie noch aufs Schloß gelan-
 „gen konnte. Er ließ sie also durch die Gerichten
 „sogleich in Verhaft nehmen, und sie bey guter
 „Verpflegung in einem besondern Zimmer bis zu
 „Austrag der Sache bewachen. Indess ward der
 „Untersuchungstermin anderaumt, wobey von jeder
 „Seite ein bevollmächtigter Sachwalter erschien.
 „Elisabeth gestand alles, und legte sich bloß aufs
 „Bitten. Aber die Richter ließen sich damit wei-
 „ter nicht ein, ließen der Gerechtigkeit ihren Lauf,
 „und die Ehescheidung ward, er Unterzeichnung
 „ausgefertigt. Das einzige was man zu ihren
 „Gunssten that, thun konnte, und thun mußte,

D 5

war,

„war, daß man den von Wartenhausen angienß,
 „ihr einen kleinen jährlichen Gehalt auszusetzen.
 „Dieser hatte zwar hierzu keine Ohren, war aber
 „noch so großmüthig, ihr durch seinen Sachwalter
 „4000 Rthlr. als ein Geschenk versprechen zu las-
 „sen, die sie auch wirklich nach einigen Tagen so-
 „gleich ausgezahlt bekam, jedoch unter der streng-
 „sten Bedingung, daß sie seine Herrschaft nie mit
 „einem Fuße wieder betreten solle. Dies war
 „nun wohl ein köstlicher Balsam auf die tiefen
 „Wunden. Allein Elisabethens Herz blieb noch
 „immer sehr traurig. Ihr Gewissen war ihr be-
 „ständiger Richter; und da ihr Herz sonst immer
 „gut gewesen war, so kränkte sie jetzt desto empfind-
 „licher ihr Fall.“

„Nachdem sie sich einige Tage auf den Dör-
 „fern in dieser Gegend herumgetrieben hatte, faßte
 „sie endlich den Entschluß, wieder nach England
 „zurückzukehren. Mittlerweile hatte Hartenwald
 „den ganzen Verlauf der Sache gehört. Er
 „schrieb sogleich an Elisabethen. Sein Brief war
 „voll Klagen und Bitten um Vergebung, daß er
 „zugleich an ihrem Unglücke Schuld sey. Endlich
 „schloß er mit den Versicherungen fortdauernder
 „Liebe, und war kühn genug, ihr seine Hand an-
 „zubieten. Sie erhielt den Brief noch zu rechter
 „Zeit. Nicht mit völliger Uebereinstimmung ihres
 „Herzens, sondern aus Verzweiflung nahm sie
 „Wilhelms

„Wilhelms Vorschlag an, reiste auch sogleich an
 „den Ort seines Aufenthaltes und brachte ihm hier-
 „durch selbst stillschweigend die für ihn günstige An-
 „wort. Wilhelm erhielt nach mancherley harten
 „Kämpfen endlich von seinem Vater Erlaubniß
 „Elisabethen heyrathen zu dürfen. Nachdem er
 „also in dieser Sache alle Schwierigkeiten von
 „Seiten der Obrigkeit überwunden, so kaufte er
 „sich ein kleines Landgut, wozu er, nebst dem
 „Gelde seiner nunmehrigen Braut, sein Mutter-
 „theil angewendet, welches ihm der Vater geschickt
 „hatte, und ließ sich mit Elisabethen trauen.“

„Dies Paar lebte aber nur sehr kurze Zeit
 „glücklich. Glücklich kann ich zwar eigentlich gar
 „nicht sagen, denn Elisabeth heyrathete Wilhelmen
 „aus Verzweiflung, und Wilhelms Gewissen plag-
 „te ihn auch oft mit bitterm Vorwürfen. Diese
 „von beyden Seiten so verbitterte Ehe ward mit-
 „hin endlich ganz unglücklich. Elisabeth, die ih-
 „rem ersten Gemahl nicht getreu genug gewesen
 „war, war es diesem Theilnehmer ihres Verbre-
 „chens noch weniger. Sie ward von Tag zu Tag
 „leichtsinniger, und der Genuß verbotener Früchte
 „ward ihr allmählich zur unentbehrlichen Gewohn-
 „heit. Wilhelm sah es, kränkte sich, und ahmte
 „endlich, aus Verdruß und um sich selbst zu zer-
 „streuen, dem Beispiele sein Frau nach. In
 „Kurzem war ihr Vermögen verhebrächt. Sie
 „quälten

„quälten sich unaufhörlich untereinander mit tändelnderley Vorwürfen. Die Liebe schwand gänzlich. Elisabeth machte Schulden auf Schulden, und da sie verlassen von allen ihren bereits ausgesprochenen Anbetern, keine Rettung mehr wußte, so erwachte ihr Britischer Muth zum Selbstmord; sie sprang in die Spree und fand in den Wellen ihr Grab. Wilhelm nahm Kriegsdienste, und wird, so viel ich weiß, noch leben, aber finster, menschenfeindlich, gehaßt von allen, die seine Lebensgeschichte wissen.“

Sehet, Freunde; welche schreckliche Folgen die Sicherheit in der verbotenen Liebe zuweilen haben kann! Und woher entspringt diese Sicherheit? Ganz gewiß nicht selten aus der bey Entstehung der Neigung genährten Idee von Seelenliebe. Ueberzeugt, daß die Geschlechtsliebe nur sinnlich sey, und dann ferner versichert, daß unsre Sinne große, oft unüberwindliche Gewalt über unser Herz haben, würden wir die Gefahr stehen, ehe sie uns umschwebt. Was unsern Nerven schmeichelt, geht zur Seele über, und theilt sich ihr auf eine angenehme Art mit. Denn an und für sich selbst, und ohne diese Mittheilung ist die Seele fühllos für alle körperliche Freuden und Leiden: Wer wollte sie, die Erhabene, so herabwürdiglen, und ihr Eigenschaften beylegen, die des Verbrechens fähig sind?



Drittes Kap. I.

Romanhafte Liebe.

Es könnte seyn, daß der Ausdruck, Romanhafte Liebe, nicht ganz glücklich gewählt wäre, wenigstens hab' ich unter diesem Titel auch alle das Tändelnde der Liebe mit begriffen, welches vielleicht besser süße Liebe genannt würde. Allein, ich hatte hundert Ursachen, welche mich bewogen, eben diese und keine andere Ueberschrift zu wählen, die aber anzuführen zu weltläufig werden möchten; muß also für diesmal wegen der genommenen Freiheit eines nicht ganz erschöpfenden Titels um Vergebung bitten.

Liebeln, schwächen, schmelzen, Pflastertreten, sich parfümiren, Stundenlang dem Spiegel und der Toilette opfern, das sind Dinge die Hohn gelächter, wo nicht Mitleid verdienen. In der Hölle der alten Heyden war das eine der größten Strafen, wenn man die köstlichsten Speisen und Getränke bey sich vorbeypwandern sehen mußte, ohne sie genießen zu dürfen. Wir aber, durch zärtliche Romane an idealische Freuden, Schattenfreuden sollten sie heißen, gewöhnt, wir schwärmen und tändeln,

ändern, und finden ein Vergnügen an diesem Un-
 sinn. Es ist unglaublich, wie tief sich die ro-
 mantischen Freuden, oder besser gesagt, die heisse
 Theilnehmung an den größtentheils erfonnenen und
 wildernatürlichen Geschichten der Bärtlichkeit, in
 unsre Seele weben. Unsere Jünglinge weihen oft
 den halben Theil ihrer Lebenstage dem Lesen solcher
 Schriften, ja schon der Knabe, kaum das vierte
 Fach eines Bücherrepositoriums zu erreichen fähig,
 klettert mühsam auf einer Leiter in den Zimmern
 der Bücherverleiher umher, und sucht sich mit lo-
 derndem Enthusiasmus ein Lesebuch, das oft ihm
 zu Gift wird. Mein eigner Junge, nunmehr
 schon viele Jahre im Grabe, las die Insel Felsen-
 burg, die asiatische Banise, alle Arten von Robin-
 sons und Avanturiers mit einer Art von theilneh-
 menden Wahnsinn; wiewohl damals der Lesepa-
 roxismus bey weitem noch nicht so heftig war als
 jetzt. Kaum ward ichs inne, als ich ihm mit
 väterlichen Ernste die größte Verbsicht in Lesung sol-
 cher Schriften empfahl. Er wollte mir zum
 Schein folgen, ich sah selten einen Roman in sei-
 ner Hand, aber er las die Nacht hindurch. Am
 Tage gieng er wie träumend umher, seine Lehrer
 klagten über ihn, und hatten sogar in den Schul-
 stunden solche Bücher bey ihm gefunden. Väter-
 licher Ernst mit sorgsamter Liebe verknüpft, retteten
 ihn endlich noch von dieser eingewurzelten Thorheit,
 als er ein vierzehnjähriger Knabe, eben in Bereit-
 schaft

schaft war davonzulaufen, um selbst Romane zu spielen. Er starb in seinem 24sten Jahre an einer epidemischen Ruhr. — Vergebt mir diese traurige Abweichung. Ich sprach von meinem lieben Kinde. Wer spricht nicht gern von den Seinen? Noch seh ich den jungen Mann vor mir, wie sein Geist schön blühte, und wie ihm die Krankheit seinen Körper entriß. O siehe, verklärter Karl, diese deinem Andenken opfernde Thräne in meinem Auge!

Weit entfernt, die Romane im Allgemeinen zu tadeln, red' ich hier nur von den Lustschlößern, leeren Hirnspinnstücken und Ländeleien, welche die mehesten Romane jungen Leuten einflößen. Aber nicht immer sind nur Schriften an diesen verkehrten Neigungen schuld. Es kommen im gemeinen Leben Verhältnisse vor, die unsre Seele zu solchen Empfindungen stimmen. Umgang mit Romanhelden und Romanheldinnen, Eclaverey widerwärtiger Geschäfte, allzugroße Strenge der Vergesetzten, und Mangel an Umgänge; ferner zu große Selbstliebe, ausschweifende angebohrne Neigung zum Sonderbaren, ein affectirtes Zeitalter überhaupt, oft auch geheime Sünden, von denen ich künftig insbesondere reden werde, alle diese Dinge können Ursachen zu idealischer Schwärmerey werden. Eben so oft giebt eine affectirte Frömmigkeit in der Geschlechtsliebe zu den genannten Fehlern Anlaß.

„Leopold

„Leopold und Sophie giengen am Augustabend
 „im Felde spazierten. Der Mond stieg am Him-
 „mel herauf und belauschte die Liebenden mit me-
 „lancholischem Silber. Sie sahen ihn kommen
 „und weiheten ihre Herzen zur Anbetung. Tau-
 „send Lobeserhebungen wurden ihm gemacht, und
 „als er sein Lächeln darüber zu erkennen gab, sa-
 „gerten sie sich ins Gras hin, fühlten ganz die
 „Theilnehmung des Mondes an ihren Leiden —
 „eigentlich hatten sie keine — und zerflossen fast
 „im Glück, sich dem stillen verschwiegenen Gefähr-
 „ten einmal so recht aus vollem Busen mittheilen
 „zu können. Unterdessen hatte sich der kühle Abend-
 „thau von oben und unten ergossen, und der Zephyr
 „sich diesen Abend Vercassflügel geberget. Leopold
 „und Sophie erwachten endlich, aber zu spät, aus
 „ihren Schwärmereten, durch ein Frösteln an ih-
 „rem ganzen Körper, und durch eine kalte Masse,
 „die ihnen in ziemlichem Maasse durch die seidnen
 „Strümpfchen gedrungen war. Sie bekamen
 „würtlliche Krankheiten, die sie nöthigten, mehrere
 „Tage das Bette zu hüten.“ Mehr fürs sinnliche
 „Gefühl der Zärtlichkeit, als für diese Mondschwär-
 „meret gestimmt, würden sie durch ausströmendes
 „Feuer der Liebe der schädlichen Kühle besser wider-
 „standen, und früher würden sie im sinnlichen Ge-
 „fühl, durch einen andern sinnlichen Eindruck ge-
 „kürt, das Zimmer aufgesucht haben.

Dies war eine Folge von Romaneetändel.
 Nun noch ein Geschichtgen von affectirter Frömmig-
 keit: „Julius und Amalie liebten sich tugendhaft.
 „Oft beteten sie mit einander. Keins gieng ohne
 „das andre in die Kirche. Alle edle Gefühle des
 „Mitleids und der Menschlichkeit theilten sie einan-
 „der ungesäumt mit. Dies war im Anfang ihrer
 „Liebe. Zu stark ins Frömmeln vertieft, suchten
 „sie wohl nach und nach, daß sie ihren eigentlichen
 „Endzweck dabey zu sehr verfehlten. Aber wer
 „sollte nun anfangen zu behaupten, daß alles seine
 „Zeit habe, ohne von dem andern für lasterhaft ge-
 „halten zu werden? Endlich gewann ein reicher
 „Oncle den jungen Mann lieb, erfuhr seine Nei-
 „gung zu Amalien, und bot ihm eine beträchtliche
 „Summe an, das Mädchen heyrathen zu können.
 „Er entdeckte es seiner Dulcinea. Sie sehnten sich
 „beyde nach der Verbindung. Aber da eins im
 „Angezicht des andern gern recht tugendhaft und
 „nachdenkend seyn wollte, so nahmen sie das Erbie-
 „ten nicht an, weil der Oncle ein verschriener Mann
 „war, der sein Vermögen mit Unrecht erworben
 „haben sollte. Sie blieben lieber, bey ungunstigen
 „Vermögensumständen, unverbunden, bis die Blü-
 „the der Jugend verwelkt war.“ — Das war
 „wohl geschrämmt! Jedes reifere Urtheil über diese
 „Scene unverachtet, würde ich das Geld nehmen,
 „das Mädchen geheyrathet haben, und, ohne des
 „Oncles Character sehr zu untersuchen, tugendhaft ge-
 „blieben seyn.

Last und nunmehr unsern Weg weiter verfolgen zu den Pflastertretern, geschminkten Puppen, Toiletenschwestern, und wohlriechenden Seraphs; zwar führt' ich euch keinen angenehmen Pfad. Ich selbst möchte gern meine Ohren verstopfen, meine Augen verbinden und meine Nase zuhalten. Aber ich muß mich schon überwinden. Ich alter Kerl muß einmal die Sphären singen hören, muß meine Ohren zu den Tönen der Ländelei stimmen, und, den Hut unterm Arm, durch die buntschädigsten Reihen wandeln. Begeistre du mein Gehirn, o cypriische Göttin, und umhülle meine verlebten Scheitel mit süßduftenden Locken der Jugend!

Schon spiegelt sich Phöbe in den murmelnden Wellen, schon trocknet sich der Landmann den Schweiß von der glühenden Stirne, und die geschäftige Stadtköchin kostet den halbvollendeten Braten, als der junge Stutzer att seine Uhr sieht, und sich aus dem Bette herauswälzt. - Himmlische Träume von seiner Geliebten hatten ihm die H. je zum Paradiese gemacht. Noch braunt' in seinen Augen Begierde, und auf seinen Wangen malten die geträumten Scenen das lieblichste Blastroth. Spät am verfloßnen Abend, als schon längst von den Thürmen Mitternacht gesummt hatte, wagte er noch einmal, die Hand des Engels zu fassen, und verließ sie dann mit seinem immerfesselnden Blick. „O Doris, welch ein Wohlgeruch stieg mir aus deinem lispelnden Munde entgegen! Welch einen Glanz

Glanz strahlte deine diamantne Brustschleife in meine Augen! Welch ein blendender seidner Purpur machte deinen Steifrock zum Götterspiegel! Und dein kleiner, niedlicher, bezaubernder Fuß — o mit welchem Triumph des guten Geschmacks trug er die Verschwendung der Stickerin! Und dein Haarputz — Glücklicher Friseur, du hast dein Meisterstück gemacht! Mit welcher Erfindung harrtest du Wengelstern zwischen Blumen gepflanzt, mit welcher Ordnung den Flor verwirret, mit welchem Wohlgeruch von Pergamo und Voa das Gebäude verherrlicht!“ Eben tritt der gepriesne Schöpfer herein, der auch sein Friseur ist. Er bricht aus in Lobeserhebungen, ja er würd' ihn umarmen und küssen, wosfern nicht der von Pomade und Puder strotzende Rock ihn zurück hielte. Entzückt setzt er sich auf den Puderthron. — Jetzt ist er fertig und nun eilt er, jedoch mit dem nöthigen Putzgeschändel, sich in seine Kleider zu schmiegen. Er ist fertig, er hüpfet, trotz dem schon vorüber gewandelten Mittage, aus dem Hause, und in die Straße, wo die Königin seines Herzens wohnet. Sie, die schon zwey Stunden für den Spiegel saß, um Wuscheln zu legen, und den Busen herauszupressen, wirft mit ermüdetem Arm eübllich den Tollettemantel hinweg; indeß der treue Ecladon unermüdet in der Gegend des Hauses herum patrouilliret, und seine Augen in der Lorgnette verschwendet. Endlich hat sie sich in den Uebertock geworfen, und erscheint,

o Monne! am geöfnetem Fensterfliegel. Eben war Seladon im Begriff, die Geduld zu verlieren, aber noch zu rechter Zeit ward sein Eifer belohnet. Tausend Blicklinge werden verschwendet, tausend Küsse sich zugeworfen, und noch dreymal wandelt Seladon das Fenster vorüber, bis endlich Mama das liebäugelnde Mädchen hinwegruffte, Seladon tanzt nun nach seiner Wohnung. Es begegnen ihm tiefsinnige Beamte, die mit müden Fingern aus ihrer Expedition kommen. Er umdustet sie, lächelt sie an, wird aber nicht von ihnen bemerkt. Er kommt nun ermüdet nach Hause, wo sein arbeitssamer Vater längst auf ihn gewartet hatte, und ihn mit scheeler Miene empfängt. Seladon träumt, und ist, und sinnt auf Lustbarkeiten. Kaum ist die Tafel aufgehoben, als er sich schon wieder entfernt, um auf dem Koffeehause Nachrichten und Urtheile über schöne Mädchen und Frauen einzuziehen. Mittlerweile kommt die Zeit heran, die dem Schauspieler geheiligt ist. Er fliegt zur Doris, er hebt sie mit Süßigkeit in den Wagen, er hüpfet mit ihr in die Loge. Nun eröfnet sich für ihn und die Dirne ein Sammelplatz von Verzauberungen. Hundert gepuhte Schönen faßt seine Vorgnette, und hundert bunte Stücker entzücken das Auge des Mädchens. Für Beyde ist der Anzug und die affectirten Handlungen der Schauspieler das wichtigste, für Beyde das Stück zu früh am Ende. — Sie fahren mit Süßigkeit nach Hause, sie speisen

zu Macht, sie spielen, und vollbracht ist der Tag. Sollten ihre Handlungen mit dem wahren aber oft verkanntem Verdienst in die Waagschale gelegt werden, sie würden dieses kaum um ein Quentchen in die Höhe heben. So fließt ein Jahr nach dem andern dahin. Die Puzbocken heyrathen endlich mit der Fortsetzung ihrer tändelnden Lebensart. Selbst Leute von wenigen Unterhalt, wälzen sich nicht selten in diesen Thorheiten herum. Sogar das Alter ist nicht immer vermögend genug, die Galanterie bey ihnen in ein ernsthaftes, gefestetes Betragen zu verwandeln. Sie nagen eben so sehr am Schatten, als die Romanhelden, nur ist hier der Unterschied, daß diese weit öfter Gelegenheit haben, ihr Herz sich ein Wörtchen von Religion, Mitleid und Duldsamkeit sagen zu lassen, jene aber in einem ewigen Gewühl von Zerstreuung, Puz und Lustbarkeiten herumtändeln, welches ihnen niemals Zeit läßt, irgend einer mitleidigen Empfindung nachzuhängen.

Nachdem ich mir die Freyheit genommen habe, alle Flecken der romanhaften Liebe aufzusuchen, sie auch hier und da ein Wischen lächerlich zu machen, ist es nicht minder meine Schuldigkeit zu erwähnen, daß sie auch eine gute Seite hat, und daß diese sogenannte romanhafte Liebe also immer noch einigen Vorzug für andern Ausschweifungen in der Geschlechtsliebe verdiene. Der Schwärmer und der Affe behalten, wie zu guten Empfindungen eben so

selten auch viel Zeit übrig, den stürmischen Beglerten Raum zu geben, welchen sich der Wollüstling überläßt. Der Schwärmer liest empfindsame Schriften, er sucht die Natur auf, und bewundert sie, sagt auch oft zu ihrer Ehre ein Wörtchen; und ob er schon im eigentlichsten Verstande ein Müßiggänger, auch für die menschliche Gesellschaft größtentheils todt ist, so sucht er doch sein und seines Mädchens Herz zur Empfindsamkeit zu bilden, und ist fast immer ein großer Freund der Armen. Der Eüßling steht schon um ein paar Stufen tiefer. Sein einziger Vorzug für dem lasterhaften Wollüstlinge besteht ganz allein darin, daß ihn seine Asfentändelei zu groben Ausschweifungen selten gelangen läßt. Nun sind zwar, wie ich schon im vorigen Capitel gezeigt habe, auch die Romanhelden nie für einem tiefen Falle sicher, doch aber bleiben die wenigen Vorzüge unstrittig, die ich eben angeführt habe.

Zum Beschluß dieses Capittels muß ich noch anmerken, daß bey der Idee von einer recht im aufersten Grade romanhaften Liebe leicht der Wahn entstehen könne, als ob hieraus die mögliche Sinnlichkeit der Geschlechtsliebe zu erweisen wäre. Aber dieser Schein führt irre. Diese Liebenden mögen schwärmen mit Seelenliebe, und aus Neigung zum Ueberspannten ihren sinnlichen Begierden Grenzen setzen, so sehr sie wollen, so bleibt es, meinem geringen Urtheil nach, doch unleugbar, daß sich

sich eher ihre Körper liebten, als ihre Seelen. Und kannten sich, durch Briefe oder Beschreibungen, und liebten sich ihre Seelen eher, als die Körper sich sahen; so war blos Freundschaft, nicht eigentlich Liebe, die aber allerdings beym ersten Anblick sogleich in Liebe übergehen konnte.

Viertes Kapitel.

Ritterliebe.

Als Deutschland noch Ritter hatte, die sich allen häuslichen und bürgerlichen Geschäften entzogen, und blos auf Abentheuer ausgingen, war die Liebe von Seiten des schönen Geschlechts mehr ein slavisches Opfer, als ein wahres Gefühl des Herzens. Auch die Liebe der Ritter war nichts weniger, als tugendhafte Liebe, vielmehr eine zügellose Geizheit. Dies gilt auch von andern Nationen, deren Adel sich eine Ehre daraus machte, Abentheurer, Räuber und Mörder zu seyn. Ein Ritter, der ein Fräulein erbeutete oder raubte, forderte mit trohligem Stolze von ihr die zärtlichste Erwidderung seiner entbrannten Begierden. Was fragte er nach ihrer vorhergegangnen Liebe, und nach ihren Bräutigam oder Gemahl, den er erlegt hatte? Auch

waren, eben durch dies grausame Zeitalter, die Weiber leichtsinnig genug, ihre Liebhaber und Männer bald zu vergessen. Nicht minder lächerlich war die damalige Art, sich bey einer Dirne beliebt zu machen. Sollte es wohl natürlich, und nicht vielmehr affectirt, ja grausam und verabscheuungswürdig seyn, den sanften Character eines Weibes durch Blutvergießen gewinnen zu wollen? So sehr auch unsre Romanzendichter diesen Mißbrauch der sanften Zärtlichkeit zu lieben scheinen, so werden sie ihn doch der denkenden und aufgeklärtern Welt nie als einen wirklichen Vorzug aufdringen können. Sie werden mit ihren schrecklich schönen dichterischen Kantasteken nur leichtgläubige Mädchen, nichtgelehrte Jünglinge, und schwache Köpfe fesseln. Umsonst suchte man in dem eiserneu Gefühl der damaligen Zeiten eine standhafte Treue. Und welches weibliche Herz ist wohl wirklich eine Enkelin der Mutter Eva, und nicht vielmehr ein weiblicher Vassard, das mit lachendem Muth die Unschuld niedermeßeln schen, oder nach fruchtlos vergessenem Blute seine Gunst dem Stärksten zur Prämie theilen? Welch eine zärtliche, für die Erziehung ihrer Kinder im zartesten Alter besorgte Mutter wird dies nicht werden! — Die Verwüstung und Verheerung ganzer Gegenden, und die schwache Bevölkering der Staaten in den damaligen Zeiten zeuget laut genug von der rohen, Menschen unwürdigen Lebensart. Die Liebe, oder, besser gesagt,

die

die Geilheit der Mitter hat Tausenden ein frühes Grab bereitet. Wer, als der fast immer, und oft unvermeidlich, überspannte Dichtergeist, wird ein Vergnügen an der Sclaverei jener Zeiten finden, und an der Unsicherheit wegen Leben, Güter und Ehre, in welche die unschlachte Lebensart des hohen Adels den Gelehrten, den Bürger und den Landmann versetzte?

Fünftes Kapitel.

Theaterliebe.

Melpomene und Thalia sind dem Jünglinge ein paar lehrreiche, aber auch ein paar gefährliche Schwestern. Indes sie die Sitten verfeinern, den Geschmack bilden und das Herz weich, vielleicht allzu weich machen, bringen sie mit Allgewalt in das Innerste des Gefühls, und gewöhnen die Sinne, auf einmal zu den heftigsten Eindrücken. Wo feuriges Blut und Jugend den Selbstmord oder jede andre Tadel werthe Handlung in einer reizend traurigen Gestalt auf dem Theater vorstellen sehn, da eröfnet sich ihr Herz dem Veyfall, da ist es voll von Entschuldigungen für dem Vefallnem, da süßt es all seine kleinen geheimen Leiden mit zehnfacher

Schwere, und glüht, bey traurigen Scenen, für Begierde heroischer Nachahmung.

Mit gleicher Gewalt würkt auf den sanguinischen Leichtsinm das kitzelnde Lustspiel. Hier erscheint die Tugend und das Laster in einer scherzhaften Gestalt. Hier werden wir in Beurtheilung der menschlichen Handlungen an einen strafbaren Leichtsinm gewöhnt. Hier lächeln die Grazien aus allen Scenen. Hier athmet Cythere einen bezaubernden süßduftenden Odem aus; hier schmeichelt sie den in der Erwartung aufs Höchste gespannten Sinnen; hier schleudert ihr kleiner Jüngling Millionen hinterlistiger Pfeile umher. Freude begegnet der Freude, alle Sinne werden mit Wohlbehagen gesättigt, und die hüpfende Musik erfüllt meisterlich die leeren Intervallen, damit sich ja die Seele nicht einen Augenblick aus der Claverey der Sinne empor arbeite.

Ihr würdet euch sehr irren, meine Freunde, wenn ihr hier in mir einen allgemeinen Tadler der Schaubühne finden wolltet. Ich kenne ihren Werth, der wahrlich in mancherley Betracht nicht klein ist; aber in gegenwärtigem Kapitel muß ich, meinem Plane zu folgen, nur das von ihr sagen, was ihre nicht vorzügliche Seite ausmachet. Der Mann von Ernst, dessen Herz entweder durch gekränktes Alter, oder durch Geschäfte, oder durch öftre Leiden des menschlichen Lebens nicht mehr allen Eindrücken der Sinne offen ist, wird sich weder vom Trauerspielen

spiele noch vom Lustspiele zu sehr hinreissen lassen. Er wird, ohne Anstrengung, seine Sinne in seiner Gewalt haben, wird das Schauspiel zur Erholung sehn, wird viel Gutes darinnen finden. Aber der müßige Jüngling, den Vermögen für Sorgen, Geburt für Unterdrückung schüßt, dem die Natur Kraft und Gesundheit giebt, o wie oft wird sein Herz in Gefahr kommen, sich verzärtelnden Eindrücken zu öffnen; wie oft wird er seine Sinne über seinen Verstand siegen lassen! Noch größere Gefahr erwächst hier für das der Freude gebohrne Mädchen. Immer gewohnt, den Vater oder Mann für jede Nothdurst sorgen zu lassen, immer wißiger als verständig, immer bereit, sich der Herrschaft der Sinne zu unterwerfen, sind die Weiber ein ewiges Spiel der Verführung.

Was ist aber nun bey einem vom Schauspiel bezauberten Bufen leichter, als daß die Handelnden Personen einen sehr lebhaften Eindruck auf ihn machen, den oft Zeit und Entfernung nicht auszuwischen im Stande sind? Ein Bißchen wohl aufgetragene Schminke, ein herausgepreßter halbentblößter Bufen, eine lispelnde Sprache, ein schwachtender Blick, ein mit Sehnsucht ausgestreckter Arm nach dem Geliebten, endlich eine gewisse bezaubernde Wendung des ganzen Körpers, die keine seiner Annehmlichkeiten unentdeckt läßt, dies alles macht den durch tausend andre Gegenstände im Theater schon lüfternen Jüngling halb zum Narren. Bey
dem

dem unschuldigen Mädchen, das ihre Reize allen Männern verbirgt, nur ihrem Lieblinge ins Auge strahlt, hält er alle diese hinreißenden Annehmlichkeiten auch gefunden. Aber er achtet das nicht, und läßt sich von einem Weibe bezaubern, das alle ihre Schönheiten auf dem Theater feil trägt. Eben so stark fesselt oft der Acteur die im Feuer des lusternem Gefühls schwachtende Dame. Seine männliche Stimme, sein freymüthiges Auge, sein überall knapp anliegender Anzug, seine wollüstige Wendungen, das sind Sonnenstrahlen, die das Blut mancher Dame bis zur Auflösung erhitzen. Umsonst besitzen eine Menge junger Männer, mit denen sie bekannt sind, weit größere Annehmlichkeiten. Sie sind, gegen den Acteur, der Aufmerksamkeit unwerthe Geschöpfe.

Solche in die Schauspieler und Schauspielerinnen vergassene Personen werden nicht selten von einer ganz besondern Begierde beherrscht, die sich durch nichts als durch Genuß dämpfen, nie ganz befriedigen läßt. Sie verfolgt sie bis ins männliche, bis ins Greisalter. Sie ist der Stoff zur Untreue gegen den künftigen oder schon besitzenden Gemahl, eine Diebin der Zeit, ein Quell zur Verschwendung, eine Schöpferin von tausend schädlichen Thorheiten.

Dies alles ist noch nicht genug. Die Vespere sind unzählig, daß junge Leute von beyderley Geschlecht aus unmaßiger Liebe gegen Schauspieler
oder

oder Schauspielerinnen, selbst dem Theater folgen, um mit ihrem süßen Gegenstande auf du und du leben zu können. Wie viel brave Eltern haben auf diese Art ihre hoffnungsvollen Söhne und Töchter verloren. Sie vertauschen die Sorgfältigkeit zärtlicher Verwandten mit der Sorglosigkeit ihrer Schauspielergesellschaft, ihre Ehre mit einem verdächtigen Aufse, ihre nützlichen Arbeiten mit den entbehrlichen, ihr gutes Auskommen mit einem ungewissen. Ueberdieses dürfen sie sich nicht einmal jene heiße Gegenliebe versprechen, die sonst zuweilen den Jüngling wegen einer thörichten Handlung entschuldigt. Denn wie kann ein Weib, dessen tägliches Geschäft es ist, Allen zu gefallen zu suchen, wirklich nur einen Einzigen lieben? Wie kann der Mann, der gleich dem Haushahn unter Duzten von Weibern lebet, auf welche alle er Ansprüche zu haben glaubet, nun auf einmal gefesselt an den Dusen einer neuen Recroutin sinken? wo alles, sogar Männer und Weiber, unter einander gemein ist, da wird der Hinzukommende nicht nur nichts für sich allein behalten, sondern er wird auch in kurzer Zeit eben so leichtsinnig, und mithin für seine Uebereilung scharf gestraft werden. Zwar giebt es, wie man sagt, auch Schauspieler und Schauspielerinnen, die dem eingezogensten Bürger ein Muster der Nachahmung seyn können. Ich aber würde auf diese Brücke nicht treten. Wenigstens gehöret dazu ein Felsenfester Charakter, der
Tag

Tag für Tag affectiren kann, was er nicht ist, ohne dadurch verderbet zu werden, der von den heftigsten Verführungen angefallen wird, ohne sich erschüttern zu lassen, der die Weiber seiner Mitgesellschafter täglich mit liebhaberschem Feuer umarmen kann, ohne dabey in seiner Brust die mindeste Veränderung zu empfinden, der täglich Unschuld fallen sehen kann, ohne zu erröthen. Und da nun die wenigsten solch ein Felsenherz besitzen, so bleibt es wohl gewiß, daß man dem Verluste der Tugend und des guten Namens am nächsten ist, wenn man ein Schauspieler wird.

Zum Beschluß dieses Kapitels kann ich eine kleine Geschichte nicht unberührt lassen, die mir erst vor einigen Jahren von einem meiner Freunde aus Leipzig geschrieben worden. „Ein gewisser junger Herr, er soll hier von Thalmeyer heißen, kam als ein wirklicher Bauernjunge nach Leipzig, um da etwas vom juristischen Studio zu begreifen, auch, wo möglich, ein Bißchen Lebensart zu lernen. Wem bekannt ist, welche Delicatesse im Umgange man in Leipzig nöthig hat, wenn man ein gesellschaftliches Leben führen und mit Leuten von guten Geschmack umgehen will, der wird leicht erachten, daß unser Thalmeyer hier eine schlechte Figur spielte, und, wo man ihn ja noch den Zutritt verstattete, der Gegenstand des Gespöttes wurde. Es soll eine Lust anzusehen gewesen seyn, manchem auch ein Kergerniß, wie er in den Hörsälen geschlafen, oder

„oder über mancherley ihm nagelneue Dinge das
 „Maul aufgesperrt hat. Er war an einen ange-
 „sehenen Mann empfohlen, der aber nun freylich
 „sich mit ihm abzugeben nicht aufgelegt seyn mochte.
 „Indes hatte er ihm doch in seinen Erholungsstun-
 „den das fleißige Besuchen des Theaters angeprie-
 „sen. Thalmeyer, der etwas geistig war, wollte
 „erstlich an dies Vergnügen nicht gern etwas wen-
 „den. Nach und nach aber bekam er doch Appetit,
 „besonders nachdem er einmal eine rechte Pourles-
 „que gesehen, die seinen ganzen dicken Raust durch-
 „schüttelt hatte. Er lief öfter nach dem Schau-
 „spielhause, und in kurzem war ihm das Schauspiel
 „unentbehrlich.“

„Er war kaum ein Jahr da, als einst eine et-
 „was plumpe Schauspielerin auftrat, die andern
 „zum Ekel wurde, bey Thalmeyern hingegen eine
 „noch nicht gekannte Empfindung rege machte, denn
 „seine phlegmatische Constitution hatte ihn bisher
 „noch immer für den Regungen der Liebe bewahrt.
 „Das Mädchen spielte keine Hauptrolle, agirte auch
 „sehr mittelmäßig, hatte nun aber einmal durch
 „irgend eine für ihn annehmliche Wendung oder
 „Handlung sein ganzes Herz an sich gezogen. Mit
 „glühenden Wangen gieng er aus dem Parterre.
 „Die Liebe, die gemeiniglich sehr lehrreich ist, er-
 „innerte auch ihn, daß, wenn er seine Schöne noch
 „einmal sehn wolle, er sich unter die Erwartungs-
 „vollen Reihen der dastehenden süßen Herren und
 „König-

„Nenommisten stellen mußte. Dies geschah, und
 „es diente wirklich dazu, den Junker immer tiefer
 „zu verwunden. Er konnte den Abend des folgen-
 „den Tages kaum erwarten. Und als er endlich
 „kam, slog Thalmeyer noch lange vor der gewöhn-
 „lichen Zeit ins Theater. Seine Dulcinea spielte
 „diesmal nicht mit. Welch ein Donner Schlag!
 „Hätt' er doch den Zettel vorher genauer und mit
 „kälterm Blicke durchgesehen! doch war er bey aller
 „seiner Einsalt, klug genug, nach geendetem Stück
 „wieder zu lauern, und als sie wirklich herauskam,
 „ihr auf dem Fuße zu folgen, um ihre Wohnung
 „zu erfahren. Als er diese wußte gieng er noch
 „einmal so ruhig nach Hause. Dummheit giebt
 „Ruth. Dies traf bey ihm, denn er gieng
 „gleich dem folgenden Morgen in ihr Logis, fragte
 „nach ihr, und als er vorgelassen wurde, erkundigte
 „er sich nach irgend einer unrichtigen Sache. Und
 „ob wohl freylich diese Frage herzlich dumm aus-
 „fallen mochte, er sich auch dadurch so gleich ver-
 „rieth. so hatte doch das nichts zu bedeuten, denn
 „das Mädchen war, als eine menschenfreundliche
 „Dirne, dergleichen Austritte schon gewohnt, und
 „sein Endzweck der Bekanntschaft war dadurch er-
 „reichet. “

„In sehr kurzer Zeit war Thalmeyer bis auf
 „die Scheitel im Neß der Liebe. Das Frauen-
 „zimmerchen aber zeigte nicht Lust, ihre übrigen
 „großmüthigen Freunde dieses Junkers wegen im
 „Eiche

„Etliche zu lassen, ob sie schon auch große Lust zu
 „seinen Lenden und zu seinem Geldbeutel haben
 „mochte. Sie suchte ihn daher zu bereuen, daß er
 „mit in die Schachspielergesellschaft treten möchte.
 „Thalmeyer besann sich nicht lange. Er gieng
 „zum Directeur, und da ihn dieser, als ein plum-
 „pes und unnützes Geschöpf, nicht annehmen woll-
 „te, so vermaß er sich, daß er sich nicht abweisen
 „lassen würde, wollte auch ganz unentgeltlich zu
 „Dienste stehen. Er ward hierauf, in Rücksicht
 „daß er zu stummen Rollen oder höchstens zu ein-
 „fältigen Bedienten gebraucht werden könne, in die
 „Gesellschaft aufgenommen.“

„Es vergiengen kaum 14 Tage, als sein Vater
 „schon von dieser unangenehmen Begebenheit unter-
 „richtet worden war. Er reiste hierauf unverzüg-
 „lich selbst nach Leipzig. Allein mit Gewalt würde
 „hier wohl nicht viel anzufangen gewesen seyn. Er
 „suchte daher durch eine List den Sohn auf seinen
 „Wagen zu bringen, und fuhr dann, anstatt einer
 „Spaziersfarth nach Raschwitz, immer geraden
 „Wegs mit ihm und zwey Bedienten nach seinem
 „Guthe. Hier setzte es nun schreckliche Anstritte.
 „Die Wuth des Junkers die schon unterwegs kaum
 „zu bändigen gewesen war, ward iht zu einem
 „wirklichen Wahnsinn, so, daß sich der Vater ge-
 „nötiget sah, den Purschen in ein finstres Gefäng-
 „niß zu werfen. Das half aber zu nichts weiter,
 „als daß seine Ungezogenheit endlich in Krankheit
 D „und

„und wahre Raserey übergieng, und er angeschlof-
 „sen werden mußte. Alle herzugerufne Aerzte wa-
 „ren einstimmig, daß hier keine andre Genesung
 „zu hoffen wäre, als durch die Gewährung seines
 „Verlangens, wollte nun der Vater seinen Sohn
 „wieder hergestellt wissen, so mußte er schon in einen
 „sauren Apfel beißen. Er schrieb nach Leipzig,
 „und bot der Actrice vieles Geld daß sie kommen,
 „und seinen Sohn retten möchte, welcher ganz tief-
 „sinnig herumgänge, und noch schlimmer werden
 „dürfte, wenn er seine Geliebte nicht wieder be-
 „käme. Von der wirklichen Raserey und dem
 „Anschließen wollte er aus Vorsicht jetzt noch nichts
 „wissen lassen. Die Dirne, die nicht viel zu ver-
 „lieren hatte, gieng hin. Kaum sah sie der Jun-
 „ker, so ließ die Wuth nach, und nach einer ein-
 „zigen Umarmung gab er wieder Zeichen der Ver-
 „sinnungskraft von sich. In wenigen Tagen war
 „er ganz hergestellt. Der Vater ließ ihn hierauf
 „mit dem Mädchen trauen. Da er der einzige
 „Sohn eines reichen Vaters war, so war die Par-
 „thie vortheilhaft, daß sie, als ein armes Kind, sie
 „also keinesweges auszuschlagen gesonnen war.“

„Es vergieng kaum ein Jahr, als der Junker
 „seine Frau überdrüssig zu werden anfeng. Er
 „merkte dies selbst, bildete sich aber den närrischen
 „Gedanken ein, er werde sie als Schauspielerin
 „wieder mehr lieben können. Daher entwandte
 „er seinem Vater für einige tausend Thaler Kostbar-
 „keiten;

„Leiten, und verließ bey Nacht und Nebel mit ihr
 „das väterliche Haus. Sie war vermuthlich leicht
 „dazu zu bewegen gewesen, denn die Lebensart
 „mocht' ihr hier wohl zu eingeschränkt und Freuden-
 „leer seyn. Wirklich war auch Thalmeyer wieder
 „sehr verliebt in seine Frau, als er sie auf dem
 „Hamburget Theater agiren sah. Er lebte ver-
 „gnügter mit ihr, als zuvor, ob sie ihm gleich täg-
 „lich untreu ward. Er gewährte ihr alles, was
 „sie verlangte.“

„Nachdem sie ihn endlich rein ausgeplündert,
 „und alles abgenommen, was er von seinem Va-
 „ter gemauset hatte, gieng sie mit einem ihr gleich
 „lüderlichen Kerl durch. Thalmeyern regierte ein
 „guter Genius, daß er nicht wieder wahrwizig
 „wurde, sondern zu seinem Vater gieng, zu Kreuze
 „kroch und auch von ihm angenommen wurde. —
 „Er soll sich vor kurzem mit einer armen aber wirth-
 „schaftlichen und tugendhaften Fräulein verheyra-
 „thet, auch fest beschlossen haben, die Schauspiele-
 „rin, von welcher er durch öffentliche Ausrufungen
 „nun völlig geschieden ist, mit Hundten forthehen
 „zu lassen, wenn sie sich etwa einmal in seiner Ge-
 „gend blicken liesse. Vielleicht wird ihm seine
 „lebhige Frau zum vernünftigen Manne machen,
 „wenigstens ihn für künftigen Thorheiten schützen.“

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man
 auf die Gedanken käme, als sollte diese Geschichte
 D h einen

einen Beweis zu allen meinen in diesem Kapitel vom Theater geäußerten Gedanken abgeben. Dazu möchte sie nicht hinreichend gewesen seyn. Auch ist der Beweis durch Beispiel wohl so nothwendig nicht, da ich meine auf Erfahrung gegründete Grundsätze über die Theaterliebe deutlich genug erwiesen zu haben glaube. — Diese Geschichte schien mir nur ihrer Sonderbarkeit wegen der Erwähnung zu verdienen, und ich konnte nicht umhin, sie meinen Lesern an einem Orte, wo sie sich doch meines Erachtens am besten hinschickte, mitzutheilen.

Sechstes Kapitel

Klosterliebe.

Der Schelm Amor, der sich alle Leichtfertigkeiten erlaubt, schleicht sich auch mit verstohlenen Schritten in die der Enthaltsamkeit und Keuschheit geheiligten Palläste. Da, wo harmonische Chöre von unbefleckten Jungfrauen die Horen singen, da lauscht er mit tückischem Lächeln, und wählt Gegenstände zu Kampf und Siege. Unter dem ehrwürdigen Gewande hüpfet manches Herzchen für verschlossener Zärtlichkeit, steigt mancher Trieb zur Geschlechtsliebe auf, und wird widerwillig erfüllt. Die

Priorin

Priorin beweint ihr so ungenüßtes verlebtes Leben, und die junge Ordensschwester sieht betrübt einem ähnlichen Schicksal entgegen. Der Guardian empfiehlt seinen Patern und Fratern die Frömmigkeit, die Enthaltbarkeit, i. Mäßigkeit, schießt aber selbst in der Beichte nach schönen Bufen, und seine Untergebenen folgen dem Beispiele seiner Handlungen, ohne sich an seine Ermahnungen zu kehren. Vergebens schliessen hohe Mauern und Eisenstäbe stürmische Gefühle in düstre Zellen. Kummervoll trägt Jugend und Schönheit diese slavische Fesseln. Irrthum ist, und Kühnheit, in ewiger betörender Einsamkeit den Weg zur Enthaltbarkeit zu suchen. Die Natur behauptet ihre Rechte. Das Blut strömt Feuer durch alle Glieder. Die Nerven fordern ihren Tribut zurück. Die Seele hat ihre schwache Seite, und zieht sich bei der Anfloderung der Begierden, eben so schnell in sich selbst zurück, als in der großen Welt. Ewige Befehle der Menschheit, ewige Triebe zur Fortpflanzung unsers Ich, leiden keine Einschränkung irdischer Ohnmacht. Das ganze System unsers physicalischen oder vielmehr mechanischen Lebens erfordert Liebe. Sollte diese um Verdrängung, ja Ausstilgung erdulden aus der von der Natur ihr angewiesenen ewigen Wohnung? — Doch, was bedarfs noch dieses untersuchenden Gedankens, seit große Monarchen anfangen, jene Fesseln des Irrthums zu zerbrechen, und die Herzen wieder in ihre alten Freiheitsrechte zu setzen?

Der Leibarzt Zimmermann, jener große Beobachter des menschlichen Herzens, den ich bewundere, und dem ich — ohngeachtet ich sonst schwer daran gehe, ein öffentliches Lob zu posaunen, denn wer setzt uns übereinander zum Richter? — dem ich hier den lautesten Dank für sein: Schriften, vorzüglich für den Nationalstolz, sage, hat in seinem Werke über die Einsamkeit, die geheimen Freuden der Ordensbrüder und Ordensschwestern so wahr, so ohne Zurückhaltung, und dennoch mit einer launigten Bescheidenheit beschrieben, daß es wohl Verwegenheit von mir ist, noch ein Wörtchen über diesen Gegenstand zu sagen. Doch, die Ordnung will es, und ich muß es wagen, einige Blätter mit Panseen über die Liebe und Liebhaberey der Klosterbewohner zu füllen.

Was bist du, Mädchen, mit der Kummerthräne im Auge, für eine Braut der Kirche, wenn Verdruß über den verlorenen Gegenstand der Zärtlichkeit, und darauf folgende nahe Verzweiflung dich ins Kloster trieb? Dort sollst du beten, dich heiligen Handlungen weihen, und, gleichgültig gegen alles Irdische, nur ungelannte Zukunft sehen: und du siehst nur gegenwärtige Leiden der Liebe, verrichtest nur Handlungen des Grams verdrängter Liebe, betest nur um Verstand, oder in einem andern Falle, um Rache gekränkter Liebe. Du stirbst nur aus Verdruß dem Irdischen ab. Deine Liebe lebt, so lange, bis das heranahende Alter deine Nerven

Nerven besieget und stumpf machet. Und selbst der Tod findet dich wohl noch in einer traurigen Erinnerung an die vormaligen Leiden deiner Liebe!

Auch du, unglückselige Dirne, die ein Gelübde oder ein Wahn der Eltern mit Vergnügen in den Kerker führte, du, mit einem reißbaren Baue des Körpers von der Mutter Natur beschenkt, feurig, theilnehmend, gefühlvoll und schön, welch ein Leben voll geheimer Verzehrung wird dich vor der Zeit alt machen, und zeitig ins Grab bringen. Wenn die Priester dich zur Wettverlobten weihen, wenn sie dein Kranz auf dein Haupt setzen und dich unterm harmonischen Silberklange der Instrumente in das Grab des geselligen Lebens führen, da ist vielleicht dein Geist vergnügt, und folgt mit heiliger Ehrfurcht diesen Cerimonien, welche durch ihre äußerliche Feyerlichkeit so gewaltig hinreißen. Aber wenn die Strenge der Klostergesetze nun anfängt über dich zu gebieten, wenn man deinen Leib casteyet, dich in der Winternacht aus deinem Bette oder wohl gar von deinem Strohe in die kalte Emporkirche ruft, noch mehr, wenn Cabalen um dich her gespielt werden, wenn man auf jeden deiner Blicke richterisch lauert, um t. h. bey der Priorin zu verkleinern; o da schwindet schon die Ehrfurcht für dem geheiligten Irrthum! Und wenn nun endlich dieses Leben ewig so fort dauert, ein geheimes Naturgefühl erwacht und tyrannisch erstickt werden muß, dann ist dir das Kloster eine Hölle! dann erst seufzest du

bitter um deine verlorne Freyheit. Du wirst mürrisch, unzufrieden, tränklich. Aber weil du die Klostercabale bereits gelernt hast, so verbirgst du dein Gefühl. Du scheinst heilig und jungfräulich betgüat, indes die Liebe Tag und Nacht am Tische und vorzüglich im Bette, in der Zelle und in der Kirche mit starker Stimme von dir ihren Tribut fordert. Nie befriedigte Begierden werden zu stürmischen, uns unablässig begleitenden Feinden. Da, wo du mit Füßen getreten werden soll, wird sie tyrannisch.

Nun ein Wort an euch, meine lieben Paters und Fraters! Meynet ihr wohl Beschützer der Keuschheit und Rächer der Unzucht zu seyn? Ihr werdet mir mit Ja antworten; und das kann ich euch nicht verdenken. Ein für allemal hat euch die Kirche dazu berufen, ihr habt euch dazu hingegen, wer will einen Tadel an euch finden? Und dennoch möchte ich mich beynähe unterstehen, eure Unbescholtenheit aus gewissen sehr einleuchtenden physikalischen Gründen in Zweifel zu ziehen, wenigstens euch für sehr verwegent zu halten, wenn ihr Gelübde der strengsten Enthalttsamkeit ablegt. Euer Körper wird täglich gut ernährt, er Blut mit geistigen Getränken erhitzt, die Zufegung der festen Theile durch Ruhe befördert, und euer Geist, der ohnedies weder häusliche, noch allgemeine Sorgen kennet, durch mancherley mechanische oder gesellschaftliche Zeitvertreibe erheitert. Sollten da nicht auch

istire

öftre und starke Verschlechtsriebe veranlaßet werden, die weder euer durch Gewohnheit kraftloses ave Maria, noch eure Crucifixe, am allerwenigsten euer Herz selbst ersticken kann? Und wenn ihr diesen Sieg auf irgend eine Art möglich machen könntet, wendet ihr immer geneigt seyn, es zu thun? Mögt ihr doch immerhin strenge Mönche seyn, ihr bleibt doch Menschen. Eure Nerven sind so reizbar, und aus obengenannten Gründen noch reizbarer, als die der Lazen. Ihr folgt dem schmelzhaften Gifte und denkt es nach und nach zu unterjochen. Aber wehe dem ersten Schritte! du wandelst auf gleitenden Angeln, die dich unvermerkt immer weiter die Bahn hintreiben!

Unter denen zur Bollust reizenden Eigenheiten der Mönche verdient wohl auch die Kleidung einen der ersten Plätze. So gewiß es ist, daß der von der Weisheit erfommene, und wider alle Regeln der Gesundheit streitende Anzug unsers Europäischen Frauenzimmers zu mancher verbotnen Handlung Anlaß giebt, auch die Weiber selbst der Verschlechtslust empfänglicher macht, als die Männer; eben so gewiß ist auch die Tracht der Franciscaner und verschiedener anderer Orden, oft eine, ob schon verkannte, Ursache klösterlicher Unkeuschheit.

Für den exemplarischen Orden sind aber wohl solche Mitbrüder, welche die Bollust unter ihre Herrschaft gebeugt hat, sehr gefährliche Geschöpfe. Einmal bringen sie dem Orden durch ihre üble Auf-

führung Nachtheil, und zweitens schaden sie durch ihr verderbliches Denspiel. Ehe ich noch weiter gehe, und mit einem schwachen Lichte in die verborgnen Pfade dieser Scheintheologen leuchte, will ich vorher ein paar Worte von jenen Unglücklichen sagen, welche, indem sie entweder aus zu großer Schamhaftigkeit oder aus Furcht für der Strafe, öffentliche Thorheiten vermeiden, auf eine doppelte Art gegen sich selbst wüthen. Dem Staate schaden sie weniger, als die Herumschwärmer; aber desto mehr schaden sie sich selbst, und werden, beim halben Genuße einer strafbaren Bollust, ihre eigne Mörder. Man wird leicht einsehen, daß ich hier von der schädlichen Selbstbefleckung rede. Dieses Gift wüthet in Klöstern epidemisch; und wer versichert uns, daß die strengen Versammlungen der Nonnen frey davon sind? Es hat sogar schon manchen braven Ordensgeistlichen durch Verführung zum Schlachtopfer geliefert.

Noch näher kommen unserm Mitleid diejenigen, welche ihre verzehrende Sehnsucht tief im Hufen verschließen. Diese wellen dahin wie die im Winter getriebne Kose. Die Aerzte wissen gar wohl, und aus häufiger Erfahrung, welch eine Menge heillosen Krankheiten aus dieser erzwungenen Keuschheit entspringen.

Aber zum Glück für die Mönche war es von jeher gewöhnlicher, nur für der Welt enthaltsam zu scheinen, und ingeheim desto freyer zu leben. Schon
in

in den ersten Jahrhunderten nach der Stiftung und Entstehung der Klöster waren die Brüder nicht zu gewissenhaft, ihren Begierden dann und wann den Zügel schießen zu lassen; ob zwar wohl damals noch mehrere strenge Ordensbrüder waren, als in unserm und den 3 bis 4 vorhergehenden Jahrhunderten. Es ist überhaupt sehr natürlich und wahrscheinlich, daß diese Geistlichen den Genuß der Welt mit der theologische. Scheinheiligkeit verbinden, da sie tausend Gelegenheiten zu heimlichen Ausschweifungen haben. Sollten nicht die Ohrenbeichte, die häufigen Krankenbesuche, die öftern Zuziehungen zu geheimen Familienangelegenheiten, endlich auch die enge Vertraulichkeit, in welcher die Ordensgeistlichen mit den Weibern leben, ihre Geschlechtstriebe ansachen und zum Genuß reizen? Welcher Mönch lebt nicht gern in weitläufiger Bekanntschaft? Es giebt gewisse Stunden des Tages, — vielleicht auch der Nacht, — wo man in den weitläufigsten Klöstern kaum 6 – 8. Personen zu Hause antrifft. Unter dem Vorwande der Krankenbesuche oder anderer wohlthätiger Handlungen, verlassen sie zu halben Tagen ihre Zellen, und wandeln in den Städten und Dörfern herum. Oft sind sie sogar, in größern Städten, an den Toiletten der Damen zu finden. Kaum haben die jungen Weiber ihr Bette verlassen, so empfangen sie schon den Segen eines menschenfreundlichen Priesters. Diese Wölfe in Schaafeckleidern nützen immer die rechten Zeitpunkte,

puncte, und sind der Unschuld am gefährlichsten, indem sie ihre Begierden unter der Maske der Frömmigkeit verbergen. Damit sie desto gewisser Zutrauen erlangen, so werden sie Ohrenbläser und Vertraute geheimer Nachsicht. Nicht minder gut wissen sie ihre Rolle in der vermischten Gesellschaft zu spielen. Immer dem schönen Geschlecht am nächsten, machen sie auf einer Seite den Adonis, auf der andern den ernsthaften Priester. Ihre Augen sind lautsprechende Verräther ihrer Begierden, und fliegen umher, und wissen meisterlich willkürlich entblößte Busen mit nur von zwey Augen gesehener Lüsterheit zu bewundern. Man vertraut ihnen, als geweihten und frommen Männern, ohne Verdacht Weiber und Töchter. Auf diese Art werden sie zügellos. Wie könnte man noch von ihnen die Beobachtung des Gelübdes der Keuschheit verlangen?

Im 16ten und 17ten Jahrhundert gleng in diesem Falle die heimliche Bosheit noch weiter. Da die Mönche für der Welt damals weit strenger leben mußten, so suchten sie um desto eifriger sich ingeheim schadlos zu halten. Sie opferten daher manche junge Dirne ihrer Geschlechtslust auf. Manches Mädchen von guten Eltern und unbescholtenem Lebenswandel, deren Reize sie vielleicht oft noch obendrein bey heiligen und kirchlichen Handlungen kennen gelernt hatten, ward von ihnen zu unerlaubten Umarmungen gezwungen, und alsdenn gemei-

gemeinlich, mit guter Manier aus der Welt geschafft, damit sie nicht Gelegenheit haben möchte, ihre Keilheit an die Layen zu verrathen. Diese verabscheuungswürdige Bosheit besleckt, zur Ehre unsers Zeitalters, die geistlichen Orden jezt wohl nicht mehr, wenigstens in Deutschland nicht.

Es sey genug von den Ausschweifungen der Liebe in Klöstern! Wohl uns, daß es unter den Mönchen auch noch brave Priester giebt, deren Wandel mit ihrer Lehre harmonisch ist, und die ihrem Orden Ehre machen! Aber noch besser für uns, daß bereits eine Menge solcher Eclavenketter zusammen ihren ehernen Freyheitsfesseln zerbrochen und zerstört sind! daß nicht mehr den Rechten der Natur öffentlich Hohn gesprochen, und heimlich zu viel Herrschaft eingeräumt wird! daß in heiligen Pallästen nicht mehr so viele tausend Mönchswanste für die Verbrechen der Keilheit gemästet werden, indes die fromme Dummheit sich es am Halse abdarbet, um ihnen Almosen zu geben!

Eins muß ich jedoch noch berühren, welches, wenn ichs wegließe, mir den Vorwurf einer auffallenden Lücke zuziehen möchte. Wie kommts, daß die Mönche bey dem schönen Geschlechte fast durchgängig so wohl gelitten sind? Jung oder dem Alter nahe, schön oder nicht schön, finden sie immer ihr gutes Unterkommen. Es sey mir erlaubt, hierauf zu antworten, daß es drey Dinge giebt, die hierbey wohl wahrscheinlich das meiste thun mögen, eingeachtet

achtet ich jedes andre Urtheil über diese Sache in seinem Werthe lasse. Wem ist nicht die Leichtgläubigkeit der Katholiken in Religionsfachen bekannt? Ein einfältiger Aberglaube, als gehöre es zu den Werken geistlicher Wohlthätigkeit, einen Vater nicht vergebens schmachten zu lassen, ist gewiß nicht selten der Grund von den geheimen Avanturen, der Bärtlichkeit, welche das schöne Geschlecht mit den Mönchen spielt. Die Weiber glauben sich dadurch eine Stufe im Himmel zu bauen. Sie preisen sich selig, wenn ein Ordensgeistlicher sich bis zu ihnen herabläßt. — Eine andre Gattung von Weibern findet ein besonderes Wohlbehagen, an der zur Liebe bequemen Kleidung verschiedner Orden, an ihren Kenntnissen von geheimen Künsten im Reiche der Wollust, und an den Geschenken von religiösen Bildern, unter welche sie bey der Austheilung sehr fein Bilder von üppigem Sinn zu mischen wußten. Sie müssen sich für dies, letztere ja doch dankbar beweisen, und können dabey durch den Genuß vielversprechender Speisen auch selbst gewinnen, denn ein durch Enthalttsamkeit und gute Tage gemäßigter Mönch verspricht allerdings feurigere Umarmungen als ein Vatter, der, bey Geschäften und häuslichen Sorgen, täglich der Liebe fröhnen muß. — Noch eine dritte Ursache ist sonder Zweifel die Zudringlichkeit und Freymüthigkeit der Mönche, Eigenschaften, die dem schönen Geschlecht größtentheils herzlich gefallen. Langes Schmachten ist unerträglich und verzeh-

verzehret das Leben. Wo feuriger Blick und viel-
verlangende Geberden einen baldigen Genuß ver-
sprechen, da sind die meisten weiblichen Herzen
immer geneigter zur Zärtlichkeit, als beym keuschen
Mondenschein in der Gartenlaube, wo Schutz-
geister schweben, und weinende Jünglinge an äthe-
rischem Schatten nagen.

Siebentes Kapitel.

Soldatenliebe.

Es ist nunmehr Zeit, daß wir das stille Kloster
verlassen, und es mit einem lebhaftern Schauplatze
vertauschen. So sehr die Klosterbewohner ihre na-
türlichen Triebe für der Welt verleugnen und ver-
bergen, so sehr sucht sie im Gegentheil der Soldat
für der ganzen Welt zu bekennen. Jene scheinen
tugendhaft, und sind nicht; dieser sieht in jedes
Augen zügellos aus, und doch möchte ich lieber der
ins Licht tretenden Unart vergeben, als dem heil-
igen Schelm. Ein für allemal hat er kein Gelübde
der Keuschheit gethan. Er ist Eclav seines Für-
sten, seiner Obern, ja des ganzen Vaterlandes, um
desto mehr fühlt und genießt er die Freyheit seines
Herzens und seiner Neigungen. Aber der Mönch
und

und die Nonne — o ihr Unglücklichen, daß ihr glaubtet, es wäre möglich, die Reize eurer Nerven auf ewig zu besiegen, ohne euch noch überdies zu lasten, denn ihr esset, ihr trinket, ihr lebt herrlich und in Freuden.

Doch, man würde sich irren, wenn man mich für den allgemeinen Lobredner des Kriegers ansehe. Vielmehr seh' ich bey aller der ungeheuerlichen Achtung, mit welcher ich den Beschützer des Landes schätze, in seiner Art zu lieben dennoch mancherley Tadel, den ich sehn muß, wenn ich nicht unvollkommen arbeiten, und mir nicht den Vorwurf einer Blindheit zuziehen will. Ihr, deren edlerer Geist weit über meine darzustellende mißfarbige Bilder erhaben ist, ihr werdet lächeln und schweigen. Und das Gebell derer, die sich getroffen fühlen, gilt mir sogleich, als die stolze Wuth des Kalkutischen Hahnes.

Süßer, als der Biene die Lilie, ist dem schönen Geschlecht der Kuß eines Kriegers. Wo Mars mit seinen Söhnen wohnet, um nach langen Kämpfen eine Weile im Arm des Friedens auszuruhen, da siehst du blühender die Wangen der Dirnen und Gattinnen; und zahlreicher wird die Taufliste des Küsters, öfter ist jedes Herz den Lustarkeiten und Freuden. Zuerst entzückt uns die Neuheit, mit denen bürgerlich und friedlich leben zu können, deren Hände kurz vorher täglich mit Blute bespritzt waren. Der Held mißt diese Freuden, verdoppelt sie,

eilt

eilt zum Hele wie sein Roß zum Angriff, und siegt, und wird Meister. Ha! sollte man denn den jungen Mann im netten Kleide nicht lieben, das, von keinen Falten entstellt, mit buntfarbiger Schattirung prangt? Seht, wie auf seiner Stirne Feuer und Muth glühet! Wie lieblich von seinen holden Lippen die schmeichelnden Worte fließen! Wie sicher er Herzen besiegt, als wären's Feinde! Mit welcher Zuversicht er Gegenliebe fordert! Mit welcher Freymüthigkeit und Entschlüssung er Treue verspricht! Und wie du dagegen dastehst, armer einfach gekleideter Bürger! Wie auf deiner Stirne die Nahrungsorgen sich in Falten hüllen! Wie du ehrbar und altfränkisch einhertrittst, als wärst du noch Herr des Weibes wie vormals! Kein Muth, kein galantes Wort, kein Diensteyfer, dich auf den ersten unster Winke für uns in Feuer und Wasser zu stürzen! — So denken die Weiber, die Tiefdenkenden, die vom Bürger ihr Brodt essen.

Mehr noch im Kriege, als im Frieden, wärkt die Liebenswürdigkeit der Soldaten auf weibliche Herzen. Denn in diesem Zeitpunkt hänge alles undbrauchbar am Nagel, was man im Frieden, Gesetze, Sitten, Ehrbarkeit nennet. Und der Krieger, welcher da eben im Begriff ist, seinen Werth im Staate, nemlich die Gefahr seines Lebens bey Vertheidigung des Landes, mit der That zu zeigen, wird herrschsüchtig; die Weiber, immer des Stärksten Deute, immer voll Ehrfurcht für der Gewalt,

zittern und erwarten Befehle: man reicht ihnen die Hand, sie nehmen sie, schämen sich ihres Mißtrauens, werden fröhlich, und verschrecken die Furcht für neuen Gefahren, durch Leichtsin. Nach und nach werden ihre Sinne in süßes Wohlbehagen gewiegt. Mit ihnen schwebt der Officer in erheitzenden, schalkhaften Tänzen, indes der Gemeine seine zärtlichen Siege im vertraulichen Winkel beginnt. Bezaubernd tönt die militärische Abendmusik im Ohre des Mädchens. So was hören wir niemals von unsern bürgerlichen Jünglingen und Männern. Aber der muthige Held erheitert sich die gefahrvollen Stunden durch diesen Zauber. Wer wolle an seinem Vergnügen nicht Theil nehmen?

Es ist besonders, aber wahr, daß das schöne Geschlecht an keinem öffentlichen Vorgange mehr Vergnügen findet, als an dem Exerciren der Soldaten. Fast immer werden sie lieber jede Augenweide, selbst das Schauspiel, entbehren, als die Uebungen des Militärs. Daß es Ausnahmen giebe, brauch' ich wohl nicht erst zu erinnern, wie ich denn überhaupt hoffe, man wird mir zutrauen, daß ich im Ton des Allgemeinen immer nur den größten Theil verstehe. Bey dieser Neigung muß man nöthwendig die Läger noch weit lebhaftern Eindruck auf die Weiber machen. Und sie thun auch. Eine Versammlung von Kriegsgeräthe und von Helden, mit dem Reize der Seltenheit vergesellschaftet, ist aller-

allerdings ein herrlicher Anblick. Aber in den Augen des Liebeglühenden Mädchens ist es ein Elysium. Hier ist der Held in seiner Heimath. Hier blitzen seine Augen feuriger als jemals. Hier schmeichelt allen Sinnen eine zügellose Freyhelt. Hier ist der Sammelplatz von einer großen Anzahl der schönsten Männer, wo das zärtliche Herz wählen und jeden Augenblick sich in neue Fantasieen von Wollust hineinträumen kann. Alles gafft die Schönen hier an, und bewundert ihre Reize, während auch nur mittelmäßige Schönen; denn lange mußten die Krieger aller Töchter Evens entbehren, und es deutet ihnen nun doppelt süß das liebliche Wesen der Weiber.

So schwindelt der weibliche Dusek von einer steilen Höhe zur andern, und fällt endlich, und wähnt sich noch glücklich im Fall. Der Soldat aber nützt diese weibliche Schwachheit zu seinem Vortheil. Denn die Geschlechtsliebe ist ein physikalisches Bedürfnis, der Reiz der Nerven lehrt sie uns, und sie kann nicht anders als durch schwere Kämpfe verdrängt werden. Dies ist nun aber eben nicht das Werk des Kriegers, so sanfte Gefühle zu verdrängen. Vielmehr sucht er sie zu nähren, und hängt sich an alles an, was ihm Götter giebt. Willigen kann man dies, cylich nicht, doch aber einigermaßen entschuldigen. Der Soldat vom höhern und niedern Range bekommt oft lange Jahre keine Erlaubnis, sich zu verheyrathen, oder es verbietet

C 2

ihm

ihm sein geringer Gehalt schon von selbst. Gleichwohl erinnert ihn das Blut der Jugend, ja nicht selten ein feuriges Temperament auch noch im herannahenden Alter, sehr oft daran, daß die Natur zwey Geschlechter schuf. Er fühlt dies, sucht zu genießen, und wird ein Herumschwärmer. — Aber daß Krieger Gegenliebe mit Ahnenstolze fordern, daß sie die Unschuld durch tausend Ränke ins Garn locken, und nach dem vollen Genuße geheimer Freuden im Elend verlassen, daß sie mit lachendem Muth brave Weiber verführen, daß sie über wolüstigen Zeitvertreiben ihre militärische Pflichten vergessen, das ist strafbar, und diese Verbrechen stehen dem Helden noch viel schmutziger an, als dem Bürger.

Noch einmal muß ich zurückgehn auf die Vermuthung, daß die militärische Kleidung wohl wahrscheinlich sehr viel zu den Vorzügen beytragen mag, welche das schöne Geschlecht dem Soldaten für dem Bürger einräumet. Ich bestätige dies zugleich aus meinem eignen Beispiel. Als ich in meinen jüngern Jahren der Fahne folgte, und in einem Posten stand, wo ich nach Belieben Uniform oder Bürgertracht tragen konnte, so hab' ich bemerkt, daß ich allgemein in der Uniform von jedem Weiberauge freundlichere Blicke bekam, als in gewöhnlichen Mannskleidern. Sogar meine zärtlichen Kleinigkeiten giengen mir in der Uniform besser von statten. Ja selbst meine Wirthin, eine Frau von fünfzig

süßzig Jahren, war interessiert dabei, und versicherte mir, daß ich in der Uniform ein noch einmal so lieber Herr wäre, als im grünen Frack. — Es weit geht die superficielle Denkart der Weiber, so sehr sind sie gewohnt, in einer schönen Schale allemal einen lieblichen Kern zu suchen.

Auch in diesem Kapitel fehlt es mir nicht an mitgetheilten Beispielen, welche die bis zu einem unglaublichen Grade getriebne Neigung des schönen Geschlechts gegen die Krieger beweisen. Ich werde deren zwey erzählen, und dann sogleich zu den folgenden Abschnitten fortheilen.

„Mitten unter den unschuldsvollen Freunden des Landlebens, im Schooße der Einsamkeit, und fern von allem militärischen Umgange ward Nanette Hausnerin erzogen. Ihr Vater, ein reicher Landsasse, behielt sie bis in ihr zwanzigstes Jahr bey sich in Wolkenthal, woselbst sie der besten und sorgfältigsten Erziehung genoß. Sie ward zur vollkommenen Landwirthin vorbereitet, ohne dabey in jenen bildenden und das menschliche Leben so angenehm machenden Künsten, ich meyne Musik, Lectüre, Naturgeschichte, Geographie und dergl. vernachlässiget zu werden. Sie liebte nichts mehr, als die Einsamkeit, ihre Sticknadel, ihre Bücher und ihr Klavier. Selbst dann, wenn ihre Eltern nach der einige Meilen entfernten Stadt fuhren, blieb sie oft aus freyer Willkühr zu Hause.

„Hause, und besorgte die häuslichen Angelegenheiten. In dieser Verfassung war sie, als einst ihr Mutter Bruder, ein Regierungsrath in B. . . nach Wolkenthal kam, um seine lieben Freunde zu besuchen. Er blieb einige Tage hier, und da er seit langer Zeit nicht zugegen gewesen war, so schufen ihm seine Verwandten . . . en ländlichen Sommeraufenthalt zum Himmel. Er war bezaubert. Vorzüglich war ihm Mannettens Dienstsfertigkeit und ländliche Unschuld ein sehr süßer Gedanke. Er beschloß, sie auf einige Zeit mit sich in die Stadt zu nehmen, um ihr die städtische Politur, an der es ihr nach seinen Gedanken noch hier und da fehlen mochte, vollends beizubringen. Es hielt schwer, ehe er der Eltern Einwilligung dazu bekam, und noch schwerer, ehe Mannette sich entschließen konnte. Die einzige Ursache, welche sie endlich dazu bewog, war die Freundschaft zwischen ihr und des Regierungsraths Tochter, welche bisher, wegen seltner Zusammenkünfte, nur durch vertraulichen Briefwechsel war unterhalten worden. Eigentlich war es auch des Regierungsraths Hauptabsicht, daß seine Tochter, indem sie Mannetten in der Etiquette und dem Modeton der Städte unterrichtete, von diesem Mädchen hinwiederum mancherley andre reellere Vorzüge des Characters und der Oeconomie lernen sollte. Allein leider gieng es hier, wies in der Welt oft herzugehen pfleget, nemlich daß der bessere Character wohl

„wohl nach dem fehlerhaften sich bildet, nicht aber
„umgekehrt.“

„Nannette gab also den dringenden Bitten des
„Oncles nach, und der Tag zur Abreise ward fest-
„gesetzt. Nach traurigen Abschieden fuhren unsere
„Reisenden weg, und kamen glücklich in W. . . an.
„Des Regierungsraths Tochter, Cophie, war in-
„nigst erfreut über den unerwarteten Besuch. Sie
„hatte keine Mutter mehr, besorgte daher ganz al-
„lein die Wirthschaft bey ihrem Vater, und ließ
„sichs auf alle Art angelegen seyn, Nannetten den
„Aufenthalt in W. . . angenehm zu machen. Diese
„blieb eine lange Zeit gleichgültig gegen alle ihr
„verschaffte Vergnügungen. Sogar suchte sie sich
„so viel als möglich davon auszuschließen. Allein
„es trug sich nach einigen Wochen ein besondrer
„Vorfall zu, der in Nannettens Brust eine wichti-
„ge Veränderung hervorbrachte. Die zwey Mäd-
„chens waren miteinander zu einer Frühvisite ge-
„wesen. Sie giengen die Hauptwache vorüber,
„als eben Bachparade war. Dies war etwas ganz
„neues und angenehmes für die sonst so unempfind-
„liche Nannette, und sie konnte sich nicht enthalten,
„einige Minuten dabey stehen zu bleiben, ohnge-
„achtet Cophie sie ernstlich weiter zu gehen erinner-
„te. Einer von den gegenwärtigen Officieren faßte
„sich die Mädchen ins Auge, sie gefielen ihm, er
„erfragte ihr Logis bald, und schon am folgenden
„Tage hatte er Gelegenheit gefunden, dem Regie-

„rungsrath die Wiste zu geben. Dieser, ein Mann
 „voll Welt und Klugheit, begegnete ihm sehr höflich,
 „ließ auch noch obendrein seine zwey schönen Haus-
 „genossinnen rufen, um sie dem Hauptmann vor-
 „zustellen, der nicht minder alle Reize der Jugend
 „und Schönheit besaß. Sehr vergnügt über den
 „glücklichen Erfolg seiner Absicht, wandte der Ba-
 „ron von T. . . , so hieß der Hauptmann, all seine
 „gefällige und einnehmende Beredsamkeit an, den
 „Schönen zu gefallen, und er verfehlte seinen Ent-
 „zweck nicht. Nannette fühlte ganz neue und
 „fremde Regungen in ihrem Busen, sie sprach we-
 „nig, ward roth, wenn man mit ihr redete, und
 „sah den Herrn Hauptmann mit einer Art von ge-
 „heimen Widerwillen weggehn. Sophie hingegen,
 „die mehr Kenntniß von städtischen und militärischen
 „Schmeicheleien besaß, blieb kalt, um so viel mehr,
 „da sie den Hauptmann als einen allgemeinen
 „Mädchenverehrer kannte. Demohngeachtet suchte
 „sie Nannetten, deren Gefühle sie nothwendig mer-
 „ken mußte, nicht von einer so gefährlichen Neigung
 „abzurathen. Ihre schwesterliche Absicht war,
 „dem guten Kinde auch eine geheime süße Unterhal-
 „tung zu gönnen. Daher lenkte sie am folgenden
 „Abend, beym Schlafengehen, das Gespräch auf
 „den Hauptmann, und brach in tausend Lobeserhe-
 „bungen über ihn aus. Dies traf Nannettens
 „Seelenfülle. Der geheime Funke glomm heller
 „auf, und die Nacht vergieng, bey unterbrochnem
 „Schlase,

„Schlase, mit süßen Schwärmereien. Kurz:
 „durch Sophiens Vermittlung waren der Haupt-
 „mann und Mannette sehr bald genau miteinander
 „bekannt, ja sie fiengen bereits an, geheime Zusam-
 „menkünfte untereinander anzustellen.“

„Allein bey der ländlichen Ungezwungenheit,
 „und bey dem Mangel an Verstellungskunst konnte
 „Mannettens Geheimniß dem Regierungsrathe nicht
 „lange verborgen bleiben. Er merkte es, er rief
 „Mannetten allein auf sein Zimmer, und ermahnte
 „sie ernstlich von dergleichen Schwachheiten ab; so
 „wie er denn auch in seine Tochter drang, ihm al-
 „les genauer zu entdecken, welche aber, vom sei-
 „nern großstädtischen Gifte längst verderbt, stand-
 „haft versicherte, daß sie gar nichts genaues wüßte.
 „Dieser verschlagne Mann aber kam haarklein hin-
 „ter alles. Er berichtete es auch mit vielem Ver-
 „dauern an Mannettens Eltern und bat sich Ver-
 „haltensregeln aus. Ehe aber die Antwort zu-
 „rückkommen konnte, war die Dirne mit ihrem
 „Lieblinge bereits über alle Berge, ohne daß sogar
 „Sophie das mindeste davon wußte. Der Haupt-
 „mann hatte bey dem Regiment auf vier Wochen Ur-
 „laub genommen, und während dieser letztgenann-
 „ten Zeit erfuhr man nicht das mindeste von Man-
 „netten. Bey Endigung des Urlaubs stellte sich
 „der Hauptmann, jedoch allein, wieder ein, und
 „als man ihn zur Rede setzte, so gab er mit vieler
 „Empfindlichkeit zu verstehen, daß er gar nichts von

„dem Mädchen wiſſe, und man möchte ihn mit
 „dergleichen verſänglichen Fragen verſchonen. Ohne
 „Gewiſſheit und ohne Zeugen konnte man nichts
 „mit ihm anfangen, mußte alſo mit ſolchen nieder-
 „trächtigen Entſchuldigungen ſich abſpeiſen laſſen.“

„Allein es vergiengen nur wenige Tage, als
 „der Regierungsrath einen Brief aus Volkenthal
 „erhielt, worinnen man ihn benachrichtigte, daß
 „Mannette wieder bey ihren Eltern ſey. Sie
 „war mit Thränen ihrer Mutter zu Füßen geſal-
 „len, hatte alles bekäunt, auch ſogar, daß der
 „Officier, der ihr die Ehe verſprochen, ſie zu uner-
 „laubten Handlungen halb gezwungen, und ſodann
 „heimtückiſch verlaſſen habe. ſie wiſſe auch nicht
 „wo er hingekommen ſey. Die gerührte Mutter,
 „die alles auf die Leichtgläubigkeit ihres Kindes
 „ſchob, vergab ihr, beſänftigte den Vater, und
 „Mannette ward wieder zu Gnaden angenommen.“

„Es vergiengen mehrere Monathe, und man
 „ſah aus Mannettens zuvertraulichen Umgange mit
 „dem Hauptmann keine ihrer Ehre nachtheilige Fol-
 „gen entſtehen. Dies beruhigte ihr bedrängtes
 „Herz, ſie ward wieder vergnügt wie vorhin, und
 „die Eltern vergaſſen nach und nach alle Thorheiten
 „ihres einzigen Kindes.“

„Mit der wiederkehrenden Seelenruhe aber
 „kehrte auch der Leichtſinn zurück. Es kam ein
 „junger,

„junger, allerliebster Cornet nach Bollenthal ins
 „Quartier. Er machte sich auf dem Hofe bekannt.
 „Dem Vater ahndete ein neuer Kummer. Er
 „begegnete dem Cornet allemal kalt, und bat ihn
 „niemals, wiederzukommen. Dieser aber kam un-
 „gebeten. Er ließ sich keine finstre Gesichter ab-
 „schrecken, um so mehr, da er merkte, daß die
 „schöne Mannette ihn gern sah. Wirklich war
 „auch ihre alte Neigung gegen den Soldaten mit
 „seiner Ankunft völlig wieder aufgewacht. Man
 „sollte meynen, da sie das erstemal so betrogen
 „worden, würde sie furchtsamer und mißtrauischer
 „geworden seyn. Aber nein! sie rennte spornstreichs
 „wieder in die Falle, und gab den feurigen Ver-
 „suchungen des jungen Kriegers Gehör. Als die
 „Eltern sie mit Thränen bateti, sich nicht noch einmal
 „in ihr eignes Verderben zu stürzen, be-
 „stimmte sie freymüthig, daß sie in diesem Falle ihre Leiden-
 „schaften schlechterdings nicht überwältigen könne,
 „und sie würde nicht eher ruhen, bis sie mit dem
 „Cornet verheyrathet wäre. Die Eltern, die ihr
 „Kind gern glücklich wissen wollten, gaben nach.
 „Der Cornet warb um Mannetten. Man willigte
 „ein, in sofern er nehmlich höhern Orts Erlaubniß
 „zum heyrathen bekäme. Er schrieb hierauf dieser-
 „wegen an seinen Vater, der Obrist war. Allein
 „anstatt eine günstige Antwort zu erhalten, ward
 „er vielmehr als Arrestant von Bollenthal weg,
 „und auf seines Vaters Güter geführt, wo selbst
 „er,

„er, nach erhaltneim Abschiede, dem ländlichen Leben
 „geweiht, und unter tausend Verweisen seines un-
 „besonnenen Vorhabens, ein Bürgermädchen zu
 „heyrathen, mit einem jungen Fräulein von großem
 „Vermögen vermählt wurde.“

„Nannette war untröstlich. Die Eltern such-
 „ten alles hervor, sie zu besänftigen. Sie saamen
 „auf Mittel, sie an einen braven Mann in der
 „Stadt zu verheyrathen. Aber umsonst! Nan-
 „nette trohte selbst der Gewalt. Zur Vermehrung
 „des Kammers erfuhren die bestürzten Eltern sogar,
 „daß sie bereits wieder mit einem Feldweibel im
 „Dorfe sich eingelassen habe. Aber auch diesmal
 „gaben sie nach. Sie lockten Nannetten ein
 „eignes Geständniß ab, machten sodann den Feld-
 „weibel, der wirklich ein braver Mann war, von
 „den Soldaten los, verwickelten ihn mit in ihre
 „Landwirthschaft und verheyratheten ihn mit Nan-
 „netten.“

„Allein das junge Paar lebte nur wenig Wo-
 „nathe glücklich. War Nannette ihrem Manne
 „nur deswegen nicht mehr gut, weil er nicht mehr
 „Soldat war, oder machten wieder andre Krieger
 „Eindruck auf ihr militärisches Herz, kurz: sie
 „ward ihrem Manne untreu, und spielte, vermöge
 „ihrer in der großen Stadt erlernten Kenntnisse
 „der Coquetterie, mancherley geheime Liebeshändel
 „mit Officieren und Unterofficieren. Vater und
 „Mann mochten sagen und vorstellen, was sie woll-
 „ten,

ten, Mannette bekannte nichts, und trieb ihre Lebensart fort. Beyde starben endlich, wahrscheinlich vor Gram über die Unbesonnene. Mannette aber lebt noch, als Besitzerin von dem Guthe, welches ich hier Wolkenthal genennt habe. Ohngeachtet sie sich nicht wieder verheyrathet hat, auch bereits in den Vierzigen ist, so setzt sie doch ihre vorige Lebensart ununterbrochen fort; und ihre Mütter, durch einen Schlagfluß ganz kindisch, schleicht wie ein Schatten umher. Beyden droht Mangel und Elend, denn Wolkenthal ist völlig verschuldet. Sollte die Besitzerin dies Buch in die Hände bekommen und sich getroffen fühlen, so mag sie einem alten Beobachter des menschlichen Herzens vergeben, der theils sie selbst gern noch gebessert und glücklich sehn möchte, theils auch der noch unverführten Unschuld, und denen der militärischen Liebe zu sehr ergebenen Mädchen und Weibern ein Beyspiel aufstellen wollte, welches ihren Herzen eine nützliche Lehre geben kann.“

Wir kommen zum zweyten Beyspiel einer grenzenlosen und bis zur Thorheit ausgearteten Soldatenliebe. „Henriette war die jüngste von drey Schwestern eines in Dürftigkeit auf dem Lande lebenden Vaters. Schon oft hatte sie ganz besondre Zuneigung gegen das Militär bezeiget, welches man aber Anfangs nur für eine fast Allen vom Weibergeschlechte eigne Liebe zu den bunten, wohlgeordneten und mit Waffen spielenden Reihen hielt.

„hielt. Allein schon in ihrem 17ten Jahre gab sie
 „lebhafteste Beweise, daß ihre Gunst für dies glän-
 „zende Schauspiel in unbezwingliche Liebe gegen
 „den Martisfahn übergegangen sey. Sie sprach
 „mit jeder Mannsperson gleichgültig, die nicht Sol-
 „dat war, aber sobald ein Krieger auch nur vor-
 „über gieng, so ward er von ihr bemerkt, in Be-
 „urtheilung genommen, und mehrertheils ihrer
 „Sehnsucht nach ihm würdig befunden. Der Va-
 „ter ward es inne; aber er schwieg, bis er nach
 „einiger Zeit Gelegenheit fand, das Mägdlein über
 „dergleichen Geschäften zu ertappen. Denn sie
 „gieng einst an einem schönen Herbstabend mit ei-
 „nem Gemeinen, der aber ein Muster von schönen
 „Männern war, hinterm Dorfe spazieren. Sie
 „glaubte sich ganz sicher, indes ihr Vater immer
 „jenseit des Dorfgrabens, hinter den Weiden, dem
 „Pärchen zur Seite wandelte. Er hörte die zü-
 „lichsten Worte, und die oft bis zum Busen herab-
 „irrenden Kisse eine Weile mit an. Plötzlich aber
 „brach er sodann hervor, setzte über den Graben,
 „riß die Umschlungenen aus einander, und zer-
 „rennlieten mit sich nach Hause. Hier las er ihr
 „den Text tüchtig, und versicherte sie, daß, sobald
 „er wieder dergleichen erniedrigende Aufführung von
 „ihr entdeckte, er sie verstoßen, und gar nicht mehr
 „für sein Kind erkennen würde. Das Mädchen
 „weinte, gelobte Besserung, war aber gewiß in
 „ihrem Herzen überzeugt, daß man ihr Unrecht
 „that,

„that, und zu Unmöglichkeiten sie zu zwingen suchte.“

„Unterdessen meldete sich ein Freyer, ein brau-
 „ver junger Mann, der in einer acht Meilen ent-
 „fernten Stadt Advokat war. Er hatte den Va-
 „ter und sein Kleeblatt vor einiger Zeit auf einem
 „Masquenball kennen gelernt, und daselbst von
 „Henrietten, vermuthlich weil er in Husarenun-
 „form gegangen war, eine sehr elnehmende Be-
 „gegung genossen. Er schloß, sehr unrichtig, aus
 „ihrem gefälligen Betragen auch auf größere Ver-
 „züge, und da er an dem Vater einen alten Deut-
 „schen ohne Edrimoniell gefunden hatte, so schrieb
 „er gradezu an ihn, und warb um seine jüngste
 „Tochter. Die Art, mit der er dies that, nahm
 „den Vater ein. Er bekam Zutrauen zu dem jun-
 „gen Manne, und reiste, anstatt zu antworten,
 „selbst zu ihm. Nach einigen gleichgültigen Un-
 „terredungen kamen sie auf den Hauptpunct, wo
 „denn der Alte ihm sagte, daß er zwar seine Ein-
 „willigung sogleich geben wolle, um so viel mehr,
 „da er bey seinen mittelmäßigen Vermögensumstän-
 „den mit der Verheyrathung seiner Tochter gar
 „nicht rückhaltend seyn dürfe, daß aber von Selten
 „seiner Tochter das Jawort schwerlich zu erhalten
 „seyn würde, indem sie so sehr am Soldatenstande
 „hänge, daß sie ein Mann von bürgerlichen Ge-
 „schäften fast aneckelte. Er hätte inzwischen doch
 „ein Project im Kopfe, welches, wenn es anders
 „denn

„dem Advocaten gefiele, die Absicht vielleicht zu er-
 „reichen dienen könne: Nehmlich, er, der Adv-
 „cat, solle, mit der hiebey erforderlichen Vorsicht,
 „ihn, den Vater, in Husarenuniform besuchen,
 „und einige Tage bey ihm bleiben, während wel-
 „cher Zeit es ihm allen Vermuthen nach sehr leicht
 „fallen würde, die Tochter zu gewinnen. Der
 „Advocat lachte über den schnurrigen Einfall des
 „komischen Alten, war aber seine Ausführung herz-
 „lich gern zufrieden. Der Vater reiste inzwischen
 „wieder nach Hause. Nach acht Tagen erschien
 „der junge Husarenlieutenant in Sommerbergen.
 „Der Vater betrug sich gleich sehr bekannt gegen
 „ihn, und nöthigte ihn, einige Tage hiet zu ver-
 „weilen. Dieser nahm's nach einigen Weigerun-
 „gen an. Schon lachte Henrietten das Herzchen
 „im Leibe. Es bedurfte auch nur eulger aufmerk-
 „samer Wiemen und einer einsamen zärtlichen Un-
 „terredung von Seiten des verstellten Officiers, so
 „hatte er Henriettens Herz vödlig in seiner Gewalt.
 „Wie denn auch würtllich nach einigen Tagen die
 „Sache so weit kam, daß der Lieutenant, mit
 „Henriettens Uebereinstimmung, bey ihrem Vater
 „um sie anhielt. Dieser schien anfänglich bestürzt,
 „als er aber theure Versicherungen von dem Lieu-
 „tenant erhalten, daß es ihm zu heyrathen erlaube
 „sey, so ließ er Henrietten allein zu sich kommen,
 „und trug ihr die Sache vor. Sie gab ihr Ja
 „wort mit Freuden, und schon am folgenden Tage
 „hielt

„hielt man, wegen vorgegebenen Dienst des Lieu-
 „tenants, die Verlobung. Hierauf reiste der Offi-
 „cier nach Hause, um seine Geschäfte zu besorgen.
 „Nach vierzehn Tagen kam er wieder, während
 „welcher Zeit die kleine Hochzeit veranstaltet wor-
 „den war. Das Pärchen wurde nunmehr ge-
 „traut, und der vermeinte Husarenofficier führte,
 „nach einer noch in Sommerbergen zugebrachten
 „Woche, seine junge Frau mit sich nach der Stadt.
 „Sie hatte ihn unterwegs oft gefragt, warum er
 „bey der schönen Witterung immer im Ueberroche
 „bliebe, und nicht lieber die leichte Uniform allein
 „trüge. Was er geantwortet, weiß ich nicht, das
 „aber weiß ich, daß den folgenden Morgen, als
 „sie kaum aufgestanden waren, eine Menge Ellen-
 „ten sich herzubrängten, welche durch die lange
 „Abwesenheit des Advocaten in große Verlegenheit
 „waren gesetzt worden. Henclette riß die Augen
 „gewaltig auf. Das Wort starb ihr im Munde,
 „als sie fragen wollten, was das heißen solle? Gern
 „hätte sie Lärm gemacht, aber sie fürchtete sich des
 „Auslächens, wenn man den Verlauf der Sache
 „erfähre. Und als man ihm vollends Briefe ein-
 „händigte, wo er ausdrücklich auf der Aufschrift
 „Advocat genennet wurde, als er, anstatt auf die
 „Wachparade zu gehn, in bürgerlicher Kleidung
 „nach dem Rathhause gieng, da war sie lieber in
 „Ohnmacht gesunken.“

„Allein ihr Mann war eben derjenige, welcher sie noch zu rechter Zeit von der Thorheit zurückbrachte. Er nützte gleich das erste Erstaunen, ihr vorzustellen, daß sie bisher nicht sowohl in die Soldaten, als vielmehr in die Uniform und in das soldatische Betragen verliebt gewesen sey: Er sey ja noch derselbe, den sie vor acht Tagen so feurig das erstemal als Vatten geküßt habe. Kurz: es gelang ihm, Henriettens Sinn zu ändern, und ihr durch Thatfachen zu beweisen, daß der Soldat und der Bürger liebenswürdig seyn können — und sie führen noch jetzt die glücklichste, zufriedenste und einträchtigste Ehe.“

Nun kommt ich noch eine Menge Weibleins und Mägdeleins aufstellen, welche mit Liebe saugenden Blicken an den schönen Helden hangen, welche ihren Vätern und Männern das Geld stehlen, um ihren geliebten Kriegern Pasteten und Kräfttorten backen zu lassen, welche halbe Nächte an Haussthüren lauern, um Lieutenants sowohl als Musquetiers zu begünstigen, oder am hellen Morgen den ermüdeten Feldwebel bey sich im Bette finden lassen, indes seine Kammeraden ihn ängstlich suchen. Aber es sey fern von mir, so viel Feindschaft des schönen Geschlechtes auf mich zu laden! Ich begnüge mich, einige Geschichten von der Art erzählt zu haben, welche zureichend seyn können, die auf keine Dauer gegründete Soldatenliebe verdächtig zu machen.

Achtes Kapitel.

Fürsten - und Hofliebe.

Cythere herrscht wohl an keinem Orte unumschränkter und angebeteter, als in den glänzenden Pallästen der Fürsten und Großen des Reichs. Hier ist ihr ewiger Wohnsitz, hier ihr Tempel und ihre Freystatt, hier der Sammelplatz ihrer Trophäen. Allein hier verbirgt sie sich auch am meisten in geheimnißvolles Dunkel. Auch leidet sie ungern, daß man über ihre Siege ein Urtheil fället. Daher bleiben die meisten Liebesintriguen der Höfe verborgen, oder, besser gesagt, man muß sie sich nur ins Ohr flüstern und darf nicht laut davon sprechen.

Dem ohngeachtet fehlt es dem scharfsichtigen Auge nicht an stillen Bemerkungen auffallender Scenen. Denn oft wird hier die Gerechtigkeit durch weibliche Willkühr verwaltet, hier ertönen Gesetze von weiblichen Lippen, und die Wissenschaften müssen ihren Nacken unter den Eigensinn der Weiber beugen. Hier ruht die Dame vom erstem Range in den Armen des Kammerdieners und der vom ganzen Lande angebetete Minister wird an dem Busen der Hofe gewiegt. Sogar fürstliches Blut vergift nicht selten seines erhabenen Stammes, und

wirft sich in die Umarmungen des Pöbels. Ose wird seine Echnsucht unersättlich, ja sie artet bis zur wahren Erniedrigung aus.

Hier, wo tausend köstliche Speisen, erheitzende Getränke, Musik, Tanz und alle Arten der Ergötzlichkeiten unaufhörlich einander ablösen, da vergessen die Damen ihre vom Luxus ausgemergelten Höflinge, und sehnen sich nach den Umarmungen des kernfesten Curasirs, oder des zum erstenmal am Hofe erscheinenden nervigten Landjunkers: da indes der aus seiner Entnervung sich unaufhörlich emporarbeitende Höfling an dem Busen eines frischen, vollrangigten Mädchens sinkt, um durch ihren balsamischen, blumigten Aushauch wieder stark, und vollkommenerer Bollust fähig zu werden. Ueberhaupt scheint die Liebe hier all ihre natürlichen Freiheitsrechte zu behaupten, denn sie geht nur nach Genuß von Schönheit, Gesundheit und Jugend, ohne sich im mindesten an Stand und Ahnen zu binden. Denn die Ehen, welche an Höfen allerdings, mehr als im bürgerlichen Leben, nach Privatabsichten, nach Stand, Reichthum und Verbindungen mit großen Häusern geschlossen werden, sind selten eine Folge von Liebe, noch weniger ein gesetzmäßiger Verus zur Liebe, sondern ein bloßes politisches Carimonieell.

Jene hochgewölbte Grotten im fürstlichen Garten, jene schattigte Lustwälder, jene marmorne, von der zärtlichen Fontaine umsäufelte Lusthäuser, jene indian-

indianische kleine Palläste, wo auf weichen, seidnen, elastischen Sophas Amor zum Spiel winkt, jene auf dem umzingelten See der erquickenden Kühlung geweihte Gondeln, dies, Höfning, sind deine Freudengeber, von denen du Tag und Nacht träumst! Hier macht der Reiz der Natur und die ungestörte Stille die Liebe doppelt schön, denn wer zittert nicht, einer geheimen Grotte sich auch nur von ohngefähr zu nähern, wo Genossen des Hofs der Zärtlichkeit huldigen?

O wie oft wird hier ein zuvor unmögliches Gesuch erlangt! Wie oft erlaubt die arme Bürgerin dem genäthigten Höfninge zärtliche Freheiten, um sich und ihrem Gatten einen sorgenlosen Unterhalt zu verschaffen! Wie oft verliert hier selbst der Fürst oder die Fürstin die Gewalt der Gerechtigkeit, und wird verleitet, Recht zu schmälern, Unrecht zu schützen! Wie oft werden endlich ganze Länder das Opfer von den zügellosen Ausschweifungen glänzender Höfe im Gebiet der Liebe! Denn der Unterthan, der entweder zugleich leichtsinnig wird, oder im entgegengesetzten Fall, über den in ewigen Freuden herumzankenden Hof sich ärgert, muß alles, was er mühsam erwirbt, hingeben zum Schwelgen seiner Beherrscher.

Aber so leichtsinnig, so frey und zügellos auch hier die Liebe ist, so ist sie dennoch nicht immer von Eifersucht frey. Zitternd führt mancher Höfning seine junge Gemahlin bey Hofe ein, und oft ist

der Fürst selbst, den er am meisten fürchtet. Manche Dame schielt unruhig nach ihrem Gemahl hin, daß nicht etwa sein vor kurzem erst von ihr besiegtes Herz das Joch wieder abschüttle und verführe werde. Diese Eifersucht ist aber nur selten eine Folge von wahrer feuriger Liebe. Mehrertheils ist sie Stolz, oder Eigennuß, oder Herrschsucht. Denn oft sind die am geschwindesten eifersüchtig, welche, vermöge ihrer eignen Ausschweifungen, die wenigsten Ansprüche auf unverbrüchliche Treue zu machen haben.

Jene Freyheit in der Liebe an Höfen, vermöge welcher sie sich gleichsam allen bürgerlichen Pflichten in der Liebe entziehen, scheint ihnen von uralten Zeiten her eigen gewesen zu seyn. Dies beweisen uns sogar schon die Geschichten der Höfe im alten Testament, dies die Bücher der von kaiserlichen und königlichen Ausschweifungen handelnden römischen Geschichtschreiber, dies die häufigen Romane, Reisebeschreibungen und Biographien in allen lebendigen Sprachen, seit vielen Jahrhunderten bis auf unsre Zeiten. Immer nahm man sich an Höfen in Ansehung des sechsten Gebots mehrere Freyheiten heraus, als im bürgerlichen Leben. Immer schien es weniger auffallend, wenn Majestäten, Durchlauchten, Excellenzen und Gnaden die Pflichten der Sittsamkeit, Ehrbarkeit und Unschuld bey Seite setzten. Noch vor wenigen Jahren reiste ich durch eine prächtige Residenz, wo ich

ich Gelegenheit genug hatte, mich von der Wahrheit dieser Meynung zu überzeugen. Unter andern habe ich verschiednemal bey der offnen Tafel den Leichtfinn der weiblichen Fürstlichkeiten angestannet. Indes das würdige Haupt, ernst und grau, mit seinem gleichwürdigen Nachbar von der Wohlfarth des Landes sich unterhielt, schielten jene mit brünstigen Blicken nach den schönen bürgerlichen Jünglingen, die unter den Zuschauern waren; und die Laquaien berührten mit vieler Freymüthigkeit, beym Jedemaligen Umwechseln des Tischgeräthes, ihre bis zum Mittelpunct entblößte Busen, die inzwischen, durch tausend Ausschweifungen entstellt, vielleicht weniger reizend waren, als die der Geringssten unter dem herzubringenden Volke. — Und wer kennt nicht die Streisereyen, welche noch in unsern Zeiten große Regentinnen im Gebiet der Liebe wagten, die aber jedermann mit Gleichgültigkeit ansah, gleich als wären anderweitige Verdienste im Stande, einen Flecken ganz zu verhüllen, daß er nicht mehr schmutzig erschiene.

Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß die deutschen Höfe jetzt für andern anfangen, die groben Ausschweifungen zu vermeiden. Wenigstens zeigen sich unsre Fürsten in diesem Falle adler als jemals. Fast wird man nichts mehr von Maitrefsen, von natürlichen Söhnen, von unächten Thronfolgern hören. Auch die Minister weihen sich eifriger dem Wohle des Staats, anstatt daß sie vormals

Ihre Zeit nur äppigen Lüsten opferten. Selten
sind jezo die höchst wichtigen Aussprüche und Wac-
tworte der Großen in der Gewalt buhlerischer Wel-
ber. Und ob zwar freylich die niedrigere Klasse
der Hofleute noch vielleicht nicht sobald aus dem
Schlamm des Luxus und der Leppigkeit sich her-
ausfinden wird, so schadet doch ihr sträfliches Bey-
spiel weniger, als das Beyspiel der Regenten und
Minister, da sie noch die Gesetze der Keuschheit,
Mäßigkeit und Eitsamkeit öffentlich mit Füßen
treten.

Vater deines Volkes, unsterblicher Friedrich,
du gabst früh die Ansprüche auf Bärtlichkeit freywill-
ig auf, um dich ganz allein dem Ruhme des Hel-
den und dem Wohle deiner Unterthanen zu weihen.
Und du, erhabner August, an der Hand der treuen
Amalie, die die zärtlichste Mutter ist; du Joseph,
du Franz, all ihr Edeln, von deren Höfen die
Tugend anhaltend fortführt den Leichtsin zu ver-
drängen, und sie den Nationen als im Beyspiel der
Mäßigkeit und Eitsamkeit auszustellen: euch wird
göttlicher Beyfall, und blühender Wohlstand eurer
unsterblichen Staaten belohnen, wenn anders der
Unterthan dem Beyspiele seines lebenswürdigen
Beherrschers folgen will!

Aber auch an andern Höfen, außer Deutsch-
land, arbeitet sich der Adel des Herzens zwischen
den gefährlichen Klippen des Leichtsinns heraus.
Haben wir deren nicht viele Beyspiele? Stürzte
nicht

nicht auch Dänemark jene Unglücklichen, die die Königin verführten, und zugleich Theil am Reiche nehmen wollten? ob zwar freilich hier wichtigere Ursachen im Spiel waren? Nur das kann ich den edeln Dänen noch nicht verzeihen, daß sie der braven Carolin die Krone nahmen, und nicht thätiger waren, ihre Unschuld zu retten. Diese erhabne Wittin starb, in der Blüthe der Jahre, vom Gram verzehrt, in Gefängnißmäßiger Einsamkeit; und doch sprach ganz Dänemark, ganz England laut von ihrer Unschuld und Tugend!

Neuntes Kapitel.

Ländliche Liebe.

Gepd mir gegrüßt, süßduftende Wiesen, gegrüßt, verschwiegne Wälder, gegrüßt schattigte Thäler, vom rieselnden Silberstrome umgürtet! In euerm Ansehuch des Glück der Liebe genießen, ist Erdenseligkeit. Tausendfältig verschönert ihr die Annehmlichkeiten der Liebe. O wars nicht Thorheit, wie oft hätte ich euch angebetet in den Jahren des Jünglings, als noch Locken der Jugend meine Scheitel umkränzten, und an meinen Armen ein reizendes, schwachtendes Weib hing! Da empfand

ich noch ganz, welche unaussprechliche Vorzüge das Landleben zärtlich verbundenen Herzen gewähret. Da begrüßt ich die Morgensonne im Arm der Liebe, glomm, begleitet von dem Feuerblick des dankbar zum Himmel gewandten weiblichen Auges, steile Gebürge hinan, die Allerleuchtende zu empfangen. Da erschien mir in nahen und fernen Gefilden die Vollenheerde, und der stolze Stier mit seinen zum Morgenmahle läutenden Weibern. Ich sah diese lebendigen Schätze des Landwirths und freute mich ihrer im Arm der Liebe. In der Gartenlaube, gegenüber den speisenden Fischern und dem Mahle der Schnitter, aß ich und trank, mit dankbarem Herzen gegen den Geber, im Arm der Liebe. Wenn dann nach herbeygekommenen Ziele nützlicher Arbeiten, am abgekühlten Abend von meiner müden Stirne der Schweiß floß, da trocknete ich ihn, nahm die Hand meiner Gattin, und wir begrüßten wieder die freyenden Gesilde. Unser Blick sah die Heerden, die er früh gekommen sah, wieder in ihre Horden und Ställe zurückkehren, sah das Hinabstufen des Belichts mit Entzücken, aber auch mit Sehnsucht, und mit Hoffnung des Wiederkehrens. Siehe, da stieg uns herauf überm dunkeln Gebürge der silberne Mond im wandelnden Licht. Wir sahn ihn, und freuten uns sein, und lehrten dann, in Florens Blumengedüft, zur ländlichen Wohnung zurück. — O wie heilig rauschten uns oft die Riesen der erquickenden Wälder entgegen!

Wie

Wie mächtig luden sie uns ein zu Küßen und zärtlichen Scherzen! Wie oft tönte Echo, das Lese, unsre Namen zurück, wenn wir uns muthwillig von einander verirrten, und dann, wirklich uns Wiederfinden besorgt, einander zuriefen! Wie oft hingen wir uns an die leeren Letterwagen, wenn sie aufs Feld gefahren wurden, den Segen Gottes in die Scheuern zu sammeln! Wie oft winkt uns am Nebengelender des fleißigen Winters die rothliche Traube! Wie oft glitten wir auf schneeigten Bergen und in schneeigten Thälern, von Löwen und Drachen und Schwanen gezogen, als hätten wir Flügel, durch Straßen und Dörfer! — O du bist schön, Cythere, auf dem Lande, tausendmal schöner, als in zwangvollen Städten. Hier ruft Einsalt zur Treue, und zur Mäßigkeit Arbeit. Hier ist Freyheit und Seelenruhe, hier Eintracht und Tugend!

Aber o weh! daß auch diese gepriesne Liebe in die Sclavenkette des Verderbens geschmiegt ist! Verschmachtet ist von unsern ländlichen Fluren die Einsalt der Sitten, die Mäßigkeit, die Treue, die Eintracht! Ihre Bewohner lernten von den Städten schnelle Ausschweifungen, Luxus und Falschheit; lernten, bey der Wahl der Gatten mehr auf Heyrathsguth und schöne Kleider, als auf Güte des Herzens, auf Frömmigkeit und Treue sehen; lernten Mädchen bethören und Weiber verführen; lernten, die Negvenkräfte der Jugend leichtsinnig verschwenden.

schwenden, um in spätern Jahren zu barben, um im Männeralter schon Greise zu seyn. Englos irrt ihr, mahlende Dichter, die ihr in ländlicher Liebe uns Arcadien herträumt! Nur wenige Städte, die dem Verführungsgifte der Höfe und der Städte entfliehn, eilen aufs Land, und finden da für sich selbst arcadische Freiheit, finden die wohlthätigen Freuden der reinen Natur und der ländlichen Stille. Aber der Landmann kennet das Glück nicht, das Mutter Natur ihm beut. Er stößt es mit Füßen von sich, und ringt nach fremden Sitten. Geh, schöpferischer Dichter, auf die von Arbeitern wimmelnden Felder, und sieh, wie unaufhörlich das Auge des Mähders und Schniters von unreiner Wollust funkelt; geh in die Ställe, und sieh die Opfer der Unzucht; verweile einen Augenblick in der Schenke, und sieh die erheitzenden Tänze, welche die Geilheit erfand. Frage dann die Jünglinge und Dirnen am folgenden Morgen, wie sie die Nacht vollendet? nicht einmal im schwelgenden Tanze, nein! mit schändlichen Zeitvertreiben, die das Glück der Seele, den Adel des Herzens und die Gesundheit vertilgen. Blick ins Innerste der ländlichen Ehen; sieh da die unendlichsame Zwietracht, sieh mit gleichgültigem Muth begangne Befleckungen des Ehebettes, sieh Leichtsinn in der Erziehung, sich tausend selbstbereiteten Mangel und Elend. Und die Stifter der Ehen sind, nebst dem wuchernden Geschlechtestriebe, fast immer

immer Dummheit oder Eigennutz. — Dies Gemälde von der Liebe des Landmanns leg' ich jedem scharfsichtigen Beobachter für Augen, und frag' ihn öffentlich, ob es nicht wahr und treffend sey? Untersuchet es selbst. Gewiß, ihr werdet mich rechtfertigen und mit mir trauern!

Aber o wie glücklich seyd hingegen ihr, die ihr der Stadt entfloht, um auf dem Lande ungestört der süßen Zärtlichkeit zu genießen! Nicht thatet ihrs, um in stetem Müßiggange zu tändeln und zu liebeln, nicht andre Menschen wie Gespenster zu fliehen, die etwa Zeugen seyn könnten von euerem bis zur Heiligkeit ausgeartetem ehelichen Feuer. Nein! eure reinere Herzen sehnten sich nach Ruhe, entfernten sich vom Geräusch der Heppigkeit und der Gastmähler, stoben in die einsamen Fluren, nicht leer von Menschen, nur leer von gaukelndem Spielwerk. Lächelnd nahm euch das Thal auf, lächelnd die reichen Saaten, lächelnd der Hain mit seinem balsamischen Aushauch. Hier fühlte ihr stärker als jemals, wie stark ihr euch liebtet, hier erschien euch, im Arm der Liebe verschönert die Natur in ihrem prachtvollen Gewande. Hier bot euch die Ulme, und die silberne Pappel, und die steinerne Eiche Kühlung und Schatten zur reinen Umarmung. Eure Küße sahen die Nachtigallen im Walde, und, bey eurer Rückkehr zur ländlichen Wohnung, die Taube nebst dem lustigen Sperling. Sie sahen sie und ahmten sie nach. In jedem stolzierenden Pferde sowohl

sowohl als im kleinsten Insecte, bewundertet ihr einmüthig die Größe des mächtigen Schöpfers. Ruhe ist das Erbe eurer Seelen. Jeder Morgen weihet euch der Freuden, und den Abend begrüßt ihr mit sanften Zurückblicken auf den verlebten glücklichen Tag. Nur wahre Freunde besuchen euch, und theilen mit euch diese Freuden, denn die unächtten Freunde finden bey euch keine Unterhaltungen, welche ihren Gesinnungen schmeicheln. O glückliches Paar, die Allmacht sieht mit segnenden Blicken auf deine Würde hernieder!

Auch euch, Jünglinge und Mädchen, die die Welt noch nicht als Verbundne erkennet, deren Herzen aber die Natur fest verband, ist das Landleben günstiger, als die Stadt. Euerm schwärmerischen Geiste bieten sich hier tausend Gegenstände zur Vermehrung der Zärtlichkeit dar. Es sey nun, daß Eltern, Verwandte und Freunde eure Verbindung wissen und billigen, oder daß politische und Familienursachen euch Stillschweigen gebieten. Immer werdet ihr, besonders im letztern Falle, tausend glückliche Gelegenheiten finden, euren bedrängten Herzen in einsamer Vereinigung Lust zu machen, und euer Bündniß fester zu schließen. Allein, erlaubet mir euch auch zu sagen, daß das Landleben, so fern ihr nicht auf eurer Hut seyd, euch sehr gefährlich werden, und eurer Heimlichkeit Nachtheil bringen kann. Eben jene ungestörte ländliche Ruhe, jene Erhöhung der Empfindsamkeit

eurer

entret Gefühle, jene Einladung der ganzen lebenden Natur zur Liebe, kann, so tadelstrey sie an und für sich ist, euch doch Gefahr drohend werden, wenn sie zu einer Zeit zu mächtig auf euch wirkt, wo Gesehe und Klugheit euch noch große Enthaltbarkeit gebieten. Selbst in den Stunden der reinsten Tugend überrascht uns oft der sinnliche Trieb. Kleine Gelegenheitsursachen können unsre Nerven in ungewöhnliche Bewegung setzen; und wenn nun Einsamkeit diese Regung begünstigt, so werden wir leicht zu seilen Sklaven unsrer Begierden. O flieht, Liebende von feurigem Geiste, die allzustreue Einsamkeit, flieht die nächtlichen Verirrungen im Schimmer des Mondes, und die breite Wölbung der duftenden Linde am Abend!

Ich komme zu einer Gattung von ländlicher Liebe, der ich einen eignen Abschnitt einräume. Mit innerm zufriedenen Lächeln sah ich oft die Zärtlichkeit der Landpsarmädchen. Dies schnalische Geschlecht, das halb städtisch, halb ländlich denkt, ist größtentheils schwärmerisch in der Liebe, und das wahrscheinlich daher, weil es aus Mangel an guter Gesellschaft, sich mehrentheils mit erzählenden Büchern beschäftigt. Wenn nun einmal ein noch unbefangener artiger Jüngling den Papa besucht, und scheint in ihrer Unterhaltung Wohlbehagen zu finden, da fühlen sie gleich, daß dieser das Urbild zu ihrem längst im Köpfchen herumgetragenen Ideale von Liebling ist; sie werden ihm hold, er verweilt bey

bey ihnen, er genieße mit ihnen, und von ihnen geleitet, der ländlichen Kette. Er kehrt nach der Stadt zurück, aber er fühlt, daß er seine Ruhe auf dem Lande zurückließ. Er schreibt an seine dortige angenehme Gesellschafterin, erhält Antwort, beyde schwärmen, und träumen — fliegen zusammen, und sind Eins! Dann trabt der Liebling oft auf seinen Klappen zur erwartenden Schöne, bis das Band der Ehe sie verbindet. Glückliche, glücklich ist diese Liebe, sehr oft glücklicher, als in fürstlichen Landhäusern und adelichen Schlössern!

Aber leer und verächtlich ist dem galanten Schwärmer die ländliche Liebe. Lieber führt er seine Doris auf Bälle, in Assambleen, in die Comödie, in die Oper, als durch Gottes grüne Fluren, als zum Verlesel des Stromes, als zum schmachtenden Silberten der Harf und der Flöte in der duftenden Gartenlaube. Lieber bedient er sie am Nachttisch, als er mit ihr zum felschen Quell gehet. Lieber trabt er im städtischem Gestrümmel neben ihrer Sänsie her, als er sie den alles überauschauenden Berg hinauführt. Lieber steht er mit ihr prächtige Kronleuchter im Opernhause, und gaukelnde Schauspieler, als die untergehende Sonne zwischen den Bäumen, und die funkelnden Sterne im Spiegel des wandelnden Teiches. O verderbter Geschmack! O zwecklose Freuden, die ihr weder den Verstand noch das Herz bessert. Euch selten und zur Erholung genießen ist tadelfrey, aber
 euch

etlich unaussprechlich und bis zur Ausschweifung suchen, ist unverzeihliche Thorheit.

Da ich von ländlicher Liebe rede, so muß ich noch ein paar Worte beysügen von dem Unheil, welches oft hitzige Landjunker auf ihren Dörfern anrichten. Daß dies grade das Gegentheil von der gepriesenen ländlichen Liebe sey, darf ich wohl nicht erst erinnern. Es sieht fein und zweckmäßig aus, wenn der geliebte Sohn des Herrn vom Dorfe am Abend mit einer schmutzigen Viehmagd im Obstgarten oder am Bache sich herumwälzt, oder wohl gar in ihrer Gesellschaft sich badet! Muß nicht das ganze Dorf von Ehrfurcht gegen seinen künftigen Gebieter durchdrungen werden? Muß die Fräulein Nachbarin, die seine künftige Gemahlin werden soll, nicht Freude haben, wenn sie solche Geschichten höret? Und doch ist man kalt bey diesen Ausschweifungen, doch verzeiht man dem Junker mit aller Achtung alle diese Unarten. Ja es gehört sogar in einigen Gegenden zum galanten Redeton, daß ein junger Edelmann bis zur Verheyrathung bey allen Dirnen und Weibern zügellos herumschwärmt.

Noch gefährlicher und nachtheiliger ist es für die armen Dörfer, wenn der Junker tugendhafte Mädchen und Weiber heimlich verführt, welche voll Einfalt glauben, sie müssen den Lüsten ihres Herrn aus Gehorsam fröhnen. Leider sieht man diesen Mißbrauch sehr oft, und eine Menge schamloser Edelkente machen mehr Landmädchen unglücklich.

lich, als sie, bey obrigkeitlicher Abndung, würden ernähren können.

Auch Hölse, und andre Groste im Volk, ziehen nicht selten deswegen im Sommer aufs Land, daß sie dort unbemerkt ein freyes und zügelloses Leben führen können. Wenn dann dort der Herr bey der Kammerjungfer, die Dame bey'm Kutscher schläft, wenn Junge, noch unverführte Landmädchen aus ihrer ländlichen Einsalt gerissen, und zur Leppigkeit, zum Leichtsinne eingeweiht werden, wenn bey nächtlichen Erläutungen, Feuerwerken, Abendmusik und späten Promenaden die Unschuld verführt wird und Ehen leichtsinnig gebrochen werden; sollte dies alles auch zu den Vergnügungen der einfachen ländlichen Liebe gehören, sollte dies Leben in Vergleich kommen können mit jenem glücklichen Leben derer, die dem Geräusch der Stadt entflohen, um auf dem Lande ganz für einander zu leben, um sich ungestörter und treuer zu lieben, ohne daß ihre Bestimmung zu vergessen, und ohne bey ihrer zärtlichen Einsamkeit das Licht zu scheuen?

Aber du, unselblicher Friedrich, eilst am anbrechenden Frühlinge in deine ländliche Einsamkeit, um dort der Stillen Weisheit zu leben. Niemals sah dich dein Volk in Gesellschaft der Wollust die ländlichen Palläste betreten, nie dich Sansouci mit schwelgenden Tänzen und Gastmählern entehren; ob schon Venus und alle Grazien und Charitinnen in lockender himmlischer Gestalt sich um deine ländliche

liche Wohnung versammeln. Tief sitzt du in der Mitte des Pallastes, der Weisheit gewidmet, voll hoher Gedanken über das Wohl deines Volkes, und heilige Stille um dich her.

Und du, sanftmüthiger Friedrich August, mit dem Auge voll denkenden Ernstes, wer sah dich je anders als mit Sehnsucht nach ländlicher Ruhe in Gesellschaft deiner erhabnen Gattin Pillnitz betreten. Hier regierst du dein Volk in einsamer Hebeith, nicht umringt von Bollust und zügellosen Scherzen, nur großen Geschäften gewelht, und hold dem frühen Sonnenbegrüssenden Morgen, hold der ländlichen Stille nach Last und Mühe des Tages am dufenden Abend. Hier athmest du ruhigere Bärtlichkeit am Arm deiner huldreichen Gemahlin. Hier erfindest du sanfte Accorde, und reizend durchdringt der Silberkton deines bezaubernden Flügels den fürstlichen Garten!

O du bist schön, ländliche Ruhe! schöner du noch, Liebe, welche die ländliche Ruhe gewähret, aber fast immer wirst du verkannt, fast immer gemißbraucht. Nur wenige nützen dein reines Wohlbehagen mit Vorsicht und Weisheit. Nur wenige kennen die wahren Freuden, die du gewährest. Aber beklagenswerth sind auch die, welche sie kennen, und denen das Schicksal, sie zu genießen, verbietet!

Zehntes Kapitel.

Greißliebe.

Es war, so lange die Welt steht, nichts seltnes und ungewöhnliches, daß Greise, gleich muntern Jünglingen, das schöne Geschlecht mit einem lusternen Auge verehrten, und ihrer Reize zu genießen sich berechtigt fühlten. Unter allen Völkern finden wir eine Menge solcher grauen Thoren, welche dem festgesetzten Laufe der Natur Stillstand; oder wohl gar Rückweg gebieten wollten. Im ganzen Thierreiche hört das verlebte Männchen und Weibchen auf, zu zeugen, und ob es zwar auch unter den Thieren hierinnen manchmal Ausnahmen giebt, so sind doch dies eubliche Geschöpfe, deren höchstes Gut die Wollust ist, und die niemals an ein durchmäßige Lebensart zu verlängerndes Alter denken; da hingegen der Mensch, mit dem erhabnen Verstande, sehr wohl weiß, daß die Hervorbringung uns gleicher Geschöpfe unsern Körper nach dem Maße zerstöret, nach welchem wir unsern Zeugungstrieb befriedigen. Gesezt aber auch, es gäbe hier und da einen Greis, welcher in seinem spätern Alter noch fähig wäre, ohne augenblicklichen Nachtheil für seinen Körper einen kleinen Weltbürger zu zeugen, so beweist diese gewiß sehr geringe Anzahl solcher

solcher Greiße doch noch gar nichts, in Rücksicht der unzählbaren Menge wollustiger Greiße, welche durch Streisereyen im Gebiet der Zärtlichkeit ihre ohnehin schon schwächliche Gesundheit noch mehr schwächen, und das Ziel ihrer Tage muthwillig abkürzen. Auch bin ich gewiß überzeugt, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes auch dem muntersten und nervigsten Greiße doch sehr viel mehr schade, als dem saftvollen blühenden Jünglinge, dem diese unregelmäßige Ausleerung beynahe zum Bedürfnis wird. Der Körper des Greißes ist immer mehr ausgetrocknet, als der des Jünglings, mithin zur Liebe weniger geschikt. Ferner wußt die Unruhe, welche gemeinlich bey der Zärtlichkeit gegen das schöne Geschlecht unsern Geist einnimmt, nicht minder die fast unvermeidliche tändelnde Schwärmerey, stets nachtheilige Folgen in dem Gehirn und Körper des Greißes, welche alsdenn der Arzt wieder gut machen sell; gleich als wären wir Schöpfer und Götter, die aus Alter Jugend machen könnten. Mit einem Wort, schon von Seiten der körperlichen und moralischen Gesundheit, ist die Zärtlichkeit von jeder Art nichts weniger als ein Werk für den Greiß, und ich werde an einem andern Orte, wo ich von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit rede, Gelegenheit haben, die Behauptung dieses Satzes zu wiederholen.

Allein auch in der menschlichen Gesellschaft spielt der verliebte Greiß eine läppische Rolle. Mad-

chen lachen heimlich, Jünglinge öffentlich über ihn. Wenn er der jungen, zwanzigjährigen, in Lüsten schwebende Schöne seine kalte, fleischlose Hand nun bietet, und sie ihr vielbedeutend drückt, indes seine tiefstliegenden Augen Wollust zu funkeln sich aus der Höhle herausarbeiten; muß nicht das Mädchen von Todesangst überfallen werden? oder, wosern sie weniger empfindsam ist, muß sie nicht in ihrem Herzen lachen? und müssen nicht die Jünglinge, die solch eine Scene sehen, in lautes Gelächter ausbrechen? Ich nahm hier ein Beispiel aus der Zahl der ganz verlebten Greise, mithin das lächerlichste Bild von Greißliche. Aber es steht auch Männern in den spätern Sechzigern mehrentheils schon sehr übel, wenn sie Citharens Tempel besuchen, oder wohl gar Hymens Regionen aufs neue vermehren. Denn die junge Schöne, die an ihrer verlebten Seite ruhet, oder in ihren erzwungenen Umarmungen unbefriediget bleibt, wird stets auf Mittel denken, den durch die Geschlechtslust ihres Alten nur angefahten aber nicht befriedigten Trieb auf eine andre Art zu sättigen. Dadurch wird der gute Mann zum Hohn gelächter, und prangt mit Weibchen, die er verdient. Denn die Beispiele solcher Mädchen sind rar, die aus Herzensgüte, aus Einsicht möchte ich sagen, dem erzwungenen Bündnisse mit einem verblühten Manne treu bleiben. Noch seltner sind die Beispiele solcher, welche einen solchen Mann als Liebhaber anbreten, und nicht über ihn

Ihn lachen, der bereits dem Alter nahe ist, wo wir aufhören sollen zu lieben und zu küssen, und wo wir das weibliche Bedürfnis zu befriedigen nicht mehr im Stande sind.

Und dennoch sinken oft Männer von diesem Greisalter zu unglaublichen Thorheiten hinab. Sie kleiden sich nach der Mode der Jünglinge, sie tanzen, sie schwärmen bis über Mitternacht, sie fahren leichtverwahrt zu Schlitten, sie quälen sich und stumpfen ihren Körper noch mehr ab durch knappe Kleider und Schuhe, ja sie sind wohl gar fähig, einer Schöne zu gefallen, mit bloßem Kopfe unter einem Schlosswetter wegzulaufen, um ihren Fächer zu holen, oder über Mauern zu klettern, um Edelhunde zu suchen. Sie opfern ihre Zeit der Galanterie und dem Puze, verabsäumen ihre Geschäfte, parfümiren sich, und schmelzen am sanften Klavier ins Elysium hinüber. Und alles das thun Greise, o des lächerlichen Gedankens! Greise, die der jugendlichen Thorheit Einhalt thun sollten; die für all ihre pure Mühe nichts als Hohngelächter davon tragen!

Dies alles möchte inzwischen noch hingehn, der es schadet mehrertheils nur ihrer Person. Aber daß Greise die Pfänder ihrer ersten Liebe verachten und vernachlässigen, um neuer Liebe ihr Vermögen zu opfern; daß sie oft Kinder und Enkel in Dürftigkeit schmachten lassen, um nur an allen Lustbarkeiten der Jugend Theil nehmen zu können; daß sie

endlich wohl gar ihr Vermögen den Ibrigen ganz entziehen, und es an feile Duhlerinnen hängen, da indes die Kinder fruchtlos sich grämen, und am Ende den von der Bettel ausgesogenen Vater wohl noch ernähren, und für dem Verhungern schützen müssen; das ist schrecklich, das ist Himmelschreyend und wider alle menschliche Güte. Und wo soll am Ende die Ehrfurcht gegen solche Eltern herkommen? Sagt, wie kann die Religion verlangen, Vater und Mutter zu ehren, wenn sie also in die tiefste Niedrigkeit gesunken sind? Widersprüche verlangt die Religion niemals. Wehe also solchen Eltern, welche durch eignes Verschulden sich der Ehrfurcht ihrer Kinder verlustig machen, und dieß hierdurch den Segen entziehen, welchen unsre Religion den Verehren der Eltern verheißet.

Allein wie kann der Greis widerstehen, wenn solch eine Schwachheit ihn überfällt? wie kann er sich schützen? So fragt der denkende Leser, und ich fühle mich verbunden, ihm zu antworten. Wosern nicht Grundsätze der Religion und Moral, nicht männlicher Ernst und Begierde nach Weisheit ihn retten, oder seine Thorheit zu bezähmen zureichend sind, so muß er in die Einsamkeit fliehen, und sein Temperament müßte ganz unbändig seyn, wenn er da nicht einen Zufluchtsort finden sollte. So unsicher, ja ich möchte beynabe sagen gefährlich die Einsamkeit dem liebenden Jünglinge ist, so sicher und Gefahrverhütend ist sie dem Greise. Hier
kommen

Kommen physicalische Ursachen, nebst den bekannten moralischen, mit in Erwägung. Die Triebe des Jünglings werden, vermöge der glühenden Einbildungskraft, in der Einsamkeit heftiger, sie werden unbändig und arten oft in Wahnsinn aus: da hingegen der Greiß, dessen Einbildungskraft niemals so lebhaft ist, in der Entfernung von allen dem, was seine Begierden in Bewegung bringet, leicht einen Affect besiegen wird, der durch gegebne Nahrung erst heftig werden konnte. Glaubt mir, beunruhigte Greiße, die Einsamkeit ist das bewährteste Recept, das ich euch geben kann: wenigstens flieht das weibliche Geschlecht so viel als möglich, und ihr werdet siegen, ihr werdet bald jenen adeln Greißen ähnlich werden, die höhere Bestimmung für ihren Zustand kennen, als die Geschlechtsliebe, die voll Eifer im Dienste des Nebenmenschen, seys im gelehrten oder im ungelehrten Stande, Jünglingen, Männern und Greißen ein liebenswürdiges Muster sind. Glaubt mir und den Erfahrungen, die ich an meinen Freunden gemacht habe. Und daß ich unter Einsamkeit nicht Klöster und Einsiedlergrotten verstehe, werdet ihr leicht einsehen. Nur Entfernung, meyne ich, vom Weibergeschlecht, Entfernung von schlüpfrigen Schriften, Entfernung von hitzigen Weinen, und von der Gesellschaft widerherder Jünglinge, Entfernung endlich von allem, was die Nerven in ungewöhnliche Bewegung bringet.

Mun muß ich meinen Lesern noch eine kleine komische Geschichte erzählen, von einem ausgelachten Greiße, welche mir ohnlängst von einem glaubwürdigen Freunde ist mitgetheilet worden. Dieser Mann war 68 Jahr alt, als er einst in der Oper ein junges 22jähriges Mädchen sah, die seinen Augen sehr wohl gefiel. Er konnte sie nicht wieder aus dem Sinn bringen, und ohngeachtet er bereits im Begriff war, Ugroßvater zu werden, so liefen doch allerhand Anschläge durch sein Gehirn, auf den Besitz dieses Mädchens Jagd zu machen. Es war arm, er ein Mann von Stande und guten Einkünften: eine Hoffnung mehr zu Erreichung seiner Absicht. Wie sollte er es aber anfangen, die Diene näher kennen zu lernen. Er mußte sich entschließen, ihr auf mancherley Art nachzugehen, auch mitunter einen von jenen läppischen Haasenstreichen zu begehen, die dem feurigen Jünglinge sehr leicht, dem Greiße aber allerdings schwer fallen. Er fing an sein Amt zu vernachlässigen, er versäumte keine Komödie, keinen Ball, kein Concert, er schaffte sich zehn Zerstörer an, und durchkreuz alle Prgmenaden. Bey diesem Eysen konnte es ihm wohl an erlangter Gelegenheit, sich seiner Schöne zu entdecken, nicht fehlen. Diese, ein schlaues Mädchen, stellte sich entzückt über seinen Anzug, denn sie war Willens im Truben zu fischen. Sie waren also bald in den vertraulichsten Umgang miteinander verwickelt. Er bot ihr oft seine Hand, welche sie
aber

aber immer aufschlug, mit der bescheidenen Einwendung, daß sich die ganze Welt darüber aufhalten würde. Allein die Sache war ohnehin schon stadtkundig. Jedermann sprach davon, jedermann lachte darüber. Mittlerweile kam die Enkeltochter des alten Hofraths ins Kindbette. Das war noch nicht genug, sondern die lieben Enkelkinder, die lustiger Art seyn möchten, erzeigten dem nunmehrigen Herrn Urgroßpapa die Ehre, ihn zusammen seiner jungen Freundin zu Gvattern bitten zu lassen. Es soll hierüber ein entsetzlicher Spectakel in der ganzen Stadt entstanden seyn, so daß die Wochenstuben einen Monath lang davon wiedergetönt, die Berichtscancelleyen sich viele Wochen damit belustigt, und die Dienstmägde manche Stunde darüber verklatscht haben. Dies rührte aber unsern guten alten Hofrath gar nicht. Er blieb der verschlagenen Dirne getreu. Er kleidete sie prächtig, gab ihr alles, was sie verlangte, und erhielt auch endlich, zu seinem größten Entzücken, das Jawort zur Verbindung. Allein als er ihr zu deren Veranstellung große Summen hergegeben, und prächtigen Schmuck angeschafft hatte, so war sie eines Tages, als er in Geschäften verreisen mußte, zusammen dem Schmuck und Gelde über alle Berge. — Dieser Vorfall gab seiner kindischen Neigung einen gewaltigen Stoß. Während daß er sich noch im Stillen über sie ärgerte, und von seinen Bekannten ausgelacht wurde, kam sie wieder zurück, warf sich demüthig

zu seinen Füßen, und gab sogar zu erkennen, daß sie von ihm schwanger sey. Allein der Greiß ermannete sich und stieß sie von sich. Er bewies eydlich vor Gericht, daß er nicht Vater sey, und die Hure ward, theils um ihrer fälschlichen Klage, theils um ihres an den Hofrath verübten Diebstahls willen ins Gefängniß gebracht. Doch war er großmüthig genug, sie durch Fürsprache von der Estrafe zu befreien, bat sich aber aus, daß man sie weit von hier entfernen möchte, damit sie ihn künftig weiter nicht mit trüchenden Bitten beschwerlich fiele. Dies geschah. Nach dieser Zeit ward er wieder ganz der würdige Greiß, der er vor der unglücklichen Verblendung gewesen. Er verwaltete sein Amt wieder mit dem größten Eifer, ward den Wissenschaften immer mehr hold, und starb vor einigen Jahren in einem Alter von 75 Jahren, voll Geisteskräfte, und mit dem Nachruhm eines sehr verdienstvollen Gelehrten.

W. eine Leser werden sich bisher gewundert haben, daß ich nur von der Thorheit alter Männer geredet, und den alten verliebten Weibern alles geschenkt habe. Ich muß gestehen, daß die Verührung der Greißliebe bey Weibern mir sehr schwer wird, indem nichts absurder, nichts der Natur widersprechender, nichts häßlicher ausfiehet, als die Geschlechtsliebe einer verlebten Frauensperson. Allein ich sehe mich genöthigt, auch hierüber noch ein paar Worte zu sagen, besonders da diese unbesonnene

Leiden:

Leidenschaft nicht nur lächerlich ist, sondern auch oft großen Schaden in einem Staate anrichtet. Selbst die Natur, welche das Weib zur beschwerlichen Erzeugung der Kinder bestimmt hat, wozu allemal ein großer Theil von der Zeit ihres Lebens erfordert wird, die Natur, welche den Weibern spätestens in ihrem fünfzigsten Jahre — wenige Beyspiele ausgenommen, — durch physicalische Veränderungen an ihrem Körper das Ende ihrer Zeugungskraft ankündigt, die Natur, welche sie als denn aller ihrer Reize, aller der Annehmlichkeiten, die Männer fesseln können, beraubet, diese selbst sagt ihnen für den Augen der ganzen Welt ins Gesicht, daß sie nunmehr für den Geschlechtstrieb und für die Erzeugung des Menschen todt sind. Es vereinigt sich ferner im geselligen Leben alles, es ihnen zu verkländigen. Jünglinge und Männer bezeigen ihnen ihre Gleichgültigkeit auf mancherley Art. Junge Mädchen wünschen sie von ihren Spielen hinweg. Amor setzt sich tückisch in die Falten ihrer Bänder, oder in die eben Zahnlücken, und verkündet da mit Gezüßeln, voll Falschheit, das Alter der Junggeleiteten Marziane. Und dennoch erscheinen oft solche Thörinnen in den Reihen der Jugend. Sie mischen sich in ihre feurigen Tänze, und hüpfen mit müden Schenkeln unter ihnen her. Sie lesen neue Romane, und weil die Welt nicht mehr nach ihrer Mode liebet, so schmälen sie darauf, weil sie wahrscheinlich darinnen die Ursache finden,

finden, daß man sie nicht mehr schähet. Die Kleiden sich in glänzende Trachten, setzen auf ihre Köpfe Thürme von fremden Haaren, und drängen ihre erschlappte unelastische Muskeln in knappe Schnürbrüste. Diese unverzeihliche Thorheit, daß Großmütter mit vieler Theilnehmung und jugendlichem Puzen bey den Zeitvertreiben der Jugend erscheinen, ist jetzt allgemeiner, als jemals. Auch wird die Nachwelt sich wundern, wenn sie künftig in den Grabchriften so viel späte Vermählungen aufgezeichnet finden wird.

Nun, sie mögen sich auslachen lassen und ihr Kreuz mit Geduld tragen. Allein es entspringt eine gefährlichere Quelle aus dieser Muthheit. Denn wenn ein sechzigjähriges Mütterchen, die der Kübel noch sticht, nirgends ihre Rechnung findet, so legt sie sich auf das gefährliche Kuppeln, welches schon tausend junge Mädchen und Jünglinge ins Verderben gestürzt hat. Diese Zufluchtsörter der Veilheit, welche heimliches Gift im Staate ausstreuen, sollten wackerlich nicht geduldet werden. Sie bringen manchem den Fall, der noch aufrecht gestanden hätte, wenn die Supplerin nicht noch mehr seine Luste ansachte. In diesen Schulen der Unzucht werden dem Staate mehr künftige Bürger, mehr gute Mütter geraubt, als man sich vorstellt. Und wo bleibt der Adel des Herzens, wo Vermögen und Nahrung, wo Treue bey künftigen Ehen? O ihr alten Ungeheuer! ich würd' euch alle mit eisernen Antken

Ruthen zum Thor hinauspeitschen, und dann bed
täglichen Streichen in ein Spinnhaus sperren lassen,
wenn ich etwas über euch zu befehlen hätte.

Eilftes Kapitel.

Gefängniß : und Lazarethllebe.

Diese Aufschrift klingt sonderbar, und ich möchte
beynahe sagen schmutzig. Dennoch kann ich nicht
unterlassen, diesen Gegenstand mit zu berühren,
denn es ist mir von jeher gar zu sonderbar vorgekom-
men, daß man im äußersten Elende gleichwohl noch
wollüstigen Ausschweifungen ergeben seyn kann.
Welleichte werden es viele meiner Leser nicht für
Wahrheit, sondern nur für Scherz halten wollen.
Allein ich versichre mit der größten Aufrichtigkeit,
daß ich selbst Gelegenheit gehabt habe, hieher ge-
hörige Ausstritte zu beobachten. Auch ist es nicht
so äußerst selten, daß Aerzte über vermeinte Schwans-
gerschaften ein legales Urtheil fällen müssen, woben
denn, nach ihrer Versicherung von der Wahrheit der
Schwangerschaft, die Gefallne auf einen Inquist-
ten im Gefängniß bekennet, welchem sie, als inhaf-
tirte Diebin, einigemal Stroh oder andre Noth-
wendigkeiten hatte reichen müssen. Ich erinnre mich
sogar

sogar auf einige Vryspiele, daß solche Schwangre schon vorher wegen unehelicher Niederkunft festgesetzt worden waren, und da sie, wegen gewisser concurrirender Umstände, etwas lange sitzen mußten, so wurden sie abermals von einem ihrer Hausgenossen schwanger.

Noch öfter hab' ich bemerkt, daß venerische Weibspersonen, welche langwierige Kuren und entsetzliche Schmerzen ausstehen mußten, bey ihrer Entlassung aus dem Lazareth, sogleich in den Winkeln des Einganges wieder das erste Handgeld für ihre schmutzige Gunstbezeugungen nahmen, um ihren alten Nahrungszweig wieder empor zu bringen.

Ueberhaupt ist gar nicht zu läugnen, daß in Gefängnissen und besonders in Lazarethten die Kuren der Krankheiten gar sehr oft durch Geilheit und geheime Sünden unglaublich erschweret und verzögert werden; und doch sollte man glauben, daß dies unmöglich wäre, an Orten, wo Elend, Kummer und Unflath eher zu Niedergeschlagenheit und Eckel als zu thierischen Vollüsten einladen sollten. Allein solche Art Widersprüche sind dem menschlichen Verstande etwas gewöhnliches. Die Tyranney der sinnlichen Reizungen über unsre Seele ist unermesslich groß. Fast möchte der Greiß, der doch mehrentheils von diesen mächtigen Lockungen frey ist, frohlocken über die vollendeten Gefahren. Denn daß die Geschlechtslust nichts weniger als das höchste Gut auf der Welt ist, wird mir gewiß der denkende Jüngling

Jüngling selbst einräumen. Was ist sie andere, als ein flüchtiger Traum, als eine wilde Entzückung, die unsre Nerven erschüttert und unsre Seele be-
rührt?

Zwölftes Kapitel.

Verbotne Liebe.

Alle Art der thörigten und tadelhaften Liebe ist uns eigentlich durch strenge Gesetze der Natur und Vernunft verboten. Daher hab' ich in diesem Buche schon von mancherley Arten der Liebe geredet, welche uns die gesunde Vernunft eigentlich nicht erlaubt. Allein es giebt auch noch gewisse Arten von Liebe und von Wollust, die im allgemeinen Verstande wirklich, entweder durch Gesetze oder von der Religion selbst, verboten sind. Hauptsächlich gehören hieher dreyerley Arten.

Die erstere ist diejenige Liebe, welche zwischen nahen Verwandten entsteht. Diese verbietet uns, soviel mir bewußt ist, keine Religion, — Geschwister, Eltern und Kinder ausgenommen — wohl aber die bürgerliche Gesetze. Wir wollen versuchen, uns zu belehren, ob und in wiefern die Gesetze hien-
innen Recht haben? Eigentlich haben sich die bür-
gerlichen Gesetze hier eine Gewalt angemacht, welche
ihnen

ihnen die Religion nur stillschweigend, die Natur gar nicht gegeben hat. Wenn sich Geschwister, K. und, oder Uncles und Nichten u. s. w. mit einander verheyrathen, so hat gewiß Gott und die Natur nicht das mindeste darwieder einzuwenden. Bloss politische Bewegungsgründe haben uns in diesem Falle Zaum und Gebiß angeleget. Und daß wirklich die Sache nicht von dem Gewicht sey, wie es wohl viele Geistliche behaupten, beweist, außer regelmäßigen Schlußgründen, auch schon die Gewohnheit, vermöge welcher selbst Consistoria für gewisse Geldsummen die Erlaubniß zu solchen Verheyrathungen geben. Dies alles gilt ebenfalls von nahen Verschwägerungen. Ich würde überdieses sogar keinen Mangel an Vertheidigungsgründen haben, wenn ich behauptete, daß die Natur selbst zwischen leiblichen Geschwistern von verschiedenem Geschlecht keine Art von festgesetzter Abneigung geschaffen hat, wie ein großer Theil der Menschen sich einbildet. Haben wir nicht mehrere Beispiele, daß Geschwister, die in der zartesten Jugend von einander getrennt wurden, und, ohne sich zu kennen, einander wiederfanden, sich feyerlich vermählten und glückliche Ehen führten? Und waren nicht Mehala und Thirza, unser aller Mütter, die Gattinnen ihrer Brüder? Wie leicht war es damals nicht dem Schöpfer, zwey Paare Menschen auf einmal zu schaffen, wenn die Liebe zwischen den Kindern Adams widernatürlich gewesen wäre. Da es sollte

sollte mir nicht schwer werden, lebendige Beispiele unter Geschwister von zweyerley Geschlecht aufzufinden, welche in dem vertraulichsten und zärtlichsten Verhältniß miteinander stehen. Wäre eine von der Natur festgesetzte Abneigung da, so würde dies alles nicht möglich seyn.

Allein ich muß auch auf diejenigen Gründe kommen, welche die bürgerlichen und sittlichen Gesetze rechtfertigen. Hätten sie Geschlechtstriebe zwischen Geschwistern nicht verboten, so würd' es wenig schuldlose Mädchen mehr gegeben haben, und es wäre den Jünglingen seyterlich die herrlichste Gelegenheit dargereicht worden, zügellose Mädchenschänder zu werden. Denn da Geschwister stets beyammen sind, so dürfte man ihnen nur den kleinen Finger in diesem Falle reichen, und sie würden bald die ganze Hand nehmen. Jetzt aber, da sie von der frühesten Kindheit an gestraft oder unversehrt zurückgehalten werden, wenn man eine zu große Vertraulichkeit zwischen ihnen wahrnimmt, so wird der Geschlechtstrieb erstickt, und es tritt an seine Stelle eine Abneigung, welche oft häuslicher Schmutz, oder Neid begünstigt. Diese Abneigung ist es auch vielleicht, welche ganze Jahrhunderte hindurch die Lehrer des Volke betrogen hat, sie für von der Natur eingepflanzt zu halten. Wohl also jenen Staaten, wo heilige Gesetze die Liebe zwischen Geschwistern verbieten, und etwas als höchst straf-

bar verwerfen, was selbst die Schrift als polleischen Ursachen Blutschande nannte!

Ich komme nunmehr zur zweyten Gattung von verbotner Liebe. Dies ist jene schändliche Leidenschaft, welche in öffentlichen Bordellen Nahrung sucht und findet. Daß ich diese für äußerst niederträchtig erkläre, wird gewiß jedermann von mir erwarten, und ich thu' es auch mit der feurigsten Ueberzeugung. Ist es nicht, selbst für den Jüngling, wenn er noch einige Bescheidenheit kennet, ein schmutziger und eckelhafter Gedanke, daß es Freystädte der Unzucht giebt, wo Mädchen, an welche Mutter Natur alle Reize der Jugend verschwenderte, ihren Körper zu aller möglichen Mißhandlung des wiehernden Mannes für Geld feil bieten? Ist es nicht Jammer und Schade, eine Menge solcher Dirnen zu sehn, die mit glänzender Schönheit lebhaften Geist und tiefe Einsicht verbinden, aber nach wenig Jahren entnervt, ihrer Reize beraubt, ihrer Geistesfähigkeiten verlustig sind? Sollte man nicht die bittersten Thränen weinen um so viele hundert zerrissne Ehen, um so viel tausend künftige Weltbürger, die hier schon im kleinsten Keime gemordert werden? Und sollte man sich endlich nicht selbst schämen müssen, wenn solch eine Elende auf uns zukommt, mit grilen, funkelnden Augen, mit entblößtem Busen, mit der Miene voll öffentlicher gedungener Unzucht? — Geht dann weiter zu den anglikanischen Jünglingen, die dieser glänzende Traum

erhielt

erhßt hat. Seht wie sie wichern, wie sie rennen zum Tempel der Unzucht, wie sie mit Freuden öffentlich bekennen, daß sie elende Sklaven ihrer Sinne sind, wie sie ihr Geld, das sie oft der weinenden Unschuld abpreßten, mit Begierde in die händlerische Hand drücken — ha! wie sie dann in kurzem verblühen, feige Weimen werden, wie Schatten herumtaumeln, Aerzten und Bän irzten die Hände küssen müssen! — Mit ihnen starben tausend künftige Bürger und Helden, der Staat verliert seine guten Köpfe, die Vertheidiger seiner Freyheit und die Unternehmer nützlicher Werke auf eine so schändliche Art!

O des elenden Vorwandes von den Vertheidigern öffentlicher Hurenhäuser, daß sie der zügellosen Wollust Einhalt thaten, und Verführungen der Unschuld verhüteten. Wird hier wohl jemals eine gehörige Mäßigkeit von Seiten der Genießer dieser öffentlichen Freyheit statt finden: die ohne sie sich nicht mäßigen konnten? Und ist es nicht ein uraltes wahres Sprichwort, daß Gelegenheit Diebe macht? So mancher Jüngling würde kein dringendes Bedürfnis der Wollust fühlen, wenn er nicht eine öffentliche Einladung dazu wüßte. So manches Mädchen würde, ob sie schon arm wäre, unschuldig bleiben, ihr Brodt mit Nähen u. dergl. verdienen, und nicht ihren Körper zur Unzucht feil bieten, wofern nicht Verdelle ihr eine winkende Freystadt wä-

ren, ihren Unterhalt auf eine den Sinnen so mächtig schmeichelnde Art zu erwerben.

Selbst Friedrich soll es jetzt oft bedauern, daß er einst solche Freystädte nicht nur duldete, sondern auch mit gewissen Abgaben belegte, wofür sie seinen Schutz genossen. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, mir aber ist's wahrscheinlich. Sollte es diesem großen, weitungsfassenden Geiste denn niemals einfallen, daß er hier seinen Endzweck gar nicht erreichte. Denn er glaubte, hierdurch sein Land mit künftigen Soldaten zu bereichern, da doch eher das Gegentheil geschehn und seine Unterthanen entnervt sind; wie es denn auch eine ewige Wahrheit ist, daß zu vieler Genuß die Fruchtbarkeit hindert und verderbet.

Was ich hier unter die dritte Abtheilung von verbotener Liebe bringe, ist eigentlich zwar keine Liebe, sondern ein thierischer durch sich selbst befriedigter Trieb, der aber doch, soll man seiner erwähnen, an keinem andern Orte berührt werden kann, als hier. Es ist jenes niedrige Verbrechen der Selbstbefleckung. Oft entspringt es aus dem Mangel an weiblichen Gegenständen, noch öfter aber aus einem unglücklichen physicalischen Triebe, welcher desto mehr von neuem reißt, je mehr er befriedigt wird. Leider geben Eltern und Lehrer in diesem Falle zu wenig auf ihre Kinder Achtung, wovon ich im zweyten Theile meines Buches ausführlicher reden werde. Streng ist hier das einzige Gegen-

gift.

gift. Morallische Erinnerungen richten leider in diesem Falle gemeiniglich so wenig aus, als Nachlässigkeit der Vorgesetzten selbst. O solltet ihr wissen, solltet ihr erwägen, jugendliche Schlachtopfer, welch einen Anin ihr durch dies Laster in euerem Körper anrichtet! Jener Adel des Herzens, jener Geist der Freyheit, jener Muth zu erhabnen aber schweren Thaten, dies alles tretet ihr selber mit Füßen. Ihr entneret euch durch dies Laster mehr, als selbst durch Ausschweifungen in der Liebe. Ferner macht ihr euch untüchtig zu künftiger Zärtlichkeit. Ihr könnet mir ganz gewiß glauben, daß der Weichling nie mit der feurigen, vielverlangenden Zärtlichkeit ein Weib lieben kann, wie der unbefleckte Jüngling. Ihr verlieret also hierdurch tausend Süßigkeiten der Ehe, und ihr werdet stumpfe Ehemänner seyn, die sich gern müssen gefallen lassen, daß man ihren Substituten sehet. Indes Andre etliche Flaschen Ungarwein trinken, müßet ihr Wasser schlurfen, und damit ihr nur ein kleines Andenken von Stärkung bekommet, die liebliche China zum Frühstück genießen. Schämt euch, alberne Jünglinge, und rettet euch, weils noch Zeit ist! Ich bin überzeugt, ihr werdet mir und allen, die euch ermahnten, danken, daß wir euch zu rechtlern Vergnügungen gerufen haben!

Aber wie schrecklich ist es nicht, daß auch sogar die Eufelin Evenus mit diesem Laster sich beflecket! Es hat Zeiten gegeben, goldene Zeiten, wo Jüng-

linge noch wenig, Mädchen gar nichts von dieser wiebernaturlichen Handlung wußten. Jetzt übertreffen die sonst durch Sittsamkeit so ehrwürdigen Manninnen noch die Männer an Kenntniß und Erfindung in diesem schändlichen Spielwerk; wenigstens ist dies in großen Städten sehr oft der Fall. O des finstern Gedankens, daß auch Dirken ihre eignen Kränze rauben, und die Rose ihrer Jugend abbrechen!

Vielleicht mußt du, armes Blatt, manchen Vorwurf einstecken, daß es unüberlegt sey von deinem Verfasser, öffentlich von solchen Dingen zu reden, wodurch die Jugend desto eher damit bekannt werden kann. „Ich wußte nichts von der Lust u. s. w.“ werden sie sagen. Aber, lieben Freunde, vergebt mir, daß ich eure Vorwürfe völlig ungegründet finde. Heut zu Tage weiß beynahe jedes Kind von der Selbstbefleckung. Oder, wer es noch nicht weiß, wird doch früher oder später davon unterrichtet. Die Bekanntwerdung dieses Lasters ist völlig allgemein. Auch wird ein Buch, das davon handelt, aber nicht auf eine angenehme, sondern auf eine bittere und verdamrende Art, gewiß äußerst selten, ja niemals, die Bahn zur Ausübung dieses Verbrechens seyn. Ueber dieses denkt mirs Pflicht zu seyn, seine Scheuslichkeit öffentlich darzustellen, da es tausend schon kennen und zehn vielleicht nicht. Jene vielen können gebessert und abgeschreckt werden, von diesen wenigen kann doch mit

au, erster

äußerster Ungewißheit mit etwa einer verführt werden. Zudem so verbieten uns ja auch selbst die Geseze Laster von der Art. Ja selbst die Schrift redet davon, und muß, will sie bessern, Gefahr laufen, daß hiet und da bey Unverständigen oder Leichtsinrigen eine entgegengesetzte Wirkung erfolgt. Lasset uns also ermahnen und bessern, was in unsern Kräften stehet, damit ein Trieb, der noch weit unter der Niedrigkeit der Thiere ist, nicht zuletzt ganze Staaten aufreibe. Aber lasset uns verschweigen eine ähnliche und noch schändlichere, Sünde der Griechen und Römer, die zwar Deutschlands Höfe, nebst den Höfen benachbarter Reiche, auch schon längst begünstigten, die aber doch noch nicht so allgemein bekannt ist, und vielleicht in Dämpfung gehüllt bleibt.



Dreizehntes Kapitel.

Von der Verführung in der Liebe.

Auf keine Leidenschaft wirkt die Verführung so mächtig, als auf die Liebe. Sie reißt diesen uns eingepflanzten Trieb so allgewaltig dahin, daß er unzähligemal die Waffen verliert, sich zu vertheidigen. Für sich allein schon ist er ein gewaltiger

Tyrann über unsre Herzen, und wenn nun vollends die Verführung ihn anspornet, so steigt er zur steilsten Höhe, verliert oft auf ewig den Rückweg und wälzt sich im grauvollsten Labyrinth herum. Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, der Verführung in der Liebe ein eigenes Kapitel zu widmen. Denn obschon alle bisher durchgegangene Arten der Liebe fast immer von der Verführung begleitet werden, so haben wir doch auch noch mancherley Stoff zum Nachdenken über allgemeine Caricaturen der Verführung in der Liebe, welche wir bisher noch nicht berührt haben.

Wie kommt es, Freunde, daß oft der leichtsinnigste und lüderlichste junge Mensch ein Mädchen gewinnt, die jedermann als ein ordentliches und artiges Frauenzimmer bekannt ist? Er traf vielleicht ihre schwache Seite, deren wir alle Eine haben: er beschenkte sie mit geschmackvollen Galanteriewaaren, oder er bewegte ihr Herz durch hinreißende Gedichte, oder er fesselte sie durch den Silberton in seinen melodischen Liedern. Nur Eine gute oder wenigstens tadelffreie Eigenschaft also war es, die das Mädchen gewann, und welche allein er ihr auch nur ins Auge strahlte. Sie liebte ihn, sie ward verführt, ward seine Gattin und unglücklich, denn nach der Hochzeit zeigte er sich ihr in seiner ganzen lüderlichen Größe.

Ein andres Mädchen wird durch Verschwendung des Jünglings verführt. Von Natur hat sie einen

einen Hang zur Pracht. Der Jüngling verschwendet um sie einen großen Theil seines Vermögens. Dies gefällt ihr, sie schwimmt fort im Strome des glänzenden Ueberflusses, ohne Nachdenken, und wird verführt, oft zu den größten Ausschweifungen, aus welchen sie nie wieder zu sich selbst kommt.

Stand und Ansehen thut hier auch oft Wunder. Der junge Hofrath oder Doctor gewinnt allge-
mein ein Mädchen eher, als der Candidat des Predigtamtes, oder der nicht reiche Kaufmann. Wenn er die Rangsucht beym Mädchen merkt, so wird er seinem Ansehen noch mehr Gewicht geben, und wird das Mädchen gewinnen, ob er schon ein niederträchtiger oder leichtsinniger Mann ist. Immer kommt es überhaupt darauf an, daß wir die schwache Seite unsers Gegenstandes kennen lernen, so wird es uns selten schwer fallen, ihn nach und nach zu den niederträchtigsten Handlungen herabzuwürdigen. Auch verführen nicht Jünglinge nur Mädchen durch solche Kunstgriffe. O nein! Vielmehr wird der umgekehrte Fall in unsern Zeiten noch öfter statt finden, wo das schöne Geschlecht überhaupt unendlich mehrerer Freyheiten genießet, als in den vorigen Jahrhunderten.

Eine der schändlichsten Verführungen ist die, wenn Ehemänner Mädchen, oder verheyrathete Frauenzimmer Jünglinge in ihr Varn locken. Hier unterliegt zuweilen auch die festeste Tugend. Denn wie gewaltig umnebeln uns nicht die sinnlichen
Wollüste!

Wollüste! Und wenn nun, wie es gemeinlich zu geschehn pflegt, der Versführer oder die Versführerin den unschuldigen Gegenstand mit allen den geheimen Freuden des Ehebettes bekannt machen, wenn sie sich ihnen in eben der nachlässigen Kleidung zeigen, wie ihrem Gatten, wenn sie sie versichern, daß dies oder jenes zärtliche Spiel, welches der unschuldige Jüngling oder das schüchterne Mädchen noch für gefährlich hielt, nichts weniger als nachtheilig oder von Folgen für sie sey, o dann öfnet sich das Herz mit Allgewalt diesen buhlerischen Zauberkünsten, Tugend und Klugheit sinken in festen Schlummer, und die Unschuld kommt in fast rettungslose Gefahr. Noch mehr begünstigt die Verführungen der Weiber jene Sicherheit für den zweydeutigen Folgen heifßer Umarmungen. Noch schneller reißet diese Sicherheit den Jüngling hin. Noch gewisser wird seine Unschuld zum Verbrechen übergehen.

So geschieht es denn auch sehr oft von buhlerischen Damen, daß sie durch allerhand stark gewürzte Speisen, durch Confituren, durch süße be-
 rauschende Weine u. dergl. den Jüngling, dessen Unschuld sie fällen wollen, sich geneigt machen. Dieser Kunstgriff ist eigentlich das, was der gemeine Mann gethan nennt, wenn er von den Zauberkünsten in der Geschlechtsliebe redet. Wenn ein Weib die Nerven eines Mannes auf diese Art reißet, und sie ist der erste und einzige Gegenstand seiner wachsenden Luste, so kann ihr, mit Verfüh-
 gung

gung eines hohlerischen Betragens seine Befiegung wohl selten fehlen. Diese Gewohnheit, Männer brünstig zu machen, war vormals das herrschende Zaubergift der Wollust im unersättlichen Aem. Auch noch jetzt wimmeln die heissern Länder des Mittags von solchen Verführerinnen, welche Männern Gift in den Körper jagen, um Wollust daraus zu saugen.

Eine andre Art der Gewalt übt die Verführung über unser Herz durch Deyspiele. Geseht daß mancher Jüngling, manche Dirne gute Begriffe von Tugend und Ehre hat; sobald sie ein Deyspiel von ungestrafter Wollust sehn, welches sich äußerlich ins Gewand der Unschuld verbirgt, so bewundern sie den artigen Kunststrik und ahmen ihn bey der ersten besten Gelegenheit nach. Ganz gewiß haben, so wie in allen Dingen, besonders auch in der Liebe, Deyspiele sehr mächtigen Einfluß auf unser Herz, wenn sie uns vollende, sie seyen nun böse oder gut, von Personen gegeben werden, von deren Charakter und Einsichten wir hohe Begriffe haben.

Erlener, aber doch auch in gewissen Gegenden noch oft genug, gewinnen wir Herzen durch Frömmeln und Andächteln. Wenn ein Mädchen unter den strengsten Religionsgesetzen erzogen ist, so dürfen wir nur fleißig mit ihr beten, stets in der Kirche uns finden lassen, wenn sie da ist, öfters zu Grabe gehn, u. dergl. so werden wir bald ihre Aufmerksamkeit, ja ihre Liebe gewinnen. Ihr Zutrauen gegen uns wird grenzenlos werden, und wir können

können nach und nach ungescheut zweydeutige Handlungen von ihr verlangen, sie wird sich nicht sehr weigern, weil sie uns für Tugendhelden erkennt, die nichts wirklich Böses von ihr verlangen können. Das räum' ich inzwischen gern ein, daß solche Mädchen die klügsten nicht sind; auch wird diese Art der Verführung im umgekehrten Falle sehr selten statt finden.

Zuletzt giebt es noch eine Art von Verführung oder eigentlich Verstellung, wo nehmlich Jünglinge oder Mädchen den Gegenstand, den sie zu lieben scheinen, nicht wirklich lieben, sondern nur ein erzwingen zärtliches Betragen gegen ihn annehmen, um ihn entweder aus gewissen öconomischen und politischen Absichten völlig zu besitzen, oder doch gewisse andre Vortheile durch seine Liebe zu erlangen. So küßt mancher junger Kaufmannsdiener seiner Principalin voll Zärtlichkeit die Hand, um nur durch eine Vermählung mit ihr sein eigener Herr zu werden und die von ihrem ersten Gatten verlassenen Gelder mit ihr zu theilen: So liebäugelt manches Theemädchen mit ihrem 60jährigen Herrn, um nur Frau Hofrathin zu werden: Und mancher ältlicher Candidat des Predigtamtes schwört die Zuse wie sein Leben zu lieben, damit sie ihm von ihrem gnädigen Herrn den Ruf zu einer einträglichen Pfarre verschaffe.

So rennt ein jeder zur Erreichung des Ziels seiner Wünsche. Leidenschaften geben uns Klugheit und

und Einsicht, und es fällt so manche Tugend durch die Macht der Verführung.

Vierzehntes Kapitel.

Von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit.

Wenn ich von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit rede, so erwarte man keineswegs eine Sammlung von medicinischen und diätetischen Regeln, noch viel weniger ein regelmäßiges Gewebe von physiologischer Gelahrtheit. Ich werde blos einige Blätter mit erfahrenen Wahrheiten füllen, und nur ein paar Worte sagen von dem unvermeidlichen physischen Einflusse der Geschlechtsliebe auf die Gesundheit des Geistes und Körpers. Denn der Geist, jene unergründliche Urkraft unserer Muskeln und Nerven, jene Vollenderin von dem Willen der erhabnen Seele, muß nothwendig auch mit leiden, wenn die Theile des thierischen Körpers leiden und sie dadurch in ihrer Verrichtung gestört wird. Oft leidet sie auch allein, und es ist nichts so fähig, die mögliche Krankheit des Geistes zu beweisen, als eben jener Mißbrauch der Geschlechtsliebe, welcher oft, ohne besondern Nachtheil für den Körper, in den Geisteskräften entsetzliche Zerrüttungen anrichtet.

Dech.

Doch, es ist meine Absicht, zuerst von dem guten Einflusse der Geschlechtsliebe auf unsre moralische und physicalische Gesundheit zu reden. Die Erfahrung lehret uns täglich, daß Jünglinge, welche vorher ohne besondre Neigung gegen das schöne Geschlecht lebten, wenn sie nun für einen besondern Gegenstand eingenommen worden sind, auf einmal in allen ihren Handlungen feuriger werden und an den menschlichen Schicksalen lebhaftern Theil nehmen, als vorher. Es durchglüht sie ein gewisser Enthusiasmus, sie werden muthiger, ja sie streben sogar gemeiniglich nach edeln und großen Thaten, wosern nicht eigennützige Nebenumstände ihren Begierden eine entgegengesetzte Richtung geben. Dies alles gilt auch vom weiblichen Geschlecht, nur mehr theils im verminderten Grade.

Ferner befördert eine feurige Liebe den Umlauf der Säfte, indem sie fast immer zur Freude einladet, sich mit gaukelnden Hoffnungen beschäftigt, auch größtentheils Gelegenheit giebt zu mehreren und schnellern Bewegungen des Körpers. Denn Liebende sowohl als Eheleute leben, wosern sie sich wirklich mit Feuer lieben, in einer steten Dienstfertigkeit gegen einander, seys in öconomischen oder in häuslichen Dingen. Hieraus folgt also, daß endlich die gutartige Liebe auch für Trägheit des Geistes und Körpers schütze, welche die Muskeln erschlappet und die thierische Bewegung aller Theile hindert.

Se nützlich und tadelsrey aber auch die guten Einflüsse der Liebe auf die Gesundheit des Menschen sind, eben so nachtheilig und nachtheiliger noch sind ihre schädlichen Einflüsse. Erhöhte sie, im gehörigen Maasse, die Empfindungen und Fähigkeiten des Geistes, so schwächt sie, wenn sie gemißbraucht wird, dieselben, macht sie träge und raubt ihnen den angebohrnen Ruch. Diese Folgen werden wir empfinden, wir mögen nun in der Zärtlichkeit entweder zu sehr schwärmen, und zu oft wollüstigen Gedanken nachhängen, oder wir mögen im ehelichen Stande zu häufig der erlaubten Süßigkeiten der Liebe genießen. Wer weiß nicht, daß öfterer Kummer in der Liebe die Gesundheit des Geistes und Körpers unvermeidlich schadet. Dies gilt ebenfalls von den immerweinenden Werthern und Siegwarten, welche in Thränen eine besessene Süßigkeit finden, und in hergeträumten Leiden eine Wollust. Ich versichere, daß diese Leute ihrer Gesundheit gewaltig schaden, auch dabey des rechten Entzwecks der Natur verfehlen, welche uns den Trieb der Liebe nicht mit Thränen verbittert gab.

Daß der allzuoft befriedigte Geschlechtstrieb Verheyratheten und Unverheyratheten nicht wenig schade, bedarf wohl keines Beweises erst, da die tägliche Erfahrung lehret, wie viel hundert ausge-
mergelte Sceleter in großen Städten, und oft auch in kleinen, auf den Straßen herumlaufen, welche
unglück-

unglücklich genug sind, über ihre Begierden nie die Herrschaft gewonnen zu haben. Auch hab' ich im zwölften Kapitel bereits vieles gesagt, was hieher gehört, und insgesammt auf Ehelente, wenn sie ausschweifend sind, so gut angewendet werden kann, als auf Bordellbrüder und barmherzige Schwestern. Wie denn auch die traurigen Folgen der Selbstbefleckung hier nochmals erwägt zu werden verdienen, indem diese mehr als thierische Unzucht noch schrecklichere Verwüstungen in der menschlichen Maschine anrichtet, als die Ausschweifungen zwischen den Geschlechtern. Daß endlich der Greis alle Regeln der Keuschheit noch weit strenger befolgen müsse, als der Jüngling und der Mann von mittlern Jahren, ist ebenfalls an seinem Orte bereits erwähnt worden, folgt auch aus der den Aerzten wohlbekannten Austrocknung der Säfte im Körper des Greises.

Hier kann ich ein Vorurtheil des vornehmen Pöbels nicht übergehen, welches davorhält, es sey den meisten jungen Körpern schädlich, ohne den Genuß der Geschlechtsliebe zu leben. Selbst Aerzte unterstützen diese thörichte Meynung mit ihrem Beyfall. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Fälle vorkommen können, wo *ejectio spermatis vitilis* dienlich seyn möchte. Allein diese Fälle werden äußerst selten seyn, auch gemeiniglich nur dann mit gehöriger Vorsicht und Behandlung statt finden, wenn ein sehr ausschweifendes Leben vorausgegangen,

gen, daß nun auf einmal strenge Keuschheit ausgeübet worden ist. Winder selten, aber immer auch noch selten genug, scheint das schöne Geschlecht je zuweilen einen Nachlaß von der Strenge in der Liebe zu heischen. Im ganzen genommen aber ist die Enthaltensamkeit ein unermesslicher Vortheil für Geist und Körper. Geschlecht sie vollends mit innerer Ruhe und ohne mächtige Kämpfe, so ist sie desto schätzbarer. Man erwäge nur die vielen Beispiele, welche wir in der Welt haben, daß die keuschesten Personen immer die gesündesten sind; denn die Krankheiten, die wir der Enthaltensamkeit auf den Nacken wälzen, rühren fast allemal von andern Ursachen her. Möchten sich doch mehrere Aerzte Mühe geben, in ihren Familien genauere Acht zu haben auf das Verhalten in der Zärtlichkeit! Möchten sie in diesem Fall strengere Vorschriften geben! Doch, wie würde ihr Beutel dabey zurecht kommen? Sie würden für die Zukunft manchen Besuch, manches Recept, ja sogar manches Apothekerspräparat einbüßen müssen. Denn ich bin versichert, daß wir beym maßigern Genuße der Liebe weit gesünder wären. Und ich behaupte öffentlich, daß die häufigen Nervenkrankheiten und krampfhaften Zufälle in unserm Zeitalter, von dem Luxus überhaupt, vorzüglich aber von dem bis zur Geilheit ausgearteten und unersättlichen Geschlechtstriebe herrühren. Glaubt es nicht, Große und Reiche der Erden, wenn eure schmeichelnden Aerzte aus-

I 2

erleiden.

streichendem Eigennutz euch in diesem Falle, mehr erlauben, als sie sollten. Lasset euch warnen, und glaube mir, einem alten Kerl, der's oft erfahren hat, das Märrchen und überhaupt Mißbrauch der Geschlechtsliebe, der Großen frühes Grab bereiten. Lebt einfacher und mäßiger in Speisen und Getränken, so wird es euch nicht so schwer werden, die Regeln der Enthaltbarkeit und Keuschheit zu beobachten.

Zuletzt muß ich noch anmerken, daß die Ausschweifungen der Liebe in der Jugend uns oft unfähig machen, in der Ehe die Süßigkeiten zu genießen, die unentnerote Personen genießen. Jenes zärtliche Getändel, das uns so zaubrisch deucht, kann durch seinen Mißbrauch der Stoff zu künftigen Krankheiten in der Ehe werden, ja es kann unheilbare Unfruchtbarkeiten nach sich ziehen, wie die Erfahrung die Aerzte lehret. Auch leben leider! so viele Elende, Krüppel und Schwindfüchtige in der Welt, welche die Jugendsünden ihrer Eltern büßen. Schrecklich ist, daß diese Unglücklichen leiden, was sie nicht verdienet haben! Und noch schrecklicher, wenn sie von ihren Eltern gehaßt und verabsäumt werden, anstatt daß diese darauf bedacht seyn sollten, ein ihnen geschenktes so klägliches Leben durch die beste Abwartung und Erziehung zu erleichtern.

Ich hoffe man wird mir meine Offenherzigkeit in diesem Kapitel nicht zur Last legen, wo ich noch,
wendig

weidlig einigermaßen als Arzt reden mußte, zu lebhaft überzeugt, welche Regionen von Menschen die zärtlichen Ausschweifungen niederwürgen. Hab' ich doch noch oft genug dem Vorurtheil einer affectirten Schaamhaftigkeit nachgeben, und von Dingen dunkel sprechen müssen, die eigentlich in unsern von Schulpedanterey größtentheils freyen Zeiten im hellsten Lichte abgehandelt werden sollten.

Fünfzehntes Kapitel.

Erlaubte und tugendhafte Liebe.

Endlich hab' ich mich durchgearbeitet durch das Gewühl von zärtlichen und verliebten Thorheiten. Endlich bin ich das Gebiet der Liebe mit mühsamen Schritten durchwandert, habe an der Thüre des Wessens und des Thoren verweilt, und ihre Handlungen gegeneinander abgewogen. Freylich muß ich am längsten bey den Thorheiten der Liebe verweilen, da sie leider! weit häufiger angetroffen werden, als jene tadelstreye Liebe, deren Pfade die Tugend heiligt und die Weisheit krönt. Aber nun steh' ich auch an ihrer Pforte, und es begrüßt mich die Helde mit himmlischen Lächeln. Freund-

lich bietet sie mir die keusche Rechte, und heißt mich willkommen. In ihrem Dalkast, den die Unschuld ausgeschmücket, lächelt mir Ruhe entgegen nach den rauhen, mühsamburchwandelten Pfaden, daß ich Kräfte sammle zu neuen Beobachtungen im Reich der gefesselten Liebe!

O sey mir gegrüßt, Göttliche, im Glanze der Unschuld und der belohnenden Keuschheit! Dich sendete der allgütige Schöpfer hernieder, endliche Menschen zu beglücken! Du bist die Freystadt der Verfolgten, du die Ruhe nach schweren Geschäften, du die Mutter häuslicher Eintracht, du die Geberin von tausend irdischen Freuden! Wenn unter den Lasten der Feldarbeit und der drückenden Sonne der Bauer gekrumpet hat, so erquickst du ihn, tugendhafte Liebe, mit reinen Freuden der Unschuld. Wenn der ermüdete Städter am Abend seine Geschäfte verläßt, dann empfängt ihn die freundliche Gartin oder das gefellige, von ihm geliebte Mädchen, und er vergißt in ihren keuschen Armen der Last des verfloffenen Tages. Ja selbst Fürsten finden die süßeste Ruhe im Genuß einer tugendhaften Liebe, wenn sie für das Wohl ihres Volkes tagelang arbeiteten. Und endlich Krieger, Helden, o des großen Gedankens! eilen nach vollendeten Kämpfen, mit Blut und Staube bedeckt, vom Kampfplatz, um im Arme der Liebe zu ruhen. Also wartete Hermannus zärtlich Thunelde, als er blutig
von

von der Schlacht in seine Wohnung zurückkehrte, um unter den Hittigen der Liebe von Siegen zu träumen.

Wohl dem Manne, dessen Arbeit treue Liebe belohnet! Wohl dem Weibe, deren wirtschaftliche Arme den treuen Gatten umfassen! Mit Wohlgefallen sieht der Aawissende diese Unschuldsvolle Erhöhungen, denn er selbst erlaubte sie seinen Menschen. Vereint werden sie ihn loben, vereint ihn anbeten und preisen. Mit der Eintracht der Engel betreten sie die Pfade des Lebens, von der treuesten Liebe zur Unererschrockenheit aufgemuntert, Mitleid, und Wohlthun, und Brudertliebe wird, wo sie wandeln, ihre Pfade bezeichnen. Wohl den Glückseligenden, deren Fessel Treue und Keuschheit ist! Ob nun die Hand des Priesters bereits ihr heiliges Gelübde öffentlich gesegnet habe, oder ob es noch in geheimes Dunkel, nur von Engeln bemerkt, gehüllt sey, immer wird es die Freuden des Lebens erhöhen, immer die Grundlage zu einem zufriednen Leben seyn, und immer mit Verfall begnadigt werden von dem Vater der Menschen.

Aber wie matt ist mein Pinsel, ein Gemälde zu vollenden, das unnachahmliche Farben erfordert! Fühlt dies Glück selbst, Brüder, und meine kurze Schilderung wird für euer Augen wie ein verlöschendes Licht verschwinden! Laßt mich aufhören,

und noch einige Begleiter der tugendhaften Liebe entwerfen, welche zuweilen ihr Stück auf einige Zeit zweydeutig machen, aber es in der That weder verdrängen noch herabwürdigen können.

Ist es erlaubt, kann es mit der Tugend bestehen, daß zuweilen Jüngling und Mädchen sich ganz heimlich lieben, ohne es der Welt wissen zu lassen? Meinen Empfindungen nach kann es mit der Tugend sehr wohl bestehen. Denn haben wir nicht eine Menge Beispiele von Heimlichliebenden, deren Verbindung schön, tadellos und nachahmungswürdig ist? Und sollt' es nicht größtentheils eher eine Lockung zur Tugend seyn, als zum Verbrechen, wenn man sich heimlich liebt, und seine Sache verborgen wissen will? Denn die Tugend bleibt gewiß länger verschwiegen als das Laster, weil unsre Nebenmenschen die mindesten unsrer Fehler sogleich ausposaunen, unsre Vorzüge aber herzlich gern unberührt lassen. Ueberhaupt kommt es hier auf die Gründe an, aus welchen man seine zärtliche Verbindung verschweigt. Warum bin ich denn eben gemüthigt, jede meiner Empfindungen für den Richterstuhl des Volkes zu bringen? Was macht mich anheischig, ein Motto der Kaffeehäuser und der Wochenstuben abzugeben? Und wie oft erfordert es nicht endlich politische Klugheit, selbst für Bekannten und Freunden eine Liebe zu verheimlichen, die niemand eher zu wissen nöthig ist, als bis sie durch die

Die Ehe von sich selbst offenbar wird! Es ist daher wirklich sehr lieblos von unsern Nebenmenschen geurtheilt, wenn sie hinter eine heimliche Verbindung kommen, und es sogleich mit einer erschrecklichen Strafpredigt als ein Verbrechen ausposaunen. Haben uns im Gegentheil niederträchtige Absichten, die entweder unserm Nebenmenschen, oder doch wenigstens unserm eignen Character wirklich nachtheilig sind, zur Verheimlichung bewogen, so kann man noch eher das Publicum zur Entrüstung berechtigt glauben. Etets aber bleibt das Urtheil über solche Dinge unvollkommen, ungewiß und schwer zu entscheiden.

Eben so ungewiß sind die Urtheile über Tugend und Laster zweyer Liebenden. Verhältnisse bestimmen unsre Handlungen, und ohngeachtet ich nie dem Laster das Wort reden möchte, so ist es doch ganz gewiß, daß bey einer solchen Beurtheilung auch der Scharfsichtigste sich irren und zu weit gehen kann. Verdammt also nicht sogleich alle Treuliebenden, wenn sie euch auf einem unrichtigen Wege zu wandeln scheinen, sondern untersucht, wofern ihr euch anders über sie zu richten berechtiget glaubet, vorher alles, was dahin gehört, mit der genauesten Schnellwage. Ich will hier mit guten Bedacht auf keine Beispiele mich einlassen. Aber die Fälle sind unzählig, wo Liebende bey irgend einer kleinen, wirklichem oder nur scheinbaren Ver-

D 5

gehung,

gehung, mit mehr Schonung und Mäßigkeitsliebe beurtheilt werden sollten.

Jedoch muß ich auch Euch warnen, Treuliebende, daß ihr euren Herzen niemals zuviel zutrauet. Sicherheit droht euch den Fall. Wenige können wieder zurück, wenn sie einmal den schneichelhaften Weg der Thorheit betreten haben. So viele Freyheiten uns auch die tugendhafte Liebe einräumet, so verlangt sie doch auch tausend Pflichten gegen den Wohlstand und gegen die sittlichen Gesetze von uns. Auch sey die Mäßigkeit eure Führerin. Selbst die reinste Liebe ist Oft im Dreyer des Ueberflusses; und sparsam sey die Verschwendung weltlicher Reize auch an den tugendhaftesten Jüngling.

Schwerer beantwortet sich die Frage, ob es erlaubt sey, sich ohne Vorwissen und Genehmhaltung der Eltern zu lieben? Hier kann ich aus Herzensgrunde weder mit Ja noch mit Nein antworten. Ich würde allerdings Nein sagen, wenn ich nicht den Eigensinn mancher Eltern und ihren pochenden herrschsüchtigen Eolz kenne. Und Ja kann ich nicht sagen, denn das wär wider die bürgerlichen Gesetze, ja oft selbst wider die Gesetze der Natur. Allein es giebt doch auch hierin unzählige Ausnahmen. Ganz gewiß kommt hier alles auf eine delicate Untersuchung aller Nebenumstände an, um bey einzelnen Fällen richtig urtheilen zu können.

Hier könnte man auch noch die Frage aufwerfen: ob es in jedem Stande zu lieben erlaubt sey? Wohl in den meisten, wenn man den Militärstand und den geistlichen Stand bey den Katholiken annimmt, denen es durch bürgerliche Gesetze verboten ist. Nur der Jüngling, welcher den Wissenschaften sich weihet, verliert einigermaassen seine Ansprüche auf die Liebe, so lange bis er sein Ziel erreicht hat. Es ist allerdings selten dienlich, wenn ein Schüler der Zärtlichkeit huldigt. Gesezt auch, daß er männlich denkt, und nicht seine Wissenschaften über den zärtlichen Ländeleien vergißt, so wird er doch fast immer in so mancherley traurige Lagen kommen, die ihm seine süße Stunden der Liebe gewaltig verbittern. Er wird scheele Gesichter und schiefe Urtheile, noch mehr, er wird Trennung, Gefahr der Untreue, und wer weiß was alles noch, erfahren und erdulden müssen. Demohngeachtet ist auch nicht zu leugnen, daß frühe Verbindungen zuweilen sehr glücklich ausfallen. Nicht selten ist die Liebe Anfeuerung zum Fleiß und zu schneller Erriugung des Kranzes der Weisheit; und süßer ist, am Ziele eine treue Begleiterin erwartungsvoll und theilnehmend schon zu finden, als sie sich erst suchen zu müssen.

Vern hät' ich noch einige Seiten gefüllet mit Gedanken über die Eifersucht, jene so treue Gesährtin der Liebe, und die oft auch bey den tugendhaften

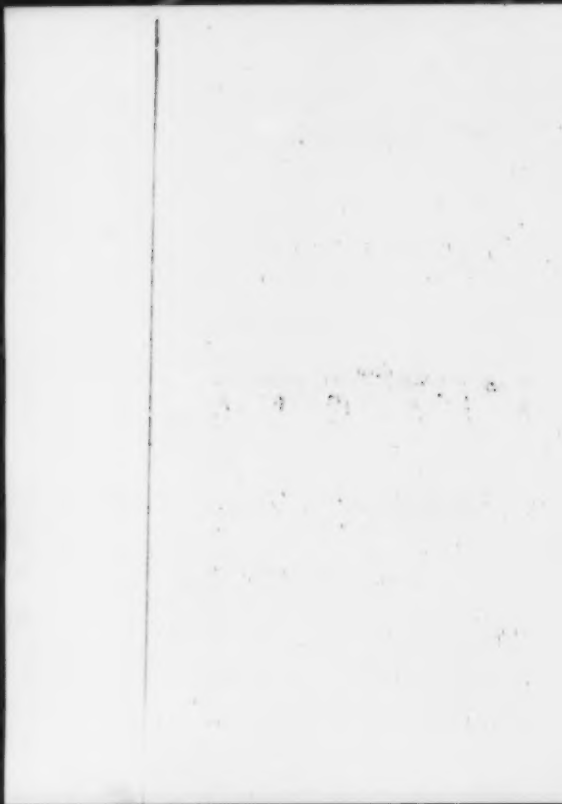
hastesten Verbindungen eine mächtige Seherin der Ruhe und Eintracht wird. Denn sie ist eine Leidenschaft, die nicht selten ganz ohne zureichenden Grund aus übler Laune entsteht, und sehr schwer wieder zu besiegen ist, wenn man ihr einmal einen Platz im Herzen vergönnt hat. Allein ich hätte nie einen Gegenstand zerrissen, welcher eigentlich bey einer regelmäßigen Eintheilung in 2n Abschnitte, wo von der Ehe gehandelt wird, gehört. Ich verspare daher alles, was über diese Leidenschaft gesagt werden kann, und schließe nunmehr diesen ersten Theil, von der Liebe um sogleich zum Gedanken über die Ehe, fortzugehen. Gehab dich indes wohl, lieber Leser! Bald sprechen wir uns wieder, und wollen alsdenn jene Treuliebenden, welche die Hand des Priesters zur Ehe einweicht, mit einem scharfen uns belehrenden Auge in allen Scenen ihres ehelichen Lebens aufsuchen, und ihre Thorheiten sowohl als ihre Vorzüge mit dem Lichte der Wahrheit beleuchten!

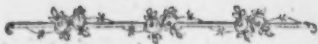


Zweyter Theil.

Ueber

d i e E h e.





Erstes Kapitel.

Von der Ehe überhaupt.

Endlich, nach allen Schmachten und Ehenen, nach allem Ueberlegen und Herumirren, nach alle dem romantischen Gerändel der Jugend ist doch die Ehe das Ziel aller dieser Bemühungen, und die goldne Fessel, die wir uns selbst anlegen. Früher oder später wird uns dieser Stand zum Bedürfnis. Oft nähren wir, ohne es selbst zu wissen, den Trieb dazu in unserm Dusen. Zwar giebt es Hagestolze und eigensinnige alte Jungfern genug, aber diese entsagen beiderseits fast immer aus Mangel an schicklicher Gelegenheit, oder aus Unentschlossenheit dem ehelichen Stande. Auch giebt es eine Menge Herumschwärmer und flatternder Dirnen, welche das eheliche Leben hassen, und ihm den schwelgenden Wechsel im Genuße weit vorziehen. Aber man erinnere sich, daß ich hier vom Allgemeinen spreche, daß ich

Triebe

Triebe schildre, wie sie aus der Hand der Natur kommen, nicht vom morbischen Leichtsinne entstelle, noch vom allgewaltigen Beispiel der Hefe vergiftet.

Die Befriedigung der sinnlichen Geschlechtstlust, die Erzeugung uns ähnlicher Geschöpfe, und der vertrauliche Umgang mit einem Theilnehmenden Gatten, diese drey große, von den Rechtsgelehrten also genannte Entzwecke der Ehe sind auch wirklich von der Natur eingepflanzte Triebfedern, die uns ewig ins Ohr flüstern, daß es nicht gut ist, allein und ohne Gatten zu seyn. Wie werden sie im außerehelichen Stande so vollkommen, so mit Ruhe und Bewußtseyn der Unschuld befriedigt werden können, als in jenem geheiligten Bunde, den uns Natur und sittliche Gesetze vorgeschrieben haben. Es ist wahr, wir können unsern Verschlechtstrieb befriedigen bey jedem Weibe, daß es uns zuläßt. Aber werden wir bey der öftern Abwechselung nicht auch oft sehr mangelhafte Befriedigung finden? Müssen wir nicht überzeugt seyn, daß die feile Dirne, oder die Ehebrecherin uns nicht allein liebt, wir mithin in steter Gefahr sind, verfolgt oder gestraft zu werden? Sehen wir uns nicht bey jeder Umarmung der Möglichkeit aus, unsre Gesundheit auf ewig zu verlieren, und ein steter Sklav der Ärzte zu werden? Dies alles sey auch im umgekehrten Falle den Weibern gesagt. Aber wie ruhig genießen wir nicht im keuschen Ehebetto alle Freuden,

der

der Zärtlichkeit, wie sicher und gefahrlos befriedigen wir nicht hier die Forderungen der feurigen Jugend!

Ferner: wir können Kinder zeugen auch außer der Ehe. Niemand wird dies widersprechen, vielmehr, ist es leider nur allzu gewiß, daß Tausende in der Welt herumlaufen, die ihren Vater nie kannten, und in ihrer Mutter eine betrogne Bettlerin kennen. Allein wie zwecklos, wie leichtsinnig, ja wie grausam sieht dies Kinderzeugen aus! Nie anders als mit wehmüthigen Empfindungen sah ich solche Barmhertigen aus dem Schooße der für Schaam und halber Verzweiflung zitternden Mütter hervorgehn. Sie betreten den großen Schauplatz der Welt unter tausend Verwünschungen, sie werden verabsäumt, ja auf alle mögliche Art gekränkt, und wenn das Schicksal hart genug ist, sie dennoch leben zu lassen, so laufen sie wie verirrte Schaafse herum, schmiegen sich an alles an, ohne daß man sich ihrer erbarmet, sind verachtet und verlassen, und müssen sich durch Dornenvolle Labyrinth winden, ehe sie zu einem bestimmten Leben gelangen können. Denn wie so klein ist die Zahl solcher heimlichen Väter, die ihre unächten Abkömmlinge gehörig ernähren können; und wie viel sind deren nicht, die, wenn sie das Vermögen dazu besäßen, es dennoch nicht thun, sondern nach schwelgendem Genuße sich um diese Unglücklichen weiter gar nicht bekümmern, vielmehr ihr Geld dazu anwenden, aufs neue Dirnen

feil zu machen! — Begünstigt ein Weib eure Lüste, und ihr vermehrt die Welt heimlich unter dem Gesieder des Mannes, so laufen eure Gezeugten freylich nicht so große Gefahr, im Elende zu schmachten, aber ihr seyd auch schändliche Betrüger eines rechtschafnen Mannes, ihr bestiehlt ihn doppelt, indem ihr ihm die halbe Gunst seiner Frau nehmt, und indem ihr ihn verbindet, sein Vermögen auf Erziehung solcher Kinder zu verwenden, die ihm nicht gehören. Wie schön ist es hingegen, wenn ihr, Väter und Mütter im Schooße der häuslichen Glückseligkeit eure rechtmäßigen Kinder in euern Armen wieget! wenn mit dem Verfall eurer Freunde und unter den Segnungen der Priester und des Volkes, kleine Zeugen eures Daseyns, die euern Rahmen führen, mit allen Rechten der Landeskin der und der gültigen Erben in die Welt kommen! wenn sie wachsen, und artig werden, und mit ihren kleinen listigen Augen um euch her zu euern Füßen spielen! wenn sie in allem euch nachahmen, und von euch geleitet und gebildet, endlich die Stufen der Weisheit und der Kenntniß, die Gesellschaften des bürgerlichen Lebens betreten! wenn sie ehelich euch mit Ehrfurcht Vater und Mutter nennen, euch mit großen Aufopferungen dienen, und euch im grauen Alter auf den Händen tragen! Denn es steht nur bey euch, ihnen durch eine gute Erziehung diesen sanften Character einzusüßen! O wie herrlich prangt jene Grouppe in dem Auge des Weisen,

Weisen, wo der sorgsame Vater mit der zärtlichen Mutter im Kreise vergnügter und wohlgezogener Kinder wandelt! Zwar es wird euch nicht leicht werden, die Zeugen eures Daseyns auszubilden, und glücklich zu machen. Manchen Thaler werdet ihr auf sie verwenden müssen, welcher der streye junge Mann in Gesellschaften verschwelgt; aber der Schwelger hat am Ende nichts, und ihr habt glückliche Kinder, die euch danken, die euch segnen und mit Ehrfurcht euch einst die Augen zudrücken. Mancher Schweißtropfen wird von eurer Stirne rinnen, mancher Kummer euch umnebeln und manches Aergerniß über jugendliche Thorheit euch Bitterkeit geben; aber dies alles nimmt ein Ende, und dann seht ihr auch den Lohn eurer Würden, werdet in Kindern und Enkeln noch bey der Nachwelt geehrt, habt Stützen und Vertraute im ohnmächtigen Alter, und ihr geht mit einer gewissen stolzen Ruhe aus der Welt, weil ihr wißt, daß ihr in Kindern und Enkeln wieder auflebet. Freylich giebt es zuweilen auch Kinder, die ohngeachtet der besten Erziehung Lasten der Erde werden, aber dies ist eine Ausnahme von der Regel, und ein ungünstiges Schicksal, dessen Entscheidung einer höhern Macht zukommt, und wie wahrscheinlich ist es nicht, daß die meisten bösen Weltbürger in der Erziehung verwaarloset wurden! Eben so ist es auch eine Ausnahme und ein unentschiedenes Schicksal, wenn Väter oder Mütter zu zeitig von einer Herde Kin-

der wegsterben; und diese dadurch der nöthigen Erziehung und Versorgung beraubt werden. Allerdings sind sie dann nicht selten, ohne geerbtes Vermögen, so verlassen, als die auferhelichen Kinder, aber sie sind doch rechtmäßig, sie können der ganzen Welt ihr Schicksal klagen, und sie haben, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, gerechtere Ansprüche auf den Beystand ihrer Verwandten, als jene.

Man vergebe mir, daß ich mich so lange bey diesen Gedanken aufhielt. Es giebt gar zu viel solche junge Lecker, die, wenn man ihnen vorwirft, daß sie der Welt die ihr schuldige Menschenvermehrung entziehen, mit einer unanstehlichen Reckheit antworten; sie könnten ja der Welt Kinder geben, ohne sich zu verheyrathen. Diesen wollte ich gern begegnen, und ihnen bey der Gelegenheit mit ein paar Worten sagen, daß zwischen Kinderzeugen und Kinderzeugen ein sehr wesentlicher Unterschied sey.

Der dritte Entzweck der Ehe, nemlich das *mutuum adjutorium*, oder der wechselseitige Beystand, welchen Verheylichte einander leisten, kann außer der Ehe nun ganz und gar nicht erreicht werden. Man wird mir vielleicht einwenden, daß dieses auch nicht der wichtigste, nicht ein unentbehrlicher Entzweck der Ehe sey. Ich kann hterauf gern zugeben, daß *extinctio libidinis* sowohl als *sololis procreatio*, dieses für den Staat interessanter, jenes fürs einzelne Individuum unentbehr-

behrlicher sey, als das *mutuum adjutorium*. Aber es ist doch auch gewiß eine sehr wichtige Sache, die Aufmerksamkeit und Erwägung verdient. Und wer einmal gefühlt hat, wie leicht sich alle Lasten des Amtes, des bürgerlichen und des häuslichen Lebens am Arme eines braven, theilnehmenden Weibes ertragen lassen, der wird, wofern sein Verstand und sein Herz nicht völlig umnebelt sind, gewiß die Gattin nicht mit einer eigennützigen Haushälterin vertauschen, die nur an sich denkt, an dem Geschick ihres Herrn nur um ihres Genusses Willen Theil nimmt, und überhaupt auch gar keine Pflicht auf sich hat, jeden Kummer und jede Beschwerde mit dem Hausherrn zu theilen. Und was ist nicht mehrtheils für eine elende Verfassung in einem Hauswesen, wo die Hausfrau mangelt? Auch selbst der junge Mann, ohne weitläufige Oeconomie fühlt, wofern er anders ein Mann von Geschäften, und nicht ein süßer Müßiggänger ist, mehr als zehnmal des Tages das Bedürfnis eine Gattin zu haben, denn niemand sorgt so vor ihn, als sie sorgen würde, und er hat weder Zeit noch Lust, sich um alle unentbehrliche Bequemlichkeiten, oder ökonomische Bedürfnisse zu bekümmern. Fragt ferner ein verwaistes Mädchen oder eine Wittwe, ob sie nicht ohn' einen Gatten immer furchtsam und besorgt lebt, ob jemand so recht aus der Fülle seines Herzens für sie das Wort redet, und ihre Stelle so aufrichtig vertritt, als es ein redlicher Gatte thun

würde. Endlich so ist es auch für betagte Personen ein unvergleichliches Wohlbehagen, wenn eins das andre nach seinen Kräften abwartet. Seit langen Jahren in der vertraulichsten Eintracht, erinnern sie sich an gleiche Schicksale, sind gegenseitig ihrer Schwächen gewohnt, und haben nicht erst nöthig, sich den Urtheilen der unerfahrenen Jugend auszusetzen. Allein freylich ist es oft das Verhängniß betagter Eheleute, daß eins das andre verlieren, und dann nicht selten noch Jahrelang allein, einsam und manchmal verlassen genug in diesem unvollkommenen Leben wallen muß. Doch, das Ziel ist nahe, der Pfad mit Ehren vollendet, und desto feuriger umfaßt das Zurückgelassne die Arme des endlich kommenden Todes.

Ich habe von dem dreysachen Entzweck der Ehe, das heißt von einem dreysachen Glück der Ehe geredet, denn wenn unschuldige Neigungen oder Wünsche auf eine erlaubte und geschmäßige Art befriedigt werden, so ist es allerdings ein Glück zu nennen. Daß aber der eheliche Stand auch seine mannigfaltigen Beschwerden habe, wird niemand leugnen, und dies widerlegt auch meine der Ehe eingeräumten Vorzüge keinesweges. Denn immer ist das irdische Glück mit Kummer durchwebt, ja alle Freuden werden doppelt schön durch vorausgegangene Leiden. Ich werde mich daher bemühen, in den folgenden Abschnitten die merkwürdigsten Eccehen und Eigenheiten des ehelichen Standes

Standes aufzusuchen, und sowohl ihre lächerliche und ihre ernste Seite, als auch ihre Vorzüge und ihre Nachtheile ins Licht der Wahrheit zu stellen geübt seyn. Möchte man mein Bestreben für das halten, was es wirklich ist, nemlich die laute Absicht, Vorurtheile zu besiegen, Thorheiten zu bessern, und Weise, als liebenswürdige Beyspiele, in die ihnen gebührenden Rechte der allgemeinen Verehrung zu setzen. Möcht' es mir gelingen, nie mißverstanden zu werden, und nie in den Verdacht zu kommen, als hätte mich nur unbezwingbare Tadel sucht zu diesem Buche verleitet. Nein, nur Wahrheitsliebe, und wofern es die Bescheidenheit nicht zu gestehen verbietet, das Verlangen einiger mir sehr schätzbaren Freunde!

Zweytes Kapitel.

Verlobungen.

Jüngling und Mädchen, die sich fest miteinander versprochen haben, oder auch schon feyerlich verlobt sind, sind zwar freylich noch keine Eheleute. Ich aber mache mir kein Gewissen daraus, sie darunter zu zählen, kann auch an keinem schicklichern Orte von Versprechungen handeln, als in der Abhandlung über die Ehe, weil sie näher hieher gehören,

als dahin, wo von der Liebe die Rede ist, welche an und für sich nichts von diesem bürgerlichen Zwange weiß. Denn der angebohrne Geschlechtstrieb setzt nicht grade voraus, daß wir immer vor einen und denselben Gegenstand empfinden müssen. Die menschlichen Gefinnungen ändern sich, und mit beiderseitiger Uebereinstimmung kann, dem Geseß der Natur nach, jedes eheliche Bündniß zu allen Zeiten, und ohne besondre Voraussetzungen aufgehoben werden. Die Religion und die bürgerlichen Geseße hingegen, welche, der Vernunft und Klugheit gemäß, dies willkührliche Zusammenlaufen und Trennen nicht dulden, legen uns einen Zwang auf, den wir uns um so viel williger gefallen lassen, je gewisser es ist, daß er auf unser Glück und auf die Ruhe unsers Lebens abzielt. Wer nun aber mit einem Mädchen unter gewissen Versicherungen der künftigen Ehe sich verspricht, oder wohl gar öffentlich verlobt, der unterwirft sich von diesem Augenblick an dem Zwange der bürgerlichen Geseße, und dieses Paar gehört nunmehr auch unter die Reihn der Bekenner Hymens.

Es ist ein drolliges Ding um die Versprechungen. Wenn wahre Neigung unser Herz leitet, so ist unsre Wahl allemal entschieden, und wir bestien gemelniglich, wenigstens in unsern Gedanken, alle sich uns darstellende Hindernisse. Aber wenn wir gegen das ganze Weibergeschlecht nichts haben, wenn wir viele unter den freundlichen Gespielinnen kennen,

kennen, aber doch nicht mit Allgewalt zu einem bestimmten Gegenstande hingerissen werden, da wird uns die Wahl schon schwerer. Wir wählen und verwerten wieder, wir werfen unser Netz überall aus, und wenn wir dann den Zug thun sollen, haben wir nichts drinnen, weil es uns noch kein rechter Ernst war. Wir begeben uns dann wieder eine Weile in den Mönchsorden, bis aufs neue der günstige Trieb erwacht. So tändeln wir, bis wir endlich, des Hartens und Herumflatterns müde, in den Glückstopf greifen, und unser Loos herausziehen. Zuweilen werden wir dann doch noch abgewiesen, und das kränkt uns eine Weile, bis wir den Gram wieder vergessen und endlich zu unserm Ziele gelangen. Noch schwerer wird die Wahl, wenn wir uns nur aus ökonomischen Gründen verheirathen wollen. Dann ist noch eine Eigenschaft mehr, die dasjenige Frauenzimmer besitzen muß, welches wir zu unserm Gefährtin wählen wollen. Wir gehn, in diesem Falle, Jahrelang umher, und schweben in steter Unentschlossenheit, wosfern uns nicht unsere Verfassung dringt, unser Vorhaben zu beschleunigen.

Die Mädchen werden hier von ganz andern Empfindungen durchdrungen. Sie bilden sich bey jedem freundlichen Worte, das ihnen ein Mann sagt, ein, er müsse nothwendig einige Absichten auf sie haben. Da sie ferner nicht füglich selbst auf die Wahl ausgehn können, so bleiben sie bey dem Wun-

sehen, und träumen sich eine Menge von Männeridealen, die alle die Eigenschaften besitzen, welche sie künftig an ihren Gatten zu finden wünschen. Gemeiniglich aber kommen ihre Einbildungen nicht ganz zur Erfüllung. Denn nur wenige können so delicat wählen, nur die, und noch mit öfterer Ausnahme, welche Vermögen besitzen; da hingegen die Wittlern und Armen, besonders bey jetzigen Heyrathlosen Zeiten, mehrentheils mit dem ersten besten Antrage zufrieden seyn müssen, besonders wenn sie schon über das halbe Jubiläum hinweg sind.

So gewiß es nun aber auch ist, daß diejenigen jungen Leute glücklich sind, welche schon vor der wirklichen Verlobung sich lange kennen und lange lieben, denn sie vermählen sich aus wahrer Neigung frey von jeder Nebenabsicht; so ist es doch auch nicht immer gut, wenn sie gar zu lange vor der möglichen Verheyrathung schon heimlich miteinander verbunden sind. Sie müssen dann, aus mancherley Nebenursachen, die eben das Geheimhalten ihres Versprechens voraussetzen, oft viele Jahre warten, ehe sie ihr Ziel erreichen, und sollte dies nicht bey ihnen so manche Grillen, so manches Mißverständniß, so manche Ungeduld nach sich ziehen? Wenigstens wird bey der endlich errungenen Verbindung der Reiz der Neuheit, der doch fürs menschliche Herz immer sehr schmeichelhaft ist, größtentheils wegsallen. Es giebt inzwischen in diesem Falle schon hier und da Ausnahmen, deren ich

ich selbst welche gesehen habe; aber sie sind sehr selten.

Ich komme nunmehr auf die Verlobungen selbst. Bey den mehrsten christlichen Nationen sind sie feyerlich, und von der Hochzeit selbst unterschieden. Dahingegen bey den mehrsten Bewohnern der übrigen Welttheile, besonders bey den Wilden, Verlobung und Beylager Ein Fest ist. In Deutschland ist diese an und für sich löbliche Cerimonie der Verlobung zu einer wahren theatralischen Posse umgeschaffen worden. Ein junger Mann von Kopf muß sich nothwendig fürchten für den abgeschmackten Vorbereitungen, welche seine und seiner Braut Verwandten mit der größten Emsigkeit beginnen. Er kann nicht anders als mit Schaamröthe dabey stehn, wenn ein anderer an seiner Stelle, und dennoch in seiner Gegenwart, feyerlich um sein Mädchen wirbt, mit der er längst eins ist, und von welcher er aufs Versprechen bereits eine schöne Anzahl Küsse bekommen hat. Gesezt aber auch, daß er selbst wirbt, so ist ihm doch das feyerliche Wortgepränge, welches er dabey beobachten muß, gewiß nicht minder zuwieder. Der Vater der Braut, oder an dessen Stelle ein Anderer, giebt nun mit vielen Kratzfüßen das erröthete Mädchen weg, nachdem er sie und ihren Bräutigam vorher nach allen Regeln der lügenhaften Panegyrie weidlich herausgestrichen. Und dennoch sind am Ende diese Weitläufigkeiten noch gar nichts. Denn es ist nach

der

der Verlobung noch sehr leicht, und geschieht häufig, daß die jungen Leute wieder von einander getrennt werden. Wie Schade dann um die schönen Kuchen und um den vielen Wein, welcher dabey verschwendet wurde! Kurz: meinen Empfindungen nach können die feyerlichen Verlobungen gänzlich wegfallen, und ich würde es zureichend finden, daß die Eltern von beyden Seiten Ja sagten, das Pärchen dann aufgeboten, und ein paar Tage hernach die Trauung vollzogen würde; über welche, und zugleich über die sie allemal begleitende Hochzeit ich im folgenden Kapitel zu reden Gelegenheit haben werde.



Drittes Kapitel.

Trauung und Hochzeit.

Die Trauung ist eine löbliche Cerimonie. Aber sie ist auch wirklich nur eine Cerimonie. Denn auch ohne sie könnten Ehen geschlossen werden, könnten Ehen glücklich seyn. Und ob es zwar von jeher üblich gewesen, daß Neuverlobte von dem Priester eingesequet wurden, so hat doch kein eigentliches Gesetz Gottes die Trauung jemals feyerlich befohlen. Allein so wahr dies ist, so sey es doch fern von mir, jene kirchliche Einrichtung zu tadeln. Viel-

Vielmehr ist sie nützlich, und in mancherley Betracht fast unentbehrlich. Die Trauung ist dem Pöbel ein so heiliges Gesetz, daß er sie eben so gut für ein Sacrament hält, als der Katholik, ob er sie gleich, nach Maassgabe unsrer Glaubenslehren, nicht mit dem Munde also nennet. Würden die Ehen des Pöbels ohne alle geistliche Beyhülfe nur vor Gericht geschlossen, er würde weit öfter dieses Joch abzuschütteln suchen, weit öfter eine Ehescheidung verlangen. Aber das geistliche Ansehen unterstützt und vollendet in diesem Falle das Ansehen der Obrigkeiten.

Allein nicht nur in diesem Betracht ist die segnerliche Trauung loblich. Die Religion hat doch wahrlich bey einer so wichtigen Handlung, wie eine Verheyrathung ist, auch ein Wörtchen zu sprechen, und es zeugt gewiß von dem größten Leichtsinne, wenn wir sie ohn' alles Gebet anfangen. Muß es nicht vielmehr unsre süßeste Pflicht seyn, deren Erfüllung uns, nicht dem, zu den wir stehen, Vortheil bringet, daß wir den Allmächtigen in tiefster Demuth um Segen zu einer der wichtigsten Veränderungen in unserm Leben anrufen? Gewiß, wer nicht die Existenz einer Gottheit leugnet, nicht ihre Vorsicht und Regierung in Rücksicht der Menschen höchnützig für Fabel hält, der wird meinen Empfindungen beystimmen. Welcher Ort aber ist wohl schicklicher zum Gebet für die Neuverlobten, als jener geheiligter, wo wir uns zu allen Zeiten ge-

meins

meinschaftlich zum Lobe Gottes versammeln? Und was ist fähiger, fromme und religiöse Empfindungen in ihrer Seele zu erregen, als die aufmunternden und segnenden Worte des Priesters?

Auch von dieser Seite sind also die kirchlichen Einsegnungen Verlobter eine schöne und nothwendige Sache. Aber daß man dabey mehr auf Kleiderpracht sieht, als auf die eigentliche Absicht, daß eine Menge nach Schwelgen begieriger Gäste das Brautpaar hohnlächelnd begleitet, daß endlich eine unzählbare Menge müßigen Volkes herbeystömt, welches jede Miene, jedes Kleidungsstück, jede Bewegung des Hochzeitpaares in klatschhafte Beurtheilung nimmt, und endlich sogar Leute von Stande auf die Emporkirchen laufen, um über alles, was sie sehen, hämische Anmerkungen zu machen, dies ist der entsetzlichste Mißbrauch, und ein Unsinn, welchem selbst Obrigkeiten nicht zureichenden Einhalt zu thun im Stande sind. Auch diese einzigen Bewegungsgründe sind es, welche Personen von Stande entschuldigen, daß sie sich in ihren Zimmern trauen lassen, denn ohne dieses weiß ich nicht, warum bey solchen Handlungen, welche alle Stände miteinander gemein haben, erst ein Unterschied des Ortes gemacht wird, da wir uns doch alle, Vornehme und Geringe, Fürsten und Bettler, in einem Bethause versammeln.

Noch muß ich eine kleine Anmerkung beyfügen über einen biblischen Text aus dem alten Testament, welcher

welcher dem Brautpaare bey der Trauung vorgesetzt wird. Ich meyne jenes: Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde. Wer diesen Text zu den Trauungen erwählt hat, muß wohl rechte sinnige Freude über seinen glücklichen Einfall gehabt haben. Es gab doch gewiß von jeher eine Menge Verheyrathungen, wo das Brautpaar bereits eine ziemliche Reihe Jahre zählte. Wie abgeschmackt und lächerlich klingen in solchen Fällen diese göttlichen Worte, weld: der Schöpfer, wofern es nicht die dichterische Erfindung des mahlenden Mosés ist, zu dem jungen, nervigten und vor wenig Stunden erst erschaffnen Paare sagte! Ueberdieses denkt es mir überhaupt an einem unschicklichen Orte zu seyn, junge Eheleute hier an die Vermehrung zu erinnern, und den Segen der Fruchtbarkeit über sie auszugießen. Sie werden es wohl ohnedies gemeiniglich nicht an dem guten Willen in diesem Falle fehlen lassen; auch möchten diese Worte des Ernstes hier, wo man zum Gebet da ist, vielleicht nicht selten entgegengesetzt auf sie wirken, und ihnen, statt der Andacht, wohl die Brautnacht zu lebhaft in die Gedanken führen. Ich erinnre mich bey dieser Gelegenheit eines jungen Landprieesters, welcher ein Paar traute, wo der Bräutigam 70, die Braut 66 Jahr alt war. Er mochte es nicht übers Herz bringen können, ihnen die Worte von dem Fruchtbarsegen vorzulesen, und erkühnte sich daher, sie wegzulassen. Das junge, feurige Paar, welches sich

sich hierüber sehr beleidiget fand, beschwerte sich so gleich beim Superintendenten, die Sache ward höhern Orts anhängig gemacht, und der junge Priester ohne Pardon auf 4 Wochen seines Amtes entsetzt. Nun will ich zwar ein Hochpreisliches Consistorium hierüber nicht tadeln, auch gern einräumen, daß der Geistliche nicht der Mann ist, welcher das Ziel der Fruchtbarkeit bestimmen kann, aber dieses glaubte nun schon einmal an keine Wunder, war auch überdieses mit seinem orthodoxen Herrn Superintendenten niemals recht einstimmig.

So viel von den Trauungen. Nun noch ein paar Worte über die Hochzeiten. Daß das neue Ehepaar mit einigen Verwandten und Freunden ein fröhliches Mahl genüßet, wird kein Mensch tadeln, der nicht von der freudenfeindlichen Mißsucht geplagt wird. Allein wir spannen schon seit langer Zeit die Saiten zu hoch in dieser Sache. Es ist etwas entsetzliches, daß man Hochzeitmahle veranstaltet, wo die Gäste 6 bis 7 Stunden an der Tafel sitzen müssen. Auch sprengt man Leute zu Hunderten zusammen, welche größtentheils darum gebeten werden, damit sie ihre Mahlzeit durch reichliche Geschenke bezahlen. Wozu müht nun diese elende Einrichtung, wobey man noch darzu nicht nach eigner Willkühr bey seinen Freunden, sondern nach dem Range sitzt? Es ist bey solchen Gastgeboten fast immer die elendeste Unterhaltung. Denn daß schwache Köpfe ein Vergnügen an den Gaules

legen

leyen gewisser pourlesquens Menschen und an den
 Zoten der Berauschten finden, beweist nichts wider
 meine Behauptung. Das sonderbarste ist, daß
 nicht nur Personen von einigem Stande und Anse-
 hen, sondern auch sogar Leute aus dem niedrigsten
 Pöbel die ansehnlichsten Gesellschaften zusammen-
 jagen. Der elendeste Schuhflicker sitzt nicht selten
 als Bräutigam an der Spitze einer Gesellschaft von
 hundert Personen, unter denen Doctoren, Supe-
 rintendenden, Magistratspersonen, und vornehme
 Kaufleute befindlich sind. Durch Geräusch, Musik
 und Wein betäubt, wirft sich so mancher dieser
 Herren weg, und schwagt einfältiges Zeug, oder
 Liebäugelei mit dem gepuhten Schneidermädchen.
 Wenn nun endlich die Tafel aufgehoben ist, so läufe
 alles durcheinander, bis nach einiger Zeit der steife,
 gesetzmäßige Menuettanz anhebt, welcher oft viele
 Stunden dauert, eh' es der Wohlstand erlaube,
 leichtere und freyere Tänze zu beginnen. Indes
 die Musik manches Geschrey und manches unüber-
 legte Wort der allgemeinen Aufmerksamkeit verdirgt,
 winnelt die Vorfälle von neugierigen Zuschauern,
 und auf der Treppe oder in denen von kleinen Lam-
 pen erleuchteten Winkeln sieht man Amorn öfters
 schmutzige Siege vollenden. Bey dieser Gelegen-
 heit mag wohl auch nicht selten zu einigen neuen
 Weltbürgern der Grund gelegt werden. Doch dies
 sey meinethwegen den Söhnen und Töchtern der
 Freude vergönnt, um so viel mehr, da es ein Fest
 der

der Vermehrung ist, welches jetzt begangen wird. Aber grausam ist's, daß Zuschauer oder Gäste zum Ziele jener Freuden eilen, welche man den Hauptpersonen, dem Brautpaare, durch Etiquette oder Schalkereyen, erst gegen den Morgen des künftigen Tages vergönnet. Fragt nur so manches junge Paar, ob es euch nicht lieber alle eure prächtige Tänze, eure Pauken, euern Punsch und Limonade schenken würde, um nur bald aus dem zwangsvollen Getümmel zu kommen, und erröthend, im Arme der Liebe, selig zu schlummern?



Viertes Kapitel.

Etliche moralische und häusliche Pflichten der Ehegatten.

Es ist ein sehr reizender Anblick, ein neuvermähltes junges Paar beyeinander zu sehen. Es herrscht eine gewisse angenehme Schüchternheit zwischen ihnen, welche das junge Weibchen sehr artig kleidet, und dem Muthes des Mannes Stoff giebt, sich mehr und mehr zu entwickeln. In diesem Zeitpunkt schwebt die Unschuld deutlicher als jemals auf ihren Stirnen. Und der Gedanke, ihre gegenseitige Zärtlichkeit für niemand mehr verbergen zu dürfen,

sen, theilt ihnen eine liebenswürdige Offenherzigkeit mit. Allein die erwähnte Schüchternheit verschwindet gemeiniglich sehr bald, wosern es anders nicht tändelnde Puppen sind, die in affectirtem Wesen ihre höchste Seligkeit finden. Alsdenn hebt der vertraulichere Umgang an, und das gegenseitige Theilnehmen an allen Vorzügen und Beschränkungen. Man beginnt jenes zahlreiche Heer von Tagen, welches sie in der festesten Verbindung mit einander verleben sollen. Wehe denen, die nur aus Echnsucht nach Wollust oder aus Eigennutz heyratheten, ohne vorher ihr Herz mit der größten Strenge um seine Uebereinstimmung zu fragen! O möchten nicht so viele hundert Ehen unter der Sklaverey der Verhältnisse geschlossen werden, daß nicht so viel lüderliche Wirthschaften entstanden, nicht so viel bleiche, vom Gram entstellte Gesichter herumwandelten, nicht so viel sieche Kinder gebohren würden, deren Urstoff in den Augenblicken des Grams und der Abneigung begann!

Doch, ich gehe fort zur Erwägung derjenigen Pflichten, welche denen Ehegatten sowohl im geselligen Umgange als auch im Hauswesen gegenseitig obliegen. Es sind deren eine sehr große Anzahl, einige wichtiger, andre minder wichtig, und wollte ich sie alle durchgehen, so würde dies ein eignes Buch von einigen Bänden erfordern. Daher seh' ich mich genöthigt, nur einige zu berühren, nur diejenigen, von welchen ich Gelegenheit gehabt habe

zu bemerken, daß sie am öftersten verabsäumt werden. Wie ich denn auch einigen von den wichtigsten Pflichten in der Folge besondre Kapitel zu weihen gesonnen bin.

Eheleute, auch selbst die, welche mit Recht verträgliche genannt werden, sind doch zuweilen nicht ganz einig unter einander. Es entstehen hier und da kleine Mißhelligkeiten zwischen ihnen, z. B. über die Wahl der Vergnügungen, der Gesellschaften, der Spaziergänge, des Anzuges u. s. w. Man sollte glauben, daß dies Kleinigkeiten wären, aus welchen keine Mißverständnisse entstehen könnten. Und dennoch beweist die tägliche Erfahrung das Gegentheil. Der Mann will in Gesellschaft gehn, die Frau will eine Promenade machen, oder umgekehrt. Wer von beyden soll hier die Oberhand behalten? Der Mann liebt die einsamen Gegenden, die Frau die lebhaftesten. Wer soll entscheiden? Der Mann will eine Perücke tragen, die Frau will ihn lieber im eignen Haare sehn, oder sie kann überhaupt die Psökelnützen nicht leiden. Die Frau ißt Pöschchen, und der Mann sieht es nicht gern, weil er lauter breite Wege wählen muß, um züchtig neben ihr gehn zu können, oder weil er sich öfters daran kößt. Wer soll nun in solchen Dingen das Machtwort sprechen? So läppisch diese Sache klingt, so ist es doch im Ernst sehr schwer, solche Mißhelligkeiten zu verhindern. Eben so schwer ist, einer Parthey Recht zu geben, und der andern abzulegen.

Geschehn

Beschehn die Sanktionen bloß aus Eigensinn oder Anleidlichkeit des einen oder des andern Theils, so verdient er eben die Züchtigungen, die überhaupt für jeden Narren gehören. Aber wenn nun jeder Theil für sein Mißvergnügen Gründe hat, so ist es nicht selten der Fall, daß aus kleinen Sticheleyen endlich gewaltige Uneinigkeiten entstehen. Um dies nun zu vermeiden, so suche jeder Theil der vernünftigste zu seyn, und theils in gleichgültigen Dingen nachzugeben, theils sich Schwachheiten des Andern, jedoch unter gehöriger Versicht, daß es nicht wahre Thorheiten sind, gefallen zu lassen, welche sein Glück und seine Ruhe nicht wirklich stören können. Auf diesem Wege werden sie bald Bredelung und nachgiebig, ja beym Wegfall des Widerspruchs, welchen besonders die Weiber gar nicht vertragen können, endlich immer bereiter werden, einander ihre Lieblingsneigungen aufzupferen. Kurz: sie werden sich nach und nach gewöhnen, nur alle diejenigen Unterhaltungen oder Einrichtungen zu schätzen, welche sie einstimmig für gut finden. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Verheyrathete verstehn mich gewiß, und Unverheyrathete werden mich künftig verstehn.

Es denkt mir ferner eine Pflicht des Wohlstandes zu seyn, daß Ehegatten sich so viel als möglich enthalten, in einem läderlichen und schmutzigen Anzuge für einander zu erscheinen, oder sich in widrigen Verfassungen zu zeigen. So lange das Feuer

der Jugend noch glüht, und aus jeder Enthaltung Schönheit hervorstrahlt, da schießt man begierig über die Entstellungen des Schmutzes hinweg. Aber sobald das gesetzmäßige Alter kommt, die Begierden durch anhaltenden Genuß mehr gesättigt werden, und das Auge nicht mehr in jeder Muskelfaser Entzückung findet, da entsteht aus dergleichen Unachtsamkeit nicht selten periodische Abneigung oder Unzufriedenheit. Es ist ja gar nicht nöthig, daß Gatten alle und jede physicalische Unannehmlichkeiten miteinander theilen. Und wie leicht ist es nicht, stets in einer gewissen Ordnung und Reinlichkeit süß einander zu erscheinen, ohne sich dieserwegen einen affectirten Zwang anthun zu dürfen. Wenn wir uns in jüngern Jahren in diesem Falle allein Leichtsinns erlauben, so entsteht daraus in spätern Jahren, besonders von der weiblichen Seite, eine unortige und schmutzige Nachlässigkeit, vermöge welcher man jedes alte ekelhafte Kleidungsstück zu nützen sucht, und überhaupt über alles, was man Reinlichkeit und Nettigkeit nennt, mit einem unverzeihlich sorglosen Blicke hinwegsieht.

In der Gesellschaft andrer Personen immer an einander hangen, sich ewig schnäbeln, ewig umfassen und ans Herz drücken, ist eine andre Art Fehler, welche eben so sehr wider die Pflichten der allgemeinen Geselligkeit läuft, als jene wider die Pflichten des häuslichen Umganges. Alles hat seine Zeit. Wenn wir küssen und kändeln wollen, so müssen wir nicht

nicht in die Gesellschaft gehn, denn alsdenn gehören wir der Gesellschaft eben so sehr als uns selbst. Der schmeichelhafte Genuß zärtlicher Gefühle gehört für die Einsamkeit. Auch ist es unangenehm für die andern Gegenwärtigen, wenn sie von den unersättlichen Schnäbeleyen Zeugen seyn sollen. Sie verlieren dadurch die Unterhaltung zweyer Personen, die nun nicht anders zu betrachten sind, als ein paar in Bewegung gesetzte Puppen, welche der Gesellschaft bloß zum Anschauen dienen. Ueberdieses giebt es auch in vielen Gesellschaften Jünglinge und schüchterne Mädchen, denen bey dergleichen Anblicken der Mund voller Wasser läuft, oder welche mit Schaamröthe die Augen niederschlagen. Schon um dieser Unschuldigen willen sollte man vorsichtig seyn, nicht als ob sie etwa dadurch böse werden könnten, sondern nur weil sie in große Verlegenheit kommen, und nicht wissen, wie sie sich dabey betragen sollen.

Der entgegengesetzte Fehler von diesem ist die allzugroße Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher Ehegatten in der Gesellschaft einander begegnen. Dies sieht man eben so oft als jenes. Es ist doch wirklich sehr traurig, daß die Welt stets in Extremen liegt, und so selten die gehörige Mittelstraße trifft. Was soll man von ein paar Eheleuten denken, die sich ganze Stunden nicht um einander bekümmern, ja einander sogar ausweichen, ohne daß man alsdenn, wenn sie ja einmal zusammen spre-

chen, eine Zwistigkeit unter ihnen bemerkt? Entweder sie haben einen Vertrag mit einander gemacht, daß sich außer dem Hause keines mit dem andern beschäftigen will, oder sie haben keine Achtung für einander, weswegen sie es also gar nicht erst erwägen haben wollen, daß sie Gatten sind. Vertraulichkeit ist die Seele der Ehe. Und es knüpft nichts das Band der Zärtlichkeit fester, als wenn Gatten einander für der ganzen Welt eine gewisse grenzenlose Hochachtung beweisen. Beides kann erfüllt werden, ohne kindisch zu tändeln, oder sich unaufhörlich Heimlichkeiten ins Ohr zu flüstern. Die Gesetze der Gesellschaft verlangen nur Unterhaltung mit mehreren der gegenwärtigen Personen, aber nicht gänzliche Entziehung von dem Gatten oder der Gattin.

Unter allen den moralischen Pflichten aber, welche Ehegatten. ...t der größten Sorgfalt gegen einander beobachten sollten, ist wohl keine größer und wichtiger, als die Duldsamkeit. Es ist ein sehr triviales Sprichwort, welches wir täglich im Munde führen, nehmlich: Jeder Mensch hat seine Fehler. Die Wahrheit dieses Sprichworts ist so unumstößlich, daß sie jedes von selbst in ihrem ganzem Umfange fühlen wird. Was hilft uns aber das Bewußtseyn, daß es wahr ist, wenn wir uns im geselligen und häuslichen Umgange nicht darnach richten wollen? Mann und Frau müssen, wofern sie sich anders mit wirklicher Ueberzeugung der Herzensgüte

zengsüte lieben, eigentlich nie von einander beleidigt werden könnten, das heißt, sie müssen nichts vor Beleidigung annehmen, was nicht aus bösen Gesinnungen herfließt. Nichts sieht fürchterlicher aus, als wenn zärtliche Gatten miteinander zürnen; wenn die, welche man sonst immer in der reichsten Eintracht sieht, Unwillen und Zanksucht sich entgegen bligen; wenn jäher Muth den Mann empöret, daß er die dem schwächern Geschlecht schuldicke Nachsicht vergißt; oder wenn die Frau mit unüberlegter Rechthaberey hitziges Gezänke fortsetzt, welches durch sanftmüthiges Nachgeben zu enden ihr eigentlich zukommt! Wo bey kleinen Vergehungen freundliches Erinnern nicht bessert, so ist Alles verlohren, denn wütendes Gezänk und stürmisches Auffahren richtet da nichts aus, wo nur Liebe und Schonung herrschen soll. Auch sind die meisten Entzweyungen zwischen Ehegatten nur Mißverständnisse, die daher, bey geklartem Nachdenken, desto leichter beigelegt und vergessen werden können. Kurz: Gatten müssen sich gewöhnen, einander leicht und geschwind zu vergeben, und kleine Schwachheiten zu dulden.

Es giebt aber freylich auch Fälle, wo der eine Theil den andern schlechterdings nicht schonen kann. So kann zum Beyspiel die beste Frau durch Gesellschaften oder andre Gelegenheiten zur Wäschhaftigkeit verleitet werden. Da nun diese böse Gewohnheit sehr vielen Tadel verdient, auch unsehrliches

Unheil stiften kann, so muß allerdings der Mann, wenn freundliche Erinnerungen nichts helfen, durch Strenge einen Endzweck zu erreichen suchen, welchen ihm die Klugheit befiehlt, und welchen ihm die gebesserte Gattin mit der Zeit selbst verdanken wird. So kann ferner die beste Frau unvermerkt in eine heftige Neigung gegen Puß oder prächtiges Meublement verfallen, welche sich sodann gar selten anders als mit Strenge dämpfen läßt. Im Gegentheil geräth ein sonst braver Mann zuweilen unter die Spieler, oder er schweift in Bauten, in Verschönerungen der Grundstücke und andern Dingen aus, die seine Einkünfte übersteigen. Die Frau müßte selbst mit strafbar seyn, wenn sie solche Leidenschaft des Mannes nicht auf alle nur mögliche Art zu verdrängen suchte. Ueberhaupt erinnre man sich stets an jene große Pflicht, daß Ehegatten, bey aller der Höflichkeit und Nachsicht, die sie sich schuldig sind, einander dennoch nicht zuviel übersehn müssen. Dies wär eben so tadelhaft, als unaufrichtiger Zank oder Jachzorn. Gatten müssen einander aufrichtig den Spiegel zeigen, niemals schmeicheln, niemals zuviel übersehn. Der Gegentheil muß auch seine Augen nicht vom Spiegel abwenden, er muß gesagte Wahrheit nicht süß nehmen, sondern die gezeigten Fehler zu verbessern suchen. Auf diesem Wege wandeln wir zur wahren Glückseligkeit. Tadel, mit sanfter Zärtlichkeit vorgetragen, bessert mehr als tausend Vernunftschlüsse,

schlüsse, und unendlich mehr, als wütendes
Auffahren.

Der Mann ist der Versorger des Hauswesens.
Er muß arbeiten, damit die Frau und die Kinder,
zugleich mit ihm, ihren Unterhalt haben. Seine
Geschäfte sind schon in diesem Betracht von Wich-
tigkeit. Kommt aber nun noch hinzu, daß auf
seinen Geschäften das Wohl des Staats und seiner
Nebenmenschen beruht, so werden sie dadurch un-
endlich wichtiger. Hieraus folgt nun unumstöß-
lich, daß es die Pflicht des Mannes sey, stets mit
unermüdetem Fleiße zu arbeiten, und er überhaupt
die Versorgung seiner Geschäfte nie der Zärtlichkeit
nachsehe. Wir Männer können, nach unsern bür-
gerlichen Einrichtungen, uns der süßen Unterhal-
tung mit unsrer Gattin so wenig, als andern Ver-
gnügungen, ohne Verletzung unsers Gewissens eher
überlassen, als bis wir unsre Geschäfte besorgt ha-
ben. Allein sehr oft wird dies umgekehrt, und man
hält die ehelichen Freuden für Hauptwerk, das
Amt für Nebensache, wozu allerdings die Weiber
nicht selten Gelegenheit geben, und den Mann durch
stetes Verändel oder unerfüllliche Eroberungssucht
unaufhörlich von seinen Pflichten abhalten. Oder
es findet ein noch größter Fehler statt, nemlich daß
Männer die Fessel der Geschäfte von sich abschütteln,
und sich von ihren Weibern ernähren lassen, oder
wohl gar sich zu ihnen hinstrecken, und ihnen in weib-
lichen Arbeiten helfen. Alten Mütterchen und
Wuhmen

Mühen gefällt dies ungemein, aber in den Augen jedes braven Mannes muß es ein ekelhafter Anblick seyn. Ueberhaupt ist es wider alle gute Sitten, wenn der Mann immerfort in einem Zimmer mit seiner Frau und Familie wohnt, und sich keinen Augenblick von ihr trennen kann. Es kann nicht fehlen, daß daraus in seinem Character eine gewisse Weichlichkeit entsteht, und ein unbezähmbare Hang zum Müßiggange. Man mag mir immerhin einwenden, daß es öconomisch gesunt sey, wenn der Hausvater immer im Gewühl der Wirtschaft sitzt. Ich würde, nach meinen Empfindungen, diese Öconomie für übertrieben erklären. Ein Mann, der Kopf und Wissenschaften hat, darf nur fleißig arbeiten, so wirds ihm an Verdienst, ein besondres Zimmer für sich zu haben wohl selten fehlen. Und daß ich hier weder vom gelehrten Tagelöhner, noch von Schuster und Schneider rede, versteht sich von selbst. Vorzüglich aber habe ich diese Anmerkung jenen Männern mittheilen wollen, welche entweder ein müßiges Amt oder eignes Vermögen haben. Diese gerathen, wie die tägliche Erfahrung lehret, sehr leicht in den Fehler, daß sie aus langer Weile stets neben der Frau sitzen, von Stadtneugierten oder von Essen und Trinken mit ihr schwätzen, oder wohl gar die öconomischen Handlanger der endlich auch träge gewordenen Frau abgeben. Bey solchem Verhalten sind sie gewiß auf dem nächsten Wege, einander überdrüssig zu kriegen.

Noch

Noch muß ich eine Unart berühren, welche nicht selten den lieben Weibern eigen ist, nehmlich: daß sie so gern in die ernsthaften und wichtigen Geschäfte des Mannes reden. Es giebt Weiber, welche sich um jedes Pappierchen des Mannes bekümmern,, oder ihn um alle Kleinigkeiten fragen, die in seinem Amte vorkommen. Wenn er schwach genug ist, sich mit ihr von Amtssachen zu unterhalten, so hat er schon verspielt. Es wird ihm nicht nur bey guter Zeit zur Pflicht gemacht werden, daß er alles ungefragt erzählen muß, sondern man wird ihm auch mancherley Urtheile über diese und jene Sache aufdringen, wird ihn verbinden, sich so da- bey zu verhalten, wie man es für gut befindet; mit einem Worte, er wird in kurzer Zeit, will er sich nicht Vorwürfe des Mißtrauens zuziehen, ohne die Frau nicht das mindeste vernehmen können und dürfen. Ich habe mehrere solche traurige Beispiele gesehen, daß Männer von wichtigen Geschäften und großen Einsichten in tausend Verlegenheit kamen, etwas zu entscheiden, was sie nicht vorher mit der Frau überlegen konnten. Diese nach und nach eingewurzelte Schwachheit ist gar nicht auszurotten. Hierbey leiden aber nicht nur die Männer, sondern auch das gemeine Wesen, und es ist gar nichts seltenes, daß der Minister oder die Magistratsperson nur der Mund ist, durch welchen seine Gattin dem Publiko ihre Befehle mittheilet. Daher verdient diejenige Gattin Ruhm, welche sich

nichts

nichts um die öffentlichen oder gelehrten Geschäfte des Mannes bekümmert. Und glücklich ist der Mann, welcher männlich genug denkt, eine solche Schwachheit seiner Gattin durch bescheidne Zurückhaltung im ersten Aufsteigen auszurotten. Denn sie möchte zwar wohl, wenn sie verschwiegen ist, das meiste wissen, aber es bleibt nur selten beim bloßen Wissen. Sie fällt mehrentheils auch Urtheile und thut Vorschläge, und wenn diese, weil sie die Sache im Ganzen nicht übersehn kann, nun nichts taugen, so fällt es dem Manne alsdenn entsetzlich schwer, ihre gefassten Vorurtheile zu verdrängen, und sich für Misttrauen zu schützen.

War es die Pflicht des Mannes, zu arbeiten, und den nöthigen Unterhalt zu erwerben, so ist es hingegen auch die unausbleibliche Schuldigkeit der Frau, die Oeconomie zu verwalten, und die wirthschaftliche Ausgaben also einzurichten, daß sie die Einnahme des Mannes nicht übersteigen. Leider giebt es so viele Hausmütter, welche vom Hauswesen entweder gar nichts verstehen, oder wohl gar aus Trägheit und Gemächlichkeit sich desselben nicht annehmen wollen. Man sieht mit Jammer so manche Wirtschaft zu Grunde gehen, welche die Frau durch Verschwendung oder durch Nachlässigkeit in dies Verderben brachte. Oft liegt freylich die Schuld mittelbar auch am Manne, welcher sich dergleichen Unarten nicht gefallen lassen sollte. Aber wer kann denn immer zanken, immer hofmeistern,
immer

immer um alle häusliche Angelegenheiten sich bekümmern. Der Mann hat mit seinen Staatsgeschäften, mit seinen gelehrten Arbeiten, mit seiner Handlung u. s. w. genug zu thun, als daß er sich stets ins Hauswesen mischen sollte. Er verläßt sich in diesem Falle, sobald er verheyrathet ist, ganz auf seine Gattin, und erwartet von ihr, daß sie, ihm zu Liebe und sich selbst zum besten, auf alle Erfordernisse ein wachsames Auge haben werde. Man verlangt bey der Verwaltung der Küche, des Kellers, des Gartens, der Zimmer, eben nicht ein unablässiges Befehlen oder Fragen nach allen unwichtigen Kleinigkeiten, noch viel weniger eignes Handanlegen, besonders wenn Vermögen oder einträgliche Geschäfte den Mann in den Stand setzen, Bedienungen aus der höhern und geringern Klasse zu halten. Aber es erfordert doch alles eine strenge Uebersicht, eine gehörige Eintheilung, und eine kluge Anordnung. Auch muß die Sparsamkeit nicht zu weit getrieben werden, sobald es nicht dürftige Familienumstände unumgänglich verlangen. Denn die bis zum niedrigsten Grade ausgeartete Wirtschaftlichkeit steht nicht nur der Frau sehr unsonderu sie bringt auch dem Manne Schande, er müßte denn auch selbst ein elender Kniker seyn, den die Kargheit bereits um alles Gefühl von Ehre und Schande gebracht hätte. Ist es nicht schändlich, wenn die Hausfrau bey jeder Tasse Kaffee, die sie einem Gaste präsentiren läßt, das Mout mit einem

einem tiefen Seufzer von einem Ohre zum andern, zerrt, und ihm Schwarzen unter den Tobak mischt, damit er sich gern und willig mit einer Pfeiffe begnügen lasse? Dennoch sind solche Vespspiele sehr häufig, und man trifft sie am öftersten bey Landpfarr-Frauen, oder bey adelichen Damen, die auf dem Lande leben.

Es giebt noch mehrere Fehler, die der Oeconomie Nachtheil bringen, unter welchen das Putzgerändel der lieben Weiber nicht den letzten Platz verdient. In diesem Falle ist es in unsern Zeiten aufs höchste gestiegen. Der Strom des Kleiderluxus reißt Männer häufig, aber das schöne Geschlecht durch eine allg. meine Ueberschwemmung allgewaltig mit sich fort, daß nichts als strenge Gesetze des Landesherrn ihm vielleicht noch einigen Einhalt thun könnten. Auch beherrscht er Frauenzimmer aus dem Mittelstande noch mehr als die Großen. Es ist einem jungen Manne von mittelmäßigen Einkünften oder Vermögen beynahe nicht zu vorstellen, wenn er sich nicht entschließen kann, eine Frau zu nehmen. Ungerechnet, daß bey der Verschwendung in Kleidern und Galantetiken unermessliche Summen Geldes aus den freyen Ländern in die gesperrten wandern, so werden auch dadurch viele tausend Menschen im Lande brodtlos. Hieraus entsteht nun ganz natürlich die Theurung der Lebensmittel, welche bey dem ersten Winke durch jüdische Aufkäufer beschleuniget wird. Gesetze aber auch,

auch; daß man vor inländische Producte der Galanterie Sorge trage, so werden zwar große Summen im Lande erhalten werden, allein den Ruin einzelner Familien durch die Gewalt des Luxus, kann man denn doch nicht dadurch verhindern. Auch sind recht geschmackvolle Damen, (die eben so gesinnten Mannspersonen rechne ich zum Weibergeschlecht, denn sie sind eigentlich Weiber,) gar selten mit inländischen Waaren zusehen, sondern sie suchen es lieber möglich zu machen, entweder den Landesherrn zu betriegen, oder den schweren Impost zu entrichten. Dieser Modenparoxismus ist um so viel lächerlicher, da aller jetziger Staat so windig und vergänglich ist, daß schon hieraus eine beständige Anschaffung neuer Kleidungsstücke nothwendig wird. Unse Alten waren zwar der Pracht auch sehr ergeben, aber ihr Staat war dauerhafter, war eigentliche Pracht, und nicht solcher flinker Wind. Er hielt daher auch weit länger aus. Ein Stück seidnes Zeug, das vor 50. 60 Jahren gefertigt wurde, ist beynahe unverwüsthlich. Und sollten sie aus feinem Golde und ächten Steinen zusammengesetzten Schmucke nicht von reellern Werthe seyn, nicht unendlich länger dauern, als unsre Ohrgänge, Schleissen und Uhren, die aus böhmischen Steinen bestehen, und aus Golde, wo jeder Dukaten zwey Drittel Kupfer in sich nehmen mußte, und welche dennoch nicht selten eben so theuer bezahlt werden, als ächtes Geschmeide? Hier redet der mährische

„Alte, höre ich die Welt sagen: Aber das macht auf mich keinen Eindruck, indem ich den Weg der Wahrheit ungehindert fortlaufe.“

Es ist noch eine Regel übrig, deren Beobachtung ich von großer Wichtigkeit zu seyn glaube. Sie ist die: daß sich Verheyrathete nicht zu tief in Gesellschaften verwickeln. Wo Mann und Frau täglich Besuche annehmen oder geben; da ist das Hauswesen stets in Unordnung, ja in Gefahr, ganz zu Grunde zu gehen. Diese Behauptung ist gewiß richtig. Sie wird von tausend und aber tausend Beyspielen bestätigt. Der Gang zu Gesellschaften und Lustbarkeiten wird in kurzer Zeit so unmäßig, daß man ihn gar nicht mehr überwältigen kann. Hierbey verliert man nicht nur die Zeit, sondern auch die Lust, sich um trockne oder wohl gar beschwerliche häusliche Angelegenheiten zu kümmern. Dies ist aber noch nicht das größte Nachtheil; indem zuweilen durch redliche und fleißige Haushälter die Ordnung erhalten wird. Allein die Nothwendigkeit, Aufwand zu machen, in welche man sich durch große Geselligkeit versetzt sieht, hat mehr zu bedeuten. Man sieht diesen oder jenen prächtigen Anspuh, findet seltne Weine oder Speisen, erblickt an Personen von gleichem oder geringern Stande Kleider von großem Werthe; dies alles möchte man nachahmen, dies alles auch besitzen. Man will sich nicht gern schimpfen lassen, will niemanden einen Vorzug einräumen. Kurz, eins sucht

sucht es dem andern vorzuthun, und die Verschwendung in Weublement, Kleidern, Gastmählern und hohen Spielen wird grenzenlos.

Der Edeldenkende sieht noch mehr schädliche Folgen der unersättlichen Gesellschaftlichkeit. Treuliiebende Gatten werden dadurch zu sehr von einander entfernt, und werden ordentlich fremd gegen einander. Sie kommen bey beständigen Besuchen nie zu sich selbst, und können sich daher nie ganz aus der Fülle ihres Herzens einander mittheilen. Durch öftre vertrauliche Unterhaltungen würde ihre Liebe gewinnen, sie würde auf unerschütterliche Grundfesten gebaut werden. Sie würden gegenseitig ihr Herz bessern, sie würden einander unterrichten, würden gemeinschaftliche Rathschläge fassen, ihre Familie glücklich und ihr Leben zufrieden zu machen. Im Umgange mit wenigen Freunden würden sie sich seltner der Täuschung aussetzen, indem sie diese wenigen besser kennen lernten. Kurz: sie würden mehr sich selbst leben, ruhiger ihres Lebens genießen, als im Gewühl von Scheinsfreunden, als im täglichen Getümmel des Tanzsaales oder des Theaters.

O welch eine Seligkeit ist es, jede Stunde in süßer Selbstunterhaltung zu nützen, und in der Einsamkeit beschäftigt zu seyn, indes Tausende in der Gesellschaft einsam sind! Und diese Seligkeit gewähren brave Ehegatten einander so gern und so willig. Eüßer ist dem Weisen nach Nüßvollen

W 2 Geschäft.

Geschäften die Unterhaltung mit einer klugen und aufgeheiterten Gattin, erquickend ist ihm diese Erholung, als eine große Versammlung von alltäglichen Menschen; wo entweder ein Narr das Wort führt, oder wo Männer und Weiber von unwürdigen Kleinigkeiten Seelenlos durcheinander schnattern.

Fünftes Kapitel.

Untreue.

Kein Versprechen wird wohl so oft verletzt, als das Gelöbniß ehelicher Treue. Wenn ich nicht in den Verdacht käme, als wollte ich dem Verbrechen das Wort reden, so möchte ich beynahe behaupten, daß es nicht immer und unter allerley Umständen möglich sey, eheliche Treue zu beobachten. Allein aus Besorgniß mißverstanden zu werden, will ich mich über diesen Gegenstand nicht weiter ausbreiten, und zur Rechtfertigung der jetztgesagten Worte nur so viel beifügen, daß gleich im Anfange der Verbindung nur zu oft nicht mit inniger fester Ueberzeugung Treue gelobt wird; und daß ferner sowohl moralische als auch vorzüglich physicalische unermuthete Veränderungen sich zutragen können, welche

den

den Bestimmungen eine andre Wirkung geben. Dies letzte ist überhaupt ein sehr gewöhnliches Ereigniß in der ganzen lebenden Natur. Endlich so sind auch die Zusagen der Treue öfters mit Gewalt abgenöthigt, wie kann die Willigkeit Befolgung verlangen?

Doch, dies sey an seinen Ort gestellt, so lange man noch unvermeidlich mit einer Menge Leser zu thun hat, welche nur die Oberfläche eines Gedankens fassen. Ich werde mich gegenwärtig bemühen, das Laster der Untreue in seiner ganzen häßlichen Gestalt darzustellen, und die Pflicht der Unveränderlichkeit mit den Farben der Schönheit, die ihr wirklich zukommen, unpartheyisch zu schildern.

Der erste und fast jedem Menschen bekannte Bewegungsgrund zur ehelichen Treue ist kein andrer; als jener große und allgemeine Sittenspruch der Ältern und neuern Weltweisen: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. Ich will nicht, daß meine Frau mit andern Männern einen unerlaubten Umgang führe, also wird auch sie solche Ausschweifungen von mir nicht dulden wollen, und mein Gewissen wird mir gewiß bey jedem treubruchigen Schritte zuflüstern, daß ich nicht recht handle. Sobald also meine Frau im strengsten Verstande nur mich allein liebt, so bin auch ich ihr die strengste Treue schuldig. Ob aber in dem Falle, wenn der eine Theil treubruchig wird, und also das Gelübde aufhebt, der andre Theil auch ein Verbrechen begehe, wenn er stehen

dieser Freyheit anmaßt, Dies will ich nicht entscheiden. Die Antwort liegt zwar plan am Tage, indem ja die Obrigkeit bey jeder Erweisung der Untreue die Ehescheidung vornimmt. Aber leider kann man sie nicht immer auf die feyerlich, und weitläufige Art erweisen, wie es die Gesetze vorschreiben, und sie kann demohngeachtet doch würtllich wahr seyn. Auch hat nicht selter die Unschuld in diesem Falle partheyische Richter.

Der zweyte Bewegungsgrund zur ehelichen Treue ist der Lohn, welcher von selbst darauf folget, nehmlich gegenseitige Treue, und alles was aus ihr herfließt. Die tägliche Erfahrung lehret, daß eine Gefälligkeit die andre auffordert, und daß ein tugendhafter Mensch den andern durch sein Beyspiel zur Tugend ermuntert. Wie rührend ist es nicht für den Gatten, wenn er die Gattin mit dem lebhaftesten Feuer der Zärtlichkeit um sich her beschäftigt siehet, wie er ihr einziges Augenmerk ist, wie sie kein andres Glück kennet, als seine Zufriedenheit; wie sie sich nach ihm bildet, und alle andre Männergesellschaften mit einer Art von Schüchternheit flieht, wo er nicht dabey ist! Wird er sie nicht, bey dem täglichen Anblick dieser Beweise von Treue, mit jedem Tage mehr lieben, wird nicht selte Treue dadurch immer mehr befestigt werden? So wird auch die Gattin immer fester an den Gatten gekettet werden, wenn sie siehet, wie er für sie sorgt, ihr tausend Vergnügungen zu verschaffen sucht, ihr alles, was

was ihm werth ist, anvertraut, und in Gesellschaften andrer Frauenzimmer zwar, seinem ansehnlichen Muth nach, nicht schüchtern ist, aber sie doch nicht gern ohne seine treue Begleiterin besucht, und dann, wenn sie ihn begleitet, sie mit dem öffentlichen Bekenntniß, daß sie das Weib sey, welches er weit höher als alle andre schätze, in der Gesellschaft auführt. Zeigt dieser Lohn auch nicht immer auf, edle Treue, so ist schon das Bewußtseyn anderer, die sie kennen, und auch die Ueberzeugung unsers eignen Gewissens von unschätzbaren belohnenden Werthe.

Wie wird es drittens um unser Hauswesen aussehn, wenn wir einander nicht treu sind? Es wird wahrscheinlich zu Grunde gehen. Denn es fehlt die Aufmunterung zur Thätigkeit, der Antrieb zur Vorsehung. Verdruß und Mißtrauen machen uns jede Beschäftigung, welche zur Unterstützung des Hauswesens nöthig ist, verhaßt. Der beleibigte Theil sucht Zerstreuung und geräth dadurch in Müßiggang, Spielsucht und eine Menge ähnlicher Unarten. Dabey wird die Oeconomie verabsäumt, die Kinder werden schlecht erzogen, und der Staat steht schädliche Beispiele.

Der wichtigste Bewegungsgrund zur ehelichen Treue ist endlich das Gesetz, welches uns Religion, Kirche und Obrigkeit aufleget. Es ist keine Kleinigkeit, Gelübde zu brechen, die unter der Erlaubniß der Obrigkeit, den Segnungen der Priester und

dem Zeugnisse der Gottheit gelobt würden, die wir noch dazu öffentlich ablegten, öffentlich als ein Glück für uns anerkannten. Daher ahndet auch die Obrigkeit den Meineid solcher Gelöbniſſe, und es iſt mit dieſen Gelübden nicht, wie etwa mit andern Gelübden, welche wir ſelbſt nach Willkühr wieder aufheben können; wofern wir anders nicht zureichende Gründe dazu haben.

Dennoch, ich ſag' es noch einmal, dennoch wird kein Gelübde ſo oft gebrochen, als das eheliche. Schaudern und Entſetzen würde manchen Jüngling, manches Mädchen aus einer eingejognen Vergend' ankommen, wenn ſie die Ausſchweifungen großer Städte in dieſem Falle ſehn ſollten. Doch, es giebt heut zu Tage auch kleine Städte genug, welche, wiewohl heimlicher, der Untreue unzählige Opfer bringen. Ich will, um Unerfahrene nicht Dinge zu lehren, die ſie lieber gar nicht erſt kennen möchten, mich nicht auf einzelne Beweiſe dieſes Gegenſtandes einlaſſen. Der Grund davon liegt nicht ſelten in der Erziehung, noch öfter im Beſpiel eines überhaupt leiſtſinnigen Zeitalters, am öfterſten aber in der unermeflichen Reizbarkeit unſrer Nerven, welche ohne ſtrengen Zaun und Gebiß, ohne Beſiegung der erſten Lockung, ohne Religion und Klugheit ſich ſelten bändigen laſſen.

Die Verführung ſpielt hierbey eine wichtige Rolle, wie ich hiervon ſchon im erſten Theile, von der Liebe, mit mehreren geredet habe. Es iſt eine
aner-

anerkannte Wahrheit, daß die Weiber mehr der Verführung ausgesetzt sind, als die Männer, und daher auch öfter untreu werden. Allein es gab von den ältesten Zeiten her auch eine Menge solcher unersättlichen Weiber, welche selbst verführten, und so manchen braven Jüngling ins Verderben stürzten, welcher ohne ihre mächtige Lockungen den Weg der Tugend und Weisheit gewandelt wäre. Das alte Rom giebt uns hiervon einen untrüglichen Beweis, und auch jetzt wird ihm von einigen Königinnen der Städte hierinnen nachgeahmt.

Eh' ich dies Capitel schliesse, muß ich noch die auf Vernunft gegründete Behauptung äußern, daß der, der einmal fiel, nicht immer wieder fallen, und es kein wahres Sprichwort sey, daß man nothwendig aus einem Verbrechen ins andre sinken müsse. Man stürzt nicht allemal von einer Stufe zur andern die ganze Treppe hinab. Man kann sich auch auf den ersten Stufen erhalten, kann wieder aufrecht stehen. Und die einmal gefallne Tugend ist zuweilen mehr auf ihrer Huth, als die, die auf Sicherheit tröht. Es gehört zu den Pflichten der Menschlichkeit, zurückkehrenden Verbrechern auf immer, ohne künftige Vorwürfe, zu vergeben, und bey fortfahrenden eine lange Zeit auf Besserung zu hoffen, ehe wir sie verstoßen. Mehr als einmal sah ich Männer und Weiber vom Pfade der Tugend sich verirren, die in kurzer Zeit von sich selbst zurückkehrten, und dann braver als jemals waren. Aber,

freplich gehören solche Beyspiele unter die seltenen, und es ist heilige Pflicht, sich für dem ersten Falle zu hüten!

Sechstes Kapitel.

Eysersucht.

Wir stehn an der Thüre einer graunvollen Wohnung, an der Höhle des schrecklichsten Ungeheuers, welches feindseltiger als alle andre in Hymens Gefilden wüthet. Es ist um so viel schrecklicher, je gewisser es von einer edeln Mutter abstammt. Denn ist nicht die feurigste Liebe die Gebäherin der Eysersucht? Anfangs ist sie auch die gewünschte Göttin, welche die Liebe reizender macht, welche Treue beweist und zur Bärtlichkeit auffordert. Aber weil sie eine junge Unbändige ist, die sich keinen Zügel anlegen läßt, und grenzenlos ihren Weg erweitert, so geht sie sehr bald zum Verdruss, dann zur Epißündigkeit und endlich zur Wuth über. Gewiß, die Eysersucht macht tausend Ehen unglücklich. Und das Schlimmste ist, daß sie ganz natürlich allemal die schönsten dem Genuß geweihten Jahre, die Jahre der Jugend, begleitet.

Die Eysersucht kann, im eigentlichen und guten Verstande, ohne wahre und feurige Liebe gar nicht

nicht statt finden. Denn die Eysersucht gewisset Eheleute, welche auf eigennützigen oder hochmüthigen Gründen beruhet, ist nicht eine Tochter der Liebe, ohngeachtet sie sich auch unter diese Larve verbirgt. Nach allen Grundsätzen der Vernunft sollte also Eysersucht nur alleinal dann erfolgen, wenn wirkliche Untreue vorausgegangen, und vom unzufriednen Theile entweder selbst bemerkt, oder in sichere Erfahrung gebracht worden. Daß diese Eysersucht gerecht sey, daß es sogar, wenn sie hierauf nicht erfolget, um das eheliche Feuer der Liebe mißlich aussieht, wird niemand leugnen. Wer lacht denn nicht über einen jungen Mann, welcher sich zur Ehre rechnet, seine Frau in seiner Abwesenheit, oder auch wohl gar in seiner Gegenwart, von andern jungen Herren vertraulich unterhalten zu wissen? Ich halte mich also hierbey weiter nicht auf, sondern wende mich sogleich zu derjenigen Eysersucht, welche ungerecht ist, und in sofern sie fast immer gerecht zu seyn scheint, die größte Aufmerksamkeit des unzufriednen Theiles auf sich selbst verdienet.

Mann und Frau können sich eine lange Zeit, ohne Eysersucht, treu lieben, können einander auch anhaltend fort treu lieben, und doch kann sich irgend ein Verdacht zwischen ihnen entspinnen. Ich sage kann, nicht als ob ichs für vernünftig hielte, sondern weil es die tägliche Erfahrung lehret. Der Grund hiervon liegt vorzüglich in den verschiednen Verhält-

Verhältnissen, in welche man im menschlichen Leben versetzt wird. Eben daher haben öfter die Welber ihre Männer in unnöthigem Verdacht, als die Männer die Weiber, weil die Männer in ihren Geschäften oder Aemtern den Umgang mit allerley Frauenzimmern nicht immer vermeiden können. Die Männer haben seltner Gelegenheit, ihr Herz von der Eysersucht einnehmen zu lassen. Finden sie aber Ursache dazu, so ist sie, was auszunehmen ist, ausgenommen, mehrentheils gründlicher, als jene, indem die Weiber weder Amt noch Beruf haben, mit andern Männern in einigen Verhältnissen zu stehen. Sie sind dem Manne mehr Eingezogenheit schuldig, als der Mann ihnen, indem sie nur dem Manne und seiner Oeconomie gehören, da hingegen der Mann gleichwichtige Pflichten gegen sie und gegen das gemeine Wesen zu beobachten hat. Ich sehe mich gezwungen, zu erklären, daß ich unter Eingezogenheit hier alle Entfernung von öftern Umgange mit dem andern Geschlecht verstehe, welche der Frau fast immer, dem Manne hingegen, aus eben genannten Gründen, nicht immer möglich ist; damit nicht superficialle Leser auf die Gedanken kommen möchten, als wollte ich so parthenisch seyn, von dem Weibern ein strenges Nonnenleben zu verlangen, und den Männern ein Schwelgerleben zu erlauben. Daß inzwischen auch die Männer manchmal zu weit gehn, und in jeder unschuldigen Handlung Stoff zur Eysersucht finden, werd' ich niemals widersprechen.

Dhinge

Ungeachtet also die Eifersucht aus der heftigsten Liebe herfließt, so kann sie doch Vergehen werden; sobald sie keine zureichende Gründe vor sich hat. Noch mehr, sie wird ein tödtendes Gift der Liebe und der Eintracht, raubt Gesundheit und Geisteskräfte; ja sie hat wohl mehrmals der Unschuld ein frühes Grab bereitet. Wie muß es nicht das Herz eines braven Mannes soltern, wenn er seine Frau redlich liebt, redlich von ihr geliebt wird, und sie doch in jeder seiner Handlungen Untreue sehn will, die sie dann entweder mit Spitzfindigkeit oder mit Seuffzern rüget! Ich sehe den Fall, daß er ein Arzt sey, wird er nicht sehr oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, der Vertraute eines andern Frauenzimmers, noch dazu in sehr geheimen Angelegenheiten zu seyn? Ja wird es nicht sehr oft seine Pflicht seyn, die ihm von andern Frauenzimmern als ihrem Arzte gemachten Entdeckungen allen Menschen, sogar seiner Gattin zu verschweigen? Wenn nun diese darüber empfindlich wird, ihm es zur Last legt, wenn sie wohl gar über jedes Wort, das er mit einem andern Frauenzimmer spricht, unruhig wird, mit kummervollen Mienen herumgeht, und ihn mit höhnischen Worten behandelt — ist das nicht eine höllische Folter für den redlichen Gatten? Er verliert nicht nur die Freuden der Ehe, sondern seine Geschäfte werden ihm dadurch außerst zur Last, und er wird schüchtern, verdrüsslich in denselben. Und muß er nicht endlich in Verzweiflung

fung gerathen, weil er einsieht, daß er die Beobachtung seiner Pflichten niemals mit dem Unstann seiner Frau verbinden können? — Es giebt es noch mancherley Geschäfte der Männer, in welchen sie zuweilen den genauern Umgang mit andern Frauen und Mädchen nicht vermeiden können, und welche alle anzuführen theils überflüssig, theils für die engen Grenzen meines Buchs zu weitläufig werden möchte.

Aber nicht allein der Umgang mit dem andern Geschlecht in Geschäften, sondern auch der im gemeinen Leben giebt oft zu der lächerlichsten Eifersucht Anlaß. Und hier ist der Fall, wo auch die Weiber nicht selten ungegründeten Verdacht von ihren Männern erdulden müssen. Wenn es aber schon so weit gekommen ist, so hat die Eifersucht den höchsten Gipfel erreicht; denn nunmehr ist sie im Begriff, alle Pflichten gegen den geselligen Umgang unter ihre Füße zu treten. Es ist doch gewiß Pflicht, im gesellschaftlichem Leben die möglichste Höflichkeit und Artigkeit zu beobachten. Ich bin verbunden, mich mit dem zu umverhalten, der in einem engeren Zirkel mit mir ist. Und gesetzt auch, daß sich je zuweilen jemand vom andern Geschlecht etwas zu verbindlich gegen mich betragt, kann ich davor? verdien' ich darüber angefeindet zu werden? Und ist man allemal gewiß versichert, daß es von jener Seite so übel gemeint war? Man kann auch nicht allemal wider den Strom, nicht immer mit der Thüre ins Haus fallen,

lassen, und öffentliche Verweise geben. Man muß oft aus Klugheit nur nach und nach seine bessere Gesinnung an den Tag legen. Besonders haben diejenigen, welche von der guten Meinung des Publikums gegen sie leben müssen, hohe Ursache, sich alle ihre Mitbürger und Mitbürgerinnen so geneigt als möglich zu machen, so lange es nehmlich ohne Verletzung eines guten Characters geschehn kann. Sie müssen gefellig und umgänglich seyn, auch oft einen Umgang vertragen, welcher ihnen nicht sehr angenehm ist. Denn der trübselige Kopf, welcher das Licht scheut und sich von allem Umgange entzieht, oder in Gesellschaften mit keinem Menschen spricht, der wird nicht gesucht. Man hält ihn für dumm oder für hochmüthig. Denn solche Philosophen mögen wir heut zu Tage nicht mehr haben, die ihre Weißheit durch Stumm seyn an den Tag legen. Eben so unartig steht es einer Frau, wenn sie sich in Gesellschaften schnüppisch beträgt, wenn sie Pantomime spielt, und nur selten ein einfältiges Ja oder Nein von sich hören läßt! — Dennoch giebt es so viel solche Starkköpfe, die in jeder freundlichen Miene, welche die Geselligkeit erfordert, Untreue lesen, die den Verweis der Gegenliebe schlechterdings in einer Schüchternheit gegen andre suchen, und in einer Aengstlichkeit, daß man ja niemals mit dem andern Geschlecht, sondern immer nur mit seines gleichen spreche. Zu geschweigen, daß diese Thorheiten, welche unsre Nebenmenschen

menschen sehr geschwind gewagt werden, äußerst lächerlich sind, so bringen sie auch großen Schaden, denn der beschuldigte Theil wird ängstlich, schüchtern, wiegt Worte und Handlungen allzu genau, und wird dadurch ein elender Gesellschafter, den niemand gern sieht. Noch mehr: es entstehen aus diesem heimlichen Mißtrauen auch für die Gesundheit sehr nachtheilige Folgen. Denn wenn der Verkännte nun mit der größten Ängstlichkeit sich alle ersinnliche Mühe giebt, jeden Verdacht zu vermeiden, und dennoch nichts ausrichtet, wenn man fortfährt, ihn mit Verdacht und Mißtrauen zu quälen, so kanns nicht fehlen, er tränke sich heimlich, und der stille Gram verzehret sein Leben. Glaubt mir, meine Freunde, durch das häßliche Gift der Eifersucht ist schon so mancher aus der Welt gegangen. Heimlicher, anhaltender und schuldloser Kummer ist der Gesundheit weit nachtheiliger, als alle andre diätetische Fehler. Was hilft es, wenn der Verleibte sich dann bey'm Grabe des Verleibten die Haare ausraufen will, wenn er ausschreit, daß er die Ursach seines Todes sey? Der Mord ist vollbracht. Der Entseelte bleibe leblos. Aber auf seiner Stirne, auf seinen Wangen thront noch die Unschuld, die noch einmal ihn rechtfertigt, eh' das Grab ihn verschließt!

Gesetzt aber auch, daß nicht Krankheit und Tod aus dem Kummer über ungerechte Eifersucht erfolgte, so entsteht doch gemeiniglich ein andres Nach-

Nachtheil daraus, welcher ebenfalls den Beleidigter zureichend bestraft. Mehmlich, der unschuldig beleidigte Theil zieht sich nach und nach vom beleidigenden ab. Diese Folge ist der Natur angemessen. Denn es fehlt nicht nur jene liebevolle Einladung zur Bärtlichkeit, sondern sie wird sogar gestört, gekränkt, erstickt. Wie kann man immer gleich stark lieben, wenn man vom geliebten Gegenstande unaufhörlich gefoltert, unschuldig angeklagt und in niedrigen Handlungen fähig geglaubt wird? Es entsteht also Kälte, und aus dieser hinwiederum eine Menge andrer Nachtheile, als Verabsäumung des Hauswesens, schlechte Kinderzucht, Verkleinerungen und üble Nachrede von andern, Mangel u. s. w.

O welch ein Schlangenzüngiges Ungeheuer bist du, grausame Eysersucht, die du deine Waffen aus der Hölle borgtest! Tausend schwächliche Kinder schreyen über dich, die durch dich vom ersten Augenblick ihrer Entstehung an siech wurden. Die suchen tausend vom Grame verzehrte Männer und Weiber, welche dich in ihrem Dusen nährten. Du überwältigtest sie, daß sie die Herrschaft über sich selbst verloren, daß sie unaufhaltsam, nicht ihre Feinde, nein! ihre Lieblinge quälten, daß sie endlich sich selbst auf die grausamste Folter spannten, und auf einem Meere Unruhvoller Qualen umher getrieben wurden! Denn der, welcher der Untreue beschuldigt, ist eben so unglücklich, als der Beschuldigte. Er leidet durch Einbildung, dieser durch Vor-

Vorwurf. Auch reißt die wütende Eifersucht, gleich einem Strome, unaufhaltsam alles mit sich fort. Sie achtet keine Gegenvorstellungen, keine Bitten, keine Entschuldigungen. Sie wird schneller im Lauf, mächtiger in der Dauer. Weil sie immer glaubt, sie sey gerecht, so will sie sich auch stets rechtfertigen, sucht stets mit brennenden Blicken Nahrung, und findet sie auch, weil sie nach und nach immer unwichtigere Kleinigkeiten zum Verbrechen macht, ja endlich selbst die in die Augen strahlende Unschuld vergiftet. In ihren Augen ist nichts mehr schuldlos, alles verdächtig, alles Verdammung. Sie sieht sich nur verachtet, und andre erheben, sieht in jedem Blicke gegen andre Zärtlichkeit, Gleichgültigkeit gegen sich, hört in jedem Worte gegen andre Schmeicheley und gefälligen Zauber!

O Himmel, welche grauvolle Bilder! Betrachtet sie, unglückliche Sklaven der Eifersucht! Sehet euch, Elende, fühlt eure Niedrigkeit und lehret zurück! Erkennt euern Irrthum, und besetzet den Tyrannen eures Herzens, der euch zu Sklaven gemacht, und alle eure Empfindungen in seiner Gewalt hat! Sehet nicht immer nur zweydeutige und verdächtige Handlungen an euern Gatten. Vielmehr suchet überall edle Bewegungsgründe auf, die ihn so und nicht anders zu handeln vermochten. Ein unbegrenztes Vertrauen muß zwischen euch stattfinden. Auch dann, wenn ihr Handlungen seht, die dem ersten Anscheine nach wirklich verdächtig scheinen,

nen, so verdammet nicht gleich ohne Prüfung. Oft werdet ihr finden, daß feindselige Ränke oder über-
eiltes Urtheil euch täuschten. Und auch dann noch,
wenn eure Untersuchung euch nicht Irrthum, son-
dern Wahrheit lehret, auch dann noch legt das Ver-
gehen in die Waagschaal mit Bosheit und Ueber-
eitung. Vielleicht ist es noch Zeit, den Verirrten,
die Verirrte, auf den Pfad der Tugend und der
Treue zurück zu leiten. Erhaben ist's, dem Beleb-
diger verzeihen, himmlisch, ihn lieben. Die Reli-
gion giebt uns diese sanfte Regel nicht umsonst.
Ihre Beobachtung ist für uns selbst von großem
Nutzen. Denn jedes kleine Vergehen mit unver-
söhnlichem Zorne zu bestrafen, bringt uns selbst noch
mehr um unsre Ruhe, macht uns zu Rachsüchtigen
und beraubt uns der himmlischen Augenblicke der
Wiederversöhnung. Nur dann, wenn Bosheit
bey der Untreue zum Grunde liegt, oder auch dann,
wenn sie eine Folge des nie zu bessernden, nie in
sich gehenden Leichtsinns ist, nur dann solltet ihr
eure Herzen völlig von den Treulosen abziehen.
Denn einen Undankbaren, einen Unverbesserlichen
mit anhaltender Treue lieben, und ihm ewige
Duldsamkeit erweisen, dies wird keine christliche
Moral von euch verlangen.

Sanft und gesellig fließe das Leben sich treu
liebender Gatten in der Ewigkeit Schooß! Eins
begegne dem andern mit Liebe, und selbst Liebe sey
die Strafe der zwischen Verbundenen vorgesezten

Schwachheiten. Niemals prüfe man zu ängstlich des Andern Handlungen, denn von Natur ist unser Herz misstrauisch und findet bey zu vielem Nachgrubeln, aus Verstandeschwäche, oft Fehler, wo wirklich keine sind. Dadurch verdient Redlichkeit eine unaufhörliche misstrauische Prüfung seiner Handlungen. Vielmehr verdient sie den Lohn des unumschränkten Zutrauens, auch selbst dann, wenn der äußere Schein wider sie ist. Bey der zu strengen Abwägung jedes Blickes, jedes Wortes, glauben wir dann oft äußern Schein der Untreue zu finden, wo auch sogar dieser nicht ist. Und selten belehren wir uns eines bessern, weil wir aus Eigendunkel uns so sehr ungern geirrt haben wollen, und also lieber die Unschuld fortfahren zu kränken, als unsre Uebereilung bekennen. — Fern sey von den Freunden der Ehe jene Megäre, die Eysersucht, die mit ihrem ersten Blicke unheilbar vergiftet! Ohne sie ist überall Eintracht und Stille, aber mit ihr überall Zwietracht, ja Vorschmack der Hölle.

Von derjenigen Eysersucht, welche zwischen einem sich liebenden noch unverheyratheten Paare je zuweilen vorkommt, glaube ich nicht insbesondre handeln zu dürfen. Denn so lange sie sich nur lieben, ohne einander unverbrüchliche Treue und Standhaftigkeit zugesaget zu haben, so lange sind sie beyde noch frey, so lange findet mithin zwischen ihnen keine Untreue statt, und so lange haben sie also auch gar kein Recht zur gegenseitigen Eysersucht. Lassen

sie

sie sich dieselbe aber dennoch beherrschen, so ist sie fruchtlos, und keine Gesetze, weder der Obrigkeit noch der Moral, können sie rechtfertigen; wiewohl ich nicht widersprechen will, daß sie demohngeachtet manchmal die Untersuchung der Billigkeit verdient, um die Gründe zu finden, welche sie nicht selten zu ihrer Entschuldigung aufweisen kann. — Eteln aber die liebenden Unverehelichten schon in dem Verhältniß gegen einander, daß sie sich gegenseitige Treue gelobt, mithin einander alle und jede Ansprüche auf Unveränderlichkeit in der Wahl der Liebe eingeräumt haben, so gehören sie, meines Erachtens, unter die Zahl der Vermählten, und wir dürfen daher kein Bedenken tragen, ihnen alle die Pflichten ans Herz zu legen, welche Vermählte zu beobachten verbunden sind.

Noch fällt es mir ein, daß so häufig Eheleute einander mit Eifersucht verfolgen, welche doch in der ehelichen Treue selbst ausschweiffen. Ich kann mich nicht enthalten, über dieses Ereigniß herzlich zu lachen. Jedoch möcht' ich auch zugleich unförmlich zürnen mit jenen Unbarmherzigen, welche den unschuldigen Theil durch Mißtrauen kränken, und doch selbst kein gutes Gewissen haben. Keine Strafe ist für diese hart genug. Ich wag' es nicht Ihr Urtheil zu sprechen. Es sey einsichtsvollern Richtern überlassen.

Siebentes Kapitel.

Schwangerschaften.

Nachdem wir einige moralische Pflichten der Ehegatten erwogen haben, so wird es nicht minder der Mühe werth seyn, unsre Aufmerksamkeit auf einige geschichtliche Eigenheiten des ehelichen Standes zu richten, und sie theils nach ihrer tadelhaften und tadellosen Beschaffenheit zu betrachten, theils die bey ihrer Gegenwart zu beobachtenden Pflichten aufzusuchen.

Das gewöhnlichste physicalische Ereigniß in der Ehe ist ohnstreitig die Schwangerschaft. Sie ist das wichtigste unter allen, und dasjenige, welches alle Stände miteinander gemein haben. Ihre Entstehung beruht auf physicalischen Geheimnissen, deren Enthüllung unserm eingeschränkten Auge wohl nie gewährt werden wird, was auch die scharffsichtigsten Physiologen immer erfunden und beobachtet zu haben glauben. Die gegenseitige Wirkung der Vermischung sowohl, als die Art der Entstehung des lebendigen Geschöpfes ist noch bey weitem nicht so deutlich erklärt, als die sich schmeicheln, die alles einzusehn glauben, und allen ihre Meynung mit einem gewissen Stolz auf ihre anerkannte Untrüglichkeit aufdringen. Dem Denker werden in diesem

sem Falle immer noch tausend Zweifel übrig bleiben. Warum erfolgt oft da keine Schwangerschaft, wo Ehegatten mit dem stärksten Feuer der Zärtlichkeit lieben, und Kräfte der Jugend die Fülle besitzen? Und warum kommen oft Weiber, die mit ihren Männern in ewigen Zwietracht, Haß und Uneinigkeit leben, aller 3 Vierteljahr ins Kindbett? Warum zeugen manche Mütter eitel Knaben, andre eitel Mädchen? Warum sieht das Kind oft dem Vater so aufs Haar ähnlich, warum hat es so viel von seinen Eigenschaften und Fähigkeiten, da wir doch in unsern Tagen vor unwidersprechlich annehmen, daß der Urstoff in der Mutter verbergen liege? Warum wirken die Einbildungen und Aeußerungen der Mütter so viel auf die Bildung der Kinder, wenn sie auch schon in ihrem besten Wachsthum begriffen sind? Warum verursachen sie so oft unregelmäßige Gestalten? — Dies alles sind undurchdringliche Geheimnisse der Natur und physicalische Gesetze, die wahrscheinlich ihre bestimmten Reagentien haben, ob wir schon alle diese Dinge, um unsre, uns eigentlich ja doch nicht beschämende, Unwissenheit hierinnen nicht bekennen zu dürfen, Spiele und Abweichungen der Natur nennen. Je weniger Zuverlässiges uns aber von der Geschichte der Erzeugung bekannt ist, desto weniger sind wir im Stande, ihren Mängeln abzuheben und ihre Vollkommenheiten zu erhöhen, das heißt, wir können in diesem Falle keine Pflichten festsetzen, deren

Beobachtung von unsrer Seite erforderlich wäre, außer den allgemeinen physikalischen, nemlich daß wir unsern Körper nicht entnerven, schwächen und austrocknen sollen, um uns zur Hervorbringung uns ähnlicher Geschöpfe nicht untüchtig zu machen, oder Schwächlinge zu zeugen. All das Uebrige hanget nicht von uns ab. Wir gehorchen dem thetischen Triebe, und erwarten von der Natur die geheimnißvolle Entwicklung seiner Folgen.

Aber genauer ist die menschliche Kenntniß von dem Wachsthum des neuen Menschen unterrichtet. Sie kann daher auch gewisse Regeln festsetzen, vermöge deren Beobachtung er nicht nur für allen Hindernissen in seiner Vervollkommenung geschützt, sondern dieselbe auch aufs beste befördert werde. Diese Regeln werden aus der Theorie und aus der Erfahrung hergeleitet. Sie machen einen sehr wichtigen Theil der Diät aus, und dennoch sind sie es, welche, leider! am meisten vernachlässiget werden. Man geht wärtlich mit der Frucht in Mutterleibe oft zu nachlässig um. Aber es ist im Gegentheil auch gewiß, daß man die Schwängern bisweilen zu sehr verjährt. Diese allgemeinen Fehler haben mich bewogen, den Pflichten, die jedem Ehepaar bey der Schwangerschaft obliegen, ein eignes Kapitel zu weihen. Man fürchte nicht, daß ich allzu medicinisch, mithin für allerley Leser unverständlich reden werde. Ich werde mich bemühen, sowohl einige bey dieser Sache allgemein eingeriffene Fehler

und

und Irrthümer zu rügen, als auch bessere Belehrung derselben, nicht minder verschiedene diätetische Regeln der Schwangeren in allgemein faßlichen Ausdrücken vorzutragen. Werfet nicht unwillig das Buch hin, und saget: dies gehört für den Arzt, was gehet es uns an? Nein, nein! mit Aerzten rede ich nicht, denn diesen ist alles bekannt, was ich hier sage. Es gehört für die, die es noch nicht wissen und doch als allgemeine Lebensregeln wissen sollten. Wahrheiten und Regeln aus der Diät können nicht oft genug geprediget werden. Und mir deucht es würksamer zu seyn, wenn man sie ganz unerwartet neben andern Unterhaltungen vorträgt, als in einem systematischen Buche, welches von Nichtärzten entweder gar nicht gelesen, oder wegen seiner kunstmäßigen Eintheilungen nicht von ihnen verstanden wird.

Die Pflichten einer Mutter während ihrer Schwangerschaft sind zwiefach. Einmal müssen sie auf ihre eigne Erhaltung und zweitens auf das Wohl ihres Kindes gerichtet seyn. Da sie aber, ungeachtet ihres zwiefachen Entzwecks, dennoch in der innigsten Verbindung miteinander stehen, so ist es nicht nöthig, von jeder absonderlich zu handeln.

Die Wahl der Speisen und Getränke sowohl, als die Quantität derselben, ist in der Schwangerschaft unter den diätetischen Regeln eine der ersten. Durch die in diesem Falle begangnen Fehler wird eine zahllose Menge Krankheiten, schwere Geburten

und traurige Folgen nach der Niederkunft veranlaßt. Der Arzt sage, was er wolle, man hört ihn, und glaubt ihm nicht, und folgt seinen eignen Begierden. Aber dumme abergläubische Regeln, die sich aus den Zeiten der Blindheit von Großmütter zu Großmütter fortgepflanzt haben, werden mit Enthusiasmus, mit einem grenzenlosen Vertrauen auf ihre Untruglichkeit, willig beobachtet. Ich finde es nicht dienlich, einige davon zu nennen, indem sie größtentheils mit dem Schmutze verwandt sind. Hebammen und erfahrene Mütter können in diesem Falle bessere Auskunft geben.

Es verräth keinen geringen Grad von Einfalt, wenn man einer Schwangeren die Eingeweide mit erstaunenden Portionen Speise anfüllt, unter dem Vorwande, sie müsse ja für zwey Personen essen. Die Eingeweide können selbst im gesündesten Zustande nicht mehr Nahrungssaft bereiten, als ihre organische Kräfte erlauben. Sobald wir das gehörige Maas von Speise überschreiten, und sie überladen, so empfinden wir Beschwerden, welche gewöhnlich nicht eher als durch Erhitzungen, oder durch verkehrte Wirkung der Fibern, das heißt, mit Durchfällen oder Erbrechen sich endigen. Wie viel leichter werden aber nicht die Eingeweide einer Schwangeren bey'm Uebermaas der Speisen diesen Folgen ausgesetzt seyn, da sie von der ausgedehnten und schweren Gebärmutter gepreßt, ja aus ihrer gewöhnlichen Lage getrieben werden. Da nun aber
aller,

allerdings die Mutter in den spätern Monaten der Schwangerschaft, wegen des schnellern Wachsthumes der Frucht, mehreres Nahrungsbedarfes bedarf, als in den erstern, wo noch der kleinste Theil von Pulsaderblute zur Frucht übergeht, so kann sie sich zwar mehrerer Nahrung bedienen, als gewöhnlich, aber sie muß ganz kleine Portionen auf einmal essen, und lieber zehn kleine Mahlzeiten verrichten, als eine einzige große. Auf diese Art wird ihre Verdauung in beständiger Ordnung erhalten, und die Eingeweide werden für zu heftiger Zusammendrückung gesichert, ohne die den Milchsast und das Blut bereitenden Organen zu überladen. Ueberdieses darf man auch nicht glauben, daß der öftre und anhaltende Hunger der Schwangeren allemal von der zu nährenden Frucht herrühret. Es sammeln sich während der Schwangerschaft, durch den Druck der Gebärmutter auf die Eingeweide, in denselben verschiedne saure und reizende Unreinigkeiten, welche die Nerven der Speisecanäle beständig reizen und dadurch einen stetswährenden Hunger verursachen. Diese lassen sich durch gelinde Abführungsmittel selten wegschaffen, und starke darf man hier nicht anwenden. Man muß sich also diese Beschwerden gefallen lassen, bis nach der Niederkunft, wo die Natur diese Cruditäten nicht selten von selbst abführet, oder doch kleinen Hülfsmitteln Preis giebt. Die Wahl der Speisen dürste, vorausgesetzt, daß man die Gesehe der geringen Quantität beobachtet, vielleicht

vielleicht so pünktlich nicht seyn; jedoch müssen gewisse Speisen gänzlich vermieden werden, welche aber, weil sie theils zu weitläufig, theils zu verschieden in ihrer Wirkung sind, nur von dem Arzte, oder von der relativen Erfahrung bestimmt werden müssen.

In der Diät des Getränkes fehlt man auf eine entgegengesetzte Art. Man trinkt gemeiniglich zu wenig. Schwangere sollten fleißig trinken. Sie werden dadurch der Verdünnung und Stöckung des Blutes vorbeugen, welche beyderseits in diesem Zeitpuncte so gewöhnlich sind. Ihr Getränk muß daher verdünnend seyn. Zu diesem Behuf ist das bloße Wasser am besten. Auch das Bier ist unschädlich, ja in einiger Hinsicht sehr nützlich. Besonders muß hier die Gewohnheit zu Rathe gezogen werden. Auch selbst geistige Getränke, wenn sie rein sind und mäßig genossen werden, können nicht schaden. Hier kann ich nicht umhin behäuflich ein paar Worte vom Koffee zu sagen. Es ist schrecklich, wie sehr dieser an und für sich nützliche Trank gemißbraucht wird. Man trinkt ihn zum Zeitvertreib und zum Wohlbehagen. Er ist der Labetrant aller Stände, ja die gemeinste Bettelstrolche trinkt ihn täglich zwey bis drey mal. Zwar bereitet sie ihn äußerst dünn und mischt gebrannte Wurzeln und dergl. darunter; aber desto schädlicher ist er. Denn das Oel, der beste Bestandtheil des Koffees, geht durch die allzu starke Verdünnung, öftre Abkochung

und

und Vermischung andrer Säfte fast gänzlich verloren. Ich merke dies deswegen an, weil man insgemein in dem Wahn steht, das Oel des Koffees sey dasjenige, was seinen Gebrauch der Gesundheit nachtheilig mache. Richtig, wenn der Koffee schlecht, alt, mithin sein Oel ranzigt ist. Wenn er aber aus einer seinem Wachethum günstigen Gegend, und überhaupt frisch ist, so sind seine älichten Bestandtheile gewiß dasjenige, was alten oder schwachen Personen Kräfte giebt, Schläfrige ermuntert, Kopfschmerzen hebt und den Stuhlgang befördert. Dies beweiset einigermassen die Verschiedenheit in der Bereitung des Koffees. Derjenige, welcher gewöhnlicher Weise bey der Glut des Feuers gekocht wird, würkt immer weniger gute Folgen auf den Körper, als der, welchen man durch die Filtration bereitet. Jener behält zuviel irdische Theile bey sich, und sein leichtes flüchtiges Oel wird durch die langweilige Abkochung größtentheils heraus und in die Luft getrieben; bey diesem hingegen wurden die älichten Theile durch die Schnelligkeit der Dreytung mit ausgegohnen kochendem Wasser völlig aufgelöst und dem Wasser beygemischt, und alle irdische Theile blieben im Filtrirtuche zurück. Daß das Oel des Koffees sehr durchdringend und flüchtig, mithin würksam sey, beweiset, außer vielen andern Folgen, auch vorzüglich das Zittern, welches Vollblütige und sehr reizbare Personen bald nach dem Genuße des Koffees bis in den äussersten Theilen

Theilen ihres Körpers empfinden. Hieraus folgt allerdings, daß solche Leute den Koffee gänzlich zu vermeiden haben; wie denn überhaupt jede gute Sache unter gewissen Umständen nicht gut ist. Es folgt ferner hieraus, daß man das Del des Koffees; obngeachtet es sein bester Bestandtheil ist, nicht mit gar zu wenigem Wasser auflösen müsse, indem es auf diesen Fall zu kräftige Wirkungen auferet, die leicht nachtheilig werden können. Man sieht leicht, daß ich dem Koffee, im Ganzen genommen, das Wort rede, und dies geschieht keines Weges mit Partheylichkeit. Denn ich vor meine Person trinke früh beim Aufstehn und gleich nach dem Mittagsessen jedesmal eine Tasse schwarzen, filtrirten Koffee mit einigen Quentchen Zucker vermischt, woraus man wohl nicht auf eine Leidenschaft für den Koffee schließen kann. Ich rede ihm das Wort, weil er ein nütliches Product der Erde ist, das Tausenden Munterkeit giebt, und, mit gehöriger Vorsicht gebraucht, den meisten Menschen bekommt, auch so gar die Wirkung einiger Arzneymittel sehr kräftig unterstützt. Aber den häufigen Gebrauch, vermöge welchem viele Personen täglich 6. 8. 12. und mehrere Tassen trinken, werd' ich nie anders als herzlich mißbilligen, theils weil wir in den meisten Gegenden Deutschlands nur schlechten und ranzigten Koffee bekommen, den wir jedoch, aus Mangel an bessern, nicht vermeiden können, theils weil auch selbst der beste Koffee durch seinen Mißbrauch auf unsre Ab-

per zu viel Wirksamkeit äusert, so wie alle stärkende Sachen, im Uebermaaß genossen, der thierischen Maschine schaden. Soll ich endlich bestimmen, ob Schwängern der Koffee zu erlauben sey, so möchte ich beynahe Ja sagen, wosern sie nehmlich strenge Mäßigkeit beobachten wollen, und nicht besondere Beschaffenheiten des Körpers, die ihr Arzt untersuchen muß, es verbieten. Ich will meiner Seits nur einen Bewegungsgrund anführen, welcher mir sehr wichtig scheint, dabey aber die andern übergehe, deren noch eine gute Anzahl da wären. Ein für allemal lehrt es die tägliche Erfahrung, daß der Koffee bey sehr vielen Personen die Oeffnung des Leibes befördre; denn wenn es blos allein das warme Wasser thäte, wie die neuern Aerzte wollen, so müßten alle warme Getränke die nehmliche Wirkung thun, welches doch nicht also ist, und von der öftern Erfahrung widerprochen wird. Da nun Schwangere zu Verstopfungen insgemein sehr geneigt sind, so folgt schon hieraus, daß man ihnen den mäßigen Gebrauch des Koffees mit einigem Recht erlauben könne, der übrigen, theils noch nicht anerkannten theils nicht gehörig untersuchten guten Wirkungen desselben zu geschweigen.

Noch muß ich erinnern, daß der Mißbrauch der warmen Getränke, welcher überhaupt ein wahres Gift ist, auch den Schwängern in vieler Rücksicht schädlich werden könne.

Die folgende diätetische Regel für Schwangere ist, daß sie mit Bewegung und Ruhe, mit Schlaf und Wachen gehörig abwechseln. Beständiges Sitzen, mit leichten weiblichen Arbeiten verbunden, ist auf doppelte Art nachtheilig, einmal, weil dadurch eine Stocung in den Säften begünstiget wird, wozu Schwangere aus mechanischen Gründen überhaupt sehr geneigt sind, und dann, weil sie im Sitzen den Körper immer vorwärts beugen, und dadurch alle Eingeweide des Unterleibes, mithin auch die Mutter, anhaltend pressen. Aber es ist im Gegentheil auch oftmals schädlich, wenn Schwangere heftige Leibesbewegungen und Arbeiten unternehmen. Sie geben dadurch nicht nur Gelegenheit zu unzeitigen und frühzeitigen Geburten, sondern sie setzen sich auch der Gefahr aus, ihre Eingeweide durch schnelle Concussionen zu verletzen. Vorzüglich müssen sie sich in den ersten und letzten Monathen der Schwangerschaft für heftigen Bewegung, langen Promenaden und schnellem Fahren, besonders in steinigten Wegen, hüten. Es macht keinen Einwurf, daß Weiber auf dem Lande und in den Vorstädten während ihrer Schwangerschaft alle ihre gewöhnliche Feld- und Hausarbeiten ohne Nachtheil verrichten. Denn erstlich glaube ich, es ist noch nicht genug untersucht worden, ob nicht aus dieser Unvorsichtigkeit auch bey dieser Art Leute öfters üble Folgen entstehen, welche man alsdenn gemeiniglich andern Ursachen zuschreiben geneigt ist.

ist; und zweyten sind auch die Körper dieser Mütter kernfester und unempfindlicher, mithin haben ihre Muskelfasern mehr Elasticität und die Verbindung des Kindes mit der Mutter ist dauerhafter, als bey denen durch Luxus oder Verzärtelung geschwächten Städterinnen.

Es folgt aus allem diesem, daß man zwischen Bewegung und Ruhe eine gehörige Mittelstraße wähle, daß man arbeite und gehe, ohne sich zu ermüden, und daß man ausruhe, ohne träge zu werden.

Eben so verhält sichs mit Wachen und Schlafen. Zu vieles Wachen würde der Schwängern eine Wohlthat entziehen, die am fähigsten ist, ihren Körper in der gegenwärtigen Verfassung zu stärken. Zu vieler Schlaf würde ihnen Taumel, Kopfschmerz, Mangel an Ess- und Trinklust zuziehen. Ueberhaupt aber ist der Schlaf für Schwangere eine sehr heilsame Sache, und sie können ganz sicher in dieser Epoche einige Stunden mehr schlafen, als sie sonst zu thun gewohnt sind.

Daß frische Luft der Gesundheit des Körpers unentbehrlich sey, können wir an uns selbst täglich wahrnehmen, wosfern wir nicht Zärtlinge sind, denen das bis zum Ersticken eingeheißte Zimmer ein Paradies ist. Wir werden bald die verdrüßlichsten Zufälle empfinden, wenn wir der freyen Luft gewohnt sind, und sie durch irgend einen Zufall auf einige Tage entbehren müssen. Um desto mehr hüte

sich also eine Schwangere, daß sie sich nicht zu lange und anhaltend in einer eingeschlossnen, mit faulen Dünsten geschwängerten Luft aufhalte. Denn ihre Säfte sind in diesem Zeitpuncte ohnedies mehr als jemals zu einer fauligten Schärfe geneigt, welche durch dergleichen unreine Luft sehr vermehrt wird.

Gemeiniglich wird die Luft durch die unmäßige Hitze, welche man in den Zimmern bereitet, gewaltig vertriben. Wie viel hundert solche Thoren giebt es nicht, welche zittern, in der strengen Wintertafte ein Fenster zu öffnen, geschweige daß sie es eine Viertelstunde offen lassen sollten, und lachen, wenn man im Januar um die Mittagstunden ins Freye spazieren geht. Sie kerkern sich in ihre glühende Zimmer, worinnen das Papier krumm läuft, und die Vogel vom Stängel fallen, und wenn sie Geschäfte abrufen, so pinseln sie ganz entschuldig, ohngachtet sie gehörig, vielleicht allzusorgfältig, verwahrt sind. Viele Schwangere, besonders die, so es das erstemal sind, vertragen wenig oder gar keine Hitze, weil sie sich Blutswallungen, Uebelkeiten und Ohnmachten dadurch zuziehen. Auch ist die Gefahr für eine Schwangere sehr groß, wenn sie aus solch einem feurigen Gifte, jähling in die kalte Atmosphäre kommt, welches daher so viel als möglich zu vermeiden ist.

Eben so schädlich sind den Schwangeren alle Aetherische Oele, alle starkriechende Gewürze, alle narcotische Pflanzen, und nicht selten auch sogar diese

diejenigen sanfterleuchtenden Blumen, welche andern Personen angenehm und erquickend sind. Man muß daher, weil man diese Dinge nicht immer vermeiden kann, sehr vorsichtig mit ihnen umgehen, und ihre Gerüche so viel als möglich in einen weiten Raum auszubreiten suchen, welches durch Oefnung der Thüren oder Fenster am besten bewürkt werden kann. Ich habe nicht selten Schwangere in dein heftigsten Ohnmachten gefunden, welche ihnen Lilien, Bergamottöl und dergl. zugezogen hatte. Vorzüglich sind alle jene süße Parfüme schädlich, welche der Lurus und die Mode uns auf den Kopf, die Brust und in die Kleider, noch öfter ins Schnupftuch und in den Taback zu bringen lehren. Diese Gewohnheit schadet wirklich den meisten Menschen. Wie viel mehr wird sie nicht Schwängern schaden, deren Nervensystem oft nicht die mindeste Anstrengung duldet?

Noch immer herrschet mit unumschränkter Macht bey dem schönen Geschlecht jene Unart, über glühende Kohlen zu stehen oder zu sitzen. Willen junge Mädchen sich also vor der Zeit alt machen, und auf solch eine elende Art sich räucheru, meinere wegen, ich will nichts dazu sagen, ohngeachtet schon tausendmaliges Unheil daraus entstanden ist. Aber unausbleiblich ist der Nachtheil dieser Gewohnheit für Schwangere. Diese graden Weges zur Mutter aufsteigende mephitische Luft richtet gewaltige Verwüstungen an, auf deren genauere Erklärung ich

aus zureichenden Gründen mich hier nicht einlassen will.

Ich komme auf die Kleidung der Schwangeren, welche ich auf keinen Fall übergehen darf. Denn auch hierinnen wird eine große Anzahl von Fehlern begangen, die ich nun aber freylich nicht sammt und sonders anführen kann und will, sondern von denen ich nur einige Hauptsachen berühren werde. Die lieben Schnürbrüste ziehen zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich weiß nicht, welcher feindselige Genius dem Erfinder dieser Harnische solch einen wunderlichen Einfall muß zugeflüstert haben. Dieser Anzug schickt sich wohl eher vor einem auf Abenteuer ausgehenden Ritter, als vor das friedfertige, zärtliche schöne Geschlecht. Sollte nicht die Sorgfalt, mit welcher man vielleicht in der Vorzeit einigen unregelmäßig gewachsenen Frauenzimmern, oder solchen, die ihren Körper nicht aufrecht erhalten konnten, zu Hülfe kommen wollte, Gelegenheit dazu gegeben haben? Und das liebe Frauenvolk ist alledenn verimuthlich insgesamt bewogen worden, es nachzumachen, theils um ihren leidenden Schwestern Gesellschaft zu leisten, theils sich selbst für ähnlichen Unfällen zu sichern. Daraus ist dann nach und nach eine geschmackvolle Mode entstanden. Doch, es gebühret mir nicht, der Geschichte der Schnürbrüste nachzugröbeln. Ich begnüge mich, zu behaupten, daß das Frauenzimmer ganz gewiß ohne Schnürbrüste grade, und nett gekleidet einhergehen könnte,

könnte, wenn man sie nicht von Kindheit an dazu gewöhnte, und daß also vorläufig diese Mode ganz und gar überflüssig ist. Dies abgerechnet, so sind sie auch äußerst schädlich. Junge Mädchen dürften allenfalls ihre Nachtheile, wenn sie sie einmal angewohnt sind, und nicht übermäßig zusammen schnürrer, noch verwinden. Aber die Schwantere sollte, sobald sie die Veränderung merkt, diesen Harnisch schlechterdings wegwerfen. Er benimmt ihren Muskeln die gehörige Elasticität, er schneidet über den Hüften ein, woselbst er die Gebärmutter nebst den Eingeweiden zusammen preßt, und ist dem Körper besonders zu der Zeit sehr hinderlich, in welcher er, mechanischen Gesetzen zu Folge, immer höher nach der Herzgrube hinaufsteigt. Er hindert endlich die Drüsen, sich gehörig auszubreiten, und die herzufließende Milch in ihre Gefäße aufzunehmen. Kurz, er stiftet mancherley Unheil an, welches hier nicht alles zu berühren ist. Es ist wahr, daß man die übeln Folgen der Schnürbrüste durch wenigstens Zusammenschnüren einigermaßen verhüten kann, aber dann stehen sie auch gewiß sehr elend, und der Körper hat in seinem natürlichen Wuchse alsdenn zuverlässig ein besseres Aussehen: wie denn überhaupt die Nettigkeit der Schnürbrüste, nur eine affectirte Schönheit ist, welche die Mode geheilligt hat, und durch welche die Damen ein Wespenartiges Ansehen bekommen.

Auch ein paar Worte von den Schuhen. Es ist eine schreckliche Gewohnheit, daß die Damen Schuhe tragen, an welchen sich Absätze von 4 bis 3 Zoll messender Länge befinden. Ohne einen äußerst vorsichtigen und tanzmeisterischen Gang ist man gewiß jeden Augenblick in Gefahr, mit diesen Schuhen umzubringen, und zur Erde zu fallen. Dies möchte denn eine Nichtschwangere noch verschmerzen können, und, um der Mode zu huldigen, willig erdulden. Aber man sieht leicht, welcher Nachtheil einer Schwangern aus dieser Gefahr zuwachsen kann. "Die kleinste Erschütterung ist ihr schädlich; wie viel mehr würde es also nicht ein solcher unerwarteter Fall seyn, der auf ebenem Wege möglich ist. Ich möchte daher aus wahrer Menschen- und Nächstenliebe die Schwangern recht dringend bitten, daß sie doch ihre Absätze um einige Linien herabstimmen, um sich und ihre Frucht nicht durch eine so löpische Sache in große Gefahr zu setzen.

Noch sind die Gemüthsbewegungen zurück, welche hier ebenfalls einen sehr wichtigen Platz einnehmen. Die dabey zu beobachtenden Pflichten müssen für allen andern dem Manne zugleich wichtig seyn. Zwar ist er in allen den bisher erwähnten Fällen verbunden, seiner hoffnungsvollen Gattin Eryfalt und Beystand zu gewähren, aber die folgenden Seiten werden uns überzeugen daß er bey der Verhütung der Gemüthsbewegungen seiner Schwangern vorzüglich aufmerksam seyn müsse.

Das schöne Geschlecht ist zur Veränderlichkeit in seinen Affecten sehr geneigt. Alle Freuden und Leiden wirken allgemein schneller auf dasselbe, als auf die Männer. Daß es Ausnahmen giebt, versteht sich. Nun entstehen unzählige Krankheiten der Frauenzimmer von dem Sturme der Leidenschaften. Wenn aber bey Mädchen oder nicht schwangern Frauen die Leidenschaften so oft böses wirken, wie viel mehr werden sie nicht bey Schwangeren thun, deren Reizbarkeit in diesem Zeitpuncte weit größer als sonst ist? Dennoch ist man in diesem Falle äußerst nachlässig. Man schont solche Personen nicht gehörig, man setzt sie ohne Rücksicht auf ihre Verfassung allem Kergerniß aus. Sie selbst geben stürmischen Empfindungen der Zärtlichkeit Raum, oder erlauben den Dey Schlaf, welcher nebst dem Nachtheil für den Körper, zugleich den Geist gewaltig angreift; oder sie ärgern sich über unangenehme Kleinigkeiten in der Oeconomie bis zum Zittern und Beben, woraus ich nicht selten galligtes Erbrechen, Blutspucken oder andre Verwundungen und endlich sogar unzeitige Geburten habe entstehen sehen. Alle diese Dinge muß die zukünftige Mutter sorgfältig fliehen. Sie setzt sich der Gefahr aus, eine Mörderin ihres Kindes oder ihrer selbst, oder wohl gar beyder zugleich zu werden. Wenigstens kann sie oder ihre Frucht in der Zukunft einen solchen Körper davon tragen, welcher erst noch unerträglicher ist, als der Tod selbst. Sollten diese

Gründe, deren Wahrheit und Gewicht jeder Arzt bestätigen kann und wird; nicht zureichend seyn, uns zur Vorsichtigkeit aufzufordern?

Hier ist aber auch, wie schon berührt worden, derjenige Zeitpunkt, wo sich die Klugheit und die Zärtlichkeit des Mannes am thätigsten äusern kann. Er muß hier nachgeben, so viel, als die Vernunft erlaubt. Er muß kleine Beleidigungen geschwin- der als sonst verschmerzen. Er muß den Eigensinn der Frau, welcher in der Schwangerschaft höher als sonst steigt, oder sich auch wohl bey solchen, die ihn zu andrer Zeit nicht hegen, einfindet, nicht mit dringendem Ernste, sondern mit nachgebender Sanftmuth behandeln. Noch mehr, er muß nicht nur die ihm gegebenen Gelegenheiten zum Zorn großmüthig übersehen, sondern er muß auch selbst alles sorgfältig vermeiden, was von seiner Seite zu Zwistigkeiten Anlaß geben könnte. Seine Laune muß sich jetzt mehr als jemals in die Fessel der Klugheit schmiegen. Und damit seine Gattin der übeln Laune, wozu sie jetzt mehr als jemals geneigt ist, seltner nachhänge, so muß er ihr, so viel in seinen Kräften steht, anständige Vergnügungen und Zerstreuungen zu machen suchen. Er wird hierbey selbst gewinnen. Seine liebe Schwangere wird ihn weniger mit Grillen plagen, und desto gewisser mit einer glücklichen Geburt künftigher erfreuen.

Damit aber diese Nachgiebigkeit des Mannes nicht großen Schaden nach sich ziehe, so sey auch
die

die Frau daran, erinnert, daß sie aus dieser Nachgiebigkeit nicht ein Gesetz, nicht eine Gewohnheit mache, noch es zu andern Zeiten eben so verlange. Noch viel weniger muß sie auf diese Pflicht des Mannes pochen, und in ihrer Schwangerschaft, nach dem Ausdruck des Pöbels, ihn scheeren, in der Zuversicht, daß es ihr vor voll ausgehen werde. Der männliche Geist ist auch unleidlich, wenn er zu sehr gereizt wird, aber gewiß äußerst nachgiebig, besonders gegen die Gattin, wenn sie ihn mit Artigkeit behandelt. Wenn also die Sache zu weit geht, so kann er nicht mehr, und in keinem Zeitpunkt nachgeben, denn er würde seine Rechte verlieren, die Sache zur Gewohnheit werden, und er künftig den Spinnrocken ergreifen oder Kinder warten und wiegen müssen.

Die Pflichten aus der Diät, welche Schwangere von zarter Erziehung beobachten sollten, sind mir überhaupt so wichtig und heilig, daß ich sie mit großer Betrübniß fast täglich verletzen sehe. Denn es werden eine Menge traurige Folgen durch ihre Vernachlässigung veranlaßt, die man im gemeinen Leben immer lieber andern Ursachen aufzubürden geneigt ist. Grobe Fehler in der Diät schaden nicht nur Mutter und Kinde, wie ich schon erwähnt habe, sondern sie verursachen auch künftige Unfruchtbarkeiten, oder öfters auf einander folgende Wegfälle der Früchte. Wedurch denn also der Welt viele neue Ankömmlinge leichtsinnig entzogen werden.

Um endlich auch diesen alten Regeln, welche die Erfahrung am besten lehret, nicht zu verabsäumen, so ist es die Pflicht eines jeden jungen Frau, die in den erstern Wahlen ihrer Schwangerschaft sich befindet, und welcher mithin vieles noch neu und fremd ist, daß sie unter andern, mehrmals die Geburt und Schwangerschaft überstandenen Frauen, sich eine Freundin wähle, die vertraulich und redlich ihr guten Rath ertheile, und ihr im geselligen Umgange nach und nach beybringe, was sie zu thun und was sie zu unterlassen habe. Die Möglichkeit dieses Vorschlages ist sehr einsehend. Dennoch darf ich auf wenige Befolgung rechnen, denn ich weiß aus der Erfahrung, daß die meisten von denen, welche das erstemal schwanger sind, äußerst furchtsam und schamhaft damit umgehen, und lieber mit Schanden klug werden, als erfahrenen Freundinnen ihr Herz eröffnen.

Aber ich muß abbrechen. Vielleicht hab ich ohne dies schon den Vorwurf zu gewarten, daß ich zu lang gewesen. Doch, den will ich gern tragen, und um so geduldiger, je weniger ich ihn verdiene. Die Lauterkeit meiner Absicht muß mich entschuldigen. Als Arzt bin ich eigentlich noch viel zu kurz gewesen. Aber da ich für allerley Uebel schreiben so muß ich besorgt seyn, keines Geduld zu ermüden.

Nichtes

Achtes Kapitel.

Wochenbetten.

Da die blätetischen Regeln, welche eine Kindbettlerin zu beobachten hat, theils mit den jetzt erklärten einer Schwängern in den meisten Stücken übereinkommen, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern Wochen nach und nach immer weniger Zwanges bedürfen, theils die Beschaffenheiten des Körper in diesem Falle allzu verschieden sind, indem einige sich äußerst kränklich dabey befinden, andre erst paar Tage nach der Geburt wieder alle ihre Geschäfte mit Munterkeit verrichten, so ist es nicht meine Absicht den Ton des Arztes in diesem Kapitel anhaltend fortzusetzen. Vielmehr werd' ich einige Augenblicke bey den häuslichen Einrichtungen und Austritten verweilen, welche auf die Geburt eines neuern Weltbürgers erfolgen.

Die Taufe, jene feyerliche kirchliche Handlung, wiewohl vielleicht oft aus Unwissenheit, noch öfter aus Hochmuth, ihrer einfachen Würde beraubt, und unter die Eitelkeiten der Menschen herabgewürdigt. Uebermäßige Pracht im Puge des kleinen unschuldigen Täuflings und große Verschwendung bey Taufessen, entheiligen von Seiten der Eltern die Würde der Taufe, theils indem sie überhaupt aus elner rathelhaften

delbhaften Quelle fließen, theils indem sie bey vielen der Oeconomie gewaltiges Nachtheil bringen. Ein Mann von Vermögen kann allerdings einen hier bey geschehenen großen Aufwand leicht übersehen. Aber desto schlimmer für den Unbegüterten, der mit ihm gleiches Standes ist. Angebohrne Ehrbegierde erlaubt ihm nicht, sich dem zweydeutigen Urtheil des Pöbels auszusetzen. Er muß es, nach hergebrachten bürgerlichen Einrichtungen, seinem Vorgänger gleich thun. Was hilft's, daß wir sagen: er kann sich ja darüber wegsetzen, und handeln, wie er kann und will! Jeder setze sich an diese Stelle, und urtheile unbefangen. Bürgerliche Gewohnheiten sind oft strengere Gebieter über unsre Handlungen, als die theoretischen nicht immer anwendbaren Regeln aus der Philosophie. Aber einstimmige Abschaffungen solcher Verschwendungen und Mißbräuche, wo die reichsten im Volk die Simpliuität bey dieser Sache gemeinschaftlich einführen, würden nach und nach durchdringen.

Hierher gehört auch unsre Einrichtung mit den Gevatterschaften. Eins folgt aus dem andern. Wenn die Eltern des Täuflings verschwenden, wofür und dürfen sich die Pächten auch nicht schimpfen lassen. Dennoch gewinnt von beyden Theilen کمتر, nur die Bedienten, die Kuchenbäcker, Conditors und Wein Händler werden bereichert. Auch ist eine äußerst unangenehme Sache, daß es jedem Menschen erlaubt ist, wenn er nur will, zum Pächten seines

feines Kindes zu wählen. Personen, die vermöge ihres Amtes und ihrer Geschäfte mit sehr vielen Menschen in einiger Verbindung stehen, werden des Jahres wohl 15 bis 20 mal zu Gevattern gebeten. Und die Kirche, oder vielmehr die Priester haben sich das Recht angemaast, daß sie jeden, dem diese Ehre wiedersährt, zur Annnehmung derselben zwingen wollen. Dies ist ein gewaltiger Despotismus, und ich zweifle, daß er sich auf wirkliches Recht gründet. Der Vernehmere wird durch diese Reckheit, welche die Kirche mit ihrem Ansehen unterstützt, fast alle Wochen von dem Geringern, mehrtheils ohne erhebliche oder wohl bey gar keiner Bekanntschaft, überlaufen, ob schon sein Geldbeutel nicht selten gar schwache Quellen hat. Und wenn die dabey verwendeten Ausgaben nur noch dem Kindchen zu Gute kämen! Nein, auch hier geschieht der häufigste Mißbrauch. Eltern vom geringern oft auch vom mittlern Stande, nehmen das Eitgebinde, bezahlen davon die Fr-ff regeln, und machen sich von den Ueberbleibseln noch ein paar gute Tage. Ebllicher ist die Gewohnheit einiger Bornhütern im Volk, welche nur einige Erfrischungen austragen, und gar keinen Pothenspennig annehmen. Doch sind auch hierbei die großen Trinkgelder für die vielerley gegenwärtigen Bedienungen dem nicht reichen Manne schon lästig. Daß übrigen Pothen und Zeugen der Tauffhandlung eingeführt sind, ist sehr löblich, nur sollte man nicht, wie
bey

bey den Adelichen, Landgeistlichen u. d. m. wohl eine Wandel Gebätern dulden, sondern sie gleich den übrigen, auf eine kleine Zahl einschränken. Endlich muß ich auch noch berühren, daß die Gewohnheit, Kinder zu Puthen zu bitten, gewiß äusserst lächerlich ist. Warum duldet doch diese die Kirche, da sie in andern Dingen so streng und gewissenhaft ist? Hierbey wird ja der Entzweck der Puthenschaft auf keine Weise befriedigt, und es ist sehr in die Augen fallend, daß man sie aus eigennützigen Absichten bittet. Sie freun sich zwar gewaltig über das ankommende Kuchenwerk, aber das Wort Taufzeuge ist ihnen ein leerer Schall. Wenn denn nun endlich das Kind getauft, alle Fresserey vollendet, und die Ruhe im Hause einigermaßen wieder hergestellt ist, so hebt dann eine neue Unruhe an, welche einige Wochen nach einander, besonders den guten Hausvater, weiblich quälet. Ich meyne die eckelhafsten Wochenvisiten, welche der Sammelplatz alles nur möglichen Unsinnes sind. Sie verursachen unüberschbare Unkosten, um so viel mehr, da auch bey ihnen große Verschwendung im Schwange gehet. Einer meiner jüngern Freunde nöthigte ohnlängst seine Frau, daß sie mit Endigung der vierten Woche ihres Wochenbettes den Kirchengang halten mußte, um nur endlich der ewigen Wochenvisiten los zu werden. Er lehete sich nicht an die Wiederrede aller sich bekrennenden alten Weiber. Ich mußte herzlich lachen, konnte

Wunt ihm aber meinen Besfall nicht versagen.
 Ferner sind diese Visiten für die Wöchnerin sehr ermüdend und angreifend. Es ist keine Kleinigkeit, besonders für schwächliche Frauen, sich durch 7 bis 8 waschhafte Weiber, denn so viel kommen öfters zusammen, eine oder zwey Stunden durchzureden. Denn bey den Unterredungen größtentheils zu schwelgen erlaubt weder die Etiquette, noch eigne, angenehme Gesprächigkeit. Die abscheulichste aber unter allen Abscheulichkeiten der Wochenvisiten ist die grenzenlose Tadelsucht, welche hier herrscht. Da wird weder Guter noch Böser geschont, da hängt man alle Pflichten der Nächstenliebe an den Nagel; suchet die kleinsten Fehler der Brüder und Schwestern auf, weiß jede Menigkeit, weiß jede geheime Absicht, warum dieser oder jener so und nicht anders handelt, richtet über alle öffentliche Vorfälle, thut unmaßgebliche Vorschläge zur Verbesserung dieses Menschen oder jener Sache, rühmt seine eignen Vorzüge, Fähigkeiten und Tugenden, theilt auch selbst den Gegenwärtigen Spitzen aus, und geräth überhaupt in einen vertraulichen Enthusiasmus, der nahe an Wahnsinn grenzet. Auch sind die Gesetze dieser Visiten so strenge, daß keine versäumt werden darf. In diesem Zeitpunkt besuchen Frauen einander, die sonst nie zusammen kommen, wiewohl dies freylich öfter in kleinen als in großen Städten der Fall ist. Junge und alte Frauen, Wittwen sogar, strömen in Menge herbei; aber die

die Jungfrauen sind dieses Vorzuges nicht theilhaftig, wenigstens werden sie gewiß der Gegenstand der tadelsüchtigsten Aufmerksamkeit, wenn sie sich zufälliger Weise einmal dabey einfinden. Die stolzeſten unter den Beſuchenden ſind auch äußerſt empfindlich, wenn ſie nicht alles nach ihrem Geſchmack finden, und ſie können dann gewältig die Naſe rümpfen. Kurz: der entſetzlichen Austritte und Begebenheiten bey Wochenviſiten ſind unzählige, und ich muß abbrechen, daß ich nicht in ein Labyrinth verwickelt werde.

Wenn nun endlich alle dieſe Unkuhen überſtanden ſind, ſo kommt dann die Ceremonie des Ritzen- und Ausganges herbey. Auch hier wüthet das Gift der Verſchwendung epidemiſch, ſo wie bey dem Kindtaufen. Es werden große Feſte veranſtaltet, die Geldkäſtchen ausgeleert, oder es wird wohl gar das benöthigte ſammengeborgt, wobey ſich über dieſes noch die gewoſene Wöchnerin, die das Schwärmen noch nicht recht wieder verträgt, öfters aufs neue den Reiz giebt. Die Zeit des Wochenbettes dauert eigentlich 6 Wochen. Klügere enden ſie eher, denn ich ſehe nicht ein, warum ſie ſchlechterdings 6 Wochen dauern ſoll. Hier iſt wieder einmal der Aberglaube im Spiel. Die Reſignation der Mütter Gottes geſchah nach 6 Wochen. Dies haben wir für alle Mütter, in allen Ländern, in allen Jahreszeiten, unter allen Umſtänden zur Regel genommen. Und wenn auch dieſetzigst, welche ſchon

schon öfterer geböhren haben, sich nicht so sehr an dies Gesch binden, so wellt' ichs doch keiner Erstgebähretin rathen, daß sie einen Tag an den 6 Wochen fehlen ließe. Sie müste gewiß auf der Stelle des Todes zu seyn befürchten.

Zum Beschluß dieses Kapitels muß ich noch ein paar Worte vom Stillen und Entwöhnen der Kinder sagen, damit ich im folgenden Kapitel, wo ich von der Erziehung handle, sogleich bey dem zu etlichen Jahren gebieheten Alter anfangen kann, ohne mich so dann bey den ersten Monathen aufhalten zu dürfen, als wohin doch eigentlich der jetztüberührende Gegenstand gehöret. Hier muß ich aber nun schon wieder einmal als Arzt reden. Man will seit einiger Zeit sogar allgemein über die jungen Mütter schreiben, welche ihre Kinder nicht selbst stillen. Nichtärzten ist dies zu verzeihen, denn sie wissen nicht, daß die Ursachen, die es verhindern, so sehr häufig und mannigfaltig sind. Aber wenn Aerzte so hitzig darüber schreiben, so kann ichs ihnen nicht vergeben. Es wäre viel zu weitläufig, alle die Ursachen anzuführen, welche das Selbststillen bey zärtern Frauen verbieten könnten. Und sollte das Kind wohl dabey verlieren, wenn es statt seiner zärtlichen und vom Aergerniß, welches am meisten die Milch verderbt, geplagten Mutter, eine vollsaftige und starke Ernährerin bekommt? Freylich ist man bey einer Amme zuweilen unsicher. Auch ist es wahr, daß gewisse Charakterzüge sowohl als gewisse Krankheiten durch die Mut-

termilch den Kindern mitgetheilt werden können. Aber wer wird auch eine Amme ohne die größte Vorsichtigkeit, ohne die Untersuchung und Beobachtung des Arztes, ohne strenge Erkundigung nach ihrem bisherigen Lebenswandel annehmen? Auch steht es uns ja, bey der ersten Bemerkung, daß das Kind nicht gedeihet, frey, die Amme abzudanken, denn es ist gar nicht zu leugnen, daß man, bey vernünftiger Behandlung, das Kind jeden Augenblick und wenn man will, entwöhnen kann. Wie denn auch überhaupt die Entwöhnung ein sehr gutes Mittel ist, wenn sich die Mutter zum Selbststillen nicht tauglich befindet. Denn es ist besser, das Kind mit schicklichen Vegetabilien zu nähren, als von der zum Stillen nicht rechte fähigen Mutter tranken zu lassen, wo es nicht gedeihet, und die Mutter auch selbst mit zu Grunde gehet. Ich sehe so manchen derben und kernvesten Jungen herumlauffen, der in seinem Leben an keine Brust gelegt, sondern bloß mit Erbsen, Haferschleim und einigen Wurzeltränken aufgezogen worden ist, bis er im Stande war, die thierische Milch und nach und nach auch andre Kost zu verdauen. Dies werde ich inzwischen nie widersprechen, daß Mütter, deren Gäfte, Brüste, Gemüthsbewegungen und andre Umstände sie zum Stillen tüchtig machen, sehr tadelhaft handeln, ja ein Verbrechen begehen, wenn sie sich, größtentheils aus Galanterie, Schönheitsucht oder Bequemlichkeit diesem Gesetze der Natur entziehen, welches sie fast jedes Thier erfüllen sehen, hierbey muß ich

ich aber auch noch erinnern, daß es ein großer Fehler ist, wenn man die Kinder allzulange stillt. Mütter, die ihren Zöglingen eine Affenliebe schenken, geben ihnen die Brust nicht selten bis zu Ausgange des zweyten Jahres; ja ich habe Knaben und Mädchen gesehen, welche sich selbst ein Pänkchen holten, darauf stiegen, der Mutter den Busen öfneten und nach Herzenslust ihren Durst stillten. Wie lächerlich sieht dies nicht aus! Und daß das lange Stillen euerm Körper in vielen Stücken, die ich jetzt nicht erklären will, nachtheilig sey, wird euch jeder Arzt mit mir einstimmig versichern. Schon ein Jahr deucht mir zu lange. Ich bin überzeugt, daß 4 bis 6 Monath völlig zureichend sind.

Neuntes Kapitel.

Erziehung der Kinder.

Ueber diesen Gegenstand sind schon Millionen Federn stumpf geschrieben worden. Brächt' es nicht die Eintheilung meines Buches mit sich, gewiß, ich würde ganz davon schweigen, und mich in diese triviale Materie nicht mischen. Aber ich bin einigermassen gezwungen, davon zu reden. Demohngeachtet werd' ich mir die Freyheit nehmen, nur einige Anmerkungen über diese Sache hinzuwerfen, damit ich den möglichen Widersprüchen der heutigen Erzieher so

viel als möglich entgehe. Denn einstimmig können wir unmöglich alle seyn, besonders in Lehren, die sich besser theoretisch vortragen, als practisch nützen lassen. Und die Verhältnisse sind gar zu verschieden, als daß man sich allemal auf die vorgeschlagenen Anstalten sollte verlassen können, welche demohngeachtet unter gewissen Umständen sehr gut und herrlich seyn mögen.

Tägliche Erfahrung hat mich bestimmt, zu glauben, daß zu einer glücklichen Erziehung der Grund in den frühesten Lebensjahren gelegt werden müsse. Der Zeitpunkt, wo die Kinder ohnlängst angefangen haben, Zunge und Füße zu gebrauchen, sollte in der Erziehung einer der wichtigsten seyn. Hier ist die Pflanze noch in ihrer zartesten Entwicklung. Hier lernt sie Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe vertragen; hier leidet sie, daß man ihr die Bahn ihres Wachses vorschreibe. Die Seele des kleinen Knaben oder Mädchens fängt sich jetzt an, aus ihrer Hülle zu drängen. Der Tag dämmert um sie herauf, und fängt an, Schönheiten der Natur zu erblicken. Hier kommt es darauf an, was für Gegenstände man ihr darstellt, die sie beschäftigen, und durch ihre Anzughkeit ihre Kräfte anreizen und entwickeln helfen. Allzu gleichgültige Gegenstände werden sie bald süßlos gegen die Schönheiten der Erde machen, wenigstens ihre Empfindungen des nöthigen Schwunges berauben. Sie werden einen Thurm, ein Haus, ein kahles Gebürge anstauen, aber

ählet bald; des einfachen und einseitigen Anblicks müde, lange Weile auseru, und in ihren Puppenspielen veränderlichere Unterhaltung suchen. Gebt ihnen hingegen Gemälde von mancherley lebenden Dingen, gebt ihnen Instrumente, die bey der Berührung allerley Töne von sich geben, führt sie auf bunte Wiesen, wo Mannigfaltigkeit aus jedem Blumen lächelt, oder in den prangenden Garten, wo Blumen, Bäume, Nieschen, Statuen, Springbrunnen ewig mit einander abwechseln, wo Natur und Kunst so innig mit einander verbunden sind; wie werden sie hüpfen, wie werden sie ihre Spiele vergessen, jeden Augenblick neue Unterhaltungen finden, und nur dann ermüden, wenn ihr Empfindungsvermögen im gehörigen Maasse angestrengt ist. Aber auch dann verliert sich das Ergötzen an diesen Dingen nicht aus ihrer Seele. Sobald sie bey einfachern Beschäftigungen oder im Schlaf wieder ausgeruht haben, so werden sie wieder Begierde nach den genannten Gegenständen äußern, und sie gemeiniglich mit inigen Ungefüg fordern. Man erlaube ihnen hierinnen, so viel es möglich ist, alle Neugierde. Laßt sie die kleine Weige zerbrechen, um zu sehen, was drinn steckt. Wenn sie nichts finden, werden sie bald von selbst die Ursache des Tones in der Saite suchen. Laßt sie ein schwarzes Kupfer ausmahlen, um sich durch selbstgeschafne Mannigfaltigkeit der Farben zu vergnügen, laßt sie Blumen pflücken, und sie in kleine Stückchen zerreißen, denn sie suchen Kern und

Urstoff. Laßt sie Raupen und Schnecken suchen, und nach Schmetterlingen lauffen. Diese Mannigfaltigkeit der Gestalt und Farbe so reizender Geschöpfe in ihrem Besiz zu wissen, ist für sie ein himmlisches Vergnügen. Ueberhaupt müßt ihr sie, wenn sie einmal auf den rechten Weg geleitet worden, ihre Spiele sich selbst suchen lassen. Dabey habe ihr demohngeachtet sehr viel zu thun. Sie werden zwanzigmal in einer Stunde auf ungereimte und nachtheilige Dinge verfallen. Dabey müßt ihr sie ertappen, ihnen die Sache untersagen, die Nachtheile davon erklären, und wenn dies nur anhaltend und nie mit ungezügelter Nachsicht geschieht, so werden sie größtentheils bald aufs Wort folgen, ja sie werden sich gewöhnen, bey dieser und jener Sache, ehe sie sie unternehmen, vorher euer Urtheil einzuholen. Hier ist noch nicht der Zeitpunkt, wo man eben fürchten dürfte, daß ihr Character durch die verschafte Verschiedenheit im Zeitvertreibe buntschädig werden werde. Jetzt ist noch jede Unterhaltung, die sie mit vielen neuen Gegenständen bekannt macht, für sie angenehm und nützlich; aber einfache Gegenstände erschöpfen ihr Empfindungsvermögen.

Wenn nun noch einige Jahre dahin geflossen, ihre Fassungskräfte gestärkt sind, und ihre Fähigkeiten sich den Augen ihrer Vorgesetzten allmählig zu enthüllen... anfangen, so ist es Zeit, daß man sie nicht nur mit ernsthaftern Dingen bekannt mache, sondern sie auch nöthige, sich anhaltender mit einer Sache zu beschäfs-

Beschäftigen. Dies ist freylich sehr schwer, und würde leichter seyn; wenn man sie von Anfänge zum Stillstehen gewöhnt hätte. Allein es ist sehr einleuchtend, daß dieser kleine Vortheil von Seiten der Erzieher, einen desto größern Nachtheil von Seiten der Kinder verursachen würde. Nunmehr ist es Zeit, daß man sie in die Schule schicke. Hierbey ereignen sich nun insgemein sehr große Fehler. Entweder man giebt ihnen auf einmal viele Stunden oder man übergiebt sie Lehrern, welche sie mit pedantischer Regelmäßigkeit in den Grundlagen der Sprache unterrichten, anstatt daß diese ihnen in spielender Vertraulichkeit sollten beygebracht werden. Auch läßt man sie gemeiniglich nur die Muttersprache lernen, oder zur Noth ein Bißchen Rechnen, Geographie u. dergl. Aber sehr selten sorgt man davor, daß ihnen Begriffe von Dingen beygebracht werden, und sie Erklärungen bekommen von den Gegenständen, welche ihnen in ihrer vorhergegangnen Bildung öfters ohne Erklärung aufstießen. Sie lernen also gar nicht denken, oder nicht richtig denken; ihre Begriffe werden falsch, wenigstens mangelhaft. Es deutet mir ferner auch ein Fehler zu seyn, wenn man ihnen zu zeitig geoffenbarte Religion vorträgt, die für ihre Fassungskraft zu erhaben ist; noch mehr, wenn man sie Sprüche und Glaubenslehren auswendig lernen läßt, wovon sie oft nicht einmal die stummen Wörter verstehen. Endlich so muß man ihnen auch viele Erholung vergönnen. Regelmäßiges Denken greift das

Gehirn sehr an. Laßt sie nach allen ernstern Beschäftigungen ins Freye lauffen, ed sey Sommer oder Winter. Sie mögen immerhin, vorausgesetzt, daß es nicht in unartiger Gesellschaft geschehe, auf der Schleiße fahren. Ein gesunder und gehörig verwahrter Knabdenkörper befindet sich in der Kälte ganz gewiß allemal am besten, auch stärkt sie seine Kräfte ungemein, welches aus physiologischen Gründen zu beweisen ist. Nur leide man, in diesem Zeitpunkt so wenig als in spätern Jahren, keine allzuläppische Spiele bey ihnen. Für Knaben schicken sich keine Puppen; aber den Mädchen lasse man sie einige Zeit, denn sie werben durch das An- und Ausziehen derselben Lust bekommen, weibliche Kleidungen versertigen zu lernen. Sie werden dadurch ganz unmerkelt mit Nadel und Schere umzugehen gewohnt werden.

Für allen Dingen aber lasset eure Kinder, so lange sie ihren Verstand noch nicht anhaltend gebrauchen können, nicht zu sehr unter der Herrschaft ihres freyen Willens. Gewöhnt sie in Zeiten daran, daß sie nicht nach dem Gesetz der Natur, sondern nach dem Gesetz der Klugheit, der guten Sitten und der Religion leben müssen. Gewöhnt sie, daß sie gegen sich selbst misstrauisch werden, nehmlich, daß sie ihr Unvermögen fühlen lernen, und keine Handlung von einiger Wichtigkeit, ohne euch um Rath zu fragen, vornehmen oder unterlassen. Auch müssen sie aufs Wort merken lernen. Sie müssen ihre liebsten Spiele

Spiele hinwerfen, wenn ihres verlangt. Sie müssen auf euern Beschl willig zu Hause bleiben, wenn auch Vartenlust, Wachparade und dergl. sie noch so sehr weglockten. Ihr müßt ihnen bisweilen, ohne daß ihr einen wichtigen Grund dazu habt, ihre Bitten rund abschlagen, damit sie auch leicht zu erlangende Sachen entbehren lernen, und dadurch von Lüsternheit und Haabsucht abgezogen werden. Dies kann am leichtesten bey Tische geschehen, wo sie gemeiniglich von allem haben wollen, was sie sehen. Denn zu geschweigen, daß überhaupt die einfachsten Speisen für Kinder die gesündesten sind, so werden sie auch dadurch, daß man ihnen von allem ein Stückchen, ein Spizchen, ein Löffelchen u. s. w. wie es die lieben Mütter zu nennen pflegen, darreicht, unaussprechlich genäsig, so daß es ihnen fast gar nicht wieder abzugewöhnen ist. Ferner müssen Kinder auch nicht stets das Wort führen, und Erwachsene oder wohl gar Greise ohn' Aufhören überschreien. Ich habe diese Unart in sehr vielen Familien bemerkt. Alle vernünftige Unterredungen werden durch solche unartige Kinder gestört, und läßt man sich Unzufriedenheit darüber merken, so beleidigt man noch obendrein die Eltern. Noch viel weniger muß es Kindern gestattet werden, sich auf Streitereyen einzulassen und Behauptungen äußern zu dürfen. Sie irren sich doch nothwendig sehr oft, und verstehen dann die Zurechtweisung nicht. Daher ist's besser, sie in gehörigem Respect gegen Erwachsene zu erhalten, und ihre

Einwendungen auf Eultenheit und Verschidenheit einzuschränken.

Eltern müssen auch nicht zugeben, daß Kinder einen Augenblick die gehörige Achtung gegen sie aus den Augen sehen. Wenn es geschieht, ist der Nachtheil unermesslich groß; und doch geschieht es sehr häufig. Mehrentheils sind die Eltern ganz allein schuld. Sie werden zu familiär mit den Kindern, beweisen ihnen zu wenig Strenge, und was das wichtigste ist: Vater und Mutter widersprechen sich zu oft in ihren Befehlen oder Verböten. Dieser letzte Fehler ist ganz allgemein. Das Kind sieht dabey, und hört diese Uneinigkeit. Es urtheilt darüber und erklärt sich ganz natürlich für die Pärthey, die seinen Neigungen am meisten schmeichelt. Es verachtet die andre Pärthey, und ist von ihrem Irrthum herzlich überzeugt. Künftig ist wieder einmal die Pärthey, für die es sich Anfangs erklärt hatte, seinen Wünschen entgegen. Das verdrüßt ihn, es wird unentschlossen, wenn es folgen soll, und findet es endlich am besten, selbst zu entscheiden, ohne Vater und Mutter Gehör zu geben. Diese Bemerkung ist richtig. Jedem Beobachter wird sie die tägliche Erfahrung beweisen. Aber eben so einleuchtend ist der daraus erwachsene Schade, und die Gewißheit, mit welcher die Erziehung durch dies eingeflöste Mißtrauen erschweret wird. Eltern müssen in ihren Lehren stets übereinstimmen. Was eins befiehlt, muß das andre gut heißen. Und wenn der eine Theil irrig ist,

ist, wie dies denn allerdings vorkommen kann, so muß die Verichtigung allein, und nicht in Gegenwart der Kinder geschehen. Aber aus Rechthaberen, Vorurtheilen, Aberglauben, und noch stärker aus Affenliebe gegen die Kinder, können sich die Mütter sehr selten enthalten, den Ermahnungen der Väter in Gegenwart der Kinder zu widersprechen. Der Geist des Widerspruchs erschwert überhaupt, den Eltern sowohl als den Lehrern und Erziehern, die Ausbildung der Kinder ganz ungemein. Denn die frühesten Jahre sind, wie ich schon erwähnt habe, die Grundlage der Erziehung. Werden sie da nicht mit Eintracht und Entschlossenheit behandelt, so gewöhnen sie sich an den Widerspruch. Unter mehrere daher entstandene Fehler ist auch der hartnäckige Uebermuth zu rechnen, mit welchem viele Kinder von jedem ihnen gegebenen Befehle die Ursache wissen wollen. Sie müssen aufs Wort glauben, und überzeugt seyn, daß man ihnen wohl von selbst die Ursache des Befehls eröffnet haben würde, wenn man vor gut und nöthig befunden hätte.

Von den Kinderjahren komme ich nunmehr auf die Knaben und Jünglingsjahre, oder eigentlich auf die spätern Knabenjahre. In diesem Zeitpuncte bessehn, was man in Kinderjahren verfehn hat, ist eine äußerst schwere, oft unumgliche Sache. Alle Fehler, die damals aus Verzärtelung begünstigt und übersehn wurden, bleiben nicht nur immer gegenwärtig, sondern sie werden auch mit den Jahren hartnäckiger ;

ger; so wie hingegen eine strenge, aufmerksame und fleißige Erziehung in den Tagen der Kindheit, Knaben und Mädchen bildet, deren künftige Erziehung mit sehr wenigen Beschwerden verknüpft ist. Es ist aber auch dann noch ein Mittel übrig, die Sache wieder gut zu machen. Nämlich, man muß entweder einem Hausinformer die ganze uneingeschränkte Aufsicht über die Kinder anvertrauen, oder man muß sie ganz und gar von sich entfernen. Dies letztere ist ohnstrittig noch vortheilhafter als das erste, indem bey diesem die Eltern doch alles mit ansehen, was der Erzieher zu ihren Besten vornimmt, und also immer noch aus zu weit getriebener, eigentlich thörichter, Zärtlichkeit oft tadeln und unzufrieden damit seyn werden. Nun fragt sich aber, ob man die Kinder am entfernten Orte einem einzelnen Aufseher, oder einer öffentlichen Anstalt anvertrauen solle? Ich fühle mich ganz unvermögend, dies zu beantworten, so lange die öffentlichen Anstalten noch allzu verschiedenen eingerichtet, ja den unentschiedenen Streitigkeiten unsrer Pädagogen von erster Größe noch zu sehr unterworfen sind, und da es ferner auch nicht zu leugnen ist, daß sich Kinder oft auf eine sehr mechanische Art nach denjenigen Erzieher bilden, welchem sie ganz allein sind anvertrauet worden, wobey es denn darauf ankommt, ob dieser solche blinde Nachahmung verdiente oder nicht. Man prüfe also die Fähigkeit und die Denkungsart des Knaben sowohl, als die Vorzüge des Lehrers, oder der öffentlichen Erzie-

Erziehungsanstalt, der man ihn anzuvertrauen denkt, so wird man am sichersten für sein künftiges Wohl entscheiden können. Daß in noch spätern Jahren Söhne in jedem Betracht auf einige Zeit aus dem väterlichen Hause entfernt werden müssen, so seyn nun wes Standes, Geschäftes oder Gewerbes sie wollen, ist eine allgemein anerkannte Nothwendigkeit. Ich übergehe daher ihre Beweise. Auch lasse ich die Pflichten der Erziehung bey Mädchen unberührt, weil dies mich theils in ein zu weites Feld führen, theils meine Unwissenheit in dieser Sache verrathen würde. Aber die allgemeinen Regeln für die Jahre der Kindheit gelten ihnen auch mit; so wie es ebenfalls auch nicht undienlich ist, heranwachsende Mädchen auf einige Zeit von sich zu entfernen, damit sie theils für oem gewöhnlichen weiblichen Bahn gesichert seyn, alle Einrichten im väterlichen Hause für die besten und einzig guten zu halten, theils damit sie in mancherley weiblichen Wissenschaften desto unbesangner und ungestörter unterrichtet werden können. Allerdings aber ist bey der Entfernung der Töchter die größte Vorsicht nöthig. Denn sie können sehr leicht in schlechte Hände gerathen, da es der Kupplerinnen und Gelegenheitsmächterinnen so unzählige giebet.

Unter den allgemeinen Erziehungsregeln ist es auch eine der wichtigsten, daß man nicht ohne Noth allzustrenge gegen die Kinder sey. Nachsicht und Duldung ist gar sehr oft erforderlich. Auch ist sie löblich,

söblich, und eine Begünstigung der Freyheit des Geistes. Aber sie darf nur in unschuldigen Nachsicht würdigen Dingen statt finden. Durch ihre Allgemeinheit schadet sie unwidersprechlich, wie schon erwähnt worden. Keine Strenge der Eltern aber ist nachtheiliger, als die, vermöge welcher man ihnen allen geselligen Umgang verbietet. Der Trieb zur Geselligkeit ist uns eingepflanzt. Wenn Weise in spätern Jahren statt der Gesellschaft die Einsamkeit aussuchen, so geschieht es theils darum, weil sie in den größtentheils saden Gesellschaften keine Unterhaltung haben, theils weil sie in sich selbst genug Beschäftigung finden, wodurch ihnen auch die ununterbrochene Einsamkeit nicht lästig wird. Aber Kinder, Knaben und Jünglinge sowohl als Mädchen von allerley Alter, dürfen sich nicht in sich selbst zurückziehen, ehe sie Begriffe und Erfahrungen genug gesammelt haben. Die Natur selbst sagt dies ihnen und ihren Vorgesetzten. Sie werden schwächern, unbiegsam, lässig, wenn sie dann zuweilen die Gesellschaft nicht vermeiden können. Sie lernen die Kabale der Welt nicht kennen, und werden in der Folge, wenn sie nunmehr ohne Aufseher, und sich selbst überlassen sind, öfters betrogen. Sie verrichten ihre aufgegebenen Arbeiten nur mechanisch, ja mit Mißvergnügen, wenn sie besonders von Natur gesellig sind, und, nach erholender Unterhaltung mit andern Kindern sich sehnen. Sie möchten ihre Gefühle, ihre Urtheile gern jemand mittheilen, aber es bleibt alles in ihrem unentwickelt.

entwickelten Geiste verschlossen. O unerhörte Grausamkeit, daß man jungen Leuten die Geselligkeit rauben will, jene Erhöhung der Freuden, jenen Trost in Leiden, jenen Verschmack des Himmels! Laßt Kinder vertrauliche Spiele untereinander beginnen! Laßt Knaben und Mädchen gesellig und fröhlich seyn, und gemeinschaftlich in der Natur für sie neue Entdeckungen machen. Laßt auch bey dem kommenden Jünglingsalter eure Kinder sich einträchtig freuen, Hand in Hand ernstere Pfade beginnen, und Pflichten der Sittlichkeit lernen. Auch trennt die Geschlechter nicht. Der Jüngling, der nie mit Mädchen umgieng, das Mädchen, das nie mit Jünglingen umgieng, beyde werden gemeiniglich zügellos, wenn sie in ihre Freyheit kommen. Der Trieb der Natur, der so lange schlafen mußte, erwacht mit Allmacht. Aber wenn wir den Umgang mit dem andern Geschlecht nach und nach gewohnt werden, so wird er uns weniger gefährlich seyn; wie denn überhaupt alle Dinge, die wir immer um uns haben, weit mindern Eindruck auf uns machen, als diejenigen, welche wir Anfangs entbehren mußten, und sie zu genießen auf einmal fähig werden. Daß die Freyheit im geselligen Umgange nicht zu weit ausgedehnt werden mußte, versteht sich von selbst. Verschwendung, Müßiggang, Versäumniß der Geschäfte sind Folgen zu großer Geselligkeit. Eine gutgewählte Mittelstraße wird, wie in allen Dingen, auch hier die glücklichste Wahl seyn.

Kinder

Kinder sind Pfänder der Liebe, die Zeugen unsers Daseyns, der Stoff unsrer Freuden und das Ziel unsrer Wünsche, der Stolz und der Trost unsers Alters. Wir sind ihnen daher nicht nur alle Aufmerksamkeit, sondern auch Aufopferung schuldig. Wir müssen einen Theil unsers Vermögens an sie wenden. Es ist wahres Verbrechen, wenn wir alle Einkünfte auf Pracht und Vergnügungen wenden, und dabey nothwendige Ausgaben zur Erziehung unsrer Kinder verabsäumen. Gleichwohl ist dies Verbrechen sehr gemein. Man ist zufrieden, für die nöthigsten Bedürfnisse der Kinder gesorgt zu haben, ohne an ihre feine Ausbildung zu denken. Wie viel junge Leute, die im Begriff sind, ihr künftiges Glück zu gründen, bedauern, daß sie keine lebendige Sprachen, keine Musik, keine andre bildende Künste gelernt haben! Und wie viel Mädchen würden vortheilhaftere Parthieen thun, würden bessere Gesellschafterinnen ihrer Männer seyn, ja sich selbst mehr Aufheiterung des Geistes verschaffen können, wenn man sie in den ersten Grundsätzen der Weisheit, in bildenden Künsten und in feinem weiblichen Arbeiten unterrichtet hätte! Oft wird auch noch über dieses sogar das verabsäumt, was zur höchsten Nothdurft erlernt werden sollte. Es giebt solcher traurigen Beispiele unzählige. Kinder wohlhabender Eltern bleiben nicht selten aus Verabsäumung Dummköpfe, und werden dann, wenn das Vermögen verschwindet, nach dem Tode der Eltern Bettler, die dem Staate

Staate zur Last fallen. Und gesetzt, daß solche nachlässig erzogene Kinder von den Eltern noch einig^s Vermögen erben, so können sie es nicht also gen^ußen, wie sie es bey aufgeklärten Köpfen genossen haben würden, auch sind sie, ob sie schon dem Staate nicht zur Last fallen, doch tod für denselben. Spart daher nichts, rechtschafne Eltern, eure Kinder dem Throne der Weisheit und der Kenntniß zu nähern. Wendet was in euern Kräften steht an sie, in den Jahren, wo die Seele im Zeitpunct ihrer Entwicklung begriffen ist. Entbehret lieber einige Vergnügungen oder Bequemlichkeiten, um diejenigen, denen ihr auf eignem Antrieb das Leben gabet, nicht in Dürftigkeit des Geldes und Mangel an Kenntniß nach euerm Tode zurück zu lassen.

Stiefkinder müssen eurer Aufmerksamkeit fast so würdig geschätzt werden, als eigne. Indem ihr an die Stelle ihrer verlorenen Eltern tretet, so macht ihr euch anheischig, für sie zu sorgen, und sie haben mit Recht auf eure Sorgfalt und Unterstützung Anspruch zu machen. Es ist dieserwegen nicht nöthig, daß eure rechten Kinder daneben verlieren. Eine kluge Einrichtung wird euch fähig machen, ihnen in Gesellschaft mit euern Kindern den nöthlichen Unterricht, welchen diese genüßen, zu schenken. Ihr werdet mit leichter Mühe über beyderley Kinder eine gleich aufmerksame Aufsicht führen können, wobey ihr euch aber sehr in Acht nehmen müßet, daß ihr nicht der Partheylichkeit Raum gebet, welche einem moralisch guten Character völlig zuwider ist. Bedenkt, wie viel die armen Kinder verloren haben. Fühlt das Unglück, welches sie betreffen, und faßt den großmüthigen Entschluß, dem göttlicher Egen belohnen wird, daß ihr ihren Verlust, so viel in euern Kräften steht, ersetzen wollet. Sie sind unmündig, wie eure Kinder, mithin der nöthlichen Vorsorge bedürftig. Ohne euern Bey-

stand würden sie elend, verlassen, dem Staate lästig, vielleicht Verbrecher werden.

Noch muß ich öffentlich mein Mitleid bekennen, welches ich mit Schullehrern und Pädagogen habe. Sie haben wahrlich den sauersten Dissen Brodt, und ihnen wird am wenigsten gedanket. Wer nur je auf zahlreiche Familien Achtung gegeben, der wird wissen, was solche junge Wildfänge zu schaffen machen. Daher ist ein Hausinformer, der die Kinder Tag und Nacht um sich haben muß, gewiß das geplagteste Geschöpf unter der Sonne. Er lebt in einem ewigen Aergerniß. Dabey muß er sich noch wohl von den Hausmüttern ja sogar von Kindern ermühen und Bedenungen unaufhörlich Gesehe vorschreiben lassen. Demohngeachtet ist sein Lohn sehr dürftig, die Achtung klein, und der Dank fehlt gemeiniglich ganz. Ueberhaupt wird der nützlichste Unterricht junger Leute eben am schlechtesten bezahlt. Wenn der Tanzmeister für die Stunde 12 Groschen bekommt, so ist für den Lehrer der Religion, der Weisheit und der guten Sitten noch vielleicht zwey Groschen zu viel. Schullehrer sowohl, als Instructors müssen bey Männern von beträchtlichen Einkünften für den geringsten Preis unterrichten, und sich noch glücklich schätzen. Bediente und Hausknechte werden oft noch einmal so stark besoldet. Welche widersinnige Dinge in unsern aufgeklärten und lehrbegierigen Zeiten!

Zehntes Kapitel.

Spätre Jahre der Ehe.

Das Leben säuselt auf Flügeln dahin, ein Jahr verdrängt das andre, und der Strom der Zeiten

relst uns mit sich von dannen. Wir erblicken die Gegenstände nach und nach aus einem andern Gesichtspuncte. Unfre Verhältnisse werden verändert, unfre Neigungen umgestimmt, unfre Reizbarkeit wird vermindert. So ist auch im Stande der Ehe. Das zwanzigste Jahr in derselben deucht uns anders zu seyn, als das erste und zehnte, und das dreißigste wieder anders als jene. Wir werden nach gerade ernsthafter, weniger theilnehmend für die Freuden, sehnsuchtsvoller nach Ruhe. Gatten erinnern sich der vielen Leiden, die sie Hand in Hand erfahren haben. Dies verursacht, daß sie nicht mehr so belebt von Hoffnungen sind, wie junge Vermählte. Sie erinnern sich ferner auch an die miteinander genoßnen Freuden, und dies überzeugt sie lebhaft von der Vergänglichkeit alles dessen, was uns werth ist. Das Feuer der Zärtlichkeit ist nicht erloschen, es brennt nur mit einer langsamern und stillern Flamme. Die allumfassende Gut ist dahin. Aber endlich, wenn die grauen Haare sich meldden, bekömmt es eine andre Gestalt, und gleicht dem Feuer der Freundschaft, welches stets in seiner Nachbarschaft loderte. Alle Verhältnisse werden anders. Der Umgang mit andern Personen wird feltner. Gatte und Gattin ziehn sich mehr in sich selbst zurück, als vorhin, sie werden weniger in der Gesellschaft vermisst, auch sind nach und nach viele ihrer Freunde abgestorben. Sie bereiten sich einträchtig, auch den allgemeinen Weg der Sterblichkeit zu gehen, und der Tod entreißt sie endlich dem Bessehn eines müden Lebens.

Dies Gemälde stimmt den Geist zu einer sanften Wehmuth. Aber es sollts auch, denn unfre irdischen Gefühle finden allemal etwas trauriges im verbläßen. Daher muß ich dieser unvermeidlichen Traurigkeit übereinstimmend begegnen. Also klein auch die spätern Jahre der Ehe sowohl, als das

Alter, gewähren ein nicht geringes Maas von Freude. Vatten lernen sich immer mehr kennen, und kleine Fehler einander übersehen. Sie haben das Veranügen, sich einträchtig an das zu erinnern, was hinter ihren Rücken ist. Denn wir freuen uns gern der überstandenen Gefahren, und gedenken mit Nachgefühl an genossene Freuden. Sie sehn ferner die Früchte von ihrer Ordnung und von ihrem Fleiße. Sie fangen an, den Lohn für die Sorgfalt in der Erziehung ihrer Kinder zu erndten, und dieser Lohn wird in noch spätern Jahren vollkommen. Sie nähern sich dem Ruhme eines gut angewendeten Lebens. Ist es ihr Loos, daß sie unter der Last der Dürftigkeit seufzen müssen, so deuchten ihnen zwar die immer noch mühsamen Jahre sehr beschwerlich, aber sie fangen auch an, gleichgültiger auf die Güter der Erde zu blicken, und ihre Wünsche werden kleinzahliger. Wenn dann endlich die Bahn größtentheils durchlaufen ist, und das Ziel sich nähert, so sehn sie dem Augenblicke der Trennung, mit mehrerer Gelassenheit entgegen, als sie in den Jahren der Jugend gethan haben würden, und sind der baldigen Wiedervereinigung versichert. Auch können sie, wosern nur Tugend und Rechtschaffenheit ihre Pfade bezeichnet, mit stolzer Ruhe in die verlebten Tage zurück blicken, und den Tod, umrinat von Kindern und Enkeln, als den Vollenden ihrer Laufbahn erwarten! — Doch, wenn ein dem andern lange vorangeht, wenn vielleicht schon im blühendsten Alter der unbarmherzige Tod Trennungen anrichtet, o dies ist ein hartes, ein nie zu vergessendes Loos! — Ich eile, um im folgenden Kapitel über diesen Gegenstand ein paar Worte zu sagen.

Fünftes Kapitel. Krankheiten und Tod.

Wisher hab ich in einer Art von geschichtlicher Ordnung von den vornehmsten Eigenschaften geteilt, welche nach der Reihe in den ehelichen Stand verweht sind. Nunmehr ist mir noch etwas übrig, welches nicht in festgesetzten noch in gewöhnlichen Perioden sich ereignet, sondern zu allen Zeiten, in jedem Augenblick erfolgen kann, welches weder Jugend, noch mittleres Alter noch Greisalter verschonet. Die Krankheit ist, und der Tod, jene grausamen Feinde ehelicher Freuden. Schon ihr Andenken erschüttert meine Seele. Sey mir, Gedanke an sie, mit Thränen begrüßet!

Wenn in den ersten Jahren der Verbindung die Gefahr der Krankheit den Gatten oder die Gattin umschwebt, so ist die Theilnehmung des Andern grenzenlos. Er fühlt unaussprechliche Schmerzen, die seinen Geist eben so sehr foltern, als den leidenden Theil die Krankheit selbst. Und wie könnten wir auch in diesem Falle Trost und Ruhe fassen? Wir wissen, daß der Tod stets im Hinterhalte lauert, daß er oft schnell hereinbricht. Wir fürchten ihn daher nicht ohne Grund, und zugleich alle seine traurige Folgen. Der junge Gatte ist in Gefahr, seine Vertraute, die Versorgerin, seiner Oeconomie, seine Erhaltung nach Geschäften, sein süßestes Kleinod, den Gegenstand ja die Erhöhung aller seiner Freuden zu verlieren! Und die Gattin — o wie vermag ihren Jammer zu schildern, wenn sie ihn dort liegen sieht in der Gefahr des Todes, ihren Versorger, ihren Führer, ihren Stolz, den Heber ihrer

Ihrer Freuden, den Tröster und Theilnehmer ihrer Beschwerden! — In diesen Augenblicken ist uns die Welt zu enge. Wir genießen kein Häntchen Schlaf, unser Mund ist der Speise verschlossen, und öfnet sich nur halbblauen Seufzern, unsre Geschäften bleiben liegen, oder werden mit äußerster Zerstreuung verrichtet. Unstre Augen hangen an dem Mienen, an den Lippen des Arztes, und wo nicht göttlicher Trost unsrer Behmuth Grenzen sehet, so sind wir der Verzweiflung nahe. Was hören wir auf die Stimme der christlichen Sittenlehre! Der Schmerz besiegt unsern Verstand, unsre Beurtheilung. — Aber süßer ist auch nach überstandnen Gefahren die wiederauflebende Hoffnung. Eine nahmlose Wonne durchalüht unsre Nerven, und die Kummerthränen weichen den Thränen freudiger Behmuth. Es ist ein himmlischer Anblick, treu-
 lebende Gatten nach wüthlich besiegter Gefahr der Krankheit sich wieder umarmen zu sehen. Vorschmack der Seligkeit thront in ihren sprechenden Blicken, und auf ihren Stirnen Beglücke des Dankes! — Doch wenn die Gefahr immer sichtlicher wird, menschliche Hülfe verschwindet, und der Tod den letzten Schlag vollendet, dann flieht alle Fassung, oft selbst das eigne Bewußtseyn aus der Seele des Zurückbleibenden. Er zürnt mit dem Tode, er klaget die Umstehenden an, er beschuldigt den Arzt, er erkühnt sich sogar, mit murrenden Augen gen Himmel zu blicken. O vergebe ihm dies, meine Brüder und Schwestern! Es ist die schrecklichste Trennung, wenn die Gattin dem Gatten, der Gatte der Gattin in der Blüthe der Jahre dahinsiebt. Kein Schmerz kommt diesem gleich. Er füllt die Seele mit Rettungsbegierde, und weil Rettung unmöglich war, so bemüht sich Verzweiflung den armen Verlassnen.

4. Gleich groß ist der Schmerz für Verlobte, wenn der Tod sie trennet. Voll feuriger Hoffnungen, sich bald vereint zu sehen, und Hand in Hand vertraulich durchs Leben zu wallen, harrten sie der Stunde ihrer ewigen Vereinigung. Aber der Tod kommt, vernichtet ihre Hoffnungen, reißt sie unbarmherzig auseinander, und — verschwunden sind alle der Erfüllung so nahe Träume von ehelicher Glückseligkeit. Welch ein bitteres Loos! Kann der Menschenfreund ohne die tiefste Rührung und Mitleidsfindung es sehen.

Aber wozu muß dem Manne zu Muthe seyn, den seine Frau im Kindesbitten verliert? wird er sich nicht selbst anklagen, als hätte er Theil an diesem Tode? Werden ihm nicht eheliche Freuden aetzende Thoreiten denken? Irre dich nicht, Unglücklicher, und vergrößere nicht dein Leiden durch diesen Wahn? Dies Loos ist Weisheit Vorsehung, nicht dein Verschulden! Folgt auf eheliche Freuden immer diese Scene? Und hängt nicht dies traurige Verhängniß von widrigen Nebenumständen ab, keinesweges von dem Werke der Erzeugung selbst? — Und wie erhaben verläßt nicht gemeinlich die werdende Mutter dies Leben! Gewiß, ich hab' es oft bemerkt, daß Mütter, die in Kindesbitten starben, mit einer gewissen Größe der Seele aus der Welt gehen. Sie fühlen die Würde dieses Augenblicks, und opfern sich williger der Geburt eines neuen Menschen auf, als jeder andern Krankheit. Oft sah ich, wie sie den Zeugen ihrer Liebe neben sich legen ließen, und dann mit erhabnen Lächeln verschieden. Doch, wenn auch die Frucht verloren gehet, o dann ist das Schicksal eines der traurigsten! Dann stirbt mit schwerem Herzen die Gebäuerin, und dem Wittwer bleibt kein Trost, keine vornehmlich süße Erinnerung an die verlorne Frau.

bin zurück. Ihm ist es beschieden, zu sehen, wie Gattin und Pfand der Liebe ins Grab sinkt.

Auch in den spätern Jahren der Ehe, wo jedoch das Greisalter noch fern ist, macht uns Krankheit des Gatten gerechten Kummer. Der Tod drohe uns mannigfaltigen Verlust, im Umgange, in der Oeconomie, in der Erziehung der Kinder, in hunderten andern Dingen. Erfolgt er wirklich, so werden wir ihn zwar mit einer gemäßigtern Traurigkeit empfangen, aber unser Schmerz wird heimlich nicht minder quälend seyn. Kälte Jahre lehren uns, daß alles Wirren fruchtlos ist, aber dieser Trost ist noch nicht zureichend für unsre leidende Herzen.

Noch gelassner erträgt der Greis den Tod des Gatten. Zwar, seine Krankheit entpreßt ihm Mitleid und Wehmuth die Thränen, und es kränkt ihn, daß die matten Kräfte des Alters ihm nicht mehr die Abwartung erlauben, die er ihm so gern getheilt hätte. Aber er kennt aus großer Erfahrung zu genau die Rechte der Natur, hat oft an eine wahrscheinliche Trennung gedacht, sich oft darauf vorbereitet, und da sie nun kommt, so tröstet er seine Seele mit der Hoffnung des baldigen Wiedersehens. Er segnet den Scheidenden, drückt ihn verstummend die Augen zu, und seufzt nach Erlösung.

Ihr seht, meine Freunde, daß ich die Empfindungen der Treue bey Krankheit und Tod Verbundener von Seiten der Herzensgüte und des edeln Characters alschildert habe. Allerdings aber giebt es auch oft bey ähnlichen Todesfällen Leichtsinns und Gleichgültigkeit. Doch, immer fließen diese Unarten aus eigennützigen Quellen, und ihre Ursachen sind so mannigfaltig, daß mir Zeit und Raum nicht verflattet, mich weiter dabey aufzuhalten.

Eine neue Scene des Jammers ist nach dem Tode das Begräbniß. So rührend auch immer dieß

diese letzte Feuerseligkeit ist, so deucht es mir doch, daß wir in den meisten Orten damit zuviel Weitschweifigkeit treiben. Die dabey übliche Pracht ist zwecklos, schwächt die Verlassenschaft, und stürzt die Seele des Wittwers oder der Wittwe noch einmal in die schrecklichste Behmuth. 'Es sey ferne von mir' alle Leichenbegleitungen zu tadeln. Es kommt mir vielmehr tadelwerth vor, und zeugt von großem Leichtsinne, daß in verschiednen großen Städten die Leichenwagen, ohne die mindeste Begleitung von Verwandten, zwischen festlichen Kutschen einher durch die Straßen jagen. Auch tadel ich, daß die Mode an einigen Orten alle Frauenzimmer von der Leichenbegleitung ausschließt, mithin nicht einmal Gattinnen ihre Gatten dürfen zu Grabe bringen helfen. Allein ich kann es auch nicht billigen, wenn man mehr denn hundert Personen zusammen sprengt, die kostbar gehobte Leiche in prachtvolle Gräfte setzt, die Glocken läutet u. s. w. Besonders ist nichts abgeschmackter, als die in kleinen Städten eingeführten Leichenreden. Solch ein läugenhafter Panegyricus beschämt mehr, als er erhebt. Da wird dem Todten angedichtet, daß er ganz seelenlos gewesen sey. Da werden seine Thaten und Vorzüge herausgestrichen, gleich als könnte dies ihm jetzt noch zu Ruh und Frommen gereichen. Kurz, diese Reden sind überflüssig und tadelwerth, welches ich dem Manne mit Vernunft wohl nicht erst mit Gründen beweisen darf. Dies aber muß ich doch noch erinnern, daß jene Verwobtheit, sich vor dem Einsenken nochmals über den Todten hinzulegen, ihn häufig zu küssen, u. s. w. welche von leidtragenden Wittwern und Wittwen vorzüglich oft ausgeübt wird, höchst schädlich und thöricht sey. So sehr ich geneigt bin, jeden Ausdruck des Schmerzes zu entschuldigen, so ist doch dies wider alle Regeln der Klugheit. Wie vielmal sind nicht Kranke

heiten durch diese unvorsichtige Gewohnheit in einzelnen Familien epidemisch geworden!

Die Trauer der Seele durch schwarze Kleidung auszudrücken, ist zwar eine sehr entbehrliche Ceremonie. Allein es liegt doch auch wirklich eine gewisse wehmüthig süße Empfindung in dem Gedanken, für der Welt zu bekennen, daß man eine werthe Person verloren hat. Wie viel geneigter wird daher unser Herz sein, den Gatten oder die Gattin öffentlich zu betrauern. Uebersiegt es nicht das Vermögen, so kann ich diese unschuldige Gewohnheit nicht mißbilligen, wie viele mit Unempfindlichkeit prahlende Philosophen gethan haben. Nur schade, daß sie so oft gemißbraucht und zur schändlichen Heuchelei herabgewürdiget wird!

Es giebt ein Etwas in der Welt, welches nicht selten kräftiger als alle geistliche und philosophische Gründe Gatten über den Verlust der Gatten tröstet. Dies kommt vermuthlich daher, weil es etwas sinnliches ist, und sinnliche Dinge auf die meisten Menschen specifisch wirken. Ich meine nemlich eine ansehnliche Verlassenschaft des oder der Verstorbenen. Sich davon, oder wenigstens von einem guten Theile desselben Herr zu wissen, trocknet Thränen, giebt verlorne Ruhe zurück, stärkt die durch Kummer um die Genesung geschwächten Kräfte wieder. Du siehst so manche junge Wittwe, die mit ihrem Gemahl zufrieden, glücklich, in der glücklichsten Eintracht lebte, die bei seinem Tode aus wahren ungeheuerstem Schmerz sehr viel kuldete, die aber, als sie sich nebst ihren Kindern, oder auch allein, in dem Besitze eines großen Vermögens sahe, in kurzem wieder auflebte, den Verlust vergaß, und entweder noch in der Trauerschein wieder auf Erhebungen ausgieng, oder ihre Freiheit um eine Krone nicht vertauschen würde. Auch wirst du finden, wie so mancher freischer Wittwer

wer nach todtten Mädchen schielet, und ihnen seine Mittergüter oder andres Vermögen ins Auge strahlet, die er von seiner vor einigen Monathen verstorbenen lebenswürdigen Gattin geerbt hat. Nichts wird überhaupt so geschwind vergessen, als Menschen, wenn ihr Tod uns sinnliche Vortheile verschafft. Wir sehen ihnen Trauseln, die wir aber jahrelang nicht ansehen, ja wir fliehen wohl gar den Kirchhof, um uns durch den Anblick derselben nicht inislaunig zu machen. So weit geht der Leichtsinns der Menschen. Zuweilen ist zwar selbst dieser eine Wohlthat für uns; aber in den sehr genannten Fällen, welche jedoch so häufig nicht vorkommen, ist er in seiner Ausartung, und zeugt von einem sehr Verderbungs-fähigem Herzen. Es ist Thorheit und Pflichtverletzung, durch übermäßige Traurigkeit Selbstmörder zu werden, aber auch tödlich, fahelnd, Schmetterlingsartig, ja niederträchtig, von dem Grabe geliebter Personen heulend und ungehörig hinwegzugehen, und nach einigen Wochen ausgelassen auf Tanzsäle zu hüpfen, oder mit Goldstücken lachend zu spielen, die uns ihre schwersterbende Hand reichte.

Ehegatten erfahren auch nicht selten denummer, daß ihnen geliebte Kinder sterben. Dies ist äußerst oft der Fall, da die Anzahl der jährlich sterbenden Kinder immer beträchtlich ist. Das Verlangen der Eltern bey dergleichen Todesfällen ist sehr verschieden. Einige sind so gleichgültig dabey, als ob man ihnen einen Spiegel oder ein andres Geräthe zerbräche. Andre treiben den Schmerz und seine Auslassung so weit, daß selbst der Mann mit natürlicher Religion, geschweige der Christ, erstauern müßte, einen Aufenden zu sehn, welcher erstlich an der Wiege oder am Bette seines sterbenden Kindes betend kniet, und wenn er sieht, daß es vollbracht ist, mit einem Eiselegehul auffähret, mit den Armen

Armen um sich herum wehst, die Hände bestürmt, sich dann das Haar ausraufet, auf der Erde winsdet, und Gott anklagt. Nicht selten begehnen Eltern solche Thorheiten, am meisten Väter; Denn ob es schon gewis ist, daß Mütter überhaupt trauriger bey Todesfällen der Kinder sind, als Väter, so toben sie doch selten so mächtig. Ihr Schmerz ist stille Wehmuth, und ihr Trost die Erinnerung, daß sie durch sorgfältige Abwartung dem vollendeten Kinde alle nur mögliche Erleichterung und Erquickung verschafft haben. Sehr selten aber treffen überhaupt Eltern in dergleichen Trauerfällen den glücklichen Mittelweg. Wer wollte nicht mit ihnen weinen, wenn ihre Thränen aus schmachtdrängenden Augen strömend in ihren Schoos flossen? Aber ihre Kälte zeigt uns Unempfindlichkeit und ihre tobende Wuth Mangel an Selbstbeherrschung und Entehrung der Gerechtigkeit.

Wenn aber Eltern, die ihre Kinder in spätern Jahren verlieren, betrübt sind, als die Eltern sehr frühzeitig gestorbener Kinder, wenn jene weit später und schwerer den Verlust vergessen, als diese, so ist dies der Natur der Sache angemessen und nicht unbillig. Den Kleinen kennen wir noch nicht. Er konnte vielleicht unsre Plage, vielleicht ein Taugenichtes werden, auch hat die Kürze seiner Gegenwart uns noch nicht so lebhaft an ihn gefesselt. Aber wenn seine Geistesfähigkeiten sich schon entwickeln, oder wohl gar schon auf einer glänzenden Höhe thronen, wenn sein Character in einem Falle schon viel verspricht, im andern schon leistet, Gott, welcher ein Jammer ist es da nicht, solche theure Pfänder der Liebe in die Gruft senken zu sehen!

Auch schon bey dem Krankenbette giebt es mancherley im Schwange gehende Fehler der Eltern. Es ist sehr thöricht, bey Kinderkrankheiten so leicht aus aller Fassung zu kommen, da Kinder überhaupt sehr

sehr vielen Krankheiten nothwendig unterworfen seyn müssen. Man heult und schreyt bey jedem Krankheitsanfälle, als ob sie schon in den Klauen des Todes wären, ehe sie noch wirklich gefährlich sind. Daben werden sie verzärtelt, weichlich gemacht, und dies hat dann auf ihr künftiges Betragen sehr wichtigen Einfluß. Ein entgegen gesetzter Fehler ist auch hier wieder die Nachlässigkeit. Man macht oft zu wenig aus Kinderkrankheiten, man behandelt sie mit unschicklichen Hausmitteln, oder läßt sie durch Aelterärzte mördern; gleich als esforderten ihre Körper, weil sie klein sind, nicht eben so gut, als Erwachsene, die Ueberlegung und Hülfe des vernünftigen Arztes. Durch diese Dinge wird oft der Grund zu Krankheiten und Schwachheiten in spätern Jahren, ja nicht selten auch zur Beschleunigung des frühen Todes gelegt. Und wenn dieser nun erfolgt, so quälen die Eltern einander mit wechselseitigen Vorwürfen, die ihre Ehe verbittern, und die begangnen Fehler doch nicht wieder gut machen. Es ist nichts unangenehmer anzuhören, als wenn Eltern am Sterbebette des Kindes einander mit Vorwürfen der zu wenigsten Liebe und der Vernachlässigung soltern.

Ich hatte diese Gedanken von den Krankheiten, der Kinder, im Kapitel von der Erziehung aus der Acht gelassen. Doch fand ich es pflichtmäßig, sie noch zu berühren, und hoffe, daß sie hier auch nicht an einem ganz unschicklichen Orte steht werden.

Zwölftes Kapitel.

Schlußerinnerung.

Bald werd' ich schweigen, liebe Leser; und euch, nach vollbrachter Arbeit, das Urtheil überlassen. Zwar wären mir noch einige Gegenstände zurück. Ich könnte noch mein Mäthlein kühlen an den ungleichen Verheyrathungen, wie so mancher junger Lasse an der ehelichen Seite einer grauen Matrone wandelt, oder wie mancher alte Seck ein paradiesisches Mädchen zum Traualtar führt; wie mancher Edelmann oder Hofsath den Schneider Schwiegerpapa nennt; wie manches Bettelmädchen quäd'ge Frau auf reichen Rittergütern, und mancher armer Schuttpußer Gemahl einer reichen Dame, und durch ihr Geld Kammer; oder Kommerzianrath wird u. s. w. Aber theils bin ich diesen Dingen im ersten Theile meines Buches schon einigermaassen begegnet, theils ist die Sache zu trivial, abgedroschen, und durch ihr häufiges Vorkommen so bekannt, daß ich, ob sie schon einen sehr reichhaltigen Stoff geben würde, sie zu berühren keinen Veruk in mir empfinde. Von den vielfältigen Verheyrathungen zu reden, deuchte mir ebensfalls eine sehr kühliche Sache zu seyn. Sie haben so viel vor sich und wider sich, daß ich mit einer anaastlichen Genauigkeit alle Gründe auseinander setzen, die Grenzen meines Raums überschreiten, dem Leser lange Weile machen, und am Ende doch bekennen müste, es könne in dieser Sache eben so oft eine andre Reael gegeben werden, als vielfältig die Verhältnisse, Umstände und die Lage desjenigen sind, der sich mehrmals verheyrathet. Es giebt sehr

seht viele, die besser thaten, wenn sie Wittwer oder Wittwen blieben, aber auch nicht wenige, die es nicht bleiben können, oder Thoren sind, wenn sie es bleiben. Daher übergehe ich diese zwey Gegenstände mit Stillschweigen, und nehme von diesen Blättern Abschied. Gehet dann hin in alle Welt, zu predigen Wahrheit, und zu erndten Verfolgung. Laßt euch nichts stören, weder zur Rechten noch zur Linken. Und zeigt man euch Flecken, so sagt, daß sie vielleicht von zu vielen Geschäften und daher entstandner Eilsfertigkeit des Verfassers herrührten, welche wo nicht Entschuldigung doch wenigstens Nachsicht und Verzeihung verdienen. Ihr aber, edle Geister, die ihr mit Aufmerksamkeit durch die Welt wandelt, und nicht, wie die Metaphysiker, alles angafft, ohn' es zu sehen, ergreift mit mir den Becher voll rheinischen Nectars! Lasset uns anstoßen, und laut rufen: Es lebe die Wahrheit.

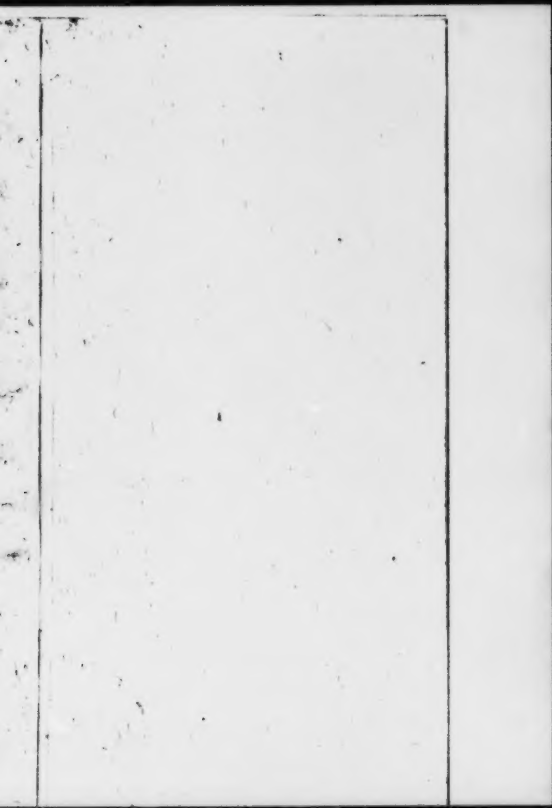


Inhalt des ersten Theils.

Kap. 1.	Von der Liebe überhaupt.	S. 9
— 2.	Die Geschlechtsliebe ist eigentlich nur ein Werk der Sinne.	13
— 3.	Romanhafte Liebe.	29
— 4.	Ritterliebe.	39
— 5.	Theaterliebe.	41
— 6.	Klosterliebe.	52
— 7.	Soldatenliebe.	63
— 8.	Fürsten- und Hofliebe.	83
— 9.	Ländliche Liebe.	89
— 10.	Greueliebe.	100
— 11.	Gefängniß- und Lazarethliebe.	111
— 12.	Verbotne Liebe.	113
— 13.	Von der Verführung in der Liebe.	121
— 14.	Von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit.	127
— 15.	Erlaubte und tugendhafte Liebe.	133

Inhalt des zweiten Theils.

Kap. 1.	Von der Ehe überhaupt.	S. 143
— 2.	Verlobungen.	151
— 3.	Trauung und Hochzeit.	156
— 4.	Elliche moralische und häusliche Pflichten der Ehegatten.	168
— 5.	Untreue.	180
— 6.	Eifersucht.	186
— 7.	Schwangerschaften.	198
— 8.	Wochenbetten.	219
— 9.	Erziehung der Kinder.	227
— 10.	Spätre Jahre der Ehe.	242
— 11.	Krankheiten und Tod.	245
— 12.	Schlafesinnerung.	254





Ugⁿ 5521.

Hoff. prof.

Levon. sup.

Eleon. Leon.

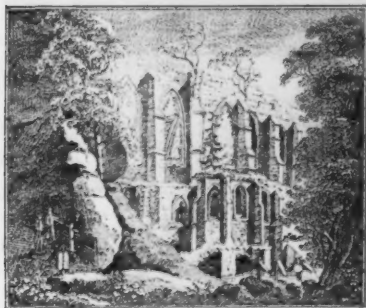
Der
Oybin bey Zittau.

Kaushloß, Kloster und Naturwunder.

Malterisch und historisch beschrieben

von

Dr. Christian August Peschel.



Nebst einem Prospekt.

Zittau und Leipzig,
bey Johann David Schöps,
1792.



Dem

Durchlauchtigsten Herzoge

Carl August

von

Sachsen-Weimar und Eisenach,

dem

Vater seines Volkes,

dem

Freunde der Natur

und dem

Beschützer der Künste.



Durchlauchtigster Herzog,
Enädigster Fürst und Herr.

Nicht ein Wörtchen entschlüpfe meiner Feder
zum Ruhm und Preis eines Fürsten, dessen
Werth so allgemein anerkannt ist, dessen edles
Herz des Weihrauchs nicht bedarf und des Lo-
bes nicht achtet. Nur heißen innigen Dank

enthalte dies Blatt für das sorgsame Wohl-
wollen, mit dem Sie, Gnädigster Herr,
Kunst und Wissenschaft schätzen, für die Unter-
stützung, durch die Sie den Fleiß des Weisen be-
leben, für die Treue, mit der Sie den Fuß-
tritten Ihrer zaubrischen Freundin Natur fol-
gen. Heißen Dank auch dafür, daß Sie Zit-
taus Fluren Ihrer Aufmerksamkeit würdig-
ten, und daß Sie den Edelstein unter unsern
Bergen, den Dybin, besuchten. Laut schlug

mein Herz; als ich Sie auf diesem Heiligthum
der grauen Vorzeit wußte, wo Sie in einer
ländlichen Wohnung, nicht verwöhnt durch fürst-
liche Weichlichkeit, sanfttruhend die Nacht hin-
brachten. Noch innigern, ehrfurchtsvollen
Dank weicht Ihnen, Durchlauchtigster
Herzog, meine Brust für die gnädige, gern
gegebene Erlaubniß, diesem Versuch einer Be-
schreibung des Odyßins Ihren unsterblichen Nah-
men vorsetzen zu dürfen. O möchten Sie in

der Erwartung, hier ein treffendes Gemälde jenes auch von Ihnen bewunderten Meisterstücks der Natur zu finden, sich nicht ganz getäuscht sehen! Möchten Sie dem Willen hold seyn, wo das Vermögen zu schwach, der Gegenstand unerreichbar war! Möchten Sie endlich auch mein Bestreben, Ihre Aufmerksamkeit auf mich für jetzt und für die Zukunft wenigstens einigermaßen zu verdienen, herablassend verzeihen! Zu diesen kühnen Wünschen

füge ich noch einen weit wichtigern, den Wunsch für Ihre Wohlfahrt und Zufriedenheit, Gnädigster Herr, den die Vorsehung bis zur entferntesten traurigen Epoche des künftigen Jahrhunderts erfüllen wolle, damit die edelste Fürstin, der hoffnungsvollste Prinz und die liebenswürdigste Prinzessin sich noch lange ihres erhabnen Vattern und Vaters freuen mögen. Durchdrungen von diesem Gefühl wag' ich, Sie, Gnädigster Fürst und

Herr, meiner ungeheuchelten Ehrfurcht zu
versichern, und mit lauterer Wahrheit mich zu
nennen

Durchlauchtigster Herzog

Ihren

Zittau,
im Maymonat,
1792.

unterthänigsten Verehren
Christian August Peschel.

Vor Erinnerung.

Schon sehr wenige Menschen Vorreden lesen, so halte ich es doch nicht für überflüssig, diesem Werkchen ein paar Worte vorauszuschicken. Vorberichte scheinen zwar allerdings ein großer Beweis schriftstellerischer Unvollkommenheit, und eine demüthigende Erinnerung an unsre Schwäche zu seyn, denn könnten wir unsre Arbeiten so vollkommen liefern, daß dabey nichts weiter zu erinnern übrig bliebe, so fielen jene Vorspiele von selbst weg. Ich will auch nicht leugnen, daß es solche vollkommne Geistesprodukte geben mag, die sie völlig entbehren können. Ihre Zahl ist aber gewiß äußerst klein, und ich bin gegen meine eignen Arbeiten sowohl als gegen das lesende Publikum, frey gestanden, zu misstrauisch, als daß ich glauben sollte, diese Beschreibung könne alle Vorerrerinnerungen entbehren. Jedoch, so wenig als möglich.

Sehr viele Menschen haben eine Beschreibung des Ophins gewünscht, verlangt, erwartet. Darüber also,

Vorerinnerung.

daß ich diesen Gegenstand ausführlich behandelte, und einen verödeten Fels mit Ruinen — eine sehr gewöhnliche Sache — beschrieb, habe ich keine Entschuldigung nöthig. Wohl aber ein paar Worte über die Arbeit selbst. Eine solche Beschreibung scheint eine herzlich leichte Sache zu seyn. Zugestehen, daß sie unter allen litterarischen Arbeiten nicht eben die schwerste ist, so wird mir doch auch jeder Mann von Kopf und Gefühl leicht einräumen, daß sie eine ganz eigne Behandlung erfordert. Ich muß von der Stimme unpartheyischer und einsichtsvoller Richter erwarten, ob diese in meiner Gewalt gewesen ist. Hiernächst ist auch der Gegenstand nicht wenig delikat. Manchem wird vielleicht dieser oder jener Umstand, den ich berührt habe, zu geringfügig dünken; ein anderer aber wieder irgend einige Sachen unberührt finden, die ihm wichtig schienen. Dieser wird bloß die größern Gegenstände erwähnt wünschen; jener das pünktlichste Detail als Haupterforderniß voraussetzen. Jeder hat sein eignes Sehrohr, seinen Ideengang, seine Grillen. Wem sollte ich folgen? Von dieser unübersehbaren und doch voraus zu sehenden Verschiedenheit der Urtheile blieb mir nichts übrig, als meinem eignen Gefühl zu folgen; überhaupt aber lieber zu viel als zu wenig zu berühren. Denn was ist wohl der vornehmste Zweck eines solchen Buchs? Ohne streitig soll es theils dem, der den Ort besucht hat, eine angenehme Rückerinnerung gewähren, theils dem, der ihn noch nicht sah, im voraus einen vortheilhaften, richtigen, darstellenden Begriff davon geben. In beenden Fällen kann, nach meiner Einsicht, ohne einige Umständlichkeit nicht zu Werke gegangen werden, wovon die Gründe von selbst einleuchten.

Vorerinnerung.

Es entsteht aber hieraus ein zweytes Wort der Vorerinnerung, das ich meinen Lesern zu sagen habe. Wie sollte ich diesen Grad von Umständlichkeit beobachten, ohne dem erhabnen Gegenstande seine Würde zu nehmen; wie sollte ich kleinliche Dinge beschreiben, ohne den, unterhaltende Gemälde erwartenden, Leser zu ermüden; wie konnte ich, mit einem Wort, erhabne schwungvolle Schilderung mit planer darstellender Beschreibung verbinden? — Dies die Ursache, daß ich den *Odyin* beschrieb und zugleich besang, daß ich es versuchte, eine Auswahl seiner Schönheiten und Abenteuer im erhabnen Gewande der Poesie darzustellen, nachdem ich alle seine örtlichen und historischen Merkwürdigkeiten aufgezählt hatte. Man wird mir in dieser Hinsicht hoffentlich den Vorwurf schenken, daß einige Dinge zweymal berührt wären. Wird doch so mancher Gegenstand der Poesie doppelt und vielfältig behandelt. Und wer keinen Sinn für die poetische Behandlung unsers Gegenstandes hat, der kann diese wenigen Blätter leicht überschlagen. — Bey der dichterischen Schilderung bitte ich die Kritik, darauf Rücksicht zu nehmen, daß ich auf Vollständigkeit in den Regeln der gewählten Versart Verzicht thue. Unterhaltung und Nichtigkeit war de: vornehmste Zweck eines Dichters, der nur in der Nachbarschaft des *Parnassus* wohnt. *Cäsur*, *Sylbenmaas*, *Gedankenflug*, *blumiger Ausdruck*, das sind alles Gegenstände, die in der deutschen Dichtkunst mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, theils weil wir zu wenig allgemein anerkannte Regeln besitzen, theils weil das Holprige in unsrer Sprache nie ganz abgeglistet werden kann; und nur langgeübten Meistern in der Dicht- und Sprachkunde gelinat es zuweilen, den römischen

Vorerinnerung.

mischen und griechischen Mustern mit ihrer von Natur melodischen Sprache sich zu nähern. Bey geschichtlichen Schilderungen, wo man mehr gebunden ist, sind die Schwierigkeiten noch häufiger. Was insbesondre den teutschen Hexameter selbst betrifft, so hat er überhaupt nicht die strengen Regeln, wie der lateinische und griechische, kann sie nicht haben, da so viele teutsche Sylben kein entschiednes Maas haben, und es muß also wohl dem teutschen Dichter frey bleiben, einige von diesen Sylben bald lang bald kurz zu gebrauchen, je nachdem es ihm Sprachgebrauch und Wohlklang eingiebt. — Daß ich die Ueberschwemmung, der der Dydin wahrscheinlich den größten Theil seines Daseyns zu verdanken hat, in meinem Gedicht für die allgemeine Sündfluth angenommen habe, wird niemand auffallen, der erwägt, daß wir hiervon gar nichts bestimmtes wissen, und es folglich ohn-
streitig dem Dichter frey stand, einstweilen hierüber nach seinem Bedürfnis zu entscheiden. Als Geschichtschreiber allein dürfte mir so etwas allerdings nicht gegemet haben. Ich weiß übrigens wohl, daß die Noachische Sündfluth nicht die ganze Erde überschwemmt haben kann. Auch ist es möglich, daß die ungeheuern Sandbänke des Dydins nach und nach hervorgebracht worden sind, wenigstens sich ausgebildet haben. Aber ich habe auch auf diese stufenweise Ausbildung Rücksicht genommen, und erinnere hier nur noch, daß es überhaupt nicht leicht ist, physikalische Gegenstände dichterisch zu behandeln.

Meine dritte Erinnerung betrifft das Rahmenver-
zeichniß, das sich unter den Beplagen befindet. Es wird
nehmlich vom Schulmeister des Dorfs Dydin, der zu-
gleich

Vorerinnerung.

gleich, wiewohl dermalen nur durch besondern obrigkeitlichen Auftrag und nicht als zur Schulmeisterstelle gehörig, die Aufsicht über den Berg führt, ein Buch aufbewahrt, in dem Fremde, wenn sie wollen, ihre Namen verewigen können. Wem es beliebt, der schreibe ein kurzes Gedicht oder sonst einen Einfall dazu. Dergleichen Bücher sind bekannt; es befinden sich eben solche auf vielen hohen und merkwürdigen Bergen. Ich gestehe, daß diese Bücher im Durchblättern einiges Vergnügen und Unterhaltung gewähren. Man hat schon vor vielen Jahren diese Quodlibets von der Riesenkuppe, dem Tobtenberge u. s. w. drucken lassen; und erst noch neuerlich ist ein diles Buch, unter dem Titel: Jahrbücher des Brokens, Magdeburg, 1791. 8. erschienen, das mit einem Kupfer geziert ist, und auf 36 Bogen Text nichts als Rahmen, und bey manchen dazugesetzte Gedichte und Empfindungsausserungen enthält. Da das zusammen erwogen, machte es mir zur Pflicht, dies Rahmenverzeichnis des Ophins auch nicht ganz mit Stillschweigen zu übergehen. Aber an Pflicht und Klingheit glaubte ich mich zu versündigen, wenn ich alle Rahmen drucken ließe, und dadurch der Preis dieses Buchs beträchtlich erhöht würde. Wie sollte ich aber die Auswahl treffen, ohne hier und da anzustreichen? Es blieb mir in der That nichts übrig, als blos diejenigen, die sich entweder durch Stand, oder durch vorzügliche Verdienste, durch weite Entfernung, durch hinzugesetzte Gedichte und andre Einfälle auszeichneten, auszuheben. Daß von den im Buche stehenden Zittauern niemand, als wer etwa einen Gedanken zu seinem Rahmen geschrieben hatte, hier angemerkt werden konnte, versteht sich von selbst.

Die

Vorerinnerung.

Die vierte und letzte Erinnerung betrifft die Urkunden, und die Schriftsteller, die mir beym historischen Theil des Opybins zum Leitfaden dienten. Nicht alle Urkunden wollte ich beybringen, die den Opybin zum Theil sehr entfernt betreffen, weil dadurch abermals dies Werkchen zu weitläufig geworden wäre. Solche diplomatische Genauigkeit, die bey vielen andern historischen Gegenständen ihren unverkennbaren Werth haben kann, schien mir doch in dieser Beschreibung, die unterhalten, nicht unterrichten, darstellen, nicht untersuchen, veranschaulichen, nicht lange Weile machen soll, entbehrlich zu seyn. Aber fehlerhaft würde es auch gewesen seyn, hätte ich ganz ohne Quellen und Beweise vor dem Publikum auftreten, oder ihm einige den Opybin betreffende Nachrichten vorzuenthalten wollen, die ihm sicher willkommen seyn werden. Ich habe daher einige Bogen für Beylagen der Art bestimmt. — Die Quellen waren für mich sehr fleinzählia. Auch ist nicht zu leugnen, daß viele Nachrichten, die den Opybin betreffen, nur von mündlicher Tradition herrührten. Auch ich mußte mithin diesem Leitfaden folgen, und konnte dabey weiter nichts thun, als höchstens das Unwahrscheinliche absondern, oder durch Gegeneinanderhaltung berichtigen, und das Wahrscheinliche oder Beste in helleres Licht setzen. Hiernächst waren im geschichtlichen Theil meine Führer:

*Corptovii Analesta Pastorum Zittaviensium, oder:
Historischer Schauplay der Sechsstadt Zittau, Fol.
Zittau 1716.*

Diese vorzüglich; ferner folgende Schriften, die mir aber äußerst wenig beytrugen, und meistens, was die fräteren anbelanger, aus einander abgeschrieben sind:

Magcui

Vorerinnerung.

Hagecii Böhmishe Chronica.

*Manlii Commentar. Rer. Luſ. in Hoffmanni Scriptor.
Rer. Luſ.*

Balbini Miscellan. histor. Reg. Boh.

Nefeni, Joh. Chr. Dissertatio sistens Historiam Luſaticam.

Großers Laußizische Merkwürdigkeiten.

Barpyova Ehrentempel des Markgrasthums D. Laußiz.

Pelzel, Vita Caroli IV. Imper.

Benessins de Weicmil, Histor. opera Franc. Mart. Pelzel et Jos. Dobrowsky edit.

Großes Universal-Lexicon aller Wissenschaften und Künste, 25ter Band.

Leskens Reise durch Sachsen.

Hierndochst einige Handschriften und Stadtschroniken von Jittau.

Manlius erwähnt einer Haut, die er selbst gesehen haben will, worauf von einem jungen Cölestinermonche eine Beschreibung und Geschichte des Oybins mit Charakteren und Appreviaturen geschrieben war. Sie muß aber unstreitig verloren gegangen seyn, weil keiner der spätern Schriftsteller davon Erwähnung gethan hat.

Ein gleiches Schicksal muß sich mit einem Chronico Oybinensi zugetragen haben, dessen ebenfalls Manlius als einer seiner Quellen gedenket. Einer der berühmtesten und fleißigsten Geschichtsforscher seiner Zeit, Gottfr. Münch, hat sich alle ersinnliche Mühe gegeben, eine Abschrift

Vorerinnerung.

schrift von diesem Chronico, das vermuthlich bey der Verbrennung des Klosters ein Raub der Flamme geworden war, auffindig zu machen. Aber es ist ihm niemals gelungen. Eben so ist es Kranzen und andern Geschichtsforschern nach ihm gegangen. Hätten wir dieses Chronicon noch, so würden sich daraus manche schwankende Nachrichten genauer bestimmen lassen, besonders aus den Zeiten der Existenz des Stifts, von welchen uns die Nachrichten ganz verlassen.

Wächte diese kurze Beschreibung dem Leser einiges Vergnügen verschaffen, und von Kennern mit nachsichtsvollem Auge beurtheilt werden!

Zittau. Im Maymon. 1792.

Der Verfasser.

Topische Beschreibung des Dybins.

Lachend und fruchtbar sind die Thäler, die Zittau umgeben. Herzerhebend sind seine Fluren. Nach jeglicher Gegend ist die Landschaft ein anmuthsvolles Gemälde. Die Stadt selbst lehnt sich an ein sanftanstiegendes Thal. Rings um sie läuft die Landschaft bergaufwärts, und verliert sich in waldige Berge, wodurch Zittau in eine amphitheatralische Lage versetzt ist. Da, wo der drückende Südwind und der kühlere Südwestwind über Böheims Gebirge auf sie herüber streichen, ist der sie umgebenden Grenzen trefflichste, denn hier schließen hohe dunkle Bergketten, mannichfaltig an Höhe, Gestalt und Farbe, das Amphitheater. In der Mitte dieser von Zittau südlich liegenden Berge erhebt sich ein schöner pyramidenförmiger Fels, ringsum abge sondert von seinen Nachbarn, ehrwürdig durch seinen Gebrauch und reizend durch seine Lage, Dybin genannt, die Zierde dieses ganzen von Ausgang zum Niedergang streichenden Gebirges. Dieser aus ungeheuern Sandbänken aufgethürmte Berg war seit vielen Jahrhunderten der Gegenstand der Aufmerksamkeit von Sachsen und Ausländern. Er ward besucht, gern

A

gesehen

2 Topische Beschreibung des Dybins.

gesehen und wieder besucht. Die meisten Erd- und Reisebeschreibungen von hiesiger Gegend erwähnen seiner mit Achtung. Würdig ist er also wohl ohnstrittig, daß man seiner Annuth ein schriftliches Monument setze, welches, von der bis zum möglichen Ende aller Dinge fortwährenden Dauer des Berges beschützt, vielleicht eine längere Existenz hoffen darf, als viele andre schriftliche Denkmäler.

Der Weg von Jitau nach dem Dybin zu geht eigentlich zum Weberthor hinaus, über eine große steinerne Brücke, und dann durch einen großen Theil des Katharitterguts Olbersdorf, von da nach der Wohnung des Oberförsters vom ganzen Jittauischen Gebiet zu, und durch den Wald bis in die Dörfer Schurf und Dybin. Aus dem, was oben von der Lage Jittau's gesagt wurde, ist klar, daß dieser Weg durchaus bergan laufen müsse, welches die Beschwerlichkeit desselben, da er ohnehin fast durchgehends steinig, uneben und morastig ist, nicht wenig vermehret. Ein andrer Weg geht zum böhmischen Thore hinaus über die Hospitalfelder. Dieser ist ungleich besser und auch etwas näher als der erste, obgleich natürlich auch unausgesetzt bergan; er ist aber auch nicht allgemein zu befahren erlaubt, sondern eigentlich ein bloßer Feldweg, der mit Schlägen versehen ist, die oft verschlossen sind, und wozu die Schlüssel in der Hospitalverwaltung liegen; die inzwischen nicht leicht jemanden, der sie verlangt, verweigert werden. Noch ein andrer Weg führt hinter Olbersdorf herauf, der ohnstrittig der angenehmfte ist, theils weil er mehr Schatten gewährt, theils und besonders, weil man späterhin auf demselben den Dybin schon zwischen den ihn umgebenden Bergen herausragend erblickt. Man kann sich seiner aber nur zu Pferd, und zu Fuße bedienen. Die Zeit, die man braucht,

von

von Jittau auf den Dybin zu reisen, ist zu Wagen, bis an den Fuß des Berges, gemeinlich zwey Stunden. Nur mit sehr leichter und schneller Equipage macht man ihn in anderthalb Stunde. Ebenfalls zwey Stunden braucht man zu Fuß, und etwa eine gute Stunde zu Pferde. Zurück nach der Stadt geht es auf jede Art geschwind. Wer den Dybin von Jittau aus zu Wagen auf beiden oben erwähnten Fahrwegen besucht hat, dem wird es gar nicht überflüssig dünken, daß ich mich überhaupt bey'm Wege einen Augenblick aufgehalten habe.

Wenn man die Oberförsterwohnung hinterm Rücken hat, so ist das Beschwierlichste des Weges überstanden, und man nähert sich nun gemach seinem Endzweck. Schneller rollet nunmehr der Wagen ein wenig bergabwärts, dem einsamen, von der ganzen Welt abgeforderten Dörfchen entgegen. Ein labyrinthischer Pfad führt ihn zwischen Waldhecken in das feyerlich stille Thal, indeß zur Rechten und Linken hohe, fast senkrechte Felswände nun schon den Gesichtskreis einengen, und das Auge allmählig zum Ziel sammeln. Der rechter Hand sich erhebende und sehr lang fortziehende Berg, der wegen seiner mannichfaltigen Erhöhungen fast den Namen eines Gebirges verdienen möchte, heist der Ameisenberg. Der linker Hand von ungeheuern Sandsteinlagern aufgethürmte Berg heist der Löpfer, ebenfalls mehr Gebirge als Berg, an dessen Fuß ein schnellrieselnder Bach zwischen Sträuchern sich romantisch durch ein grasreiches Thal drängt. Hier muß ich einer Naturschönheit des Löpfers erwähnen, die ihm jedoch nicht eigenthümlich, nur zufällig gehört, eine Szene, die mich mehr als einmal mit Entzücken erfüllte. Ich bitte jeden, der den Dybin in den längsten Tagen, also vom Anfange

A 2

des

4 Topische Beschreibung des Dybins.

des Junius bis in die Mitte des Julius, so besuche, daß er kurz vor untergehender Sonne von ihm Abschied nimmt, auf die Pracht Nacht zu geben, die im Zeitpunkt des Ueberganges der Sonne die Gipfel des Löffers umstrahlt. Dem der goldne Strahlenglanz der Abendröthe fällt abgeschnitten über den etwas niedrigeren Ameisenberg hinweg, und erleuchtet die auf den Anhöhen des Löffers, der sonst überall schon in Dämmung gehüllt ist, stehenden Bäume mit dem reinsten und köstlichsten Purpur, der durchaus für jeden Malerpinfel unanschaulich ist. Oft und mannichfaltig sah ich gebrochne Sonnenstrahlen am Abend und am Morgen mit ihrem hinterlassenden Farbenpiel, aber nie sah ich sonst diesen stark aufgetragenen, hellen Purpur, vom dämmernden Schatten der Nacht unaussprechlich erhöht.

Zwischen diesen ungeheuren Felsmassen fährt, reitet oder geht nun der erwartungsvolle Fremdling dem Ziele entgegen, das seinen beschwerlichen Weg versetzen soll. Mehrere kleine Häuser zieht sich hier auf der tiefen Seite dieses gelochten Thales hin, die das Dörfchen Schurf, auf der Schenlichen großen Charte von Oberlausitz Scharfwinkel genannt, welches zur Dobiner Kirchfahrt gehört, ausmachen. Schurf und Dobin, deren Häuser sich in einander verlieren, haben zusammen ohngefähr 120 Häuser, in denen gegen 600 Menschen wohnen, die theils Holzschläger, theils Steinbrucher, meistens aber Leinweber sind, welche letzte Leinwand von außerordentlicher Feinheit weben. In der Gegend, wo man auf eine Mühle stößt, die das erste Haus von dem eigentlichen Dorf Dobin ist, findet sich, ihr gegenüber, rechter Hand des Weges ein hervortragendes gegen die Stadt zu glatt abgehauenes Felsstück, in welchen mit zunehmender

zieht.

Topische Beschreibung des Dybins. 5

ziemlich unleserlichen Buchstaben folgende Inschrift
gegraben ist:

AG. 1665. D. 18. MAY.

WAR. ALLHIER.

IOHANN. GEORG.

D. IIL. CHVRPRINZ.

GOTT. LASS. WACHSEN.

DAS. HAVS. SACHSEN.

Einige Schritte weiter vorwärts, zur linken Hand, ziehet ein beträchtlicher Steinbruch das Auge des Reisenden an sich. Hier werden fast vom Gipfel des Löpfers an, der sich nun schon in einem Bogen stark herumwendet, bis zum Fuße desselben, je nachdem sich die Steinlager vorfinden, schöne Sandsteine, bloß mit großen Meißeln gebrochen, tie gleich hier bearbeitet, und zum Häuser- und Wasserbau in die umliegenden Gegenden verführt werden. Der Sandstein, der hier gebrochen wird, ist fester, als der des Dybins, großkörnig, und die Lager schießen etwas flach nach Südost ein, auch sind sie mit dunkelfarbigen, eisen-schüssigen Adern durchsetzt, wodurch die freystehenden Felsstücke des Löpfers ein trauriges Ansehen bekommen. Die Arbeiter haben hier ein gefährliches Geschäft. Wenn sie ein Stück beynahe losgearbeitet haben, so müssen sie prüfen, ob es nun seiner eignen Schwere zum völligen losreißen überlassen werden könne; zu welchem Ende sie sich auf der abhängenden Seite fast unter den Stein legen müssen, um zu vernehmen, ob das entscheidende Knistern anfängt, auf welches denn der Stein sehr bald losdricht, und mit großem Geräse herab in das Thal rollt, wo er von einer Art Damm oder niedrigen Mauer aufgenommen wird.

6 Topische Beschreibung des Dydins.

Allemaal haben daher die Arbeiter die höchste Zeit, sich zu entfernen, und es sind auch deren in vorigen Zeiten nicht selten auf diese Art verunglückt. Jetzt hört man nicht mehr davon. Vielleicht haben sie eine mehr sichere Verfahrensart. Vor einigen Jahren kam das Geschick, es wäre ein Arbeiter hier verthüttet worden. Aber es zeigte sich bald, daß es zum Glück nur seine blaue Jacke gewesen war.

Ein schöner ebener Fußsteig führt uns nun immer rechter Hand mit starken Wendungen in den anmuthigsten Theil des Dydiner Thals, am Fuße des Ameisenbergs hin, der hier eine starke Biegung macht, aber nun in halbkreisförmiger Ausdehnung, mit großen jagdigen Steinlagern überkleidet, bis an den Dydin selbst fortläuft. Dies bald breiter, bald schmaler werdende Thal gleicht einer großen Wiese. Es bringt fettes Gras hervor, und ein helles Wässerchen durchschneidet es der Länge nach, an dessen östlichem Ufer eine Reihe ländlicher Hütten erbaut sind. Vanzesammte Kotellen durchstreichen dies spiegelhelle Wäglein von Zeit zu Zeit, und hier und da pieren es schwimmende Inseln von kleinen weißen Wasserblumen. Nur wenige Minuten würdigt der erwartungsvolle Wanderer dies Ufer seiner freundlichen Blicke, denn ein schöner Gegenstand zieht sein Auge nun an sich. Der Dydin selbst ist, der in gerader Linie vor ihm da steht, in seiner ganzen majestätischen Schöne. Der Anblick ist in der That überraschend und einzig. Ein sehr hoher, runder Fels, in der Form einer ungeheuern Pyramide oder Glocke, steht ganz abgesondert von den andern, in der Biegung eines Amphitheaters ihn umgebenden Bergen, die ihn an Höhe übertreffen, und bestimmt, oder scheint vielmehr nur den Hintergrund eines in gerader Linie bis zu ihm fortlaufenden Thales zu bestimmen, gleich

gleich als wäre er ganz absichtlich von Riesen Händen dorthin gepflanzt. Hier ist gewiß die überraschendste Ansicht des Dobins, weil sie zugleich die erste Neu gierde des zum erstenmal herkommenden Reisenden befriedigt. Sie dürfte aber wohl schwerlich von einer Zeichnung in dem zur vollkommenen Darstellung nöthigen Umränge gefaßt werden können. — Ich muß hier erinnern, daß jedermann wohlthun wird, von dem Strichbuche aus zu Fuß den Weg zu machen, denn im bedeckten Wägen und auf dem Fahrwege, der bald vom Aufsteige abweicht, und sich mit einer starken Biegung linker Hand fortzieht, verliert man nicht nur viele kleine einzelne, nicht zu beschreibende Aehnlichkeiten dieses Thals, sondern man erblickt auch den Dobin selbst nicht in der schönen jetzt beschriebenen perspectivischen Lage. — Je mehr man sich dem Dobin nähert, je mehr zeichnet sich seine Glockenform und sein isolirter Standpunkt aus, und es zeigt sich nun, daß das Thal an seinem Fuße nicht aufhört, sondern sich ihm zur Linken noch eine große Strecke fortzieht. Der Aufsteig läuft nun wieder neben dem Fahrwege hin. Es giebt zwar auch noch einige näher führende Pfade hart am Fuße des Felsen, die man aber meiden muß, wenn man sie nicht verschlehen will, auch haben sie mitunter unangenehme Stellen. Wer hiernächst zum erstenmal den Dobin besucht, der gewinnt zuverlässig auf dem gewöhnlichen Aufsteige durch die östliche Ansicht des Dobins, die ihre eigenthümliche Schätze hat, ob er schon die glockenförmige Gestalt hier fast zu verlieren anfängt. Der Fels erscheint hier wie ein ehrenwürdiger Greis. Alte bemachte Sandbänke stehen in mannichfaltigen, höckerigen Gestalten zu Tage aus, und sind mit unregelmäßig sich kreuzenden Klüften durchsetzt. Die eine von Südost nach Nordwest einknickende Kluft setzt eine spitzige Steinwand bis zur äußersten Spitze vom

8 Topische Beschreibung des Dybins.

Felsen selbst ab, so daß sie ganz frey dastehet. Man sieht ferner von dieser Seite große, absteigende, stufenförmige Steinmassen am Fuße des Dybins, die unterhalb ausgeschweift, und oben mit Dammerde und Bäumen bekleidet sind. Sie scheinen die Grundlage zu dieser von der Natur aufgeführten Pyramide abzugeben, und gewähren eine Art von Terrassen, auf denen ein sehr anmuthiger Fußsteig hinläuft. Ueber dieses verschönert nun schon der Hochwald die Landschaft, der gegen Süden zum Vorschein kommt, und durch seine beträchtliche Höhe den ganzen Prospekt hebt. Ich glaube daher, daß auch von dieser Seite gezeichnet, der Dybin ein treffliches Blatt geben würde. Aber wer könnte diesen einzigen Gegenstand so vielfältig zeichnen lassen, ohne die Beschreibung sonder Verhältniß kostbar zu machen?

Gemach windet sich nun der Weg zwischen Mauern und einigen Häusern auf der südlichen Seite des Dybins fort. Dieser erscheint nun wieder in einer neuen Gestalt, immer zwar isolirt, aber nicht mehr so klein, sondern etwas gedehnt. Seine Steinlager zeigen sich hier unglaublich mächtig. Diese ungeheuern Sandsteindämme liegen sehr dicht an einander, und fast in waagrechter Lage übereinander, sind abgerundet, am Fuße ausgeschweift, und indem sie sich, gleich als vom Bildhauer bearbeitet, in großen Biegungen wölben, geben sie dem Dybin eine ganz sonderbare einzige Gestalt, die etwa, wenn sie ja einen Vergleich duldet, mit einem ungeheuern Festungsrouel, nur nach einem sehr vergrößerten Maasstabe, verglichen werden könnte. Von dieser Seite sieht man theils früher, theils später, viele neben dem Dybin stehende einzelne Felsstücke, die zum Theil sonderbare Gestalten haben; wie denn der eine einem Handschuh sehr gleich sieht, ein anderer
aber,

aber, der über dem Wege hinüber, neben einem Hause liegt, mit einem Backofen täuschende Aehnlichkeit hat.

Hier befindet sich auch, am Fuße des Hochwalds und Dybins zugleich, das Wirthshaus, in welchem man Pferde und Wagen läßt, um den Dybin zu Fuße zu besteigen. Ehe wir dies thun, bitte ich zuvor, mich einige hundert Schritte auf die Anhöhe zu begleiten, die den Fuß des Hochwalds ausmacht, und mit Aekern und Wiesen bekleidet ist. Hier eröfnet man eine Ansicht vom Dybin, die jede Beschreibung weit hinter sich zurückläßt. Frey und prachtooll steht er da, und beherrscht mit Würde das ihn umringende Thal. Näher dem Auge scheint er an Höhe die neben ihm herausstuckenden Berge zu übertreffen. An seinem Fuße zieht sich das einsame Dörfchen in angenehmer Rundung am Ufer des Bächleins herum, und die ländliche Kirche ragt am untern Abhange des Dybins über die Häuser heraus. Bunte Fruchtfelder im Thal heben die graue felsige Gestalt dieses Berges ganz ungemein, der durch die auf unserm jetzigen Standpunkte schon etwas weite Entfernung seine Höler und Klüfte verliert, und mit den verwüsteten aber ehrwürdigen Ueberbleibseln eines einsamen Klosters pranget. Die schönste Zeichnung vom Dybin ließe sich in so mancher Hinsicht von hier aus gewinnen. Aber die Gegenstände wären opusstreitig ebenfalls wieder zu reichhaltig für ein Blatt; und wölte man die seitwärts liegenden Berge weglassen, so verlöre der Prospekt sein Auffallendes, wenigstens für den, dessen Einbildungskraft sich die Seitenlandschaften nicht hinzudenken kann, weil er nie hier war, und man würde nichts sehen, als einen pyramidenförmigen oder konischen Fels, deren man, so würd' es dem Gemälde nach scheinen, wohl mehrere hat.

Auch könnten in dieser Entfernung die mannichfaltigen Gestalten und Lager der Sandsteinbänke und der sie durchziehenden Klüfte nicht anschaulich genug ausgedrückt werden. — Doch wir eilen unsern Weg zurück, und begeben uns wieder zum Kretscham, woselbst unsre Pferde über das Ende des gehabten bösen Weges an der Krippe sich freuen, indeß wir, des Weges vergebend, uns dem labyrinthischen Tempel der Einsamkeit selbst nahen. Im Vorbengehn sey es gesagt, daß der Kretscham eigentlich nicht zur Bewirthung für Fremde eingerichtet ist, und daß die Meisten, die über Mittag hier verweilen wollen, ihr Mahl mitbringen, und es oben auf dem Felsen verzehren. Doch habe ich einigemal recht gute Forellen in diesem Wirthshause gegessen.

Ein enger Weg führt uns manneche mit einigen Wendungen zur Wohnung des Oybinschen Schulmeisters, die, so wie das Schulhaus, hart an die ersten auf den Fels führenden Stufen auflöst. Der jetzige, Herr Johann Hübel, der schon über 44 Jahre hier Schulmeister, und 17 Jahre Aufseher des Oybins ist, wohnt dem Schulhause grade über, in seiner eignen Wohnung. Hier, wo diese zwey Gebäude stehen, war vormals der dem Kloster zehändige Manerhof, der die Vater mit den ökonomischen Nothwendigkeiten versorgte. Ohsireitig breitere er sich noch weiter aus, und begriff einen weit größern Platz in sich, als diese zwey Häuser.

Wir steigen von hier eine lange steinerne Treppe hinan, die mit Stangen versehen ist, und deren Stufen zum Theil aus dem Felsen gehauen sind. Näher erscheinen dem erwartungsvollen Auge hier die öden Nische des alten Klosters mit ihrem bemooften und von Baum-

Baumwurzeln gespaltenen Gemäuer. Mit einer gewissen nachdenkenden Stille sah ich sehr viele Personen, die zum erstenmal hierher kamen, diese Treppe hinanstiegen. Da, wo sie gegen Südwest bald erstiegen ist, befindet sich, dem Herauskommenden zur Rechten, die Dybinker Kirche, die im Jahre 1734 von den Einwohnern aus Sandsteinen erbaut worden ist. Vorher stand geraume Zeit hier nur ein hölzernes mit Lehm verwahrtes Bethaus ohne Thurm. Die hintere Grundmauer dieser Kirche gegen Norden ist aus dem Felsen im Ganzen herausgearbeitet. Dach und Thurm ist hölzern. Ihre innre Staffirung ist für eine kleine Dorfkirche recht artig. Da sie auf einer steilen Berglehne steht, so hat sie das eigne, daß sich die Weiberstände nach und nach immer höher hinauf ziehn, je weiter sie hintwärts kommen, fast wie bey den anatomischen Theatern. Die allerhintersten sind fast den Emporkirchen gleich. Eine geraume Zeit nach Erbauung dieser Kirche steckte sie auch gegen den äußern Weg nach Süden zu fast ganz im Schatten des Felsen, der hier in einer dem Dachstuhl gleichen Höhe vorbei lief, so daß der schmale Platz neben der Kirche einem Hohlwege ähnlich sah. Dies ist aber seit 1769 vom Zittauischen Magistrat abgeändert, und der ganze Felsstück hier um ein gut Theil abgearbeitet worden, wodurch die Kirche viel licht gewann, und die von hier aus weiter hinauf gehende Treppe niedriger zu stehen kam. Diese Kirche ist ein Filial von Rückendorf, dessen Pastor, gegenwärtig Herr Friedrich Gottlob Proßer, ein Urenkel des berühmten Rectors in Görlitz und Verfassers der lausitzischen Merkwürdigkeiten, aller 14 Tage hier Amt hält.

Die Treppe zieht sich mit einigen Biegungen höher und immer gen Südwest. Dann wendet sich der Weg

Weg wieder rückwärts gegen Morgen, wodurch man sehr nahe hinter der Dybner Kirche herauf kommt, und zwischen ihr und der Felswand, aus der sie herausgehauen ist, hinunter sehen kann. Hier ist auch ein kleiner grüner Rasenplatz, und ein im Sommer mit Getreide besäetes Ackerstückchen. Es ist überraschend, auf diesem felsichten Abhange noch urbares Land zu finden. Weiter hinauf siehet man nun schon verschiedene merkwürdige Kleinigkeiten, worunter ich ein zur Rechten befindliches aus dem Felsen gehauenes Fenster oder Grottochen anführe, in welches die hier hausenden Cölestiner beständig ein laib weißes Brodt und ein Maas Wein setzten. Dies war für die vorbey reisenden müden Pilger bestimmt, um sich damit zu erquickten, oder auch für andre Kranke und Arme. Sobald es verbraucht war, wurde es vom Pfortner wieder ergänzt.

Die Aussicht in das Thal gegen Süden, das der Hochwald begrenzet, fängt nun nach gerade an, je höher man kommt, je reizender zu werden. Oft wird sie aber auch wieder im Verfolg des sich immer wendenden Weges unterbrochen, und insbesondre da, wo eine lange Strecke des Weges durch den Fels gehauen ist, auf dem man zu ebenen Füße fortschreitet. Dieser enge Pafs diente zu Pallisaden, wie man aus den zu beiden Seiten befindlichen Blocklöchern sehr wahrscheinlich vermuthet. Nicht weit hinter demselben gelangen wir auf einen freyen grünen Platz, an dessen entferntestem Winkel gen Süden und Südwest man in jähe Tiefen hinabschaut. Vormalis gieng über diese Kluft eine Brücke. Denn der von oben herabkommende Fahrweg zog sich neben dem Fußsteige weg, am Rande des grünen Platzes hin, über die Brücke und an der südlichen Seite ins Thal hinab. Dieser Platz war also gleichsam der zweyte Vorhof vom Kloster, den eine hohe

hohe bis zur Brücke fortlaufende Mauer vom Fahrwege absonderte. Noch sind von dieser Mauer Ueberreste, wie auch von der Brücke ein Grundpfeiler zu sehen. Will man über die niedrigen Reste dieser Mauer gegen Norden zu wegsteigen; so kommt man auf eine schöne Ebene oder Schlucht, die etwas hoch liegt, und, mit oberrähntem freyen Plaze, den einzigen Ort ausmacht, wo sich der Fuß des Oybins mit den benachbarten westlichen Gebirgen verbindet *). Auf diesem Standpunkte sieht man die Ueberreste verschiedener Klostergebäude grade über sich, worunter sich besonders der Thurm vom Konventualengebäude auszeichnet. Ich finde diesen von aller Welt abgesonderten schönen, grünen, mit Gesträuch und großen sowohl als kleinen Felsstücken übersäeten Rasenplatz immer sehr einladend, und ich glaube, ich darf jedem Reisenden dreuſt rathen, hier ein wenig auszuruhen. Man sagt, es hätten auf diesem Plaze vormals einige Gebäude gestanden, welches nicht unwahrscheinlich ist. Auch sollen die Herren Paters zwischen den Klüften herunter aus dem Kloster einen Schlupfsweg in dies Thal gehabt haben, der aber nicht mehr zu finden ist.

Der Weg geht nun ostwärts von hier aus weiter hinauf. Eine steinerne Wand sichert zur Rechten gegen das Thal zu vor dem Hinabstürzen. Zur linken fangen nun schon die Rudera des Klosters an, und man sieht an der ersten Ecke noch Ueberreste von den Angeln eines großen Flügelthors, das ehemals hier gestanden

*) Auch diese Verbindung ist nicht fortlaufend, und wird hauptsächlich nur durch große das Thal ausfüllende Steinmassen bewirkt, zwischen denen sich wieder mehrere Vertiefungen befinden, die den Oybin ganz vom seinem Nachbarn absondern.

standen hat. Nicht weit davon findet man das zweite Flügelthor, welches noch fast ganz stehet. Der darauf gewesene Wachtthurm ist eingestürzt, aber einige oberhalb befindliche Gänge und Schließlöcher sind noch vorhanden. Dies Thor, welches jedoch erst in den neuesten Zeiten wieder hölzerne Thüren erhalten hat, macht den Eingang zum Innern des Dybins aus, und ist verschlossen. Den Schlüssel dazu besitzt der Schulmeister. Es ist fast für jedermann, wärs denn der ärgste Waghals, unmöglich, auf einem andern Wege, als durch dies Thor, zur Höhe des Dybins zu gelangen. Gleich beim Austritt aus diesem Thor sieht man zur Linken die Ueberreste der Gebäude, die hier die Wohnungen der Klosteroffizianten ausmachten, fortlaufen, und zur Rechten hat man eine treffliche überraschende Aussicht herab in das Thal und Dorf Dybin. Nur schade, daß man erst neuerlich bey einer vorgenommenen allgemeinen Reparatur die hier befindliche Schutzwand so hoch geführt hat, daß ein ausgewachsener Mann auf die Zehen treten muß, um diesen Prospekt ganz zu genießen, der indeß für kleine Personen und für die meisten Frauenzimmer größtentheils verloren gehet. Der Gefahr des Hinunterfallens wegen wurde diese Wand also wohl nicht so hoch geführt. Vielleicht geschah es, damit nicht etwa ein Waghals hier von außen hereinstiege, indem der äußere Zugang hier unter allen Abhängen des Dybins etwa noch am wenigsten steil ist. Weiter vorwärts treffen wir einige schöne hohe Linden auf einem kleinen grünen Plätzchen an, und eben daselbst noch seitwärts in den Fels gehauene tiefe Löcher, die, der Sage nach, Behältnisse für Kettenhunde waren, daher man auch noch heutiges Tages dies Plätzchen die Hundebarge nennet.

Zwischen Nadelhölzern und Buchengesträuch geht nun der Weg wieder westwärts der Höhe zu. Es ist hier

hier etwas beschwerlich fortzukommen, indem die großen, ehedem in Stufen vertheilten, aber nun abgeschliffenen Steinplatten so glatt sind, daß man besonders beim Heruntergehn das Ausgleiten kaum vermeiden kann. Diesem Pfade zur Rechten haben Holzschuppen und Pferdeστάlle gestanden. Von letztern sieht man noch eine in den Fels gearbeitete ableitende Cisterne. Weit oben über derselben sieht man eine von der Außenseite mit Stangen verwahrte Spalte zwischen zwei großen Sandbänken. Man nennt dieses den Jungfernsprung.

Wir steigen nun, schon etwas ermüdet, durch das dritte Thor, welches eben so fest und stark, aber nicht so lang als das zweite ist, vormals mit einem noch stärkern Thurm versehen war, und an der Seite noch eine große Anzahl Niegellöcher, wie auch einige andre Vertiefungen hat, in denen vielleicht Almosenkästchen gestanden haben. Dieses Thor ist, so wie die meisten Hauptmauren der Thürme und Gebäude, größtentheils im Ganzen aus dem Stein gehauen. Die hiesigen örtlichen Merkwürdigkeiten häufen sich von hier an immer mehr so, daß es schwer werden wird, sie in der bisher beobachteten Ordnung zu beschreiben. Die Lage der Gegenstände macht es daher nothwendig, manchmal ein paar Schritte wieder rückwärts zu setzen, und einen kurzen Weg zweymal zu machen.

Mehr einladend ist, wenn man aus dem dritten Thore heraustritt, der Weg zur Linken, als der zur Rechten: denn es umschlingen sich hier jugendliche Sträucher von Buchen, Erlen, Birken, Hainbütten und Nadelholze, und bilden schattige Eremitengänge, die dem müden und im Sommer erhitzten Wanderer Kühlung versprechen. Auf diesem Plage, der einen beträcht-

beträchtlichen Umfang hat, haben die eigentlichen Wohngebäude der Ordensgeistlichen gestanden. Das, was die Sträucher überziehen, war vormals größtentheils gepflasterter Hof. Hier verbindet sich das Kloster selbst mit den schon erwähnten zur linken Hand am Felsen heraufsteigenden Wohnungen der Beamten. Hinter dem Gesträuch sieht man noch eine Menge halbeingefallner Mauern mit Thürgerüsten, Fenstern und Abtheilungen von Zellen stehen, die jedoch überall be-
rauet und von Schutt umgeben sind. Am meisten sieht man noch vom Speisesaal oder Refectorio, und dem hart daneben heraufsteigenden runden Thurm. Die Mauern sind von jenem noch zwey Stockwerk hoch, und die meisten Fenster mit ihrer zierlichen Bildhauerarbeit ganz; und dieser erhebt sich noch fast bis an die Kuppel, wie man besser von unten herauf als hier oben wahrnimmt. Die Fenster desselben sind ebenfalls noch da, die Treppen aber von beyden eingestürzt. Auch der ausgemauerte und zwischen Klüfte gerichtete Abtritt ist noch zu sehen. Die Aussicht aus dem einen Fenster neben dem Thurm, zu dem man auf einen Spurthausen kommen kann, geht auf einen freyen grünen Platz, der bloß von großen Steinklumpen getragen wird. Denn neben ihm läuft in jäher Tiefe das oberwähnte Thal hin, das den Dybin einigermaßen mit dem benachbarten Gebirge verbindet. Hier ist auch überhaupt der äußerste Rand des Felsen gegen Abend, wo sich die sämmtlichen Klostergebäude in gerader Linie mit den Sandbänken verlaufen, die hier ganz senkrecht herabsteigen. Auf unserm Prospekt ist diese ganze Region deutlich zu sehen.

Im Jahr 1754 hat der Zittauische Rath im Bezirke des Refectorii ein hölzernes Pulverhaus bauen lassen, in welchem gegenwärtig der Schulmeister, der
den

den Schlüssel zu dem zweyfachen Eingange in dies Pulverhaus, so wie überhaupt alle Schlüssel in Verwahrung hat, eine ziemliche Menge Pulver aufbehält, das zu Lösung des Mörsers gebraucht wird. Es wird daher auch billig keinem, der hier heraufkommt, er sey wes Standes er wolle, zugelassen, mit brennender Tabackspfeife in dies Häuschen, oder auch nur an die geöffnete Thüre zu treten. Hart neben demselben, so wie auch etwas weiter hin gegen den Thurm zu, sind noch Treppen in sehr tiefe Keller zu sehen, die aber mit Steinen verschüttet worden sind, so wie dies überhaupt bey allen Kellern der Fall ist, deren man mehrere theils deutlich siehet, theils hier und da vermuthen kann. Vom Refectorio an zogen sich die Gebäude in gerader Linie fort nach Osten zu, und endigten sich in das Amtshaus, das mit der großen Beckkapelle grenzte, aber größtentheils eingestürzt ist. Doch ist von dieser fortlaufenden Reihe von Mauerwerk nur noch sehr wenig zu sehen, und was zu sehen ist, wird vom Gesträuch verdeckt. Dieser ganze Bezirk von Gebäuden und Plätzen hieß zusammengenommen der Klosterhof.

Wir müssen nun durch diese einsamen grünen Gänge wieder zurückwandeln bis an das dritte Thor, um zu bemerken, was sich bey dem Ausgange desselben zur rechten Hand vorfindet. Hier hieß der ganze Platz bis an die Kirche, wie auch vorwärts über den Weg herüber bis an die Kapelle und das Amtshaus, der Amtshof. Wir betrachten hier zuerst Ueberreste von der Bäckerey, die hart an die Grundmauer des dritten Thors grenzet. Ein Stück weiter herauf gegen die Kirche zu ist das Andenken einer merkwürdigen Naturbegebenheit zu sehen. Es findet sich nämlich hier gegen das Dorf hin eine Schlucht, in die eine Person auf einmal einige Schritte hineingehen kann, und aus der man grade

B

den

den ganzen prächtigen Hochwald einzig und allein siehet. Einst war hier alles zu, und der Fels vereinigt. Die Sage scheint dies durch die Erwähnung aller Neben-umstände zu bestätigen, obschon diese Spalte dem Ansehen nach ursprünglich da gewesen, und jedes Felsstück eine Sandbank für sich gewesen zu seyn scheint. Im Jahr 1681 trennte sich, der Sage nach, diese ungeheure und feste Sandbank mit fürchterlichem Geräusch von einander, jedoch nicht ganz in grader sondern etwas schiefer Richtung, so daß die linke Seitenwand der Schlucht schräge heraus geht, die rechte etwas herüber hängt. Vielleicht hat das freystehende Ende der Sandbank gegen die Bäckerey zu etwas zu frey und grundlos gelegen, und dadurch die Versinkung derselben veranlaßt. Durch die gewaltsame Erschütterung stürzte auf dem oft erwähnten dritten Thurwege der Thurm ein, und fiel gerade auf das noch da stehende bauwürdige Bäckereygebäude, das dadurch völlig zertrümmert und verschüttet wurde. Eben derselbe Knall zog noch mehrere Ruinen dieser alten Ueberreste nach sich, besonders aber den Herabsturz des Thurms und Daches von der großen neben dem Amtshause stehenden Verkappelle, wodurch die Rudera von beyden ebenfalls fast ganz zerstört und vernichtet wurden.

Von dieser Schlucht steigt man sogleich daneben eine erneuerte oder ausgebeßerte Treppe heraus in die alte gewiß sehr merkwürdige Klosterkirche. Von dieser ist unter allen Gebäuden am meisten zu sehen, welches wir ihrer außerordentlichen Festigkeit zu verdanken haben. Alle ihre Wände, die aus hier gebrochenen Steinen verfertigt, und für die Ewigkeit zusammengeketzt zu seyn scheinen, und deren gegen Mittag stehende fast bis an das Dach rein aus dem Felsen gehauen ist, sind noch unversehrt, sogar bis auf die

zier.

zierlichen Fensterstöcke. Aber das Dach ist eingestürzt, und man steht zwischen diesen Ecken, an 70 bis 80 Fuß hohen Mauern unterm freyen Himmel. Ein schauer- voller heiliger Anblick, erhöhet durch das wiederhallen- de dumpfe Getöse jedes laut ausgesprochenen Wortes! Gleich beim Eingange ist rechter Hand die Thüre zum Thurm, der noch bis an die Kuppel dassteht, obschon Großer in den lausizischen Merkwürdigkeiten er- zählt, daß dieser Thurm fast ganz eingestürzt sey. Da die Kirche an sich eine ungewöhnliche Höhe hat, so ragt er freylich nicht sehr weit über dieselbe heraus. Wichtig aber ist's, daß seine Treppe nicht mehr gang- bar, sondern größtentheils eingestürzt ist. Die mei- sten Stufen sind nur noch an einem Ende fest, und hän- gen am andern Ende frey, welches im Hineingucken einen furchtbaren, bey Nervenschwachen Personen Schwindel erregenden Anblick giebt. An den innern Wänden dieses Tempels sieht man noch einzelne Theile von Gemälden, Kreuzen, Rosen und dergleichen; ferner unleserliche Mönchsschrift, Löcher zu den Em- porkirchen, und zwen Seitenpfeiler, an deren linkem die Kanzel angebracht war, wie man noch deutlich sehen kann. Man sagt, daß diese Kirche fünf Altäre ge- habe habe; die Schriftsteller geben deren nur drey an. Noch sehr lange hatte sich ein an der Wand hängendes eichenes Kreuz, das bey'm großen, im geschichtlichen Theile zu erwähnenden Brande auf'm Dybin übrig ge- blieben war, erhalten, und ward nur nach und nach zerstört, bis es endlich 1741 vollends ganz herabge- fallen ist, nachdem es an 164 Jahre der Witterung ausgesetzt gewesen war. Oberwärts sieht man überall Ausgänge, die zum großen Kreuzgange geführt haben, der hart neben der Kirche, mit ihr durch die Grund- mauer gegen Mitternacht verbunden, fortläuft. Die Fenster, die man auf dem Prospekt sowohl als auf der

Bignette von der Klosterkirche siehet, kommen aus diesem Kreuzgange. In einigen der höchsten Fenster dieser Kirche sieht man nicht schwache Bäume, die die ganze Höhe derselben ausfüllen. Eben dies ist der Fall oben auf den Rändern dieser wüsten Mauern, und die Wurzeln haben an einigen Orten tief hinein die Mauern gespalten. Die Länge dieser Kirche ist 108 Fuß, und die vordere Breite 38, die hintere 26 Fuß Leipziger Maas. Sie wird also hinterwärts, von den beyden Seitenpfeilern an, etwas enger, ist aber sehr regelmäßig angelegt. Im hintern Grunde ist linker Hand eine Thüre, durch die man sich stark bücken muß, weil sie durch den vielen Schutt, der die ganze Kirche um etliche Fuß anfüllt, und schön berafet ist, niedrig geworden ist. Man kommt durch dieselbe in die Sakristey, die eine lange, schmale und etwas unregelmäßige Gestalt hat. Hier findet man ein großes Loch, wo der Anfang einer Treppe ist, die zur Todtengruß führte, welche für die Aebte und andre angesehene Geistliche im Stifte bestimmt war, und sich unter dem Hintertheil der Kirche fortzog. Sie ist aber, so weit man in die Oeffnung hinein sehen kann, mit großen Steinen verschüttet, auch hat sie unten nicht, wie die unterm Vordertheile der Kirche befindlichen Keller oder Gewölber, kleine Fenster, um hinein sehn zu können. Noch erblickt man in dieser Sakristey, weit über sich hinterwärts, einen uralten Thurm. Dies ist der noch übrig gebliebne Rest von einem alten Raubschlosse, das lange vor dem Aufbau des Klosters schon zerstört wurde. Diesen Thurm sieht man auf dem ganzen Felsen nirgends weiter als hier, und hinter der Kirche, man grade darunter steht.

Bücken Sie Sich noch einmal, liebe Herren und Damen, wenn ich bitten darf, etwas tief, um den

die niedrige Sakristeythüre wieder zurück in die Kirche, und auf deren Treppe herab in den Bezirk des Amtshofes zu kommen. Die bisher beschriebenen Rudera sind nun die, welche man größtentheils unten im Thal und auf dem Herauswege vorragen siehet. Auch muß ich noch anmerken, daß alle diese Gebäude mit Schiefer bedeckt gewesen seyn müssen, indem man überall Schieferstücken, auch vormals große Tafeln davon zwischen den Felsklüften gefunden hat. Hiernächst ist es auch bemerkenswerth, daß man an jedem der Quatersteine oder Buzeln, woraus die Pfeiler und Mauern bestehen, auf zwey Seiten ein tiefes Loch siehet, welches daher rühret, weil alle diese Steine durch Maschinenwerk, vermittelst eiserner Riegel, aus der Tiefe sind heraus gewunden worden. Die Ziegeln, die hier und da, wiewohl selten, zum Ausmauern gebraucht waren, sind eisenfest, dem Ansehen nach aus klein gestoßnen Quarz oder Kies und einer Art Mergel bereitet, und, entweder ursprünglich, oder durch den großen Brand, äußerlich schwarzglänzend.

Weiter vorwärts, bey der Kirchentreppe gegen Norden vorbehey, finden wir hart neben dieser Treppe einen Eingang, der unter die Kirche führet. Hier haben die Bewohner Dybins ihre Todtenbahnen stehen. Durch eine folgende Thüre kommt man in ein zweytes Gewölbe, das größer als dies erste ist, und so auch endlich ganz hinten in ein drittes. Die Luft ist in diesen Gewölbern dumpfig und feucht, und es tropft beständig eine scharfe gelbe Feuchtigkeit von der Decke herab. Alle diese Gewölber, wozu ich auch die unterm Amtshause, und die Keller unterm Klosterhofe rechne, sind größtentheils aus Felsen gehauen. Die unter der Kirche sollen den geistlichen Vätern zur Weinkellerey gedient haben.

22 Topische Beschreibung des Dybins.

linker Hand, oder gegen Mitternacht, schließt sich nun die oft erwähnte große Betkapelle zwischen dem Amthause und dem Kreuzgange an die Kirche an. Ihre Kudara bestehen größtentheils nur noch aus der einzigen Hauptmauer gegen Mitternacht, die sich von der Höhe eines Stockwerks darstellt; man sieht aber an den Balkenlöchern der äußern Kirche, wo sie angebauet war, daß sie noch höher gewesen seyn muß. Da aber ihre Vordermauer völlig weg ist, so findet man an dem Inwendigen weiter keine Merkwürdigkeiten mehr, außer etwa drey Nischen, in denen vermuthlich Altäre angebracht waren. Aus dieser Kapelle tritt man nun in einen, unterm Kreuzgange neben der Kirche sich hinziehenden langen dunkeln Gang. Die hier gegen Mitternacht befindlichen Grundseiler des Kreuzganges haben eine ungeheure Dicke. Ihr Durchmesser von innen nach außen ist, nach einer ungefähren Schätzung, 12, und noch der Breite, 6 Fuß. Einer davon ist schwächer. Zwischen diesen Pfeilern sind hohe Fenster oder vielmehr Schwibbögen, aus denen man theils auf den bald zu beschreibenden Kirchhof, theils in eine jähe Tiefe hinab schauet. In der Mauer rechter Hand befinden sich einige viereckige Löcher, die zu den Gewölbern unter der Kirche führen. Oberwärts, wo der Boden des Kreuzganges weg ist, sieht man Schwibbögen, Thürgerüste, Fensterstöcke, auch eingehauene kleine Nischen, in denen ohnstreitig Weiskessel und Opfersammlungskasten gestanden haben. Dieser Gang ist der ordentliche und einzige Weg, den man gehn muß, um auf den Kirchhof und die übrigen Plätze des Dybins zu kommen. Man kann aber nicht von demselben gleich rechter Hand um die ganze Kirche herum gehen, ob sie schon völlig abgesondert steht, und es ist unbekannt, wie man ehemals auf die hintere und Gegenseite gekommen, indem der jetzt

vom Gottesacker aus dazu führende Weg erst nach dem Ruin des Klosters im 16ten Jahrhundert gemacht worden ist. Zwei flache Stufen, die man hinterwärts neben der Kirche sieht, scheinen indeß die Ueberreste einer Treppe zu seyn, die ohnstreitig aus diesem Gange hier herauf hinter die Kirche gekommen ist. — Wir treten nun etwas linker Hand aus diesem düstern langen Gange heraus, und übersehn auf einmal den ganzen Dybner Kirchhof.

Bevor ich aber diesen beschreibe, muß ich noch einer Treppe erwähnen, um vollends um die Kirche herum zu kommen. Diese nicht hohe Treppe ist gleich rechter Hand beym Eintritt auf den Gottesacker befindlich, und besteht bloß aus Rasen und drüber gelegtem Holze. Sie führt gegen eine große Felswand, durch die man in spätern Zeiten eine geraume Oeffnung in Gestalt eines Thores gehauen hat. Weit über diesem Thore, fast am Rande der Mauer, wo ehemals das Dach von dem bis hieher sich ziehenden alten Schlosse auflag, stehen einige römische Buchstaben oder Zahlen, die aber meistens verwittert und bemoost sind. Nirgends konnte ich eine bestimmte Idee von ihnen fassen, als bis ich auf die hart davorsiehende Buche:stiege, wo ich nicht undeutlich MDIL wahrnahm, bis auf die dritte Zahl oder I, welches auch ein V seyn kann. Sehr wahrscheinlich ist dies eine Jahrzahl, die sich auf den Hauptmann Siegmund von Döbschütz beziehet, der nach dem Untergange des Ordens aufm Dybin Burg- und Amtsverweser war, und ohngefähr um diese Zeit gestorben ist. Verschiedne schriftliche Nachrichten besagen, daß er unter der jetzt erwähnten Buche begraben liege. Gleichwohl meinen Großer und andre, er liege unter der großen Linde weiter herüber auf der westlichen Seite des Kirchhofs. Nicht weit von dieser

24 Topische Beschreibung des Döbins.

Linde befindet sich auch ein liegendes Monument, welches einen geharnischten Mann mit Aufschrift an den Seiten darstellt. Diese Aufschrift, die ganz eigentlich dem Siegmund von Döbschütz gewidmet ist, und die ein durchreisender, den Döbin besuchender Herr von Döbschütz im Jahr 1742 erneuern ließ, scheint die letzte Meinung zu bestätigen. Da indessen doch dort oben auch die Jahrzahl eingegraben ist, so war es ja wohl ein möglicher Fall, daß bey dem 1577 durch ein Ungewitter erfolgten Ruin der hiesigen Gebäude, dessen im geschichtlichen Theil mit mehrern erwähnt werden wird, das Monument vertrübt wurde, und in der Folge auf der Mitte des Kirchhofs einen freyern mehr in die Augen fallenden Platz bekam. Dem sey, wie ihm wolle. Es liegt daran nicht viel. Mir schien es jedoch nicht zu gebühren, diesen Umstand ganz mit Stillschweigen zu übergehen.

Und nun rathe ich Ihnen, meine Herren und Damen, daß sie sich im Durchgehen durch das felsige Thor abermals etwas stark bücken, weil Sie Sich sonst unfehlbar an den Kopf stoßen werden. Eng und düster ist nun unser Pfad, da wir hinter der Kirche herum gehen. Es scheint als beträte man den Anfang eines Tabularats in einem Gefängniß. Die Pfeiler der Kirche sind auch hier von ungeheurer Dicke, und die Mauern derselben sowohl als die des Raubschlosses, von beträchtlicher Höhe. Stilles Staunen erfüllet jeden, muß jeden erfüllen, der zum erstenmal hieher kommt. Der Anblick ist einzig in seiner Art. Man glaubt im engen dumpfen Gange eines Thurmgrundes zu wandeln, und doch blinkt der blaue Himmel freundlich von oben herab. Noch feyerlicher ist der Anblick im Mondschein, und beyim Blinkern der Sternensaat am bleichen Aether. Man wird mit Ehrfurcht gegen
den

den Schöpfer, und mit Verwundrung gegen das, was Menschenhände vermögen, erfüllt, wenn man weiter vorwärts geht, durch eine Wendung zur Rechten hinter die felsige Wand der Kirche gelanget, und nun so an diesen von der Natur und von Menschen wechselseitig gebildeten Wänden emporsieht. Denn dieser ganze, ebenfalls ohne, und der ganzen Länge der Kirche nach fortlaufende, also an 100 Fuß lange Gang, der verschiedene Breite hat, die jedoch da, wo er am engsten ist, 7 bis 8 Fuß beträgt, ist rein durch den ungeheuern, festen, und mit den größten Quarzkörnern und Geschieben durchkneteten Sandfels gehauen. An der Seite, die die Kirchenwand ausmacht, sieht man da, wo der Gang am breitesten wird, und bald zu Ende läuft, hoch oben einen Todtenkopf und drey Kreuze in den Stein gehauen. Dieses Denkmal ward einigen Unglücklichen errichtet, die hier bey Aufsehung eines zur Kirche gehörigen Dachpfeilers mit dem Gerüste einbrachen, herabstürzten und insgesammt todt blieben.

Freyer und leichter athmet die Brust, wenn man durch diesen Gang nun bald hindurch ist, und wieder den Prospekt von lachenden Fluren und bewachsenen Bergen ins Auge faßt, der hier überraschend ist und nicht vermuthet wird. Aber ein neuer Gegenstand der Verwundrung! Der samöse Jungfarnsprung ist es, der hier vom Schulmeister mit bedeutender Miene gezeigt wird. Große Gefahr scheint mir aber bey dieser beruhten Stelle nicht obzuwalten, wenigstens nicht größere, als an mehreren Stellen auf dem Oybin ist. Man kann freylich hier leicht hinunter fallen, daher es denn auch gut ist, daß man den Ort mit Stangen verwahrt hat. Wer aber nur nicht zum Schwindel geneigt ist, der kann mit einem unbedeutenden Sprunge über diese gefährliche, höchstens drey Fuß breite Spalte

B 5

hin.

hinweg setzen. Man erzählt drei verschiedene Geschichten, die ihr den seltsamen Namen gegeben haben sollen. Im Jahr 1601, am Tage Johannis des Täufers, als eine große Menge Menschen aus Sitau und den benachbarten Dörfern, der Gewohnheit nach *), den Dybin besuchte, befand sich unter ihnen ein rasches Mädchen, die mit ihren Gespielinnen auch an diesem Orte sich umfah. Man scherzte, und jenes Mädchen wogt es auf eine Wette, über diese Klust wegzusetzen. Damals trugen noch die meisten Frauenzimmer, auch die vom Stande, Pantoffeln. Im Springen nun klitschte ihr der Fuß aus dem glatten Pantoffel, und sie fiel herunter. Da sie aber, nach damaliger Sitte, einen tüchtigen Steifrock oder Keifrock anhatte, der sie vor dem schnellen Falle schützte, so ward sie durch Hülfe desselben in der Klust gleichsam hernieder geschoben, und vollendete diese ansehnliche Tour von ohngefähr 40 Fuß Tiefe ganz ohne Nachtheil. Welch eine reelle Apologie für die Keifröcke! Doch sollen sie, wie man mir sagt, jetzt ganz anders beschaffen, und nicht mehr im Stande seyn, die Jungfern vor dem Falle zu schützen; daher sie denn auch, zur Ehre der Vernunft, nachgerade wieder aus der Mode kommen.

Die zweite Geschichte erwähnt eines Jägers, der ein züchtiges Mädchen brünstig verfolgte. Sie flüchtete sich hinter die Kirche, der Jäger ihr nach. Sie lief athemlos immer weiter, gelangte an die Schlucht, sprang muthig hinab, ihre Jugend zu retten, und kam auch glücklich von daan. — Die dritte Sage schreibt eben diese heroische That einer Nonne zu, die von einem Mönche

*) Diese Gewohnheit, am Johannistage auf den Dybin in Menge zu wallfahrten, ist auch noch jetzt im Gange.

Mönche verfolgt wurde, und ihre Ehre zu retten, die gefährliche Lustreise machte. — Vielleicht wird es auch noch auf andre Art erzählt. Mir ist die erste dieser Traditionen die wahrscheinlichste und natürlichste. Denn ist es wohl glaublich, daß ein Mädchen, die vor einem sie verfolgenden Manne läuft, ihre Zuflucht in einem engen Winkel suchen wird? Oder, wenn sie gleich anfänglich zur Absicht hatte, in die Schlucht hinabzuspringen, sollte wohl ein rüder und brünstiger Jäger nicht den Muth gehabt haben, ihr auch hier zu folgen? — Daß eine Nonne hier von einem Mönch sollte seyn verfolgt worden, ist noch weit unwahrscheinlicher. Ueberhaupt würde ich auch geneigt seyn, einen solchen Heroismus an einem Mädchen zu bezweifeln, wenn wir nicht ähnliche Beispiele aus der alten Geschichte hätten. — Gleichwohl habe ich in der dichterischen Schilderung des Dybins die zweite Sage gewählt, weil sie mir dem erhabnen Gange dieses Gesanges angemessener schien, als die Reifrock- und Pantoffelgeschichte.

Wollen wir uns auf dem Platze umsehen, wo das Raubschloß gestanden hat, so müssen wir unumgänglich über den Jungfernsprung hüpfen oder klettern, und es ist auch mit der gehörigen Behutsamkeit dabei wenig zu wagen. Der Platz, auf den man nach dem Hinübersteigen gleich zu stehen kommt, ist ziemlich breit, und die Felswand breitet über demselben eine Wölbung aus, so daß dieser Platz, von dem man die untern Zugänge auf den Dybin übersehen kann, recht von der Natur zum Wachplatze für diese Feste bestimmt zu seyn scheint. Man sagt auch, es habe vormals hier ein Wachhäuschen gestanden. Geht man nun von hier weiter vorwärts, so gelangt man auf einen mühsamen, immer schmälern werdenden, bloß auf den unterhalb
hervor.

hervorspringenden Sandsteinbänken fortlaufenden, mit schwarzem Holze seitwärts besetzten und langsam linker Hand sich windenden, etwas gefährlichem Fußsteige, durch Höhen und Tiefen, wo man auch einmal, aus Ursache eines ganz über eine enge Kluft, quer herüber liegenden großen runden Sandsteins, fast mit dem Bauche durch, und noch dazu heraufwärts, wie in einen Schornstein, kriechen muß, auf die ziemlich breite Höhe dieser etwas abgesonderten Felskuppe. Dies ist nun der Platz, wo vormals das Raubschloß, und wahrscheinlich auch das Jagdhaus gestanden hat, deren genauere Erwähnung für den geschichtlichen Theil gehört. Es zieht sich gegen Abend lehnigt nach der Klosterkirche herunter. Man sieht aber hier oben davon wenig mehr als einen Theil des runden Thurmes. Auch ist noch zu erkennen, wo die Mauern gestanden haben. Uebrigens ist der Platz ganz wüste, hier und da mit Nadelholze bewachsen, und jetzt von keiner andern Seite, als über jenen südlichen Abhang zugänglich. Als das Kloster noch stand, unterhielt man hier oben eine Windmühle.

Wir können nun nicht anders auf den Kirchhof kommen, als indem wir den ganzen eben beschriebenen Weg wieder zurückwandern. Ich erwähnte bereits, daß man diesen Gottesacker ganz übersieht, sobald man aus dem Kreuzgange unter der alten Klosterkirche austritt. Er hat wegen der Klüfte und Hölen, die ihn zur Hälfte umgeben, gegen Südwest eine niedrige Mauer, die aber nicht weit fortgeführt ist, sondern von Stangenwerk ersetzt wird. Er ist mit einigen Bäumen geziert, darunter sich eine vortreffliche hochstämmige Linde auszeichnet. Grabhügel sind in Menge hier, aber wenig Monumente. Das Merkwürdigste unter den letztern ist das schon erwähnte für den Hauptmann von

von Döbschütz. Noch befindet sich auch hier ein mit einem Geländer eingezäunter Begräbnißplatz, bald am Ende des Gottesackers, hart an einer großen Felswand, deren weit herüber gehender breiter Giebel die ganze Umzäunung überschattet. Diese Ruhestätte gehört einer Ophiner Familie. Es gewährt in der That eine anziehende Empfindung, sich auf einmal zwischen friedlichen Gräbern zu sehen, deren Revier im Grunde von ungeheuren Steinmassen und von einem der Freude geweihten ländlichen Hause geschlossen wird. Und noch rührender ist's dem, der ein zartes Gefühl hat, ein hiesiges Begräbniß mit anzusehen, davon meine Leser ein kleines Gemälde im dritten Abschnitte dieses Buchs finden werden.

Nah an den Kirchhof grenzet rechter Hand, da, wo neben dem eine Art von steinerner Grotte bildenden ländlichen Begräbniß der freye Platz sich in einen engeren Pfad verläuft, ein geräumiges hölzernes Gebäude. Dies ist die Küche. Man ist verwundert und erfreut, einen großen Heerd nebst Schornstein und allen Anlagen zur Bereitung der Speisen für eine beträchtliche Gesellschaft in derselben zu finden. Der Zittauische Magistrat ließ sie im Jahr 1754 zur Bequemlichkeit der Fremden und andrer, die zwischen diesen zaubrischen Felsen zu speisen wünschen, erbauen. Weiter vorwärts trift man rechter Hand eine breite Pfütze oder Cisterne an, die ihre bestimmte Grenze hat. Das Wasser, das sich nach Regengüssen aus den Felsrissen hier sammelt, sieht schmutzig und fast ganz schwarz aus. Dies ist aber nur Wirkung von den auf dieser ganzen Seite schräge und weit herüber hängenden Felsen, und von den linker Hand stehenden hohen Bäumen, denn das Wasser ist hell und klar. Ihnen gegenüber läuft starkes Gefälle fort, hinter welchem man in eine be-
trächt.

erächtliche Tiefe hinab sieht, die indessen doch von oben her nicht schwer zu besteigen ist. Ich sage von oben her; denn hinter derselben ist gegen Westen noch eine weit größere Tiefe oder Schlucht, die sich bis ins Thal verläuft, und so jäh ist, daß sie schwerlich von einem Menschen bestiegen werden kann. In jener obern Vertiefung, an deren Seiten Buchen und Tannen majestätisch heraufsteigen, stand vormals zu den Zeiten des Klosters ein hölzernes Brunnenhäus über einem sehr tiefen Brunnen. Wenn man aus demselben Wasser herauf wand, so goß man es aus dem Eimer in einen großen Trog oder Waune, von wo es vermittelst einer Plümpe in die Höhe getrieben, in die erwähnte Cisterne gegossen, und von da durch Röhren unter dem Fußboden sowohl in den Amtshof, als auch an mehrere Orte dieser natürlichen Festung geleitet wurde. Auf diese Art konnte nie ein Feind dem Stifte das Wasser nehmen, indem dem Brunnen so wenig als einer andern Seite des Opbink von unten herauf beizukommen war. Diese Röhren sind freylich durch die Länge der Zeit theils verdorben, theils und besonders in Kriegzeiten entwendet worden. Doch hat man von Zeit zu Zeit, und erst neuerlich noch, Stücke davon ausgegraben. Vom Brunnen selbst ist keine rechte Spur mehr zu finden, und er ist durch die Länge der Zeit verschüttet worden.

Nach einer starken Wendung zur Linken, und dann wieder zur Rechten gegen Norden zu, gelangen wir endlich an den Ort der Ruhe und des schuldlosen Vergnügens, nämlich das Sommergebäude, das unter einem weit herüber hängenden Felsen hinläuft. Der hintere Theil desselben, zu einer Art Vorrathskammer eingerichtet, stößt uns zuerst auf. An diese schließt sich das Zimmer selbst, welches mit Tapeten, 6 großen vieredigen

gen Tischen, und 24 hölzernen Stühlen versehen ist. Man sieht hieraus, daß eine starke Gesellschaft Platz und Bequemlichkeit findet. Schon im 17ten Jahrhundert wurde dies Haus zuerst erbauet. Es hat aber seit dieser Zeit viele Veränderungen erlitten. Gegenwärtig ist das Zimmer in einer sehr angenehmen Verfassung, und wird durch sechs große Fenster erleuchtet, deren zwey gegen die Fels- und Gebirgsgruppen, gen Westen, zwey gegen Zittau und die ganze dort herum befindliche Landschaft, und zwey gegen den herüberhängenden Fels gerichtet sind. Das ganze Gebäude ist jedoch nur hölzern, 48 Fuß lang, und 20 Fuß breit. Dem ohngeachtet ist rings herum noch vieler Raum zum Gehen, besonders gegen die Stadt zu, wo bequem eine große Gesellschaft unter freiem Himmel speisen kann. Der Durchmesser des ganzen Platzes ist der Länge nach 72, und der Breite nach da, wo er am breitesten ist, 48 Fuß. Linker Hand ist er überall, wegen der grenzenden fast unabsehbaren Liefen mit starkem Stangenwerk umgeben, und verliert sich gegen Mitternacht auf einer vorspringenden Sandbank in einen ebenfalls mit Stangen verwahrten Winkel, woselbst man die herrlichste Aussicht nach Zittau und der Görlitzer Gegend hat, eine Aussicht, die man auch auf dem Sommerhause, wie wohl beschränkter, genießet. Ferner sieht man hier auch in das Dobiner Thal senkrecht am Felsen hinab, sieht die ländlichen Hütten am Ufer des Bächleins sich hinziehen, und ihre fleißigen Bewohner geschäftig umher wandeln. Auf diesem Winkel ist auch die Stelle des Mörsers, wenn geschossen wird, um ein Meistlerstück von Echo zu hören, das ich so eben beschreiben will, so weit es möglich ist, ein Echo zu beschreiben.

Der Mörser ist von einer mittlern Größe, und wird mit einem hölzernen Pstropfe geladen. Ein Pfund
Pulver

Pulver giebt fünf Schüsse. Man richtet die Mündung gemeiniglich gegen Nordwest, auf den südöstlichen Abhang des Ameisenbergs zu. Von hier aus also hebt das Echo gleich nach erfolgtem Schuß an, rollt Anfangs tief, noch tiefer, dann höher, nicht allzusehnell an dem halben Zirkel von Felsen und bewachsenen Bergen herum, und verliert sich endlich gegen Süden in den Vertiefungen des Hochwalds in entferntes Geplirre. Diese Biegung am Halbzirkel des felsigen Gebirges giebt dem Echo jene einnehmende Variation, und die Majestät des Schalles wird durch das darunter hinlaufende Thal erhöht. Die Dauer der ganzen Widertönung ist ungefähr 15 bis 20 Sekunden. Man thut wohl, wenn man nicht ganz nahe beim Schuß steht. Ich halte, nach meinem Gefühl, den Winkel, den die zusammentreffenden Stangen hinterm Sommerhause gegen Westsüdwest machen, für den angenehmißten Platz dazu. Wirklich ist dies Echo von solcher Schönheit und Majestät, daß dies allein einer nicht allzuweiten Reise auf den Dybin wohl werth ist.

Die andre Hälfte dieses Platzes bedarf keiner Stangen. Sie ist von den größten Sandbänken umzingelt, die wie Mauern dastehn, deren einige aber auch so sürchterlich in schiefer Richtung herüberhängen, daß man sich vor ihrem Einsturz fürchten würde, wenn man ihnen nicht eiserne Festigkeit gleich vom weiten ansähe. Gegen Norden zu werden diese vertikalen Richtungen ebner, und es trägt hier eine dieser steinernen Wände in einer beträchtlichen Höhe folgende gegen Nordwest gerichtete Inschrift, deren vergoldete Buchstaben die Witterung sehr unscheinbar gemacht hat:

Als die Durchlauchtigsten Fürsten und Herren,

Herr Johann Georg der Andere, des heiligen Römischen Reichs Erz-Marschall und Churfürst, auch Burgraf zu Magdeburg, und Herr Johann Georg der Dritte, Herzoge zu Sachsen, Jülich, Cleve und Berg, Landgrafen in Thüringen, Marggrafen zu Weissen auch Ober- und Niederlausiz, Grafen zu der Mark und Ravensberg, Herrn zu Ravensstein, sich zum erstenmal in Dero getreuen Stadt Zittau eyliche Tage über persönlich enthielten, haben sie auch diesen Ort mit Dero Churfürstlichen gnädigen Gegenwart

besucht, am 18. Maji, des 1665.

Jahrs.

Tobias Vopelius me fecit.

Da die Inschrift ausführlich ist, so bedarf es keiner weitem Erwähnung dieses angenehmen Besuchs. Doch kann folgende Anekdote davon, die sich indeß bloß auf mündliche Tradition gründet, vielleicht einen Augenblick unterhalten: Der Churfürst sowohl als der Prinz waren von dem Orte sehr eingenommen, und die hier getroffenen Anstalten des Raths zu Zittau erhielten ihren gnädigen Beyfall. Aber, sagte der Churfürst, eins fehlt doch noch, ihr Herrn, so nothwendig als alles andre, wenn man hier verweilen will. „Und dies, Erw. Durchlaucht?“ Ein Apartement, erwiderte der Herr lächelnd. Man fand diese Erinnerung so wahr als launig, und machte bald darauf Anstalt zum Apartement, wozu sich auch in der Nähe des Sommerhauses, gegen Norden, zwischen zwey sehr großen Sandbänken, wo sogar die Natur schon selbst eine Ableitung zwischen Felsklüften gemacht hatte, ein schicklicher Platz fand.

E

Weyneste

Wenest Du nun, Fremdling, am Ziele Deiner Wallfahrt zu seyn? Oder erwecken nicht die hohen, von der Natur aufgeführten Mauern, die Du hier gen Aufgang siehest, in Dir den Wunsch, auf ihnen zu wandeln? Siehe, dies kannst Du; mehr noch, Du kannst weit über sie hinaus klimmen, und ein Ziel finden, wo Dem Blick an einem Dich rings umgebenden Zirkel von Gebirgen sich weiden wird. Aber zurück müssen wir noch einmal, bey der Cisterne und der Kirche vorben, über den stillen Kirchhof hinweg, wo wir neben der Buche, welche die Asche des längstverwesten Befehlshabers decken soll, wieder bergan steigen. Uns dies zu erleichtern, finden wir hier bald eine hölzerne, bald steinerne Treppe, die uns nach verschiednen Biegungen oben gegen Norden herausführt. Sie enthält 80 Stufen nebst verschiednen Absätzen. Ihr zur Rechten erblicken wir eine ganze Seite des alten Raubschlosses. Diese Wand ist über die Hälfte Fels, dann aber von Menschenhänden fest gemauert. Weiter hinauf, wenn wir uns da, wo die Treppe aufhört, ein wenig gegen Osten herüber wenden, schauen wir in einige angenehme wüste Schluchten, die zwischen entsezlichen Felsmassen sich steil ins Oyhiner Thal hinab ziehn. Uebrigens macht hier von beiden Seiten junges Gehölz, vermischt mit ältern Bäumen, nebst unzähligen Heidelbeer- Preiselbeer- und Erdbeersträuchern und Heide den Pfad anmuthig und abwechselnd. Von der Treppe aus leitet ein sanft bergangehender ebner breiter Pfad uns auf einen lichten Platz, in dessen Mitte eine isolirte graue Felskuppe, ehrwürdig und neugierterweckend, dasiehet. Wir wollen diese Krone des Oyhins jetzt noch nicht besteigen, obschon die grade vor uns liegende darauf führende Treppe uns dazu einladet. Wir lassen sie noch einen Augenblick zu unsrer Rechten, und verfolgen den immer gegen Norden fort uns leitenden Pfad

Pfad zu einem Heiligthume aus der grauen Vorzeit, dem Bette des Kaisers. Einige herabgehende Stufen bringen uns auf dies hervorragende Felsstück, das ringsum mit Stangen verwahrt ist, und eben die Aussicht, wie unten auf dem Schießplatze, welches überhaupt die einzige weite Aussicht auf dem Dobin ist, jedoch hier etwas breiter gegen Norden, gewährt. Kaiser Karl IV. legte sich einst hier der Länge nach hin, um von der Ermüdung auszuruhen. Zum Andenken dieser Ruhe arbeitete man eine viereckige Vertiefung in den Fels hinein, die neun Fuß Länge, vier Fuß Breite, und ungleiche Höhe hat, auch mit einem steinernen Hauptkissen geziert ist. Hier nimmt sich das Echo, wenn auf der gewöhnlichen Stelle des Mörsers geschossen wird, auch sehr trefflich, zwar nicht so stark wie unten, aber länger dauernd aus, und man hört das Ende des Wiederhalls gegen Morgen herumkommen.

Der Weg führt uns die Stufen zurück, und weiter hinter dem isolirten Felsbühl sehr anmuthig und schattig fort, wo wir auch einige zwischen Buchen- und Fichtenhecken stehende Ruhebänke finden. Aber wir sind jetzt nicht müde, und eilen weiter, um auch das andre Heiligthum, des Kaisers Stuhl, zu finden; ebenfalls ein vorspringendes Felsstück, das auch nach Nordnordost hingerrichtet, übrigens aber ganz wieder dieselbe Aussicht, nur noch reicher gegen Norden, zeigt, und mit Stangen versehen ist. Eben dieser Kaiser setzte sich hier und sahe sich lange um. Aus Respekt gegen seinen Platz hat man hier einen kleinen Lehnstuhl in den Felsen gehauen, auf dem es sich leidlich sitzt. Auch hier müssen wir wieder rückwärts, wenden uns um die isolirte Felskuppe herum, und gelangen, nachdem wir noch den Platz, wo vormals die Mönche ihren Regelman hatten, und die dabei befindliche in Fels gehauene

36 Topische Beschreibung des Nybins.

lange Ruhebänk mit ihrem von der Natur gemachten, einen ungeheuern Löwentrachen vorstellenden Thronhimmel in Augenschein genommen, wieder an die Treppe, die uns auf die äußerste Höhe des Nybins, die oft erwähnte Felskuppe führt.

Diese Treppe ist ziemlich steil, und hat 37 Stufen. Wir haben sie vollendet, und befinden uns auf einem schönen freien Plage, der fast ganz rund ist, bis auf eine einzige Stelle gegen Südost, wo der Fels eine Ausbiegung macht, ohnweit welcher zu den Zeiten des Klosters eine Treppe heraufgekommen, die aber eingegangen ist. Der Durchmesser dieser Fläche ist ohngefähr 60 Fuß. Von hier erblickt und überschaut man nun in einer einzigen ringsum gemachten Wendung eine ganze Kette von mehr oder minder hohen Bergen, die den Nybin umzingeln, und seine Lage vortrefflich, einzig machen. Die meisten von ihnen sind höher als der Nybin, oder es schließen sich hinter den niedrigeren wieder höhere an. Eben dies ist, was der Aussicht vom Nybin etwas schauerlich schönes mittheilt. Seine eigenthümliche geometrische Höhe ist ganz unbeträchtlich für ein Land voll hoher Berge. Seine Gestalt ist zwar sonderbar und ungewöhnlich, aber diese erblickt man doch auf der Anhöhe nicht weiter. Die Ueberreste aus der grauen Vorzeit, die man von hieraus zum Theil gewahrt, sind rührend, doch nicht einzig. Aber einzig ist, wenn wir uns auf einer großen Anhöhe befinden, und doch ringsum von noch weit höhern Bergen eingeschlossen sind, die gleichwohl nirgends mit unserm Standpunkte zusammenhängen, so daß wir die mit dichtem Gehölz bekleideten Lehnen der meisten dieser Berge, und vor ihnen steile Tiefen und Thäler, die theils einsam und wüd, theils bebaut, lebendig und bewohnt sind, überschauen. Noch einziger ist es, daß wir

wie nicht ganz eingeschlossen sind, sondern daß die Einöde, die uns nach und nach lästig oder doch wenigstens ermüdend werden würde, gegen Norden und Nordost von der reizendsten Aussicht in lachende nahe und ferne Thäler unterbrochen wird, wo das lange Olbersdorf, die rothen Ziegeldächer der Stadt Zittau, viele weite und nahe Dörfer, und nordwärts im fernen Grunde die majestätische Landeskrone, nebst noch fernern mit ihrem schönen Blau in die Farbe des reinen Aethers sich verlierenden Gebirgen unser Herz wieder mit Allkraft an die von Menschen bewohnte Erde fesselt, das bisher so fest an der bezaubernden Einöde hing. Diese Aussicht wird durch die eine Art von Estrade bildenden Berge, den Töpfer und den Ameisenberg, wahrhaft perspektivisch, und leitet unsern Blick aus dem Zirkel von Gebirgen, die ihn jetzt fesseln, in endlose Freiheit; indesß jenseits dieses Prospekts, ihm grade über gegen Süden, der Rieser Hochwald sich majestätisch zwischen seinen weit niedrigeren Nachbarn emporlehnt, und über den Dybin hinweg nach jener fernen lachenden Landschaft hinschaut. Staunen und Ehrfurcht gegen dich, heilige Natur, durchglüht mich an dieser reizenden Stätte, und ich bete vor dir im Staube an! Noch andachtsvoller wird mein Gefühl, wenn zahllose Sterne ruhvoll verkündend auf uns herabschauen, und der Vollmond die majestätischen uns umgebenden Berge, die Thäler und die Thürme von Zittau erleuchtet. — Sicher ist hier einer der schönsten Plätze auf dem Dybin; ich will nicht sagen der schönste, weil so manches Plätzchen hier seine eigenthümlichen Reize besitzt, die bald für dieses, bald für jenes Herz, bald für diese bald für jene Einbildungskraft die meiste Anzüglichkeit haben. Darin aber sind sie einander alle gleich, daß sie schwerlich beschrieben werden können, wenigstens insgesammt durch die Beschreibung verlieren. Vergebe mir darum,

C 3

Freunde

38 Topische Beschreibung des Orybins.

Freunde der Natur, wenn meine Gemälde Eure Gefühle nicht erreichten. Und Ihr, die Ihr dies Meistersstück der Natur, den Orybin, noch nicht saht, kommt, und überzeuget Euch, doch, wenn ichs werth bin, verzeihend und freundlich, daß mein Pinsel zu stark, mein Kolorit zu schwach war.

Jetzt will ich noch einen Versuch machen, die Namen der uns umgebenden Berge nebst ihren Plätzen anzugeben, wobey ich aber bemerken muß, daß einige von ihnen verschiedene Namen haben, die mir nicht alle bekannt sind. Doch sind die, die ich nennen werde, die eigentlichsten und gemeinsten. Da man von hier auf die Straße, und bis zum Eintritt in das Orybner Thal sieht, so muß ich von dort anfangen, und zuerst den Berg nennen, der sich, dem Thale gegen Nordwest, in beträchtlicher Länge fortzieht, und bis an den Orybin selbst reicht. Er heißt der Ameisenberg. Wir kennen diesen bereits. An ihn schließen sich, ohne eine merkliche Abtheilung, die Hausgrundberge in langer Reihe. Hier ohngefähr, auf den Ameisenberg, oder die ersten Erhöhungen der Hausgrundberge, fallen die Pfropfe aus den abgeschossnen Mörsern nieder. An diesen langen Bergrücken schließt sich die Haberlehne, und an diese die Dreyberge, über welche der Johansberg in ansehnlicher Höhe herausragt. Dann kommt der Pferdeberg, die Hölle, der Hahn, der Hochwald, der große und der kleine Kamm, der Ziegelberg, die hochliegenden orybischen Wiesen, die Brandsteine, der Scharfstein, eine sehr spitzige Felskuppe auf einem kahlen Berge, und endlich der Töpfer, ein sehr langer Berg, der sich bis an Oibersdorf und Eichgraben herumzieht, und auf dem der große, bereits erwähnte Sandsteinbruch ist. Hier ist nun, zwischen dem Töpfer und Ameisenberge, der Eingang
ins

ins Dybner Thal, und wir sind wieder auf dem Punkte, von dem wir ausgingen.

Nun noch zwei Worte von der Aussicht in die Landschaft gegen Norden und Nordost, die hier auf der äußersten Anhöhe des Dybins in stärkerm Grade annehmlich ist, als unten. Unter den Bergen gebührt die erste Aufmerksamkeit der Landeskronen, die hier sehr schön erscheint; ferner sieht man den Zauerniker Berg, Königshavn bey Görlitz, nebst noch einigen andern dort herum liegenden Dörfern; weit über sie hinaus ein fernees Blau, also Gebirge hinter Görlitz, die ich nicht genau bestimmen kann; näher Zittau, Herrnhut, Wittgendorf, Hirschfelde; hiernächst einzelne Häuser, Wälder und kleinere Berge in Menge. Mehr gegen Morgen über den etwas abfallenden Rücken des Löpfers hinaus, sieht man auch spitzige ferne Gebirge, die ohnstreitig zum Riesengebirge gehören. Auch sieht man hier das mit Dybin oder vielmehr mit Schurf grenzende Olbersdorf, und in demselben vorzüglich ein hochstehendes Gebäude mit rothen Fensterstöcken, welches das ehemalige Burchardische jezt Englerische Gut ist. Dies war vormals ein zum Kloster gehöriger Mayerhof, der ihm einen großen Theil seiner Küchenbedürfnisse lieferte.

Endlich befindet sich auch noch auf dieser höchsten Kuppe des Dybins, gegen Morgen, auf dem runden Platze, ein Stück edigtes Gemäuer, ohngefähr einer Viertelelle hoch, zwischen welchem jezt Bäume wachsen. Hier soll ehemals eine Betkapelle gestanden haben, welches auch höchst wahrscheinlich ist. O wie heiß, wie ungestört, wie innig mußte sichs hier beten, und wie sehr mußte dieser heilige Platz die Andacht erheben! — Es ist bereits von Zittaus Vätern, die den

40 Topische Beschreibung des Dobins.

Dobin von jeher ihrer besondern Aufmerksamkeit würdigten, was ihnen auch gewiß jeder Freund der erhabenen Natur innigen Dank wissen wird, beschlossen, hier ein kleines Lusthaus aufzurichten zu lassen. Dies kann eben sowohl die alte Bestimmung eines Verhauses wieder vertreten, als es reinen, schuldlosen Freuden, und sanftem Entzücken über die Pracht der Natur geweiht seyn soll. Denn nach meinen Gefühlen ist überall da, wo reine Freude empfunden wird, ein Tempel der Gottheit, wo man diese ewige Freudegeberin anbeten kann.

Die Entstehungsart des Dobins ist sowohl als seine sonderbare Gestalt, ein merkwürdiges Phänomen für die Naturforscher. Daß dieser pyramidalische Fels ein Produkt des Wassers sey, ist außer Zweifel. Aber wer mag es entscheiden, ob eine einzige große Ueberschwemmung auf einmal das Gebäude aufgeführt habe, oder ob mehrere auf einander folgende dies vollbracht? Ich bin sehr geneigt, das Erstere zu glauben. Dabei setze ich aber allerdings voraus, daß das herein-geströmte Wasser in diesem überall umzingelten Thale sich sehr lange verweilt habe. Uebrigens stelle ich mir die Sache so vor: Eine fürchterliche Ueberschwemmung brach von Süden und Südosten mit großer Gewalt herein. Sie strömte gegen das nordwestliche Gebirge, fand hier Widerstand, brach sich, und richtete ringsum Verwüstung an. In ihrem Laufe harrn sie bereits Trümmer von Hornstein oder hornartigem Porphyr, welches Gestein sie in Menge auf ihrem Wege fand, mit sich gebracht; denn man findet dasselbe hier und da in dieser Gegend, wiewohl nur in kleinen Stücken, theils einzeln, theils zwischen den Sandsteinbänken. Sie führte auch große Massen von Sand, und eine mergelartige Masse mit sich, aus welcher in der Folge

Folge die quarzreichen Sandbänke vollendet wurden, zu denen sie theils den Stoff selbst mitbrachte, theils Trümmer und Brocken von den umliegenden Bergen abriß. Am heftigsten Ungestüm thürmte sie große und kleine Brocken durch einander, ohne Unterschied und Ordnung, auf einem kahlen Granitfelsen auf, der in der Mitte dieses Thales stand. Späterhin, als das Wasser in einen ruhigern Zustand kam, setzte sie mehr regelmäßig geformte Schichten und Bänke ab, besonders gegen Süden, wo der noch lange fortdauernde aber langsamere Strom die Sandbänke ausspülte und abrundete. Nach und nach verlief sich das Wasser gen Norden, woselbst es sich gleich anfänglich den Weg erweitert hatte, und der neugeschaffne Kiese stand da in seiner sonderbaren, vermöge der in einer Rundung ihn umschließenden Berge, ionischen Gestalt, mit allen seinen zackigen und runden, freistehenden und zusammengedrängten, glatten, und von unzähligen nach allen Richtungen sich kreuzenden Klüften durchsetzten Sandbänken, die besonders gegen West und Nordwest, wo der Strom mit entsetzlicher Gewalt zurückprallte, eine sehr unregelmäßige zackige Gestalt angenommen hatten. So stelle ich mir ohngefähr die Entstehung vor, ohne jedoch diese Meinung für entscheidend zu erklären. Daß übrigens diese Ueberschwemmung vor verschiedenen Jahrtausenden erfolgte, ist höchst wahrscheinlich.

Außer dieser Entstehungsart, und außer der sonderbaren Gestalt, Lage, und eigenthümlichen Schönheit, die wir in diesem Buche darzustellen gesucht haben, hat der Dybin wenig natürliche Merkwürdigkeiten. Es befinden sich hier bloß ganz gewöhnliche Arten von Schmetterlingen und Insekten. Ottern, Schlangen, Blindschleichen, Eidechsen und dergleichen sollen sich, wie der gemeine Mann behauptet, hier

42 Topische Beschreibung des Dybind.

niemals aufhalten. Desto zahlreicher aber sind die Raubvögel hier zu Hause, die selten einen Sangvogel auskommen lassen, der doch mit seinen Gefährten den Naturreiz dieses Orts ungemein erhöhen würde. Pflanzen wachsen auf diesem Felsen nur wenige, außer an den Orten, wo sich viele Dammerde befindet, und auch da nur gemeine, wenigstens für unsre Gegenden gemeine Berg- und andere Pflanzen, darunter etwa *Convallaria majalis* und *bifolia*, *Aselepias vincetoxicum*, und einige nicht ganz gemeine *Gerania* und *Mosse* die vorzüglichsten sind, übrigen Jarrnkräuter, Gräser, Weidenkräutig, und besonders Heide. Die Bäume sind Tannen, Fichten, Kiefern, Eichen, Erlen, Birken, Buchen, Linden, Ahorn, Eibisch, Wacholder und Hagebutten. Die meisten Bäume bleiben klein und schwach, viele gar nur Sträucher. Doch sieht es ungewöhnlich und schön aus, wenn man sie, für ihren unfruchtbaren Platz immer noch groß genug, zwischen öden Steinklüften herausragen sieht. Da, wo die Wurzeln in Vertiefungen oder Schluchten mit vieler lockern Dammerde stehen, haben die Bäume majestätische Größe. — Der Sandstein, woraus der Berg besteht, ist mit gröbern und kleinern Quarzkörnern vermengt, hier und da mit ganzen Quarzgeschichten zusammengeklüftet; an verschiedenen Orten befindet sich braunrothlicher Eisenschuss darin; überhaupt ist er von grauweißer Farbe, größtentheils sehr hart, an manchen Orten auch weich und zerreiblich, und zum Gebrauch weit weniger tauglich, als der Sandstein des Lössers.

Die Grundlage des Berges ist Granit. Man findet dieses Gestein beim Aufgraben häufig in der Gegend, und es sieht auch hier und da in kleinen Brocken zu Tage aus. Ueberhaupt ruhen hier herum fast alle Felder und Wiesen auf felsigem Grunde, und es ist daher

her um so lächerlicher, daß man sich fast bis auf untre Tage mit der Sage trug, es sey einst ein unterirdischer Gang vom Orybin aus bis herein nach Jittau in der Bäter Hof vorhanden gewesen. So fabelhaft diese Sage schon an sich klingt, so ist auch schwer zu begreifen, woher sie entstanden seyn mag, da man in dieser Gegend nie eine Spur von irgend einem unterirdischen Gange entdeckt hat. — Das vortreffliche Echo, welches wir schon oben angezeigt haben, ist für unsre Gegenden weit und breit einzig, erfordert aber, um es vollkommen zu genießen, einen besondern Standpunkt, den sich jeder für sein Gehör am besten selbst aussuchen wird. Auf der höchsten Kuppe des Felsen hat das Echo nicht mehr die Vorzüge, wie unten, wiewohl es auch hier noch trefflich ist, und Bewunderung von denen erhalten würde, die das untere Echo noch nicht gehört hätten. — Die Barometerhöhe des Orybins ist, nach der gütigen Mittheilung des Herrn von Bersdorf auf Messersdorf, auf der höchsten Kuppe: 26 Zoll, 50 Ekr: und sie ist 1597 Pariser Fuß höher als die Meeresfläche. Unten im Wirthshause ist die Barometerhöhe 26 Zoll 96 Ekr., und die Erhöhung über der Meeresfläche 1234 Pariser Fuß. Die eigentümliche Höhe des Berges ist also ohngefähr 363 Pariser Fuß oder 209 Leipziger Ellen.

Aber es ist Zeit, daß wir unsern erhabnen Standpunkt nun verlassen, wo die mütterliche Sonne uns allzu freundlich wärmet, und das wohlthätige beschattete Zimmer aussuchen, um da beim wiederholenden Donner des friedlichen Geschosses unsre Schinken zu kauen, und die freundlich winkende Flasche zu leeren.

II.

Geschichte des Dybins.

Es war zu erwarten, daß ein solcher Ort, mit den höchsten Naturschönheiten ausgeschmückt, einst bemerkt, geschätzt, bewohnt werden würde. Jäger, die Waldgötter unsrer Zeit, wurden zuerst davon eingenommen; Ritter und Räuber folgten ihnen im Besig, und Mönche, größtentheils Bewohner schöner Gegenden, beschloßen den Zug. Merkwürdig waren demnach die Begebenheiten, die unsern Dybin betroffen haben, und die wir nun in diesem Abschnitte berühren wollen.

Hier wäre vielleicht der Ort, über die Seltenheit und den sonderbaren Klang des Namens einige Betrachtungen anzustellen, um so mehr, da' er in seine einzige Sprache recht zu passen scheint. Aber eben dies erschwert auch die Herleitung. Noch zu Anfange des jetztlaufenden Jahrhunderts war es bei jeder Topischen Beschreibung und Geschichte einer Gegend ein Hauptverwurf, den man bis ins Lächerliche trieb, die Etymologie des Namens zu zergliedern. In unsern Tagen würdigen wir diesen Gegenstand vielleicht zu wenig unsrer Aufmerksamkeit; denn es kann doch wohl schwerlich widersprochen werden, daß der Name nicht selten auf wichtige Spuren in der Geschichte führt, oder

Schwiec.

Schwierigkeiten erläutern hilft. Doch, dem sey, wie ihm wolle. Bey unserm Dybin sind die Herleitungen seines Namens, mit dem ältere Schriftsteller sich beschäftigt haben, größtentheils abgeschmackt. Noch am meisten Aufmerksamkeit verdient es vielleicht, daß bey der ersten Eroberung des Felsen die Parole oder das Feldgeschrey der Stürmenden „o Wien!“ gewesen sey. Die militärischen Parolen sind ja ohnehin nur willkürliche Worte; warum hätte sie nicht damals eben also sollen lauten können? Wir brauchen, dächte ich, deswegen nicht erst einen weit gesuchten Grund zu verlangen, oder anzugeben, daß es mit der Eroberung Wiens einen vergleichenden Zusammenhang gehabt haben müsse. Zu begünstigen scheint es auch diese Meinung, daß in verschiedenen Urkunden „Owien“ und „Owyn“ geschrieben, und sogar auf dem Pertschaft des dasigen Klosters der Ort „Owyn“ genannt wird. Es kommt indessen alles darauf an, ob der Berg schon vor dieser Eroberung den Namen geführt, in welchem Falle natürlich diese Herleitung nicht statt haben könnte. Dieses kann aber auf keine Art entschieden werden. — Noch eine andre nähert sich großer Wahrscheinlichkeit, ob man sie schon mehrentheils aus der Acht gelassen hat. Die ältesten Zittauischen Stadtannalen melden nämlich, daß der Jäger, der dem Herrn von Berka zuerst Nachricht von der Trefflichkeit dieses Berges gegeben, Owate geheißen habe. Dies ist ein böhmisch-slavischer Name, aus dem leicht Owın und in der Folge durch den schleppenden lausitzischen und Böhmisches Dialekt Owın werden konnte. Ich habe mich bloß deswegen einen Augenblick bey diesen Herleitungen aufgehalten, um dabey zu erwähnen, daß ich etwas unentschlossen war, wie ich den Namen schreiben, ob ich Owın, Dybin, Owın, Obın u. s. w. sagen sollte? Denn in Schriften sowohl, als auch selbst
in

in den Urkunden ist hierin nicht der mindeste Gleichlaut beobachtet. Jeder schreibt das Wort, wie es ihm eben mag in die Feder gekommen seyn, und man findet es wohl auf zehn verschiedne Arten geschrieben, sogar auch in einigen der ältesten Chroniken „Mowin“ und „Mowym.“ Nach dem böhmischen Dialekt heißt es auch hier und da „Dubin.“ Ich glaube bey dieser großen Verschiedenheit nicht besser wählen zu können, als wenn ich diesen Namen nach der gewöhnlichsten Mundart sowohl, als nach der Haupturkunde, die von Kaiser Karl IV. über die Stiftung des Klosters vorhanden ist, nämlich „Dybin“ schriebe; ohne jedoch zu behaupten, daß dies darum die ausschließend richtigste Benennung sey. Aber nun zur Geschichte selbst!

Im dreizehnten Jahrhundert der Christen, als das Sechsland, die heutige Oberlausiz, größtentheils und insbesondere der Distrikt um Zittau, unter böhmischer Landeshoheit stand, besaß Quahl, Freyherr von Werka, ohnweit Leippa in Böhmeim, eine Herrschaft zu der damals alles Land von Leippa aus bis gen Zittau gehörte, das mehrentheils aus ungeheuern Waldungen bestand. Es war demnach viele Jagd in diesen Revieren, woselbst sich auch reisende Thiere, besonder Bären und Wölfe aufhielten. Ein Forstmeister oder Jäger des Ritters verfolgte einst mit etlichen Knechten einen Bären, der bis in die Wälder, welche jetzt die Grenze der Lausiz ausmachen, flüchtete. Sein Weib führte ihn auf unsern Sandfelsen: die Jäger ihm nach, denn was künnete gefahrvoller steiler Pfad die rauhen Männer, die zugleich Waffenknechte des Ritters waren? Da, wo die breiteste Anhöhe des Felsen sich gegen Süden hinneigt, erschlugen sie den flüchtenden Feind mit lautem Jauchzen. Das Siegesgeschrey hallte durch die Felsgebirge, und die Männer erstaun-

ten ob dem mannichfaltigen Echo. Sie lagerten sich, von der mühsamen Jagd auszuruhen, und gewahrten, daß diese ganze Gegend vorzüglich sey. Abgesondert von allen andern umherliegenden Bergen lagen sie stau-
nend da, und träumten schon von einer stattlichen Berg-
veste, welche die jäh herab sich senkenden Felsmassen be-
günstigen müsse. Sie verließen, nach genossener Ruhe,
den Ort mit Rührung und Entwürfen. Als sie zurück
in Quahls Burgh kamen, brachten sie dem Freyen mit
fröhlichen Geberden Vorschafe von jener natürlichen
Bergveste, und Owate bat ihn, auf jener Höhe, wo
sie den Bär erlegt hatten, wenigstens ein Jagdhaus zu
bauen. Quahl von Berka versprach, ritt nach etli-
chen Tagen selbst hinab, den Ort zu sehen, und fand
ihn über alle Erwartung reizend. Aber entweder sein
Beutel entsprach nicht seinen Wünschen, oder er fürch-
tete im voraus, daß eine feste Burgh dort zu Räube-
ren anlocken möchte. Statt einer Burgh und Be-
festung, die er hier anlegen konnte, ließ er einstweilen,
ohngefähr um das Jahr 1211. ein hölzernes Jagd-
haus hinsetzen. Er mußte also den Berg nicht zum
Nachtheil seiner Nebenmenschen. Einem andern Rit-
ter war es vorbehalten, diese natürliche Veste zu ritter-
licher Nahrung anzuwenden.

Das Jagdhaus stand einige Zeit, die Geschichte
erwähnt nicht wie lange, und diente den hier herum
jagenden Waidmännern zum Ruheplatz und nächtlichen
Aufenthalt. Nach und nach gieng es ein, theils weil
die Witterung hier zu mancher Zeit sehr stark auf die
Gebäude wirkt, theils auch, weil man es vielleicht
nicht sonderlich in baulichem Wesen erhielt. Es ward
endlich völlig unbrauchbar, und lag bey 20 Jahren
wüste. Mittlerweile hingen die Herren von Burgber-
ge bey Zittau an, sich dem Räuberhandwerk zu erge-
ben,

ben, das damals in diesen Gegenden noch nicht sehr im Schwange war. Sie bauten, so heisst es in den geschichtlichen Nachrichten, ein Raubnest auf dem Dybin, aber es wird nicht gemeldet, ob sie sich mit Recht oder Unrecht des Berges angemaast haben. Diese saubern Herren richteten in der ganzen umliegenden Gegend grossen Schaden an. Sie plünderten alles, was gar nicht oder schwach bewaffnet vorüber zog, und waren besonders den Bürgern von Zittau sehr nachtheilig, die damals den stärksten Verkehr mit den böhmischen Kaufleuten hatten. Diese Bürger, der Plackereien endlich müde, rüsteten sich, zogen vor die Burgh, und gewannen sie glücklich, zerstörten auch sogleich das Raubnest. Unstreitig war es schlecht oder gar nicht in wehrhaften Stand gesetzt, sonst dürfte es schwerlich so bald fern genommen worden, da schon die Natur den Belagerern hier schwer zu besiegende Hindernisse in den Weg stellt.

Unterdessen gelangte die Stadt Zittau in den Besitz der Herren von Leippa; mithin kam auch der Dybin unter ihre Botmäßigkeit, und sie liessen das verwüstete Haus um das Jahr 1312 wieder aufrichten, denn auch sie ergaben sich der Plackerei, die man damals ritterliche Nahrung nannte. Denn die Art, wie die Ritter damals den Reisenden beschwerlich fielen, war vom offenbaren Straßenraube darin verschieden, dass jene diesen sich näherten, unter der Versicherung, man werde sie unfehlbar in den Wäldern berauben, wenn sie ohne Bedeckung blieben, und sie wollten sie daher zu ihrer Sicherheit mit ihrer Knappschaft begleiten. Nahmen die Reisenden es an, so mussten sie dafür mehrertheils einen sehr hohen und gar nicht verhältnissmässigen Tribut erlegen. Weigerten sie sich aber, die Salvogarde anzunehmen, so waren die Rit-
ter,

ter, die sich dazu aufgeworfen hatten, die ersten, sie zu plündern, oder es geschah wenigstens von ihren Verbündeten, denen sie schleunige Kunde davon zukommen ließen. Es versteht sich, daß diese ritterliche Nahrung nicht allgemein war, sondern nur hier und da getrieben wurde. Die Herren von der Leippa machten die Burgh jetzt fester, als sie zuvor gewesen war, umzogen sie mit Mauern, und führten einen hohen Thurm auf, setzten auch, unter Anführung der Obersten von Naptitz und von Lannwälder, bewaffnete Männer darauf, die den Zweck ihrer Lehns Herren, mehr beleidigend als vertheidigend zu handeln, und die Gegend rings umher zu berauben, meisterlich erfüllten. Sie mußten es wohl ziemlich bunt gemacht haben, wozu denn auch die lange Abwesenheit des Königs Johann von Böhmen viel beygetragen haben mochte, weil bey dessen Zurückkunft von den Sechsstädten sowohl, als von einigen böhmischen Ortschaften, bittere Klagen über das Räubergesindel aufm Dynin am Thron einliefen. Johann that was er konnte, und ließ den von der Leippa ernstlich mahnen, solches Trevels sich zu enthalten, und so er keinen Antheil daran, oder keine Kunde davon habe, seine Lehnsleute deswegen hart zu züchtigen. Aber es blieb beyhm Alten. Der Herr von der Leippa und seine Geschlechtsverwandten gehörten zu den angesehensten Vasallen des Reichs. Sie kehrten sich wenig an Johannis Drohungen. Der König, immer mehr zur Güte als zur Strenge geneigt, traf einen Mittelweg, und tauschte das Zittauische Weichbild, sammt allem Zubehör, gegen andere Güter bey Krummenau in Mähren ein. Hierdurch ward nun um das Jahr 1319 der Dynin zugleich mit Zittau ein Kammerpertinenzstück der Könige von Böhmen, und die lästige Plackerey von demselben aus hatte ein Ende.

Doch, sie endigte sich nur auf kurze Zeit. Denn nicht lange darnach gab der König seiner Schwester Agnes, die sich mit Herzog Heinrich von Jauer vermählte, diese Besitzungen, anstatt ihres eigentlichen Leibgedinges Königinrath, zum Heirathsgut mit, und sie gelangten sonach in die Hände dieses Fürsten. Da dieser selten hier zugegen war, sondern sich meistens in Schlesien aufhielt, so ward die Burgh ausm Dybin schlecht bewirthet, und im Stillen fiengen die darauf residirenden Voigte nach gerade an, das alte hier getriebne Handwerk wieder hervorzusuchen. So einladend zu vergleichen Ausschweifungen war dieser Ort durch seine fast unüberwindliche Lage! Noch mehr stach sie einem gewissen hier herum hausenden Herrn von Michelsberg in die Augen. Er fieng sie an feindlich zu behandeln, und durch List oder Verrätheren erfliegen seine Knappen und Knechte am 8ten December 1343 das Schloß. Unter seinem Besitz wurden die alten Geschäfte lebhaft fortgesetzt, und der Dybin ward eins der berühmtesten Raubnesier damaliger Zeit.

Mittlerweile starb Herzog Heinrich von Jauer im Jahr 1347 ohne Erben, und die Stadt Zittau sammt den umliegenden dazu gehörigen Gütern fiel nun nach 28 Jahren wieder an die Krone Böhme zurück, die indeß auf das Haupt Karls IV. gelanget war. Auch bey ihm führte man häufige Klage über die Plackereien, die die Reisenden sowohl als die Landleute um die Gegend Dybins erdulden mußten, und bat um Abstellung dieser Beschwerden. Karl suchte seine Rechte auf die Burgh geltend zu machen, und bedrohte die Inhaber hart, wenn sie sich weigerten, sie ihm einzuräumen; aber man lachte seiner Drohungen, und weigerte sich sogar, ihn als Oberherrn anzuerkennen. Karl ergrimmte. Er zog mit einer starken Mannschafft gen Zittau,

Zittau, und belagerte dann den Berg Oyhbin mit großem Eifer. Lange waren seine Bemühungen fruchtlos, und er sah sich oft genöthigt, die Erlegten von seinen Streitern mit neuen zu ersetzen. Denn die natürlich feste Lage der Burgh sowohl, als die daher fließende leichte und wirksame Vertheidigung derselben, welche die Räuber eben so glücklich mit Steinen als mit ihrem Geschoss führten, erschwerte ihnen die Eroberung ungemein. Wie lange Karl vor dem Berge gelegen habe, davon schweigen die Nachrichten. Aber endlich gelang es doch dem Kaiser mit seiner gerechten Sache, den Sieg davon zu tragen. Die Burgh ward im Jahre 1349 gewonnen, zerstört, die Räuber wurden erlegt, oder sie fanden ihr Grab in den Klippen. Nur wenige trug ein glücklicher Zufall zwischen den Klüften lebend aber stark beschädigt herunter. Zum ersten und zum letztenmal wurde der südliche Gipfel Oyhbins mit Blute gefärbet.

Karl nahm den Berg ringsum in Augenschein, und fand großen Wohlgefallen daran. Es ist unbekannt, ob er selbst der ganzen Belagerung und Eroberung beigewohnt habe. Wahrscheinlich hatt' er in Zittau sein Hauptquartier, und gab von hier aus seine Befehle. Bei seiner jetzigen Recognition des Berges befahl er der Stadt Zittau, daß sie hier oben ein Haus für ihn aufführen lassen sollte. Es heißt in den Nachrichten: „gegen die Stadt zu“ woraus aber nicht klar erhellet, welcher Ort dies gewesen seyn möge. Höchstwahrscheinlich war es der, wo jetzt das Lusthaus stehet. Auch ist bloß von einem großen viereckigen Gebäude die Rede. Da man es in der Folge des Kaisers Haus nannte, und es sogar zu den Landesvestungen zählte, so ist es vermuthlich ein steinernes Gebäude gewesen. Die Zittauer erfüllten den Befehl bald darauf, und der

Kaiser übergab späterhin, im Jahr 1364, der Stadt den Dybin nebst einigen Landgütern, wegegen sie sich aber der Krone Böhme mit 300 Mark jährlichen Erbzinnes verpflichten mußte. Diese Uebersassung ist aus Urkunden vom Jahr 1366 erwiesen. Doch auch diese Einrichtung hatte nur kurzen Bestand. Die Zeit war nahe, daß aus diesem Lummelplaz der Ritter und Räuber ein Wohnplaz klösterlicher Andacht werden sollte.

Es ist aus der Geschichte bekannt, daß damals die römischen Päbste zu Avignon in Frankreich residirten, weil sie in Rom niemals sicher waren. Pabst Urban V. ersuchte im Jahr 1367 den Kaiser Karl um einen Heereszug nach Italien, damit er ihm die dem heiligen Stuhl abtrünnigen Unterthanen in Toskana und der Lombarden erobern hülfe. Karl erfüllte dies Verlangen, wiewohl wegen andrer Verhindrungen erst im folgenden Jahre, und zog mit einem beträchtlichen Heer nach Italien. Ihn begleiteten viele freitbare Männer aus den Sechsstädten, absonderlich von Zittau, die zu diesem Heereszuge vieles Geld und Volk beytragen mußten. Er war so glücklich, einige Provinzen zum Gehorsam zu bringen, und dadurch zu bewirken, daß zwischen dem päbstlichen Stuhl und den Maynländern, nebst andern Landschaften der Lombarden, ein Friede zu Gunsten des Pabsts zu Stande kam. Nachdem er dies Geschäft zu allgemeiner Zufriedenheit beendigt hatte, reiste er persönlich nach Avignon, dem heiligen Vater aufzuwarten. Es befand sich in dieser Stadt ein Kloster vom Orden St. Peter des Bekenners, dessen Brüder man Coelestini nannte. In der Kirche dieses Klosters hörte Karl mehr als einmal die Messe, und fand sonderlichen Gefallen an der Liturgie dieser Mönche. Diese verschlaguen geistlichen Väter merkten

merkten das bald. Sie suchten sich mehr und mehr einzuschmeicheln, und so wie in damaligen Zeiten überhaupt die Ordens- und andern Geistlichen die gewöhnlichen Gesellschaftler der Fürsten waren, so sahe sich auch Karl fast täglich von seinen geliebten Cölestinern umgeben. Lange schon hatten die Bekenner dieses Ordens, der eigentlich bloß ein in verschiedenen Regeln und Einrichtungen abweichender Benediktinerorden war, den heimlichen Wunsch gehegt, auch nach Teutschland verpflanzt zu werden. Denn bis jetzt war ihre Gegenwart bloß auf Frankreich und Italien eingeschränkt, woselbst sich zusammen ohngefähr 40 Cölestinerklöster befanden, deren Ordensstifter, St. Petrus der Bekenner, anfänglich ein Einsiedler war, dann ein Priester, ein Mönch, wieder ein Einsiedler, und als dieser Stifter des Ordens endlich im 79sten Jahre seines Alters, mit dem Namen Cölestin V. Papst wurde und daran keinen Gefallen hatte, noch im Jahr seiner Krönung die dreifache Krone ablegte, wieder in die Wüste zog, und bald darauf schuldlos in einem elenden Gefängnisse sein Leben endete. Erwünscht war für die Cölestiner zu Avignon die Gelegenheit, da sie im Besitz des Wohlwollens des Königs der Teutschen waren, und sie wußten es sehr schlaue dahin zu bringen, daß dieser Monarch ihnen selbst die Ehre anbot, sich in seinen Staaten niederzulassen. Er nahm zu dem Endzweck bey seiner Abreise von Avignon zwey Mönche aus diesem Kloster mit sich nach Prag, woselbst sie sich eine geraume Zeit aufhielten. Lange suchten sie in Böhmen vergebens, einen schicklichen Platz zu finden, woselbst ein Kloster, auf einem hohen, abgelegnen und einsamen Berge, der Ordensregel gemäß, für sie erbaut werden könnte. Da es ihnen auch schien, als hienge die Neigung Karls gegen sie an zu erkalten, so wollte es ihnen nicht länger hier gefallen. Sie begehr-

ten ihre Entlassung, um nach Frankreich zurück zu lehren, die sie denn auch, wiewohl ungern, vom Kaiser erhielten; denn die Begierde, diesen Orden in seinen Staaten zu haben, ward nun durch den Abschied der zwei Brüder aufs neue angefacht. Man erzählt, daß dieser Monarch die Nacht vor dem Tage der Abreise derselben, nachdem er bereits von ihnen Abschied genommen und sie reichlich beschenkt hatte, wenig schlafen konnte, und ängstlich darauf sann, ob er denn nicht noch einen schicklichen Platz dem Orden anweisen könnte. Da fiel ihm denn endlich, zu allem Glück für die Brüder, noch der Oybin, oder wie man es damals schrieb, und wie auch Karls Vater, der König Johann, diesen Ort in einer das Stift St. Marienthal betreffenden Urkunde nennt, Oywin ein. Schon vormals hatte er dem Himmel diesen Berg gelobet, und längst die Absicht gehabt, das hiesige Schloß in ein Kloster zu verwandeln. Er konnte es kaum erwarten, bis der Morgen anbrach, und als dieser erschien, stand er auf und ließ sogleich die Brüder rufen, die ihre Gürtel schon umgethan hatten, und im Begriff waren, aufzubrechen. Sie erschienen vor dem Kaiser mit schmeichelnder Demuth. Er aber kam ihnen freudig entgegen, und erzählte ihnen seinen Einfall, versicherte sie auch, daß sie diesen Ort ohnstreitig nach ihrem Geschmack finden würden. Die Mönche waren erfreut. Noch denselben Tag traten sie ihren Weg gen Zittau an. Der Kaiser gab ihnen auch einen Brief an den Rath dieser Stadt mit, worin er ihm befahl, die Geistlichen wohl aufzunehmen, und ihnen insbesondre den Berg Oybin sammt allen seinen natürlichen und andern Merkwürdigkeiten zu zeigen. Dies geschah. Die Mönche waren entzückt über diesen Ort, den sie so ganz ihrem Orden gemäß, einsam, von allem politischen Verhältniß entfernt, und doch unvergleichlich sicher fanden.

Sie

Sie kehrten zurück, schilderten dem Kaiser ihr Vergnügen mit lebhaften Farben, und vergaßen Frankreich auf immer. Die Folge von dem allen war also, daß man den Zittauern den anvertrauten Dybin nebst den dazu gehörigen Feldern und Wäldungen wieder abnahm, und ihn zur Grundbesitzung des zu stiftenden Cölestinerklosters bestimmte. Aber noch nicht genug. Der Rath und die Gemeinde zu Zittau erhielten auch alsbald strengen Befehl vom Kaiser, sich den vorhabenden Bau des Klosters bestens angelegen seyn zu lassen, weswegen denn auch zwei Kommissare aus Rath und Bürgerschaft ernannt wurden, die eine ordentliche Aufsicht über die Bauleute führen, und den Bau selbst anordnen helfen mußten. Gewissermaßen gereichte ihnen diese Beschwerde bey der Nachkommenschaft zur Ehre, die noch jetzt die Art des Baus und seine sämtlichen Einrichtungen bewundert. Auf einer andern Seite aber kam diese Ehre in keinen Betracht gegen die vielen Unkosten, die Zittau dabey hatte, und die man auf 200 Schock Prager Groschen schätzte, welches an 1500 Reichsthaler nach unserm Gelde betrug, und also für die damaligen Zeiten eine beträchtliche Summe war. Hierzu waren überdieses auch noch weder die vielen dazu gegebenen Handlanger und Tagelöhner, noch die unzähligen Fuhrn gerechnet, zu welchen letztern aber auch das ganze Sechsland beitragen mußte. Zu Bestreitung der Hauptkosten beym Bau ließ der Kaiser wöchentlich 10 Schock aus dem Rutenbergischen Bergamte anweisen.

Dies alles, nämlich die Ankunft der beyden Cölestinermonche in Zittau, die Stiftung des Klosters und der Anfang zum Bau geschah im Jahr 1369. Der Stiftungsbrief, den der Kaiser in der Stadt Lucca, der Hauptstadt der freyen Republik gleiches Namens

in Italien, unterzeichnete, lautet vom 17ten März 1369. Er befindet sich unter den Beylagen. In eben diesem Jahre kam auch schon ein Theil des Wohngebäudes zu Stande, wie aus folgendem Chronodistichon,

CocnoblVM KaroLVs hoC ConDlalt In-
dVperator.

erhellet, welches die angegebne Jahrzahl, freylich nicht ganz nach den Regeln dieser Zahlen enthaltenden Versart, in sich faßet, und sich über dem einen Thore in Stein gehauen vorfand.

Auch in den folgenden Jahren ward der Bau lebhaft fortgesetzt. Denn schon 1384 war er völlig zu Stande, also in einer Zeit von 15 Jahren, welches für einen solchen herkulischen Bau gewiß ein kurzer Zeitraum ist. Während dieser Zeit war die Anzahl der Brüder, die im Stiftungsbriefe, vom Papst Urban V. bestätigt, auf zwölf gesetzt war, nach und nach auf sieben herangewachsen, und hatte vor der Einweihung größtentheils von der Stadt Zittau ernährt werden müssen. Erst in der Folge wurde die Stiftung vollzählich.

Die Einweihung der Kirche und des Klosters geschah am 6ten November des Jahres 1384, und wurde vom dritten Prager Erzbischof, Johann von Genstein, in der Ehre des heiligen Geistes oder Paracleti, wie auch der heiligen Gottesgebährerin Maria, ferner des heiligen Martyrers Wenzeslaus, und des heiligen Petrus des Bekenners, als Stifters des Cölestinerordens, verrichtet. Die Einweihung der Kapelle neben der Kirche besorgte des Bischofs Suffragan Wenzeslaus. Das Kloster ward hiernächst zur Prager Diöces geschlagen, und die Kirche der Stiftskirche des berühmten Cölestinerklosters zu Sulmona

mona im Königreich Neapel als Tochter einverleibet. Auch ward ein Priester aus erwähntem Kloster, Pater Johannes de Aquila, zum ersten Prior *) des Stifts Dybín erwählt, und nebst sechs andern Brüdern am Stiftungstage hier feyerlich eingesetzt. — Diese Stiftung, die schon Urban V. bestätigt hatte, ward späterhin um das Jahr 1424 auf Verlangen noch einmal schriftlich bestätigt.

Karl hatte es an nichts fehlen lassen, seinen geliebten Cölestiniern hier einen recht angenehmen Aufenthalt zu verschaffen. Nicht nur für ihre Ehre sorgte er, indem er sie indgesammt zu Hosp Priestern des Königreichs Böhmen ernannte, sondern er räumte ihnen auch beträchtliche Striche Landes, Wiesen, Teiche, trockne Zinsen, Vorwerke und einige Dorfschaften ein, und machte hiernächst auch die Stadt Zittau verbindlich, ihnen so lange einen ansehnlichen Zuschuß, der festgesetzt wurde, zu reichen, bis die Patres im Stande seyn würden, dieses Beystandes zu entbehren. Diese Besitzungen vermehrten sich in der Folge theils durch ansehnliche Schenkungen und Vermächtnisse frommer Personen, theils durch die gute Wirthschaft der Mönche, die so viel zurücklegten, daß sie von Zeit zu Zeit mehrere Aecker und andre Grundbesitzungen ankaufen konnten.

D 5

Es

*) So wollen die meisten Schriftsteller. Es erhellet aber aus der Deplage N. 2. daß dieser Johann von Aquila Abt des Klosters Eulmona war, und ist demnach höchst unwahrscheinlich, daß er in ein neues, jenem untergeordnetes Stift als Prior wird gezogen seyn. Da indessen eine Gleichheit des Namens statt gefunden haben kann, so wollte ich meinen Vorgängern nicht geradezu widersprechen, muß aber auch billig meine Bedenklichkeit äußern.

Es sind der Urkunden mehrere vorhanden, die erwähnte Stiftung sowohl, als die spätern Käufe, Schenkungen und Freiheiten betreffen und bestätigen. Einige davon, welche die von uns gegebenen Nachrichten in ein helleres Licht setzen, werden unter den Beilagen mitgetheilt werden, woselbst auch eine Beschreibung und Abbildung des größern und kleinern Stiftswappens, und ein Verzeichniß von den in diesem Kloster von Zeit zu Zeit angestellte gewesen Priorn und andern Hauptpersonen der Bruderschaft, so weit die Namen und Todesjahre derselben bis auf unsre Zeiten gekommen sind, sich befindet. Die Tracht der Cisterciensermönche war schwarz und weiß, der Kleidung der Cistercienser und Dominikaner sehr ähnlich.

Die Geschichte schweigt nun durch einen langen Zeitraum von diesem Berge und seinen Gott geweihten Bewohnern. Wahrscheinlich also fiel nichts Merkwürdiges vor, und das Leben dieser Brüder floß in sanftem Frieden dahin, ungestört von den Verheerungen des Kriegs und den Schaaren der Feinde in den damaligen unruhigen Zeiten, weil sie entweder vor dem heiligen Orte Ehrfurcht hatten, oder von der natürlichen Beständigkeit desselben abgeschreckt wurden. Denn es ist nicht wahrscheinlich, daß gar keine geschichtliche Nachrichten von diesem Kloster von den nicht lange nach ihm lebenden Schriftstellern, deren Arbeiten wir besitzen, sollten seyn aufgezeichnet worden, wenn in diesem Zeitraum etwas Erhebliches vorgefallen wäre.

Aber Alles ist endlich! Auch dieses schöne Stift, so merkwürdig durch seine Stiftung, reizend und feyerlich durch seine Lage, schätzbar durch die Verdrängung der stets hier hausenden Räuber, die aus seiner Errichtung folgte, und ehrwürdig durch seine Wohlthätigkeit,
sant

sank endlich wieder ins Nichtseyn zurück. Die Reformation Luthers breitete sich auch in den hiesigen Gegenden aus. So wie die meisten an sich guten, löblichen, und nothwendigen Revolutionen, doch auch für einzelne Gegenstände, die oft an sich die Revolution nicht nothwendig machen würden, Nachtheil bewirken, so geschah es auch hier. Man ließ die Mißbräuche, die von Zeit zu Zeit in der katholischen Kirche, freylich am meisten durch die Unwissenheit oder Bössartigkeit der Priester und Mönche, eingeschlichen waren, den Klöstern insgemein entgelten, und es fanden eine große Menge derselben damals ihren Untergang, worunter sich gewiß mehrere befanden, die, selbst als Klöster, Verdienste um den Staat hatten. Auch die friedlichen Väter auf unserm Dybin erfuhren ein ähnliches Schicksal; obzwar diese nicht sowohl als unmittelbare Folge der Revolution, sondern weil ihr Landesherr, der an der Revolution nichts weniger als Theil nahm, ihren Verlust voraus sah, und in der Benutzung ihrer Schätze ändern zuvor kommen wollte. Im Jahr 1532, Donnerstags vor St. Thomas, kam unvermuthet eine Deputation von der hohen landesobrigkeit aufm Dybin an, die aus dem landvoigt der Oberlausiz, Zdislawitz von Berka, und dem königlich Böhemischen Kanzler bestand. Diese untersuchten auf höchsten Befehl den Vermögenszustand des Klosters genau, unterrichteten sich von allen seinen Einkünften, und versertigten ein genaues Inventarium von allem was sie vorfanden, auch selbst die Kleinode der Kirche und Kapelle nicht ausgenommen. Sorge und Betrübnis der Ordensbrüder war die natürliche Folge dieses Vorganges. Der alte Prior, Andreas Kinge h u t t, grämte sich vorzüglich sehr, und beschleunigte vielleicht dadurch seinen Tod; wiewohl er ruhiger hätte seyn können, da man während der 5 Jahre, die er noch lebte, nicht das

min.

mindeste zu Ungunsten des Klosters vernahm, und sich durch die Aufzeichnung der Besitzungen bloß vor deren Verkürzungen hatte sichern wollen. Er starb am Margarethentage des Jahrs 1538, nachdem er sein Priorat schon einige Jahre vorher niedergelegt hatte. Der ihm folgende Prior, Vater Christoph Ottomann, blieb ebenfalls noch einige Jahre ungestört. Allein zu Ausgang des Jahrs 1544 kamen abermals königliche Abgeordnete, D. Lorenz Knorr und Fabian von Schönaich aufm Oybin an, und beschäftigten sich damit, alle hieselbst befindliche Monstranzen, Kelche, Pontificalia und Silbergeräthschaften zu besichtigen, auszuwiegen und zu versiegeln. Eben dieses hatten sie an allen Orten durch die Provinz in Städten und Klöstern vorgenommen. Die armen Cölestiner sahen nun ihr u. vermeidliches Geschick voraus. Sie suchten ihm zuvor zu kommen, und aus zwey Uebeln das kleinste zu wählen. Das Beyspiel ihrer Ordensverwandten, der Cölestiner auf dem Königstein, die ihr Kloster freywillig verlassen hatten, reizte sie zur Nachfolge. Ein zufälliges Unglück, welches darin bestand, daß ihnen im Jahr 1545 ihr Mundvorwerk in Olbersdorf durch Verwahrlosung abbrannte, woben viele Vorräthe, Getraide und Vieh verloren giengen, beschleunigte ihren Entschluß. Sie wurden daher einig, das Kloster zu verlassen, und sich in ein in der Stadt Zittau ihnen zuständiges Haus, der Väter Hof, oder domus paracleti genannt, zu begeben. Dieses Gebäude ist das jetzige Waisenhaus. Vor ihrem gänzlichen Abzuge vom Oybin verkauften die Mönche noch die Steg- oder Steigmühle in Hernigsdorf an Konrad Nesen, Stadtsyndikus in Zittau, damit sie ihre neue Einrichtung nicht ganz mit leeren Händen anfangen durften. Hier im Väterhose lebten sie ziemlich ruhig, und halfen den Gottesdienst in der Stadt mit besorgen. Ottomann starb

starb im Jahr 1555. Ihm folgte im Priorat Balchasar Gottschalk, unter welchem sich die Conventualen nach und nach gänzlich zerstreueten. Einige nahmen die evangelische Religion an; einige wendeten sich in andre entfernte Klöster ihres Ordens; etnige giengen den Weg alles Fleisches. Der Vater Prior Gottschalk war ein fleißiger Seelsorger für die Zittauer Kirchgemeinde. Er brachte sein Alter auf 73 Jahre, und starb 1568. Mit ihm verlosch zugleich der Cölestinerorden in der Oberlausiz, nachdem er an 200 Jahre hier geblüht hatte.

Unterdessen hatte Kayser Ferdinand I. die von ihren zeitherigen Besitzern verlassenen Stiftsgüter eingezogen, und sie gleich andern solchen eingezogenen Klosterbesitzungen zur königlichen Kammer geschlagen, auch in der Person Siegmunds von Döbschütz einen Hauptmann, oder Burgh- und Amtsverweser darauf gesetzt. Diese Einrichtung dauerte aber nicht lange. Der Kayser bräuchte im damaligen Schmalkaldischen Kriege viel Geld, und versezte die Dybinischen Güter gegen ein beträchtliches Pachtlohn an den zeitigen Landvoigt in Oberlausiz, Jdislaus Verla von der Däube oder Duba, der auch Landhofmeister in Böheim war, auf 5 Jahre. Um eben diese Zeit war auch der zeitherige Burghhauptmann von Döbschütz, derselbe, dessen im ersten Abschnitt dieser Beschreibung des Dybins erwähnt worden ist, mit Tode abgegangen. Nach Verlauf der fünf Jahre wurden die Güter vom König Ferdinand wieder eingelöset, und von einem böhmischen Kammerbeamten, Jacob Hag oder Hake, verwaltet. Das unter den Beplagen aufgeführte Hochzeitgedicht ward auf die eheliche Verbindung dieses Hag, als Burghhauptmanns ausm Dybin verfertigt, und verdiente diese Auszeichnung ohnstreitig, theils sei-

ner

ner Schönheit und Seltenheit wegen, theils auch, weil es einige den Dybin betreffende schildernde Stellen enthält, und verschiednes in der Geschichte des Berges erläutert. Aber dieser Jacob Hag trieb, wie die Nachrichten melden, hier oben schlechte Wirthschaft, und machte sich des Vertrauens seines Königs unwürdig. Er bekam nach siebenjähriger Verwaltung seinen Abschied, und die Dybinischen Güter wurden auf zehn Jahre an den Rath in Zittau für 1400 Meißnische Gülten verpachtet. Aber das Schloß und Kloster auf dem Berge, wie auch den unter demselben gelegnen Magerhof, bekamen sie damals noch nicht gleich dazu, sondern erst in der Folge, weil der unter den Beylagen befindliche Kaufbrief über das Stift erwähnt, daß diese Pertinenzstücke Anfangs Benn o von Salza, und nach ihm Herrmann Ngel inne gehabt habe; ob als Pächter oder Verwalter, das finde ich nirgends angemerkt; vermuthlich waren sie Pächter gewesen. Diese 1400 Gülten Pachtgelder wurden späterhin an die Jesuiten angewiesen, die um diese Zeit festen Fuß in Böhme zu fassen angefangen hatten. Denn es waren im Jahr 1552 zwölf Jesuitenbrüder von Rom nach Prag gekommen, und König Ferdinand hatte ihnen das Kloster St. Clement in der Altstadt eingeräumt. Zu ihrem Unterhalt bekamen sie verschiedene Anweisungen, worunter sich in der Folge auch die Pachtgelder vom Dybin befanden, welche künftiz an das Jesuiterkloster auszuzahlen angewiesen wurden. Zur Versicherung dieser Abtretung gab der König diesen geistlichen Vätern unterm 15ten März 1562 eine goldne Bulle.

Im folgenden Jahrzehend ward aus der Verpachtung oft erwähnter Güter ein Verkauf. Ferdinands Nachfolger, Maximilian II., veräußerte dieselben, laut Kaufbrief vom 17ten November 1574 erb- und eigen-

eigenthümlich an den Rath zu Zittau, um 68000 Reichsthaler oder Meißnische Gulden, die in verschiedenen Terminen ausgezahlt wurden. Damit aber die Jesuiten unter diesem Verkauf keine Verkürzung erleiden möchten, so ward das Abkommen getroffen, daß die Zittauische Stadtkämmerey von der Kauffsumme 23000 Reichsthaler inne behalten, und dieselben jährlich verzinsen sollte, wodurch denn die Jesuiten die ihnen verwilligte Summe nach wie vor richtig erhielten. Es dauerte aber nicht lange, so erhob Kayser Rudolph II. im Jahr 1581 ein der inne gehaltenen Kauffsumme gleiches Kapital von der Stadt, und sagte sie zugleich von ihrer Verbindlichkeit gegen das Jesuiterkollegium los, die den. in der Folge auf andre Art schadlos gehalten wurden.

Vom Jahr 1574 ist nun der Dybin sammt den dazu gehörigen Gütern bis auf den heutigen Tag im Besitz der Stadt Zittau geblieben. Die geschichtlichen Nachrichten von diesem Berge endigen sich auch hier mit größtentheils, und es sind nur noch einige, den Berg unmittelbar betreffende historische Merkwürdigkeiten zu berühren. Die erste unter denselben ist die wichtigste, denn sie betrifft den Untergang der Gebäude. Am 24sten März des Jahrs 1577, an einem Sonntage, kam ein heftiges Donnerwetter über dies Gebirge, zog sich grade zwischen seinen Mittelpunkt, und die blüheschwangern Wolken hingen tief hernieder. Selten geschieht dies hier, aber es ist auch dann immer mit großer Gefahr verknüpft, wenn es geschieht; und wenn je die noch vorhandnen, größtentheils aus ganzen Felsmassen bestehenden Ueberreste dieser Gebäude, noch Abbruch oder Zerstörung erleiden sollen, so kam es einzig durch die Allkrast vereinter Blitze geschehen. An diesem furchtbaren Tage nun schlug der
Blitz

Blitz an verschiedenen Stellen hier ein, und setzte die Gebäude in Brand. Noch wäre der Schade nicht so groß gewesen, hätte das Feuer nicht die hier befindliche starke Pulverniederlage ergriffen. Dies geschah aber, und das Pulver zersprengte mehrere Mauern und Felswände, die dem Feuer getrozt hätten. Auch ward dadurch der Brand allgemein, das Löschen erschwert, oder vielmehr bei geringem Wasservorrath unmöglich. Der größte, ansehnlichste Theil der Gebäude ward sonach ein Raub der Flammen. Es würde einen beträchtlichen Kostenaufwand erfordert haben, dieselben nur einigermaßen wieder herzustellen, geschweige sie völlig in Stand zu setzen. Und wem sollte es frommen? Es blieb also alles unberührt. Wind und Wetter vermehrten in der Folge der Zeit den Ruin, und die streifenden Horden im dreißigjährigen Kriege, nebst andern hierher flüchtenden Schaaren von Deserteurs, Markedentern, Freibeutern und Dieben vollendeten ihn, indem sie alles Eisen und Kupferwerk, und was sonst einen klingenden Werth haben konnte, wegnahmen. Hierdurch ward nicht nur beim Herausarbeiten dieser Sachen an den Gebäuden großer Schade gemacht, sondern sie verloren auch dadurch um so mehr ihre Haltbarkeit, und wurden dem Einsturz Preis gegeben. — Der sonderbaren Naturbegebenheit vom 14ten May 1681, wo eine von einander berstende Sandbank einen unglaublichen Knall und eine vorher hier nie gewesene Schlucht veranlasst haben soll, ist bereits bei der topischen Beschreibung erwähnt worden. — Im Jahr 1707, am 1sten July, befanden sich einige schwedische Offiziers, deren Corps damals in der Oberlausiz so wie in ganz Sachsen noch immer, zur unauslöschlichen Schande für Karls XII. Charakter, nach geschloßnem für Sachsen höchstmachttheiligen Frieden, Land und Untertthanen ausjogen, auf dem Dybin. Das reizende

Echo

Echo gewährte ihnen viel Vergnügen. Aber sie glichen auch bey ihrem östern Schießen mit Feuer und Pulver so nachlässig um, daß sowohl ein Theil von den Ueberresten der Gebäude, als auch viele schöne Bäume abbrannten. — Ein andrer hier oben sich ereignender Unfall war der, daß als am 24ten August 1723. der Rektor des Gymnasiums, Polikarp Müller, in Gesellschaft der übrigen Schullehrer sich hier oben befand, und sie den Calefactor Weisler zur Bedienung bey sich hatten, selbiger aus Unvorsichtigkeit und zu verwegener Annäherung, bey Losbrennung des Mörsers seinen Tod fand. Niemand glaube, daß diese Nachricht zu unwichtig für diese Beschreibung ist, oder umsonst hergesetzt worden sey. Ich habe mehrmals gesehen, daß vorwitzige oder flüchtige Personen bey Lösung des Mörsers sich auf diese oder jene Art sehr unvorsichtig benahmen. Ich wollte daher durch ein so sprechendes Beispiel jeden von Unbehutsamkeit bescheidenlich abmahnen. — Am 1sten September ward mit Erbauung der Dybiner Dorfkirche, am Abhange des Felsen, ein Anfang gemacht, selbige 1734 beendigt, und in eben diesem Jahre in der Person Herrn Johann Gottfried Böses der erste Pfarrer an selbiger bestellet. — Uebrigens hat das Dorf Dybin in den Kriegen 1756 und 1778, besonders aber im letztern, während welchen es fünfmal von kaiserlichen Truppen ausgeplündert wurde, viele Drangsale erfahren müssen.

Die hier oben gefundenen Antiquitäten sind nicht sehr merkwürdig. Sie bestehen aus 2 eisernen Pfeilen, die man auf dem Dorfkirchhofe ausgegraben, und die 1ste in seiner sogenannten Reise durch Sachsen hat abbilden lassen. Sie betragen an Länge 4 und $3\frac{1}{2}$ Leipziger Zoll; an der obern konischen Erweiterung,
 E die

die sich in eine kurze Spitze endigt, einen Zoll im Durchmesser, und sind nicht von sonderlicher Schwere, haben aber auch sicher nicht mehr ihre ganze Länge. Ferner hat man zu verschiedenen Zeiten 3 Münzen ausgegraben, die große böhmische Groschen sind. Zwei davon sind von Wladislaus II., der einer der besten Regenten Böheims war. Sie haben keine Jahrzahl, rühren aber sonach, der Geschichte zu Folge, aus der Mitte des 12ten Jahrhunderts her. Der dritte Groschen ist von Ferdinand I. mit der Jahrzahl 1538. Auf allen dreien ist die Krone und der böhmische Löwe zu erkennen.

Gehabt Euch denn wohl, theure Leser und Leserinnen von höherm und geringerem Range, die Ihr mich im Geiste auf den reizenden Sandsteilen zu begleiten würdiget! Kommt, und sehet selbst, und überzeugeet Euch, daß die Natur hier jedem Pinsel unerreichtbar, für jeden zu mannichfaltig ist. Und Euch, die Ihr bereits Euren Blick an diesen Schönheiten geweidet habt, sey dies Denkmal eine angenehme Erinnerung an die hier zugebrachten angenehmen Stunden. Und du, greiser Fels, erhebe dein Haupt bis zum Ende aller Dinge. Trage auf deinen ehernen Schultern die eiden Mauern der betenden Mönche, deren irdische Hülle, aufgelöst in Staub, Erde und Moder, ruhig in deinen Gräbern schlummert. — Naßmlose Freundin der Einsamkeit, dieser einzigen, wahren, größten Freudegeberin, haßt du mir oft gewähret. Aber auch am geselligen Arm der Freundschaft verfloß mir zwischen deinen traulichen Felsen so manche Stunde. Und wie entzückend hob hier zärtliche Liebe oft mein Herz, als meine verklärte Gattin noch an meiner Hand wallte

als wir noch frey von ehelichen und elterlichen Sorgen, im hoffnungschwangeru Bunde der Brauttschaft, stöhlich durchs Leben hüpfen. — Dir, Geliebte, deren letzte Reise die auf den Dybin war, wo Du noch, ob schon seit Monaten kränkelnd, mit nicht geringer Munterkeit die äußerste Höhe des Felsen ungeführt erstiegst, und dadurch meinem wünschenden Herzen neue Hoffnung einflößtest, Dir, Ewiggeliebte, werd' ich einst, erlauben es Zittaus Väter, hier oben ein dauerndes Denkmal errichten, der Lieb' und der Freundschaft heilig; denn Dich liebten alle, die Dich kannten. Schütze du dann, Dybin, dies Monument mit dem Arm deiner Dauer, und es sey ein traurigschöner Vertrag zu der zahllosen Zahl deiner Zierden.

HL.

Der Dybin.

Versuch eines epischen Gemäldes.

Lobend und furchtbar erhob sich von Westen gen Osten
 ein Sturmwind,
 Allgemaltig wie Donnergerölle, wie Regen des Meeres.
 Menschen und Thiere verstummten und bebten in banger
 Erwartung.
 Riesenvögel entsanken dem Dunstkreis fliegend, und fielen
 Nieder zur Erden; es eilte das kleinre Gefieder ver-
 stummend
 Seinen Gehölzen und Nestern entgegen, aber es war dort
 Minder gesichert, denn Neol zerkausste die Wipfel der
 Bäume,
 Faste die höchsten von ihnen und warf sie darnieder wie
 Stäbe,
 Oder zerbrach sie, wie Aehren. Er stürzte die Häupter
 der Felsen
 Krachend heranter und stieß sie wie Bälle zur Tiefe der
 Felsklüfte.
 Da erschaunte der Erdkreis! Da bebten die Riesen der
 Meere;
 Alle Bewohner der Flüß' und Bäch' und kleinern Gewässer
 Wurden geworfen von schäumenden Wellen und Wogen
 wie Baumlaub,
 Jetzt gen Himmel gehoben, jetzt in die Tiefe geschleudert! —
 Bänger hatte noch nie dem Gatten, dem Vater, dem
 Jüngling,
 Noch der Gattin, der Mutter, und nie dem liebenden
 Mädchen,

Oder

Oder dem spielenden Kinde noch bänger der Busen ge-
 klopfet.
 Als sie noch staunten, und seufzten, und niedersielen zu
 beten,
 Nicht die Bitten der Demuth, nein, die des Murrens
 und Unmuths,
 Stürmisch hervorgebrängt von Angst und naher Ver-
 zweiflung:
 Da ergoß sich mit wildem Geräusche die Welle des
 Himmels.
 Ströme von Wasser erfüllten den Dunstkreis. Gluten
 emflanden
 Auf dem trocknen und lachenden Pfade der Thäler. Die
 Gluten
 Stürzten Gebirg' und Felsen zu Trümmern; da drängten
 Ströme die Ströme, verließen ihr Ufer und bahnten sich
 Wege,
 Lachten der Dämm' und der Schleusen von Menschen-
 händen geschaffen,
 Rissen sie nieder, und eilten, und überschwämten die
 Flächen.
 Aber noch nicht genug! Das unterirdische Feuer
 Loh't und stieß das kochende Wasser der Hölen herauf-
 wärts,
 Preßte die Meere, verdrängt' aus ihren Betten die Flüsse.
 Siehe da stiegen die Wasser mit Macht. Die Wogen der
 Meere
 Strebten höher, und tobten in Strudeln. Es brauste
 die Windsbraut.
 Da entflohen die Menschen. Sie hofften die Riesen der
 Berge
 Würden sie schützen. Da eilte mit ihrem Säugling die
 Mutter.
 Wie dem fallenden Knaben erlösm der Vater den Felsen.
 Flüchtig umschlang der schlaute Jüngling den höchsten
 der Bäume.
 Aber vergebens! Die thürmenden Gluten ereilten sie alle!
 Tausende starben dem kalten erstickenden Tod im Wasser.
 Oder es raubt ihr Leben auf eben verlassnen Gebirgen,
 Nicht von den Gluten erreicht, der Hunger und bange
 Verzweiflung!

Hätten, o hätten die künstlichen Hände der Menschen
 schon damals
 Seegel gewebet, schon Mast und Tau und Anker erfunden!
 Welche Wohlthat für sie! Allein sie lachten des weisen,
 Göttlichen Zutrauens längst gewürdigten grauen Ro-
 maben,
 Der sie mahnte zur Tugend und Sorgfalt, welcher so
 viele
 Nützliche Thier- und Vögelgeschlechter entriß der Ver-
 nichtung.

Hierzia düstre Nächte, so lautet die Sage der Vorgeit,
 Hatte das Wasser die Thäler erfüllt, die niedrigen Berge
 Eingeüllt, hatten die Fluten getobet, der Orkan gewüthet.
 Siehe, da blühet die Sonne mit majestätischem Lächeln
 Durch des Gewölkes drohendes Grau; sie wärmet den
 Dunstkreis,
 Strahlet ihr mächtiges Feuer auf die entlasteten Wolken,
 Gürtet sie mit dem Bogen der Huld, der freundlich und
 glänzend
 Auf das triefende Land im bunten Gewande herabschaut;
 Heißt die Strudel verschwinden, gebietet den Fluten, zu
 weichen.
 Stillter und sanfter gaukeln die Wellen; sie sinken im
 Gleiten
 In sich selber zurück. Der wogige Gürtel der Erde
 Wird je kleiner und kleiner, gemacher und schmaler im
 Laufe.
 Einzelne Hügel guken nun wieder heraus, und die Bäume
 Zeigen den nassen entlaubten Wipfel. Das leichtere
 Gefieder
 Wagt sich schüchtern hervor aus seinen Nestern im
 Fahrzeug,
 Staunend, nicht seine Gespielen zu sehn, die lange der
 Hunger
 Sonder Verschulden getödtet, die Fluten von bannen
 geschleudert.
 Endlich erscheinen auch wieder die Sträucher, entblättert
 und reizlos.
 Neue Betten haben die Flüsse; sie wälzen sich seitwärts.
 Thäler

Thäler entstanden, wo Strom war, und Ströme durch-
dringen die Schluchten.
Berg' und Hügel erscheinen in neuen Gestalten, bekleidet
Von den Fluten mit fremden Gestein und kleinen Be-
wohnern
Ferner Gewässer; die Thäler sind voll von Trümmern
der Berge.
Schwimmendes Silber, geworfen aus Ufer von toben-
den Wellen,
Lechzet nach Wasser und stirbt gemach in der sandigen
Wüste.

Tausend Reize der Erde verschönten die Fluten.
Sie tilgten
Tausend Geschlechter von Thieren und Vögeln und leich-
ten Gewürmen
Aus dem Tuche des Lebens. Doch zaubrisch waren auch
neue
Reize der Erd', und neue Gestalten in jeglicher Landschaft,
Die sie erschufen, und schön die neuen Ufer der Meere,
Neer der Anblick der jungen Natur nach traurigen
Wonden!
Sie zu schildern, ach! alle die neuen Gestalten, die
prachtvoll
Strahlten ins Auge der Menschen, die den Gefahren
entschlüpfen,
Mit ohnmächtigem Pinsel zu malen, war Dunkel und
Kühnheit!

Eine nur preise mein Lieb! Dir gelt' es, reizender
Sandfels,
Der du im Schatten der höhern Gebirge, doch frey wie
Aegyptens
Prangende Pyramiden und abgetrennt von deinen
Nestern Brüdern, im lachenden Thale so zauberisch dastehst,
Schön wie ein Jüngling, doch Greis an Jahren, gebil-
det von Fluten!

Lange schon hatte die Mutter Natur in diesen Gesilden
Ihre Geschenk' in Menge verschwendet. Im lachenden
Thale,

Ueberall eingeschlossen von hohen Kettengebirgen,
 Ragt in des Thales Mitt' ein festes Granitgeschiebe
 Aus der Erde hervor, nicht wie die Nachbarn bellicidet
 Mit dem Flegelgewande der Thäler, oder mit hohen
 Nimmerentlaubten Fichten und Tannen; 'ein nasendes
 Felsstück,
 Rahl und niedrig und glühend vom prallenden Strahle
 der Sonne.
 Längst schon hatten die Fluten von höhern Gebirgen und
 Klüften
 Steine hernieder gewälzt, am Fuße des Felsen den
 Triebfand
 Aufgehäufet, ihn hatte der Mergel zu Bänken geküttet,
 Hatte den Quarz in gröbern und kleinern Körnern, und
 Döcher
 Unter die weichende Masse geknetet, und also den Felsen
 Gleich als mit Mauern ringsum mit diesen Lagern um-
 zingelt.
 Endlich begann der Ueberschwemmungen größte von
 fernher,
 Machte die Brüder des Felsen, die ihn umzingeln, zu
 Wüste,
 Ueberzog sie mit fremden Gesäupfen, mit Steinen und
 Sande,
 Streckte tiefer und höher zur Mitte des waldigen
 Thales
 Lobte hienieden und schleuderte mächtige Lager von
 Sandstein
 Krachend im Strome herunter und warf sie gegen den
 Felsen.
 Da umhüllten den graulichen Hügel die rauschenden
 Bogen.
 Monden, Jahre vielleicht verbarg ihn das Wasser und
 häufte
 Lager auf Lager um ihn, es thürmte gleich Häusern und
 Mauern
 Felsen auf ihn als wolle' es ein Denkmal der grossen
 Epoche
 Hier in pyramidalischer Form der Nachwelt erbauen.

Endlich

Endlich verlief sich gemach der See, nachdem er
durch Monden

Hier im begrenzten Thale gestanden; da gukte der Sandfels,
Zweymal arößer als sonst hervor aus glänzender Fläche.
Ihn begrüßten die Nachbarn, wie er so kahl, und be-
raubet

Ihrer Gehölze, belastet und glänzend von schlüpfrigem
Sande.

Aber der prangende Hochwald, (noch ward nicht sein
Nahme genennet,)

Blitze, voll stolzen Mitleids, im grünen Gewande her-
über,

Denn es hatten die Fluten des Riesen Haupt nicht er-
reicht.

Tausend und mehrere Wochen vergiengen. Der
blasse Gefährte

Unserer Erde begann schon oft den eilenden Kreislauf
Wandelte seit der Epoche der Ueberschwemmung schon
oftmals

Schimmernd im schöpfrischen Thale die Hörner zur leuch-
tenden Kugel:

Da empfingen die Berge nun wieder der Fruchtbarkeit
Kräfte,

Hüllten gemach sich wieder in grüne Gewänder. Der
Verdunst

War zu Erde verwittert, die mit dem Sande sich mischte,
Schöpfersich entwickelte seine Gesäme, die jegliches Saam-
korn,

Welches die gaukelnden Schaaren des Luftvolks, oder
die Winde

Jüngst herüber gebracht vom waldigen Gipfel des
Hochwalds,

Mütterlich aufnahm. Reizend erhoben sich junge Ge-
büsche

Aus dem lockerern Erdreich, wuchsen und wurden zu
Bäumen,

Hüllten die Rücken der Berge nun wieder in Nacht und
verbarren

Flüchtiges Wildpret und scheues Geflügel in ihre Gehege.

Also schmückte mit ihnen sich auch der reizende Sand-
fels

Den ich Euch singe, den einst die belasteten Fluten erschufen.
Ehrfurchterweckend steht er nun dort am Ende des Thales
Stolz und einsam, doch traulich von grünen Bergen
umringet,
Welche sich höher als er erheben, an Schönheit ihm weichen.
Seit Jahrtausenden prangt' er im Thale verborgen und
einsam,
Denn noch ward nicht von Menschen bewohnt die Grenze
des Sechslands;
Spät erst entdeckte der Zufall die Reize der bergigen Land-
schaft,
Welche den Sänger mit Ehrfurcht, mit Staunen den
Zrembling erfüllet.

Lehre, Natur, mich den hohen Gesang; o borge
mir Goethes
Leichten, gefälligen Pinsel und seine harmonischen Farben!
Lohn', o lohn' in mein Lied nur jetzt die rauschende Harfe
Stollbergs! könnt' ich so kühn mich schwingen, wie Nam-
ler und Klopstock!
Hätt' ich Wielands Vermögen, Gefühle mit Wahrheit
zu schildern!
Aber es befehl mir die Hand! — Ein mächtiger Genius
winket
Näher zum himmlischen Thal mich und stültert mit schmei-
chelnden Tönen
Muth dem Zaudernden zu. Schon täuscht die Sirenen-
stimme
Lokend mein Herz; schon folg' ich dem Zauber und wag'
es zu singen.

Sei mir gegrüßet, du freundliches Thal! o sei mir
gegrüßet
Hells, erquickendes Bächlein, das aus der duftenden
Waldnacht
Langsam rieselnd, geschmückt mit weißen Blümchen, da-
herläuft.

Lieblich

Versuch eines epischen Gemäldes. 75

Lieblieh erscheint es dem Wanderer im enge sich windenden Thale.

Niedrige ländliche Hütten umgeben sein Ufer und bunte
Duftende Wiesen, und Sträucher mit Beeren und Bäume mit Früchten.

Zappelnd durchgleitet das grünliche Wasser die bunte
Forelle.

Majestätisch erheben zur Rechten und Linken sich Berge,
Felsig, und hoch und steil wie Mauern. Du staunest sie,
Fremdling,

Ernst und erwartend setzt an, doch ploglich erfüllet Dein
Auge

Eine Dir fremde Gestalt, ein Fels, wie Glocken gerundet
Niesenmäßig, und einzeln, und steil, in keiner Verbindung

Mit den höheren Nachbarn. Wie Pyramiden Aegyptens
Steht er da, der Kreis, mit Tannen und Fichten bewachsen,

Höfzig, grau und bemoost, von Rizen und Schluchten
umgeben,

Dennoch malerisch schön; es glänzet der röthliche Kiesel
Bleich in der mächtigen Sandbank; der heitre azurene
Himmel

Hüllet sein Haupt in ätherische Pracht, das dunkle Gehölze

Schattet ihm traulich den alternden Nasen, und jugendlich
siehet

In der Grüne des Thals sein Fuß voll Erlen und
Buchen.

Sieh er scheint Dir die Grenze des lachenden Thales zu
schließen,

Über er schließet sie nicht; es windet sich breiter und
grüner

Dir zur Linken am Fuße des Felsen hin, fort zu dem
Berge,

Welcher von hier sich erhebt, ein Niese, prächtig geschmücket

Mit lebendigem Laub' und strozendem Nadelgehölze,
Hochwald genannt; auf seinen erhabnen und einsamen
Gipfeln

Steht

Siehst Du der Städte und Dörfer gar viel, sich's Schlö-
 ser und Burgen,
 Berge zu Hundert in Lausitz und Böhmen und Kettenge-
 birge
 In der blaulichen Ferne; dies ist des küniglichen Thales
 Sichere Grenze, denn hier am äußersten Fuße des Hoch-
 walde
 Leitet zur Rechten ein Pfad Dich zwischen Hütten und
 Felsen
 Unter das wüste Gemäuer des stillen, gereichten Döbners.

Komm hinan, erwartender Wanderer! Dir winket
 des edlen

Gottgeweihten Gebäudes demoostes und graues Gemäuer;
 Thor' und Thürm' und Kapellen für Ewigkeiten erbauet,
 Aber zertrübt und benaget vom hungrigen Zahne der Zeiten.
 Ungewitter zermalmeten die Häupter der Thürme, die
 Mauern

Beugen und wanken und rissen vom Forne des rollenden
 Donners.

Aber noch stehen die Mauern des Tempels, dem Grise
 geweiht;

Best und erweckend zur Ehrfurcht stehen sie da und ver-
 länden

Ihrer Jahre beträchtliche Zahl; sie bergen in ihren
 Inneren die Geister der alten Väter.
 Ueber sie raget im ältern Gewand' ein starrer Schloßthurm,
 Nur zur Hälfte noch stehend, heraus; schon steht er
 verwüstet

Wier und ein halbes Jahrhundert und trotz, mit Felsen
 verbunden.

Seiner Vernichtung; er schützte vor Zeiten ein mächtiges
 Raubschloß.

Dessen zertrümmerte Mauern jetzt Rasen und Bäume
 bedecken.

Wende den Blick nun zur Rechten, o sieh, was Men-
 schen vermögen.

Sieh den schaurigen Pfad dort hinter der hohen Kapelle,
 Ganz aus Felsen gehauen! Er fällt Dich mit frommen
 Erstaunen!

Wisse,

Wisse, dies haben einst Menschen vollendet; sie haben
 die eine
 Mauer der Kirch' aus diesem erzsehlischen Felsen gehauen,
 Haben, damit nicht das Haus des Herrn ein dumpfes
 Getöse
 Wiederhallte dem musikalischen Chöre, den Saiten,
 Oder dem hohen Gesange der Andacht, das eberne Felsstück
 Mit herkulischen Kräften durchwühlte, daß frey die Kapelle
 Ständ' und lieblicher tönte bey'm Klange der Saiten und
 Lieder.

Ehresucht erfüllte Dein Herz, dem heiligen Eifer
 gewidmet:
 Aber am Ende des dunkeln durch Felsen gebahnten Pfades
 Stimmet ein neues Gefühl, gemischt von Mitleid und
 Freude,
 Von Bewundrung und Verfall, Dein staunendes Auge
 zum Lächeln,
 Als Dein sandiger Führer, — ein Mann von erhabenem
 Schicksal,
 Reich an Kenntniß, der jegliches Plätschen und jedes Er-
 eigniß
 Welches des Felsen Geschichte betrifft, mit jaubrischer
 Euade,
 Mit untrüglichem Ernst und hohen Tönen erzählt; —
 Der das feine Geschick, das einst ein reizendes Mädchen
 Hier, wo selbst die Natur den Fuß des Felsen aespaltet,
 Zwischen den Klüften erfuhr, mit schalt'scher Warnung
 erfuhr.

Einst verweilte sich hier in diesen öden Revieren
 Sonder Besürchtung der nahen Gefahr ein frohliches
 Mädchen,
 Schön und feurig; aus ihren Geberden sprach Jugend
 und Unschuld.
 Cerales betrachtete hier die Schöne, von einer Gefährtin
 Nur begleitet, die Reize der hohen Natur, und die Reste
 Prangender Vorzeit, sah den Lemuel mit frommen Er-
 staunen.
 Als sie noch standen, und, diese Ruinen bewundernd,
 umhersah'n,
 Nah'

Nah' ein Jäger zum schenken der Mädchen mit bräu-
 siger Beberde,
 Welcher das einsam wandelnde Paar von ferne ge-
 wahrte,
 Raubte von ihren glühenden Wangen zwei schallende
 Küsse,
 Bat und flehte das Mädchen um Lieb und Erhörung mit
 Inbrunst! —
 Lebend entflohn die schüchternen Nymphen. Gefahr und
 Entehrung
 Sprach aus Nimrods funkelnden Augen. Sie trennten
 im Lauf sich,
 Ohn' es zu wollen, der Pfad nicht kundig, und eilten
 wie Rehe.
 Aber der Jäger war schneller als sie. Er fasste die
 Schönste
 Hastig beim fliegenden leichten Gewand' und freute sich
 wiehrend.
 Da ermannte noch einmal des Mädchens wankender
 Muth sich.
 Sträubend entkam sie dem Arme der Wollust, flüchtete
 leuchend
 Hinter den Tempel; so wollt' es der Jäger, er folgte voll
 Hoffnung
 Ihr ins Dunkel der bergenden Felswand. Also verfolgt
 einst
 Van am Ufer des Ladon die immer fliehende Syring.
 Aber auch ohne Verwandlung in Rohr ward das schüch-
 terne Mägdlein
 Nicht des schnell sie verfolgenden Waldgotts Beute; mit
 süßem,
 Raschen Entschlusse gewann sie die Spalt' und warf sich
 hinunter,
 Sonder Erbarmen, so schien es, ein Raub der zerschmet-
 ternden Felsluft.
 Aber die Mächte des Himmels beschützten die Heldin der
 Unschuld,
 Glücklich entkam sie der zwiefach nahen Gefahr der Ent-
 ehrung
 Und des Lebens; sie eilte gerettet von dannen, in-
 des sich

Nimrods

Rimrods wallendes Blut durch Staunen und Vergerniß
 kühlte. —
 Jungfernsprung nenne man seit dieser Epoche die rei-
 tende Spalte.

Siehe, sie führt Dich auf schmalen Pfade zu ern-
 stern Gedanken,
 Auf ein kahles Gemäuer, wo einst sich Räuber verborgen,
 Welche der Reisenden Haube, die hier vorüber nach
 Bohem
 Zogen, mit blutigem Schwerdt' erwarben; so nann-
 tens die Ritter.
 Aber der Vierte Karl zerstörte die Reste der Mörder.

Fluche den Platz, mit Schande bezeichnet! Doch mußt
 Du den eina-
 zelnen Pfad zurück mir folgen, mußt über die Spalte
 Nuchia Dich schwingen, und wandeln den Gang durch
 Felsen gehauen.
 Aber belohnt ist Deine Peshwerd' am lichteren Ausgang.
 Kaufte Gefühle von stiller Verwundung, von endlicher
 Menschheit
 Drängen sich jetzt in Deinen Füssen beim Anblick des
 Kirchhofs.
 Den die Bewohner des Dörfchens im Thal auf dieser
 Erhöhung
 Für der vollendeten Brüder und Schwestern Gebeine be-
 stimmten.
 Einsam schlummern sie hier, von Menschen in weiter
 Entfernung
 In den schaurigen Stunden der Nacht, doch öfter be-
 suchet
 Während der Helle des Tags als andere Saaten der Zu-
 kunft.
 Näher dem Himmel schlummern sie hier; es säuselt die
 Buche,
 Lieblicher rauschet die Linde den Schlafenden Hoffnung
 der Erndte!
 Horch! was leuchtet herauf dort hinter des Tempels
 Ruinen!

Welches

Welches Geflüster von Menschen dort hinter den Pfeilern
des Kreuzgangs?
Weinend begleiten sie ihn, den schwarz behangenen
Leichnam,
Seine Geliebten, den Greis, entrißen dem Lämmer hie-
nieden.
Schwer war euer Geschäft, ihr Träger! Doch sehn sie,
als hätten
Nichts die Schultern getragen: Ein Rüssel ländlicher
Kräfte!
Aber es hebt der hohe Gesang an. Melodische Chöre
Unackuselter Stimmen, zurückgetragen von Felsen,
Tönen das Todtenopfer dem schlafenden Vater mit
Andacht.
Eccanend versenken sie ihn ins Grab; die rollende Erde
Schließt die Szene der Wehmuth, und still, mit ruhi-
ger Zähre
Schleichen die Trauernden nun durchs öde Gemäuer von
dannen.

Wechsel verführet das Leben. Nur wenige Schritte
geleiten
Dich zur Wohnung der Freude; dort wo am Rande der
breiten,
Von den jähesten Felsen umringten Ebne die Väter
Zurauß längst schon ein Haus für müde Wanderer erbauet,
Wo der tapfere Churfürst Johann George der
Zweit' einst —
Für die Nachwelt ist hier sein Nam' in den Felsen ge-
bauet —
Fröhlich verweilt' und dieses Gebirges sich väterlich freute.
Hier gemüthet das Herz des Fremdlinges der süßesten Ruhe,
Welches so voll ist von hohen und nie empfundenen Ge-
fühlen.
Hier verweilt sich oft die Freude; hier rauschen die Gläser
Durch die frohlichen Reiben; hier ängelt das liebende
Mädchen
Ofneteres Herzens als sonst dem hoffenden Lieblich' ent-
gegen. —
Ploßlich erschreckt das weibliche Ohr ein rollender
Donner!

Horch,

Horch, o Fremdling, er rollt noch einmal! Ist's Wahr-
 heit? Ist's Täuschung?
 Majestätische Täuschung! Den Schall des ehren Ge-
 schosses
 Leit'et Echo durchs Thal, und wirft ihn von Felskluft zu
 Felskluft.
 Eilend durchläuft er den zälgigen Gürtel von hohen Ge-
 birgen.
 Lobend und rosend beginnt er die Bahn, entfernt sich
 gemacher,
 Murrend — und bebet — und schweigt — —

Einmal folge mir noch zum höchsten Gipfel des
 Berges:
 Hier erblickst Du des Kaisers felsigen Stuhl und sein
 Bett
 Zwischen Gestein; hier ruhte der Fürst einst, müde vom
 Steigen.
 Hier verschönte die Spitze des Berges ein kleines Ka-
 pellchen;
 Keiner erhob sich von hier das Herz der geistlichen Väter
 Im Gebete zum Himmel und Andacht wehte das Ave.
 Prächtig erblickst Du hier ringsum das Theater von
 Bergen
 Welches den stillen Dybin in traulicher Rundung um-
 ginaet.
 Siehest allein gen Norden das Land in weiter Entfernung,
 Berg' und Thäler und Häuser, ein isolirtes Gebirge,
 Landeskrone genannt, die Stadt der Brüder, und Jittau;
 Näher das reizende Thal, den Bach, das Dörfchen, den
 Steinbruch;
 Ueberall Pracht der Natur und Anmuth und fleißige
 Menschen,
 Welche Dir Zwerge hier dünken. — O Freund, mit
 stummer Entzückung
 Wähnst Du von höherer Macht auf diesen Olymp Dich
 gezaubert! —

Weile dann hier, und laß Dir des Greises Schif-
 sal erzählen.
 Oft erfuhr er des Krieges Gerdusch; es waren einst Jäger,
 Räuber

Näher und Pflafer sodann, nach ihnen betende Mönche
Seine Gebieter; und jetzt ist er die Wette des Friedens,
Zittaus Stolz, und die Zierde seiner Gebirge, besucht
Fast von jeglichem Fremdling, der diesen Fluren sich nähert.
Lange noch stand er verborgen, nachdem ihn die Gluthen
erschaffen.

Strand und schmückte sich aus mit majestätischen Bäumen,
Welche den Bär, den gierigen Wolf, und schüchterne
Füchse

Sammt den Trägern des stolzen Geweihs ins Dunkel
verborgen.

Einst verfolgten die Jäger des Ritters und Freyen von
Berka,

Duahl genannt, schon Stunden ein Ungeheuer von
Bären.

Den sie aus Böhmens unendlichen Wäldern herüber ge-
trieben.

Angstvoll strebte zur Höh des Dybins der zottige Brum-
mer,

Über vergebens glaubt' er sich hier gesichert. Die Jäger
Eilten ihm nach, und schlugen den Armen mit Jauchzen
zu Boden.

Al- sie vom Worden und Laufen ermüdet rings um sich
her sahn,

Fühlten die rauen Männer ein ungelanntes Entzücken
Ueber die reizende Gegend; sie weilten in diesem Reviere
Bis sich die herbstliche Sonne den westlichen Bergen ge-
nähert.

Welch ein lieblicher Ort, o Herr! so riefen sie freudig,
Als sie dem edeln Besitzer des Hauses den Bären hin-
warfen.

Welch ein Fels! nie sahn wir ihn schöner! Dort wollst
Du ein Jagdhaus

Uns zu bauen erlauben, darin zu nachten und traulich
Aufre ländliche Kost nach langer Jagd zu verzehren.

Komme Du selber hinan. Gereut Dichs, Ritter, des
Bezugs.

Siehe, so wollen wir fürder nicht Deiner Gnade mehr
werth seyn.

Duahl vernahm die Rede der Diener. Begym
Schimmer der goldnen

Morgenröthe bestieg er sein Ross, und sprengte von
dann.

Seine Getreuen ihm nach; sie jagten über den Hochwald.
Da erblickte die Schaar den Fels, der jenseit des Thales
Majestätisch und einsam in Pyramidenform da stand.
Ritter, der ist, so riefen die Jäger; ihm klopfte der Busen;
Eilender flog er zur Tiefe hernieder; der schäumende
Rappen

Ruhete nummehr, und Duahl erküeg den Gipfel des Berges.
Staunend stand er, und dankte den Knappen — und als
sich sein Auge

Lang' erschiet am Meisterwerke der Schöpfung, bestieg er
Wieder sein Ross, vertieft in Gedanken, und sonder Ver-
weilen

Ließ er nach Eitte der Zeit ein holzernes Haus hier erbauen.

Etliche Zeit stand dieses Gebäude, so lautet die Sage,
Ward vom Zahne der Zeiten vergehret, und als es bey
zwanzig

Jahren wüßte gelegen, erbauten es Ritter aufs neue,
Ritter, dem Rahmen nach nur, geneunet die Herren von
Burgberg.

Welche von dieser natürlichen Festung mächtig geschützt
Jeglichen Fremdling beraubten, der diesem Gebirge sich
nahte.

Also wurde das friedliche Jagdhaus Räubern zur Frey-
statt.

Fast ein halbes Jahrhundert entehrte den zürnenden Felsen
Diese Bestimmung; sein Haupt ward mit der Beste belastet,
Trug den Wachtthurm der Feigen, es ruhten auf Schul-
tern und Hüften

Ehorne Thor' und Stangen, dem Feinde den Zugang zu
wehren.

Oft bekam er andere Herrscher, oft ward er erstiegen
Durch verräthrische Hülfe; doch meistens blieb er die
Freystatt

Wüthlicher Mörder, und seine Best' ein schändliches
Raubnest.

Endlich ergrimmete der König der Böhmen. Die
 Frevler verhöhnten
 Selbst des Fürsten Befehle, dem ganzen Lande gegeben.
 Rüstet, so sprach der mächtige Karl zu seinen Getreuen,
 Rüstet euch schnell, und eilet die Burgh Dnbin zu ge-
 winnen,
 Weil sie in Böhheim und Budsez, zur Schande des Für-
 sten, Verderben
 Auf Verderben bereitet! Euch helfen die Städte des
 Sechslands.
 Wohlgerüstet zogen die Schaaren von dannen. Sie tobten
 Lang' umsonst am Fuße des Berges. Ein Hagel von
 Steinen
 Tödtete viele der Tapfern; doch endlich, nach tausend
 Gefahren,
 Nach den blutigsten Szenen erliegen die Männer die
 Feste,
 Jagten die Räuber heraus, und schlugen sie muthig zu
 Boden,
 Oder sie stürzten sich selbst hinab in endlose Tiefen.

Wenige Jahre verflossen, so wandelte freundlich das
 Schicksal
 Diesen blutigen Schauplatz des wilden Kriegesgetümmels
 Um zur heiligen Stätte, zur stillen Wohnung der Mönche.
 Damals nahm noch in seinen Fluren den heiligen Vater
 Gallien auf. Einst reiste zu ihm der Kaiser und küßte,
 Nach der Sitte der Zeit, ihm willig den goldnen Pantoffel.
 Ihn umgab der Hosiinne Schaar, und jealicher Orden
 Eiferte mit dem andern die Andacht des Fürsten zu fesseln.
 Einem gelang's, dem, der vom Himmel den prächtigen
 Namen
 Kühn entlehnte, dem einsamen Orden der Celestiner.
 Müde des Herrschens begab sich ihr Stifter der dresen-
 chen Krone,
 Floh in die Wüsten, und weichte sich betend der Stille
 der Berge.
 Lieblicher tönte die Messe von Celestiniern gehalten
 Karln dem Vierten; er nahm von den Brüdern des glük-
 lichen Ordens
 Etliche mit sich ins heilige Reich und gelobte dem Stifter,
 Seinen

Seinen Getreuen in seinen fast unermesslichen Staaten
 Reizende Wohnung und Fülle des Reichthums zu eigen
 zu geben.
 Aber sie suchten lange vergebens und fanden ihn nimmer
 Jenen versprochenen Wohnplatz, welcher durch Anmuth
 und Stille
 Drauf den Orden der Cölestiner zu pflanzen geschickt war.
 Endlich, an Böheims äußerster Grenze, im einsamsten
 Winkel,
 Von Gebirgen umringt, doch erhaben, da, wo sich der
 Hochwald
 Zwischen Böheim und Augusts blühende Staaten ge-
 setzt hat,
 Fanden die Brüder der Hoffnungen Fülle; sie eilten mit
 Jauchzen
 Hin zum Vater des Landes, der ihnen das heilige Gelübde
 Freudig erfüllt und ihnen den Fels zu eigen dahinaab.
 Bald erheben sich nun die Mauern des reizenden Klosters.
 Neben den Mauern der räuberischen Burgh erbauten zu
 hundert
 Thätige Hände mit Riesenkräften die heilige Kapelle.
 Alles gewann den glücklichsten Fortgang. Nach Jahren
 voll Mühe
 Ward vollendet der Bau, das Kloster dem Geiste geweiht.
 Zwölfe der Brüder begonnen das Werk in himmlischer
 Eintracht,
 Reichlich beschenkt vom Kaiser und von der Milde der
 Frommen;
 Herren von Dörfern, von Aekern und Wiesen und Lei-
 chen und Wäldern.
 Sanft verfloßen die Jahre. Geseget, einsam und stille
 Wandelten hier die Gewächten die Pfade des einsigen
 Eüsters.
 Reich an Gütern, bedurften sie nicht der Gaben des Land-
 manns.
 Wohlthun war ihr hohes Geschäft; des Pilgers, der
 'vormals
 Oft, von Räubern verwundet, hier seine Haabe verloren,
 Irrendlich zu pflegen, dies war der frommen Väter Ver-
 gnügen.

Zwey Jahrhunderte flossen dahin. — Doch, alles ist endlich!

Dunkel der Ordensgenossen, erkalteter Eifer des Thrones
Und veränderter Glaube bewirkten das Ende des Eristes.
Schon sind wieder seit dieser Epoche mit eilendem Laufe
Zwey Jahrhunderte und drüber verflossen.

Aber noch standen die festen Gebäude; noch tönten
die Glocken
Von den steinernen Thürmen mit unaussprechlichem
Böhlklang.

Ein Jahrzehend und drüber standen sie noch, als der
Sturm einfiel
Hintern Gebirge herauf ein blitzschwarzes Gewölke
Mit Getöse dahertrieb als wolle' er den Niesen zertrüm-
mern.

Siehe, sie brach die belastete Wolke, sie stürzte mit Allkraft
Platz auf Plätze hernieder! Von allen Seiten entflammten
Diese die Mauern und überall strömte die Flamme gen
Himmel.

Welschlich entdeckten die Funken das tiefverborgne Pulver,
Das zum Schutze der Veste bestimmt war, durchwühlten
die Fässer.

Himmel! da flog mit wütendem Krachen hinauf zu den
Wolken,

Krachend ihm nach entstürzten die Mauern der schauri-
gen Höhe

Nieder zur Tiefe des Thals; da tour' in dem Zirkel der
Berge

Echo das wilde Getöse zurück, wie rollender Donner,
Welcher die Küste mit Stürmen ununterbrochen durch-
kreuzet.

Also verwüstete schrecklich die Wohnung des Friedens das
Schiffsal,

Und es währte die Einfalt des Volkes, ob habe der Richter
In den Gebäuden die Schmach der verachteten Väter
gerochen.

Noch verschonten die Flammen der Mauern viele;
noch prangte

Mit den Fierden der Pfeiler der Tempel; es standen noch
viele

Nützliche Häuser, Kapellen, Gewölber und Wasserbehälter.
Über die grause Verwüstung des dreißigjährigen Krieges
Breitet' auch hier den wüthenden Arm aus. Ziehende
Schaaren

Vargen sich hier, und stolze Koberten, abtrünnig dem
Führer,

Schlugen ihr Lager hier auf, beraubten die Trümmer des
Eisens,

Das sie da fanden, zerstörten Gemächer aus Bosheit und
Hölle

Prächtiger Bäume gar viel, der starrenden Räfte zu wehren.
Keine Sache von Werth, die noch die Mauern verbargen,

Ward den Entlauffenen oder den streifenden Schaaren zur
Beute.

Sichrer zerstörten nun stürmende Winde die lockerern
Lände,

Treper durchwüßte der Schnee und der Regen die wanken-
den Mauern

Endlich erzürnte Natur sich noch einmal, und drohte
Verderben,

Denn es trennte sich einst — schon ist seit dieser Epoche
Mehr als ein Jahrhundert verfloß — ein Felsen vom

ändern.

Wüßlich erbehte das Thal, der Fels und die näheren Berge
In den Stunden der Mitternacht; es wehte kein Lüftchen;

Freundlich gukte der Mond durchs öde Gemäuer; die
Sterne

Blinkten so lieblich, kein Blitz fuhr fernher vom Himmel,
kein Sturm braust'

Näher dem Felsen; es pranate die Zier in heiliger Stille.
Grausender schute darob der Knall; die Schlummernden

fuhren
Auf vom Lager und sprangen aus ihren Hütten im Thale,
Um das Wunder zu spähen; — da bebten die Berge noch

einmal,

Rollender war das Getöse nunmehr, und dauerte Minuten.
Aber nun schwieg's auf immer. Kein Knall ward ferner

gehört.

Und in gänzlicher Stille verfloß die liebliche Maynacht.
Hierig bestiegen beim kommenden Strahle der Mor-
genröthe

88 Der Dybin. Verf. eines epischen Gemäldes.

Einige Bewohner des Dorfs den Berg; da fanden sie
 Rechts der Treppe zur wüsten Kapelle geborsten die Fels-
 Mitten entzwey von oben bis unten; noch spielte der
 Tief im Innern erschüttert vom wiederhallenden Knalle
 Waren ihm nach die Mauern geborsten; es stürzte der
 Mit Getöse herab und schlug in Trümmern das Bethaus,
 Welches noch stand; auch wankten die Mauern der klei-
 Stürzten herunter, begruben den Pfad in ihren Ruinen.
 Siehe dies war das Toben in mitternächtlicher Stille
 Unerklärbar der Einfalt und schreckliche Dinge verständig.

Aber seitdem genoss Dybin der friedlichsten Ruhe.
 Zwar es naget die Zeit mit unerfättlichem Zahne
 Am Gemäuer und drohet Verwüstung im spätern Jahr-
 Doch, schon sorgen für dich, Dybin, die Väter von Zittau,
 Sezen dem Untergang Ziel und schützen deine Geliebten
 Die dich besuchen, vor jeder Gefahr und schauernder
 Laß uns, Erhalter der Wesen, noch lange die Fierde von
 Südlichen Bergen in seiner Schöne besitzen; noch prange
 Durch Jahrtausend' erhaben dies Denkmal, bis, Vater,
 Einstens den Erdball, zu neuer Schöpfung erkohren, zer-
 trümmert.

IV.

B e n i a g e n.

A.

Auszug aus dem Nahmenbuche des Dybins.

Dieses Nahmenbuch, in das Fremde, nach Belieben auch Zittauer, ihre Nahmen, wenn es ihnen gefällt, einschreiben können, ist erst seit eils Jahren vorhanden. Ich habe mich bereits in der Vorerinnerung erklärt, daß ich aus sehr triftigen Gründen nicht das ganze Nahmenverzeichnis abdrucken lassen konnte. Der Leser findet hier einen Auszug davon. Der dabey vor Augen gehabte Zwel ist ebenfalls in der Vorerinnerung berührt worden. Wenn aber ja hier oder dort ein Nahme unrichtig gedruckt seyn sollte, so wird man mir dies verzeihen, da manche Hände sehr unleserlich sind, und bey Nahmen keine auf Wahrscheinlichkeit gegründete Voraussetzung statt findet. Uebrigens sind die bey einigen Nahmen geäußerten Auslassungen des Wohlgefühls über die Schönheit des Dybins die Belege zu meinem Panegyricus, und die besten Beweise, daß ich nicht zu viel gesagt habe.

1781.

den 12. Jun. Joh. Valent. Mayer aus Hamburg,
nebst s. 3. jähr. Sohn

Joh. Christ. Ueberson a. Danzig

3 3

den

den 16. Jul. Julien *Guillot*, Neg. de Lisbonne
 „ „ *Riversitz*, Neg. de Nantes

1782.

- 12. Jun. Graf von *Baudissin*.
de Marshall.
 von *Römer*.
- 19. „ D. *Gehler* aus Leipzig.
- 16. Aug. Kammerherr von *Hersdorf*, nebst Gem.
 geb. Gräfin v. *Pfeil*.
Frhr. v. Gutschmid, Ch. S. Hofrath.
W. Frhr. v. Gutschmid, Ch. S. Reg.
 Assessor.
- 30. „ v. *Alvensleben*, Königl. Preuss. außerord.
 Gesandter am Ch. Sächs. Hofe.
- 14. Sept. Prof. *Leske* aus Leipzig.

1783.

- 24. May. Gebrüder v. *Jeyschwitz*, auf *Taubenh.*
u. Waselitz
 Die sämmtl. v. *Seynitzl. Jam.* auf
Heynitz
- 27. „ *de Watteville.*
- 12. Jun. Geo. William *Horne* aus England.
Heinr. Gr. v. Einsiedel.
Dietr. v. Miltitz.
Joh. Gr. Fr. v. Watteville.
- 6. Aug. Chr. Ludw. *Boxberg*, Oberpost. Comm.
 aus Leipzig
- 22. „ A. C. *Knispel* aus Surinam.
- 3. Sept. C. C. H. *Koß*, aus Leipzig.

1784.

1784.

den 9. Jun. L. F. Baron d' *Ungern Sternberg* de Li-
vonie.

C. G. R. Baron d' *Engelhardt* de Li-
vonie.

• 5. Aug. Louis Benj. *Pyrlaeus* d'Anglette.
Louis Frederic *Schmuz* de France.
Jean *Roederer* de France.

• 1. Sept. Probst *Teller* aus Berlin.

• 23. • Hans Carl Gottlob v. *Schweinitz* aus
Schlesien.
Franciscus *Place* D. M. Anglo — Ebo-
racensis.

• 26. • Franz Ant. *Tulko* di Lipsia.
Iver Christian *Thorning* — — Co-
penhagen.

• 30. • Heint. Graf v. *Brühl*.
Laura Gräfin *Brühl*, geb. v. *Minucis*.
Joseph *Ehrlinger* von *Ehrenthal*,
Maj.

• 18. Oct. Jean *Raillard*, de Bale.
De *Watteville*, de Berne.
Jaques Christ. *Receveur*, de *Montbeil-*
lard, demeurant à *Neuwied* sur
le Rhin.
Abraham *van der Schilden*, de *Bordeaux*.

1785.

• 29. Apr. Joh. Fr. *Matthäi*, Gen. Acciscem-
isarius im Marggr. Nieder-
lausiz.

- den 23. u. 26. May. John *Hartley*, England. f
 — I. H. *Andresen*, Hierruhut. } Lehrer
 — C. B. *Garven*, Hannover. — } am Pa-
 John *Gumbold*, Engl. — Ant } dag. zu
 Benj. *Hühner*, Schles. — Pet. } Niesky.
Treskow, Norwegen. — Fr.
 Benj. *Reichel*.
- 26. May. Thom. *de Rode*, Anglois.
 Fredr. *de Pfeil*, de Silesie.
- 29. • Hans Heint. *Fäpfein* aus Basel.
 Dav. Nic. *Cosart*, aus Montinirail in
 der Schweiz.
- 9. Jun. Peter *Morbnier*, aus England.
- 14. • Joh. Dan. *Römer*, aus Königsberg.
 Pieter *Wallis* — — aus London.
- 2. Jul. Jean *Raillard*, Graveur de Bale.
- 23. • Maximiliane Fr. v. *Czettritz*, geb. v.
Senfft.
- 8. Aug. Carl Aug. Carl Friedr. und Carol. von
Seydewitz
 Aug. Willh. v. *Bomsdorff*, Churf. Kam-
 merherr und Obersier d. Infanterie.
- 10. Sept. Heinrich d. XXV. Gr. *Reuß*.
- 11. • Jonathan *de Briant*, aus Stockholm.
- 22. • Welf Chrsin. v. *Schönberg*, Landes-
 hauptmann und Kammerherr.
- 25. • Joh. Fr. Zachar. *Zeidler*, Stifts-Cam-
 merrath in Budissin.

1786.

- 19. May. Amtm. v. *Büderwald* aus Dänemark.
- 16. Jun. Matthys *Beuningh* aus Amsterdam.
 D. u. Huth. *Kaufmann* in Herrnhut,
 aus der Schweiz.

den

den 15. Jul. Msr. *le Comte de Vibrage*, Ministre de France à la Cour de Saxe.

Le Comte de Gondrewart, Officier françois.

- 23. • Gottfried Winkler aus Leipzig.
- 28. • Joh. Ad. Giller, Herz. Curl. Capellmeister.
- 29. • Paul v. Devay, Obristlieut. v. K. K. Esterhazischen Hus. Reg.
- 29. Aug. Anselmo Ujebely, Kais. Regl. Pfr.
- 29. Aug. Friedr. Germanus Lüdke, Pred. an d. Nicolai- u. Klosterkirche zu Berlin.
- 8. Sept. C. A. Melich, Gen. Acc. Com.
- 12. • Joh. Werh. Greve, aus Hamburg.
- 15. • I. Renatus von Laer aus Amsterdam.
- 27. • Heintr. Grf. zu Dohna.
- 10. v. d. Breling, aus Dresden
- 11. Oct. Heintr. v. Cervini.

1787.

- 19. Mar. Jul. Fr. von Tschirsky und Boegendorf aus Schlesien.
- 30. • C. Fr. Grf. v. Pfeil, aus Schlesien, Königl. Preuss. Justizrath.
- 1. Jun. Wenzl. Freiherr Janowsky von Janowitz.
- 13. • Franz Anton Gilowsky von Urazowa aus Wien.
- 15. • Gottfr. Ernst Böhmer, D. A. Advoc. u. Raths-Aelt. zu Budisin.
- Groß und wunderbar sind die Werke des Herrn, und wer ihrer achtet, hat eitel Lust daran &c.
- 18. • M. Poorten, aus Riga.

den

- den 20. Jun. Joh. Rud. Peyer, aus Strassburg.
- 23. • Welf Ludwig von Dammig.
I. A. G. v. Nostitz Drzewicky, des Für-
stenthums Göriz Landes-Commiss.
und K. K. Rammesier.
- 14 Jul. Kriegsrath von Farenheid aus Ost-
preußen.
- 18. • Joachim Gr. v. Dacha, K. K. Räm-
merer u. Appellationsrath in
Prag.
Joh. v. Ranta, K. K. Apell. Rath.
Joseph Antonius de Scotti du Casfano,
Mediolanensis.
Johann Ranta, Philosoph von Prag.
Franz Dacha, von Prag.
- 14. Aug. Le Comte de Knebt, Ministre de Dan-
nemare à la Cour de Saxe.
- 17. • Kammerjunker v. Gersdorf aus
Grèdiz.
- 21. • Siegm. Leschinsky aus Ungarn, von
Nord-America.
- 6. Sept. E. W. v. Serber, Churf. Geh. Rath.
- 6. Oct. E. Geo. v. Zeithausen aus Schiefen.

1788.

- 10. Jun. Chrph. Gottlob Breinkopff, Buchh. a.
Leipz.
- 24. • Aug. Schwalb aus Hamburg.
- 1. Aug. Anton Ernst Klarfing, Profess. Antiqu.
Sacr. Lips.
- 27. • Hier. Burckhardt aus Basel.
- 1. Sept. Wilh. Aug. v. Just, Churf. Cere-
monienmeister.

den

den 18. Sept. Losgerissen von Geschäften,
 Heiter, mit verjüngten Kräften,
 Neu belebtem Muth, —
 Mit verdünntem Blute,
 So wie Menschenkinder sollen sehn,
 Trafen allhier Nachbenannte ein,
 Handen vieles wahr,
 Ja, noch mehr sogar,
 Was Herr Schmid in seiner Lehre
 Von des Hellsens Oywins Ehre
 Drucken lassen:
 Nur der Mentor wähnt, daß dessen Ziel
 Von ihm hatte geschrieben zu viel.

Heinrich Gottlob Modrach, Advoc.
 nebst Gattin, und der Familie
 Crudelius, sammelt. aus Görlitz.

10. Oct. Hans Wied.
 Johannes Finck.
 Jörgen Kastrup Hamerum.

1789.

2. May. Jacob van Vleck aus Neu - York in
 Nord America
 Chr. Ludw. Benzien aus Salem in
 Nord Carolina N. America.
 Dietrich von Miltitz aus Meissen
 Fr. v. Rechenberg auf Ober - Hals-
 bendorf.
 Heint. v. Schönberg, auf Weiß Salla.
 Ludw. v. Götz auf Trattlau.

15. L. W. J. v. Schrenckheil und Grups-
 penberg auf Bellmannsdorf.

11. Jul. C. F. W. v. Gavel aus Liesland } vor der Ab-
 Fr. L. v. Gavel — — } reise ins
 H. G. v. Gavel — — } Waterland.

den

- den 11. Jul. Jul. Henr. Eleon. Comtesse v. Pfeil.
 Susanne Charl. Fri. v. Herzdorf, so
 24 Jahr in Amerika gewesen ist.
- 15. • v. Zetzschwitz mit f. 4. Söhnen.
- 22. • Müller aus Kopenhagen
 Leijlgaard aus — —
 N. Brinck Haest, aus Kühren.
 Fridrique Benigne Pfenninger } aus
 Johanne Magdlene Baudis. } Herrn.
 Magdlene Elisabeth Garzen. } put.
 Anne Sophie Geisler.
- 5. Aug. Fried. la Trobe aus England.
 Wilhelm Beck aus Oetha.
- 14. • Banquier Levy aus Berlin.
 Buttman aus Frankfurt.
- 3. Sept. Heint. Friedr. Laurin aus Dresden,
 Kupferstecher.

1790.

- 25. Januar. C. Fr. v. Niebrhoff
- 6. May. H. C. d'Ensiedel.
- 25. • D. J. Gotthold Tralles aus Hirsch-
 berg.
- 6. Jun. Ludwig Graf v. Pükler nebst Gemalin
 Clementine v. Pükler, geb. Gr. v.
 Callenberg.
- 7. • D. C. Ottob. Compas, Consul Ca-
 ment.
- 17. • E. A. R. v. Kyow, Amtshauptmann,
 nebst Familie.
- 23. • T. C. F. v. Selgenhauer aus Curland,
 (Königl. Lettischen Kreises.) Es
 esina Yums Draugs. — v. 8. Apr.
 1790.

den

den 23. Jun. G. A. Naumann aus Dresden.

• 6. Jul. Heint. Geo. Winiger, aus Krossen in
der Grafsch. Waldek.

• 22. • C. Arhr. v. Schmieden.

• 25. • Hier wo Natur im Unschuld-Kleide

Uns wild und reizend war!

Hier, wo der ganze Werth der Freude,
Vermäht mit augenscheinlicher Gefahr,

Uns drohend zu den Felsen führte;

Hier, wo das donnernde Geschütz die Luft
berührte,

Sind wir versammelt freundschaftliches Paar

In diesem neunzigsten Jahr.

Dies schrieb ein Freund ins Buch der schau-
dernden Natur:

Und gieng, und flog aus dieser wilden Flur.

Johann Carl Weichelt v. Nostitz, nebst
Gemahlin und Gesellschaft.

• 21. Sept. Berm. Ar. v. Siegroth, geb.

v. Tschammer.

Comtesse Elisabeth v. Pod- aus
dowsky. Schlesien.

Comtesse Soph. Fr. Elis.

Eleon. v. Pfeil.

• 26. • Hr. Mart. Koch, Kaufm. in Riga.

den 28. bis 29. Sept. Carl August Herzog v.
Sachsen Weimar

Colonel Chas. Gordon, Officier Anglois.

Hartshelman von Weimar, Ingenieur
bey Sr. Durchl.

den 1. Oct. Heinrich 54. Graf v. Reuss.

• 4. • Gay Brett, aus Bath in England.

Graf v. Meden aus Berlin, nebst Gräfin.

H. Comte de Blumenthal de Berlin.

Le Comte de Meden de Berlin.

1791.

den 19. März. Chr. Gottlob *Vollack* aus Leipzig.• 15. Apr. Ad. Ferd. Gr. v. *Manteufel* aus Cur-
land.• 19. • Peter August von *Schönberg* Churf.
Sächs. Hausmarschall zu Dres-
den.*Caroline Solms.**Jeannette v. Schoenberg.**Kleist.**γρηγορ ανδρας βεχ.**Γεαφ ωφρανεγγ.*• 27. Apr. *Oybinum scandens hic parvum cernis*
olympum:
Quisquis ades, cernis numen adesse
*loco.**Carolus Augustus Boettiger, Gymn.*
Bud. Rector.• 28. • Hans Caspar von *Sa* en Service
Pen. de S. Altesse
le Prince de
Carl von Carlowitz. Deslau.• 26. May. Ulrich Kaufmann, Rathsherr und
Kirchenpfleger aus d. Schweiz.• 8. Jun. J. C. G. *Erleben* und P. *Erleben.*• 11. Jun. Fr. Ernst von *Gablentz*, Regierungs-
assessor aus Dresden.*C. von Uffel, desgl.*• 14. • Wilh. Gottlob *Becker*, Prof. aus Dres-
den.

ten

den 25. Jun. Zum zweytenmal konnte ich, Dyrwin, dich grüßen.

Zum zweytenmal auf deinen Höhen
Die Wunder der Natur, und was, trotz
Hindernissen,

Des Menschen Fleiß vermochte, sehn!
Da rief ich aus, vom Zauber hingerissen:
Welch Hinderniß, o Kunst! hat dir nicht
weichen müssen!

Natur, Natur wie bist du schön!

Adolph von Noftiz und Laenkendorf

Domh. u. Finanzr.

Henriette Noftiz, geb. Bose.

Karl Heinr. v. Beschwitz, Landesalt.

Peter Leopold Herrmann, ein Knabe.

• 5. Jul. Nicolas Graff Kobary, Rittm. v. Esterhazy.

Gottfr. v. Wolf, Lieut. v. Esterhazy.

Joachim Graf Pacht, R. R. Kammerherr.

Francois C. Pacht.

• 8. • Friedr. Ant. von Reizenstein, Lieut. v. d. Garde.

• 16. • J. Ludw. Fr. Zinn, Kaufm. v. Kopenhagen.

• 18. • Ernst v. Schulz, aus Breslau.

J. Aug. Nying, Hof- und Criminalrath
a. Bresl. Mirabile dictu!

• 25. • Dorothea, Herzogin zu Cur-
land und Sagan.

Julie de Pieringhoff.

Elisabeth v. Rutenberg.

Graf zu Solms.

Charlotta von der Recke, ge-
borne Reichsgräfin von
Medem.

In
Gesell-
schaft.

- den 25. Jul. Graf Christian Philipp Clam v. Gallos.
 Adalbert Freyherr Birschin, von Prag.
- 31. • Natur giebt Schönheit hier, und Ruh.
 Vertrauten Scherz, bescheidenes Lachen,
 Und, um den Spasß vollkommen zu machen,
 Den Freund Schulmeister dazu.
 Carl Friedrich Kretschmann.
- 16. Aug. Mr. *Rushout*. } aus England.
 Mr. *Archer*. }
- 5. Oct. Amalie von Dose, Stiftsfräul. zu Soest
 in Westphalen.
- 18. • Friedrich Philipp Braunbebens, von
 Hamburg, vidi et admiror Mira-
 culum Naturae.
-

B.

Kaisers Karls IV. Stiftungsbrief für das Kloster aufm Oybin vom Jahr 1369.

*In Nomine Sanctae et individuae Trinitatis feliciter.
Amen!*

Karolus quartus, divina favente clementia Romanorum Imperator, semper Augustus et Bohemiae rex, ad perpetuam rei memoriam. Etsi de innatae nobis benignitatis clementia, et attributae nobis divinitus Regiae dignitatis officio, curam omnium gerat nostra serenitas, ad hoc tamen diligentiore solertia rite dignatur intendere, qualiter ad laudem Dei et divini cultus augmentum eorum, qui spretis mundi blanditiis, et transitoria voluntate contempta, sub regulari observantia Deo jugiter serviunt, nostrae provisionis officio, status et virtus feliciter augeatur. Sane attendentes odorem famae laudabilis, et bonae conversationis studia, quibus ad honorem Dei ordo beati Benedicti, sub statutis Sancti Petri confessoris, Papae Coelestini quinti claret ubique, et autore Domino, continuis devotionum proficit incrementis, ad ipsius ordinis dilationem et incrementa felicia, tanto inclinamur attentius, quanto certiore spe et virtuosius operibus et devotionum studiis, quae aguntur in illo, nostrae et progenitorum nostrorum salutis confidimus compendia procurari. Igitur non improvide neque per errorem, sed animo deliberato, maturo Principum, Baronum, Nobilium et Procerum Regni nostri Bohemiae accedente consilio ad honorem

et reverentiam omnipotentis Dei, Sancti Spiritus, beatæ Mariæ virginis, Sancti Wenceslai Martyris, et Sancti Petri confessoris, Institutoris dictæ Religionis postea Coelestini, autoritate Regia Boëmiæ, in castro nostro Oybin, infra regni nostri Boëmiæ limites, et in Pragenſi dioecesi situato, novum monasterium ordinis prædicti fundavimus, fundamus, ereximus et erigimus, cum omni jure, honore, privilegio, libertate et decentia, sicut cætera monasteria dicti ordinis alibi erecta seu fundata noscuntur. Decernentes, quod area in castro modo prædicto, in quo monasterium prædictum erigitur, fundo, usibus, officinis et necessitatibus monasterii prædicti immediate subserviat et subiecta sit omnimodo Ecclesiasticæ libertati, et subsit etiam atque incorporatum existat idem Monasterium venerabili Monasterio Sancti Spiritus de Sulmona, principali monasterio sancti ordinis sicut cætera alia monasteria dicti ordinis sunt subiecta, incorporata et unita eidem. Castrum vero prædictum nostri et ejusdem Coronæ Regni Possessionî, proprietati, titulo honoris et usibus in perpetuum reservamus, Area præfata per nos dicto ordini et Monasterio Sancti Spiritus de Sulmona donata, concessa et incorporata eidem duntaxat excepta: quam sicut præmittitur, plena volumus et integra Ecclesiastica libertate gaudere, et idem castrum reservatum, ut præmittitur matura deliberatione prævia fratribus ordinis supradicti, qui in provincia degunt ibidem, et eorum Successoribus, autoritate Regia Boëmiæ, ad nostrum et hæredum, ac Successorum nostrorum Regum Boëmiæ beneplacitum, de certa nostra scientia duximus committendum; Et ut fratres prædicti ordinis degentes ibidem

dem ſucceſſivo tempore proviſione congrua ſuſtententur, animo dotandi, et dotis nomine monaſterio praedicto in perpetuum bona infra ſcripta, videlicet villam Herwigsdorff vulgariter nuncupatam, conſiſtenteſſe prope Zittauiam, et allodium Drozendorf, (Draufendorf,) cum ipſorum villae et allodii juribus, redditibus, dominio, proventibus, libertatibus, et pertinentiis univerſis, prout eadem haecenus habuiſſe et poſſeſſiſſe dignoſcuntur, libera et exempta donavimus, conceſſimus, donamus, concedimus, appropriavimus, unimus, incorporamus et inſiſceramus. Et eadem bona cum omnibus ſuis pertinentiis, praedictis et omnibus collectis, ſteuris, tributis vectigalibus, angariis, par-angariis, oneribus realibus ac perſonalibus, quibuſcunque nominibus appellari valeant, Borna Regio Boemiae duntaxat excepta, auctoritate praefata, et de certa noſtra ſcientia in perpetuum quitamus, abſolvimus et per omnia liberamus. Judicia ſanguinis et plaxionis capitis, et membrorum ac ſuperioritatis Dominium, in bonis eiſdem nobis, haeredibus ac ſucceſſoribus noſtris Boemiae Regibus, et ejuſdem Regni Coronae nomine, et de certa ſcientia reſervantes. Civilia vero judicia ad cognitionem Prioris loci, et officialium ſuorum, quibus haec committenda duxerit, volumus pertinere. Et ut juris forma praedicta omnia, et infra ſcripta valeant firmiora conſiſtere, dicta omnia et ſingula ex cauſa et titulo donationis, conceſſionis, incorporationis et traditionis, Venerabili et religioſo Johanni de Aquila, Abbati dicti principalis Monaſterii Sancti Spiritus de Sulmona et totius ordinis praedicti, praefenti coram Maieſtate noſtra, et praefata omnia et ſingula et eorum quidlibet, nomine et vice praefati Monaſterii Sancti Spiritus de Sulmona et totius

ordinis praedicti, recipienti et acceptanti eadem, dedimus, concessimus, damus et concedimus cum effectu. Et volumus, quod illustres Boëmiæ Reges, haeredes et Successores nostri, qui pro tempore fuerint, nullo unquam tempore castrum praedictum vendere, obligare, permutare, donare, seu alio quovis titulo alienare debeant, quibuscunque Principibus, Baronibus, Nobilibus, seu personis aliis cujuscunque gradus, status, praecminentiae seu dignitatis existant, sed potius idem castrum erga Coronam et Regnum Boëmiæ reservabunt perpetuis temporibus affuturis. Item auctoritate Regia praefata decernimus edicto: quod illustres Reges Bohemiae, haeredes et Successores nostri in perpetuum praedictos fratres, tanquam singulares et privilegiatos Capellanos suos, bona, praedia, homines et possessiones eorum, quibus ad praesens gaudere noscuntur, seu quae Regum Bohemiae beneplacito affectuti fuerint in futurum, manuteneant, defendant, et a quibuscunque violentiis, atque injuriis magnifice tueantur. Decernentes etiam et hoc regio Bohemiae perpetuo valituro sancientes edicto, ne quis, cujuscunque etiam status, gradus seu conditionis existat, Religiosos, Priorem et Fratres, qui pro tempore fuerint, Conventum, locum ipsum, possessiones, bona, praedia, homines ac subditos ipsorum adversus privilegia, libertates, immunitates, regulares observantias, religiosas et honorabiles consuetudines, statuta, jura, gratias ordinis ipsius ab antiquo tempore a Sacro-Sancta sede apostolica obtenta seu obtentas, vel adversus praesentis nostrae ordinationis, liberationis et exemptionis seriem inquietare, impedire, turbare seu molestare praesumat. Si quis autem attemptare praesumpserit,

sumpserit, praeter indignationis nostrae aculeos poenam centum marcarum auri purissimi se noverit incursum, quam ab eodem toties quoties contra factum fuerit, irremissibiliter exigere volumus, et ejus medietatem nostri Regalis aerarii sive fisci, residuam vero partem injuriam pasorum usibus applicari. (Signum serenissimi Principis et Domini, Domini Karoli quarti, Romanorum Imperatoris invictissimi et gloriosissimi Boemiae Regis.) Testes hujus rei sunt Reverendissimus in Christo pater, Dominus Gvido, Portuensis Episcopus, Sanctae Romanae Ecclesiae Cardinalis, pro Majestate nostra Caesarea in partibus Italiae locum tenens: et generalis Vicarius, Venerabilis Johannes Olomucensis (Bischof zu Olmütz,) Imperialis Aulae nostrae Cancellarius, Robertus Cameracensis, (Bischof zu Cambrai) Lambertus Spirensis (zu Speyer,) Woltherus, Angustan: Agapitus de Columna, Esculan: Wilhelmus, Lucanus et Johannes Spolitan: Ecclesiarum Episcopi, Illustres, Rupertus Legnizensis, Henricus Lithauniae, Duces Johannes Montisferrati, et Johannes dictus Soleslaus Moraviae Marchiones. Spectabiles Neapuleo de Ursinis Manupelli, Johannes de Asperg, Mattheus de Buberio et Franciscus de Prato Comites Nobiles, Nicolaus Spinalli de Zavenacio, Regni Siciliae Cancellarius, Ludovicus de Turri, Ambasiator Florentinorum. Egregii legum Doctores, Petrus de Wartemberg, Imperialis Curiae nostrae Magister, Bozko de Wilhariz, Imperialis Curiae nostrae Marecallus, Andreas de Duba, Imperialis camerae nostrae Magister, Franciscus de Vico, Praefectus almae urbis, Bernhardus et Jeroslaus, Fratres Burggrafii de Donyen et alii quam plures nostri et Imperii Sacri Nobiles et

fideles provinciae, sub Imperialis nostrae Majestatis Sigillo testimonio literarum. Datum in Civitate nostra Lucana. Anno Domini Millesimo tricentesimo, Sexagesimo nono, Indictione Septima XVI. Kalend. Aprilis, Regnorum nostrorum anno vicesimo tertio, Imperii vero quarto decimo.

C. R. 12.

per Dominum Johannem
Olomucensem, Episcopum
Cancellarium.

C.

Papst Martin V. Bestätigung der Stiftung,
der Freyheiten und Begabungen des Klosters
aufm Oybin vom Jahr 1424 *).

Martinus Episcopus, Servus Servorum DEI. Ad
perpetuam rei memoriam. Ea, quae religionis
cultum, devotionis ardorem, divinaeque laudis
augmentum respiciunt, Sedes Apostolica consuevit
benigne confovere, illaque favoribus prosequi op-
portunis. Sane petitio dilectorum filiorum, Prio-
ris, et Conventus Monasterii Sancti Spiritus in
Oybin, Ordinis Sancti Benedicti Pragensis Dioce-
seos, secundum instituta beati Petri Confessoris
viventium, nobis nuper exhibita continebat, quod
dudum divinae memoriae Carolus IV. Imperator Ro-
manorum ac Bohemiae Rex, ad honorem Dei,
Sancti Spiritus, beatæ Mariae, Sancti Wenceslai
Martyris, et ejusdem beati Petri, Monasterium
ordinis Sancti Benedicti in suo Castro in Oywin ejus-
dem dioeceseos fundavit et erexit, cum omni jure,
honore, privilegio, libertate et decentia, sicut
caetera Monasteria dicti Ordinis alibi erecta nosce-
bantur decernens, quod area dicti Castri cum fun-
do, usibus, officinis et necessitatibus dicti Mona-
sterii, Ecclesiasticae libertati ac Monasterio de Sul-
mona

*) Beym Manlius steht diese Confirmationebulle unterm
Jahr 1370. angegeben, welches aber ganz falsch und
unmöglich ist, da Martin V. vom J. 1417. bis 1431.
auf dem päpstlichen Stuhl saß, auch in der Urkunde
selbst der Stiftung und Existenz des Klosters als längst
geschehen und bestehend gedacht wird.

mona ejusdem Ordinis, Valvensis Dioeceseos sub-
 jecta foret, ipsumque Monasterium erectum diver-
 sis bonis, videlicet Villis, Allodio, Dominiis, Ju-
 ribus, Reditibus ad ipsum regem legitime pertinen-
 tibus, dotavit, illoque ipsi Monasterio libere ap-
 plicavit, et ab omnibus collectis, tributis, vecti-
 galibus angariis, Oneribus realibus et personali-
 bus in perpetuum absolvit, ac etiam liberavit, et
 circa haec multa et diversa alia ordinavit, decrevit
 et voluit, prout in literis autenticis, ipsius Impe-
 ratoris Sigillo munitis, plenius continetur. Cum
 autem, sicut eadem petitio subjungebat, Prior et
 Conventus praedicti, etiam post foundationem,
 erectionem et dotationem praefatas, de bonis hu-
 jusmodi se intromiserint, illaque tenuerint in usus
 proprios eorundem, pro parte Prioris et Conven-
 tus praedictorum fuit nobis humiliter supplicatum,
 ut foundationi, erectioni, dotationi, applicationi,
 decreto, voluntati, absolutioni, liberationi et ordi-
 nationi praefatis, ac omnibus aliis in ipso literis
 contentis, nec non privilegiis, indultis, et gratiis
 quibuscunque etiam per Praedecessores nostros,
 Romanos Pontifices eis, seu eidem Monasterio de
 Sulmona, ac aliis sibi subiectis quomodolibet con-
 cessis, robur Apostolicae Confirmationis adjicere
 de benignitate Apostolica dignaremur. Nos igitur
 hujusmodi supplicationibus inclinati, nec non con-
 sideratione charissimi in Christo filii nostri Sigis-
 mundi, Romanorum et Bohemiae Regis Illustris,
 nobis super hoc etiam humiliter supplicantis, lite-
 ras praedictas, et omnia contenta in eisdem, nec
 non concessionis earundem tenores praesentibus
 pro expresse, illa quoque et quaecunque inde se-
 cuta, rata habentes et grata, auctoritate Aposto-
 lica ex certa scientia confirmamus, et praesentis
 scripti

ſcripti patrocinio communimus, ſupplentes etiam omnes et ſingulos defectus, qui in praeſiſſis quovis modo intervenerunt. Praeterea quod Prior et Conventus praefati, et perſonae degentes cum eiſdem, eorumque membra, et ab eiſ etiam Monasteria immediate dependentia omnibus libertatibus, exemptionibus, privilegiis, indulgentiis, et gratiis quibus praedictum de Sulmona, et alia Monasteria ſecundum inſtituta huiusmodi fundata, ac fratres et perſonae degentes in eiſdem ex conceſſionibus Apoſtolicis vel alias quomodolibet gaudent, ſive potiuntur, etiam gaudere ſive potiri debeant, de ſpecialis dono gratiae concedimus per praefentes. Nulli ergo omnino hominum liceat hanc paginam noſtrae rati- et grati- habitationis, confirmationis, communicationis, ſuppletionis et conceſſionis infringere, vel ei auſu temerario contraire. Si quis autem hoc attentare praefumpſerit, indignationem omnipotentis DEI, et beatorum Petri et Pauli Apoſtolorum eius ſe noverit incurſurum. Datum Romae apud Sanctam Mariam majorem X. Kalend. Novembr. Pontificatus noſtri Anno Septimo.

Bulla plumbea cum
effigie Apoſtolorum
Petri et Pauli.

Subſcriptum de mandato
Domini noſtri proprio.

In facie averſa Martinus P. P. V.

Johann de Tremosnica.

D.

Urkunde wegen Uebergabe des Waldes bey
Hennersdorf an das Hospital zu St. Jacob
in Görlitz, vom J. 1320 *).

Nos Henricus D. G. Dux Silesiae Dominus de
Fürstenberg et in Jauer universis tam praesentibus
quam futuris volumus esse notum, quod constitutus
in nostra praesentia. providus homo Apetzke dictus
de Owın, civis noster Gorlicensis, sylvam suam
prope villam Hennersdorff coram nobis infirmis ac
pauperibus Hospitalis apud S. Jacobum foris circi-
ter *Gorlitz* bona voluntate et cum deliberato animo
post finem vitae suae libere resignavit. Nos igitur
hanc resignationem gratam ac ratam habentes etc etc.
Datum in Gorlitz feria quarta in die B. Martyris
Georgii Anno Domini Millesimo trecentesimo vice-
simo praesentibus his Wernhero, Hermannno Wi-
ckero, Magistris civium, Hermannno Scriptore et
aliis fide dignis.

*) Diese Urkunde, die mir erst jetzt, nachdem die Ge-
schichte des Oubins selbst bereits unter der Presse ist, zu
Gehöte kam, und von einem untrer fleißigsten Ges-
chichtsforscher der O. Lausiz, dem Herrn Senator *Neu-
mann* in Görlitz mitgetheilt wurde, führe ich wegen des
darn vor kommenden Namens *de Owın* hier an. Viel-
leicht kann dieser Umstand zu irgend einer noch unver-
suchten gründlichen Namenherleitung unsers Berges
Veranlassung geben. Wenigstens läßt er vermuthen,
daß der Name Oubin oder Owın wahrscheinlich älter
ist, als unsre vaterländischen Geschichtsforscher meistens
glauben.

E.

Verzicht der Stadt Zittau auf die zur Burg
Dwvyn gehörenden Wälder für das dasige
Kloster vom J. 1369.

Wir der Burgermeister vnd Ratmanne vnd Schep-
pen vnd dy gemeyne der Stat Zittaw Bekennen vnd
tun kunt öffentlich mit desen Brieff allen den die in
sehen oder horen lesen. Daz vor uns komen sint do
wir alle sampt mit enandir zosin (sassen) in eynrer Sam-
lung und in eynen Räte alle die vnser meteburger die
do mynnten Recht czu haben vnd ansproche czu den
welcken (Wäldern) vm die Burg Dwvyn gelegen vnd
haben sich an derselben Stat vor vns Rathmanne
vnd der gemeyne derselben Stat Zittaw derselben Wel-
den geöffert vnd gancz vnd gar vörzegen mit allen
rechten die zi vnd ir Erben no haben vnd haben
mochten czu denselben welcken in czu kunftigen Ge-
zeiten vnd volckomlich der abe getreten. Vnd haben
auch darober gelobt an derselben Stat vor vns Rath-
manne vnd der gemeyne daz zi den Alldurchleuch-
tigisten Fürsten vnser gnedigen Herren Herrn Karl
Römischen kaiser czu allenzeiten meier des Reichs
vnd kunig zu Behem vnd alle sin Erben nachko-
men kunige czu Behem vnd auch dy geistlichen Bru-
der vnd Herren des Closters Celestinorum us der-
selben Burg Dwvyn gelegin worbaz mer wunnet
vm die vorgenanten Welcken anzureden noch czu
manen noch in leynen nwey zu hindern in czukunfte-
genzeiten. vnd daz dese vor beschriben sachen vor
vns geschen sint So haben wir vorgenannten Rath-
manne vnd auch die gemeyne vnser Stadt Inge-
sigel an desen Brieff gehangen. Der gegeben ist
in

in vnser Stat Sit. tam noch Cristis geburte drey-
ezen hundert Jar, im Neun und Sechzigsten Ja-
re an Sente Thomas abende dez heyligen czwelf-
boten *).

- *) Diese Urkunde habe ich aus einem alten Chronico
Zittaviensi, das vom Jahr 1374 anfängt und bis
1498. gehet, genommen. Dies Buch besteht aus
42. folio Blättern Mönchsschreift, und die Durchsua-
chung desselben erfordert unläutliche Geduld und Zeits-
vergeudung. Es enthält sehr viel wichtige Dinge für
die Vaterlandeskunde, giebt übrigens aber weiter kei-
nen einzigen Aufschluß in der Geschichte des Oybins,
welches auch wohl auf diesen wenigen Blättern nicht
zu erwarten ist.

F.

Schenkungs- und Confirmationsurkunde der
St. Michaels Capelle zu Prag an das
Dwiner Stift vom Jahr 1387.

*Iohannes DEI gratia Sanctae Pragensis Ecclesiae
Archi-Episcopus Apostolicae Sedis Legatus. Ad uni-
versorum tenore praesentium deducimus notitiam,
quia certas literas donationis juris, quod in spiri-
tualibus et temporalibus in Capella S. Michaelis Ar-
changelii sub monte Wissebradensi prope Pragam Nobis
Dominus Conradus de Kreyger Capitaneus in Carin-
thia, et Dominus in Lanzelein, noscitur obtinere pro
honorabilibus et Religiosis Viris Priore et Conventu
Monasterii in Orwin, et eidem Monasterio ipsorum
Ordin. S. Petri Coelestini nostrae Pragensis Dioecesis
editas et confectas nobis pro parte dicti Domini Con-
radi de Kreyger Sigillo suo parvo rotundo de cera alba,
eidem nigra, impressa in preifula Pergameni penden-
tis sigillatis per modum instrumenti publici scriptis,
cum signi et nominis consignatione Frantaa, de Sobiesza
Law Notarii Publici dictae Dioecesis Pragensis prae-
sentatas sanas et integras recepimus huiusmodi sub
tenore.*

*In nomine Domini, Amen. Gratia divinae no-
bis benignitatis inspirantis praeterita nostra in ar-
cano cordis nostri, et futura revolventes sollicitè
meditatur: quod non nisi in Eleemosynarum et
orationum semine nostra dimittuntur delicta, hac
igitur meditatione permoti, divinam elementiam*

attentius exoramus, ut nostrae intentionis effectum ad sui laudem et honorem, nec non *S. Michaelis Archangelii*, exaltationem Fidei Catholicae, et Divini cultus augmentum, quem diebus nostris pro nostrorum criminum indulgentia, et salute animarum Praedecessorum nostrorum ad concupitum deducere dignetur effectum. Hinc igitur est, quod nos *Conradus de Kreyger Capitaneus in Carinthia et Dominus in Landstein*, ad univerforum praesentium, et futurorum hujusmodi paginae seriae volumus notitiam pervenire: quod nos considerationibus praemissis induci, omne ius nostrum sive id in spiritualibus, vel temporalibus consistere dignoscatur, quod obtinemus in *Capella S. Michaelis Archangelii*, seu in adjacentibus ipsi Capellae domibus, quae sitae esse dignoscuntur *sub Wissebrado Novae — Civitatis Pragensis* ex opposito *Monasterii Beatae MARIAE Virginis in Viridi* super fluvio, qui vulgariter nuncupatur *Botitz* cum curia dotis ipsi capellae annexa et una vinea eandem Capellam circumdante, ac spatio totius areae, quam includit murus, et dicta aedificia quae patent ad sensum, nec non duas sexagenas census annui, quae habere dignoscimur in et super domo *Johannis Vinitoris* et ejus area contigua domui *S. MARIAE in Viridi* pia devotione et liberalitate permoti, cum omni jure et dominio, prout hactenus a Sereniss. Principe ac Domino Dn. *Wenceslao DEI Gr. Rom. Rege semper Augusto*, et *Boeminae Rege* habuimus et habemus, Religiosis *Fratribus Priori et Conventui, ac Monasterio in Ouzyn*, Ordinis *S. Petri Coelestini Pragensis* Dioecesis donavimus et dedimus, damus et donamus et hanc donationem nostram praesentis scripti patrocinio communitimus, hanc nostrae donationi modos, for-

mas, et ordinationes adjacentes subscribentes, volumus enim, ordinamus et optamus, et seriose quantum in nobis est, præcipimus et mandamus, ut præfati Prior et Conventus Monasterii de Owin sint et perpetue maneant ad ea quæ sequuntur obligati et adstricti, teneantque ibidem perpetuis temporibus *quatuor fratres Ordinis sui* prædicti, duntaxat duos videlicet Presbyteros et reliquos duos Ministros, in Diaconali seu Subdiaconali aut etiam Acolythali Ordinibus constitutos; hi Presbyteri mediante ministerio et suffragio Divina inibi officia celebrare teneantur, singulis diebus communibus Missas legendo in Festivitatibus Domini nostri JESU Christi et Gloriosæ Genitricis ejus perpetuæ Virginis Beatæ MARIAE, nec non memorati S. Michaelis, totum Divinum officium nocturnum pariter et diurnum debent decantare sub nota; diebus vero Dominicis et Apostolorum et aliis festivitatibus prælibati Ordinis Missam minime decantare teneantur sub nota sicque volumus perpetuis temporibus observari sub obtestatione indignationis Divinæ, specialiter tamen ædentes, quod ab hac nostra donatione *Commodum* de novo constructum excipimus, quod Nobis et nostris Haeredibus cum Pragæ fuerimus, seu fuerint commorati pro habitatione reservamus. Volumus insuper et ordinamus, ut cedente, vel decedente Priore ejusdem loci, nunc aut in futurum ordinando et subrogando, præfati Prior et Conventus in Owin alium, loco Prædecessoris subrogare debebunt, libere prout spectat ad eosdem; cujus Fratris subrogati personam pro nostra collaudatione nobis et nostris haeredibus pro honestate et recognitione nostrorum beneficiorum repræsen-

tare debebunt, ut idoneitatem personae approbemus. Supplicamus igitur Reverendiss. in Christo Patri ac Dn. Dn. Joanni DEI et Apostolicae Sedis gratia S. Pragensis Ecclesiae Archi-Episcopo et ejusdem Apostolicae Sedis Legato, quatenus pie ac misericorditer intuitu considerationum praemissarum, hanc nostram donationem et intentionem ratificare, approbare, confirmare, dictamque *Capellam in regularem erigere*, praefatisque Fratribus et Ordini incorporare dignetur, pro habitatione fratrum praedictorum, eosdemque in possessionem ipsius investire, ac in ipsius inducere corporalem, pragmatica super Sanctione praemissa ut ibi Christo sedulum fiat in Divinis obsequium, et animarum lucra fiant. In cujus rei testimonium praesentes literas fieri et in formam publici instrumenti per *Franam* Notarium publicum redigi, ac sigilli nostri appensione iussimus communiri. Datum et actum Pragae A. D. M. CCC. LXXXVII. Indictione X. die VIII. Mensis Julii, hora quasi vespertina, Pontificatus Sanctissimi in Christo Patris et Domini nostri, Dn. Urbani Papae VI. Anno. *Seximo*, etc.

Considerantes itaque etc. etc. (Die ganze Verhängung des Erzbischoffs folgt nun, und diese schien mir entbehrlich, da sie lauter Wiederholungen des Vorhergehenden enthält. Folgendes aber verdient Aufmerksamkeit:) approbamus — hoc excepto, quod ubi dicitur in litera Donationis praedicta, quod quoties novum Rectorem Capellae Priorem seu Praepositum in ea poni contigerit, quod ipsum idem Dn. Conradus Donator, seu haeredes ipsius debeant approbare, cum hoc sit contra Canonica

nonica conſtituta, nos illud tollimus et etiam re-
prohamus, eo quod de jure et de ratione ſufficiat,
ut iidem ipſi Donatarii ipſos Donatores recogno-
ſcant Donatores, Benefactores pariter ac Patronos.
In cujus rei teſtimonium Sigilla noſtra praeſenti-
bus ſunt appenſa. Datum Pragae, A. M. CCC.
LXXXVII. die XIV. Menſis Auguſti.

G.

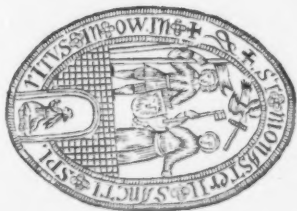
Verzeichniß der Prioren und Mönche des Stifts
Oybin, so viel deren aus alten Urkunden und
Nachrichten von Karpzoo zugesammenges
bracht worden sind.

Johannes de Aquila, erster Prior des Clo- sters Oybin, wird in einem Document erwähnet.	1369
(Ist wahrscheinlich ein Irrthum, wie ich bereits erinnert habe.)	
Ulricus de Rhorbach, Sub-Prior Mo- naster. Oybinens. Ist derjenige, so zu Aquila in Neapel das Privilegium V. Pontif. das er den Coelestiner-Orden ertheilet, viduiren lassen.	1397
Nicolaus, dictus Rex, Prior. Monast. Oywin.	1401
Johannes de Dony, Presbyter et Mo- nachus. Martinus de Strigonia, Pro- vincialis, Frater. Ord. Coelest. per Alemanniam, Prior in Oywin	1419
Jodocus, Prior Oywinens.	1424
Johann Bobersberg, Prior 1444 usque ad an.	1466
Michael - - Prior.	1467
Pater Vincentius de Oppavia, Prior ab an. 1473. usque ad an.	1480
Bartholomaeus Caniz, Fratres Oywin. mort.	1487
Sein Vater ist gewesen Andreas Caniz, Bürgerm. in Görlitz, die Mutter Fr. Anna, geb. Emrichin.	
Pater	

Pater Johannes Kethlach	•	Ao. 1495
Frater Nicol. Voyt.		
Wenceslaus Frideberg	-	1495
Pater Gregorius, Prior	-	1508
Pater Thomas Soraviensis, Prior.		1509
Frater Andr. Freyenstadt		
Martin Luban.		
Pater Andreas, Prior.		1512
Pater Thomas, Sub-Prior.		
Frater Martinus Wronisch de Lauben, ex- pensor tunc temporis in Vigilia Tri- nitatis.	-	1512
Frater Johannes Seydliz.	-	1517
Pater Andr. Ringshutt, Prior mort.		1538
Pater Christoph Ottomannus, Prior 1534. mort. d. 2. Septembr.	-	1555
Frater Laurent. Voigt, Gorlicenf.		1540
Pater Balthasar Gerschaff, Pr. mort. d. 19. Maji.	-	1568

Größeres und kleineres Signet oder Petschaft
des Stifts Dybin.

Oder wie es auf denselben heisset, Dwin und Dwynn. Sie befinden sich beyde auf dem folgenden Blatte. Das größere oder Hauptsiegel stelle den h. Wenceslaus im herzogl. Habit dar, in der Rechten eine Fahne, in der Linken ein Schild haltend. Neben ihm steht St. Petrus mit dem Schlüssel, und über beiden fliegt eine Taube, die ein Kreuz im Schnabel hält. Voran kniet ein Mönch in einem Thore und betet. Das kleinere Siegel, welches bey minder wichtigen Angelegenheiten vom Prior gebraucht wurde, hatte blos ein doppeltes Kreuz mit einem S. umschlungen, nebst einigen Sternen und einer andern unbekannten Figur. — Die Umschriften sind aus den Zeichnungen selbst deutlich zu sehen.





I.

Maximiliani II. Imperatoris Kauf-Brief über
das Closter Dybin, sammt allen zugehörigen
Gütern und Dorffschaften an E. E. Rath
der Stadt Zittau d. a. 1574.

D. 17. Nov.

Wir Maximilian der Ander, von Gottes Gnaden er-
wehltet Römischer Kayser, zu allen Zeiten Mehrer
des Reichs, in Germanien zu Hungarn und Bo-
heimb ꝛ. Bekennen für uns und unsere Erben und
Nachkommen öffentlich mit diesem Brieffe, und thun
kund männiglich, als wiewand Kayser Ferdinan-
dus unser geliebter Herr und Vater Gottsel. Gnd.
und Hochlöbl. Gedächtniß ꝛ. nah hiervor denen
Ehrsamen, unsern getreuen lieben N. Burgermei-
stern und Rathmannen unserer Stadt Zittau, die Dybi-
nischen Güter, im Marggraffthum D. L. und Zit-
tauischen Weichbilde gelegen auf eine Anzahl Jahre
gegen Fürstreckung und Auszahlung Zwölfftausend
Thaler, und Herausgebung der Jesuiten zu St. Cle-
ment zu Prage Eintausend Vierhundert Tha-
ler Jährlichen Pension Pfandweise zugelassen, und
wir hernach über das auch Ihnen denen von Zit-
tau das Schloß oder erbaute Kloster auf dem Ber-
ge Dybin, sammt einem Mayer-Hofe, unter dem-
selben Berge gelegen, und andere Zubehörungen,
allermassen wie es wiewand Benno von Salza und
nach Ihme Hermon Ngel inne gehabt, und nach
beschehener mit denen von Zittau getroffener Hand-
lung wiederum abgetreten, auch auf eine Anzahl

H 5

Jahr

Jahr gegen Darleihung und Auszahlung Sechzehnten tausend Thlr. inne zu haben zu genießen und zu gebrauchen Pfandweise verschrieben und eingeräumt, als nach und vermöge Ausweisung zweier unterschiedlichen verhalben ausgegangener Verschreibungen, deren eine den 10. Jan. des 62sten, die andre aber d. 24. Apr. Siebenzigsten Jahres datirt, und dann 180 gedachte von der Zittau bey uns weiter um Verkaufung derselben Dybinischen Güther in Unterthänigkeit angehalten, und gebeten, daß wir demnach in Betrachtung, da solche Güter, als die zunächst der Stadt gelegen, in fremde Hand kommen, die Einwohner daselbst dadurch nicht wenig bedränget, auch daraus allerley Zank und Widerwillen zwischen Ihnen und denen Inhabern derselben erwachsen möchten. Fürnehmlich aber weil sie sich erbothen, solche Güter den billigen Werth und landüblichen Gebrauch nach zu bezahlen, gnädig dazein gewilliget, und ihnen obbemeldtes Schloß Dybin, samt den Dörffern und Gütern, als nemlich das Dorf Döbersdorf, Hermigsdorf, Oderwitz so viel davon zum Schloß oder Stift gehörig, Johesdorf und Drausendorf in unsern Marggrafthum O. L. und Zitt. Weichbilde gelegen, mit aller derselben Mannschaft und Unterthanen, Kirchenlehn, mit den Erb- und Obergerichten, mit den Renthen, Gelde und Getraide Zinnsen, an Geld und Heringen, welche die Erbsamen unsere Getreue, liebe N. Burgermeister und Rathmanne unserer Stadt Görlitz vermöge ihrer Verschreibungen *), derer wir denen von der Zittau glaubwürdige

*) Diese Verschreibungen und Dokumente über die Verbindlichkeiten der Stadt Görlitz gegen die Besitzer des Dybins

würdige Vidimus sich derer zu gebrauchen zugestellet, vor Alters zu geben schuldig, mit allen Gebürgen, Wäldern, Püschten, Teichen, Teichstädten, Mühlen und Mühlstädten, Wildbahnen, Vogelwenden, Wiesen, Wäffern und Wasserleufften, Mauerhöfen, Krefschmarn, mit den ausgefetzten Hofeleuten, zugehörigen Gärten, Aeckern und Wiesen, Fehren, Teichen und Mühlen, zusamt dem Hause in der Stadt, der Väter Hoff genannt, und allen andern zu dem Schloß auf bemeldten Dörffern und Gütern gehörigen Forwerger, Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten, wie solches alles Nahmen haben mag, und vor Alters zum Stifft Dymien gehöret, die Väter daselbst genossen und gebraucht, um eine genannte Summa Geldes, als nemlich mit Acht und Sechzig Tausend Thaler, darauf sie innhalte der vorigen Jahre darüber gefertigten Pfandesverschreibung, davon oben Meldung geschehen, Zwen und Zwanzig Tausend Thaler hiervon ausgezahlet, und auf die mit ihnen durch unser insonderheit dazuvorordnete Commissarien jüngst getroffene Abrede und Vergleichung 150 Zwanzig Tausend Thaler am baaren Gelde, zu handen unsers Renthmeisters Wolff Schelhammers entrichtet, deren wir sie hiermit quitt und loß sagen, und uns künftigen leipziger Oster-Markt im fünff und Siebenzigsten Jahre uns wiederum Zwanzig Tausend Thaler und nachfolgenden Michaelis-Markt Sechs Tausend Thaler auszahlen sollen, und wollen in einem ehelichen, unwiederrufflichen, und zu ewigen Zeiten wehrenden Kauf lehnswise hingelassen, verkauft, eingeräumet, und die

Unter-

Dybins' sind mir ebenfalls vom Hrn. Senat. Neumann mitgetheilt worden; ich konnte sie aber, da sie sehr ausführlich sind, ohne meinem Plane entgegen zu handeln, hier nicht mittheilen.

Untertbanen in gewöhnliche Endespflcht als ihr Eigenthum abgetreten, und ihrer und ihrer Nachkommen Possession gnädiglich gesetzt, gereicht und geliehen, Reichen und leihen auch obdemelten Bürgermeistern und Rathmannen und ganzer Gemeinde, gedachter unser Stadt Zittau, und allen ihren Nachkommen angezeigtes Schloß Dyrwin und Dörfser mit allen obbeschriebenen ihren Rechtlichen Ein- und Gehörungen, Herrlichkeiten und Gerechtigkeiten hiermit wissentlich, und in Kraft dieses Briefes, aus Böhmischer Königlich Macht, und als Marggraf in D. 2. mit zeitigen vorgehaltenen Rath, also, daß sie solch Schloß, Dörfser und Güter mit aller derselben Ein- und Zugehörungen, wie obbemelt, nichts hiervon ausgeschlossen noch hintangesetzt, und wie es die Väter auf dem Dyrwin inne gehabt, gebraucht, genuset und genossen, genieffen und gebrauchen hätten mögen, nun hinführo auch inne haben, besitzen, genieffen und gebrauchen, und damit ihres Gefallens handeln, thun und lassen sollen und mögen, von uns und unsern Nachkommen ohngehindert.

Darüber haben wir auch gemelten von der Zittau und ihren Nachkommen eine vollständige Gewehr, wie sich das nach Gebrauch und Gewohnheit unsers Marggrafthums am kräftigsten eignet und gebühret, zugesaget und versprochen; jedoch wollen wir uns hietinnen alle Königlich und Landesfürstliche Obrigkeitliche Lehnschaften, Dienste, alle Schätze und Bergwerke von allerlei Metallen, wo sich derer einigerley auf obberührten Gütern ereignen möchten, zusamt allen dem, was zur Erbauung derselben Nothdurft erfordert, hiermit ganz frey zu Uns und unsern Erben und Nachkommen

men Nuß vorbehalten. Es sollen auch die von Zittau alle Beschwerden, so diesem Gutte anhängig sind, es sey an Almosen, Reichung der Decem, und wie die Namen haben mögen, zu verrichten schuldig und verpflichtet seyn. Und nachdem den Jesuiten vermöge derselben in dem Guthe Dybin erlangte Gerechtigkeit, Eintausend Vierhundert Schock Weisnisch, so lange dieselben nicht erlediget von ihnen denen von Zittau, allwege jährlich gereicht werden müssen, und aber solche Beschwerde in diese Kauff-Handlung nicht mit eingezogen, und wir doch gnädigst bedacht, mit ihnen, Jesuiten, derhalben gebührliche Vergleichen zu treffen: So sollen demnach die von der Zittau in den letzten Terminen für die 1400 thlr. Drey und Zwanzig Tausend Thaler so lange und so viel inne behalten, bis die Erledigung bemeldter Ihrer, der Jesuiten Gerechtigkeit erfolgt, oder sie von uns derowegen in andere Wege versehen, Alsdenn wenn solches geschieht, sollen sie schuldig und pflichtig seyn, die völlige Kauff-Summa uns vermöge des mit ihnen durch unsere Commissarien aufgerichteten Vertrages uns säumlich zu erliegen und auszuzahlen. Und gebieten darauf allen und jeden unsern thigen und künftigen Land-Boigt, Haupt-leuten und Verwaltern in berührten unsern Marggrafschem Ober-kauff mit Ernst, daß sie über diesen Erbkauffs-Gewehr der Dybinschen Güther offgedachten Rathe zur Zittau und ihren Nachkommen festiglich handhaben, schützen und schirmen, und sie derhalben um nichts weiter mahnen, oder beschweren, noch solches jemand anders zu thun gestatten, gnädiglich und ohn Gesehrde. Zu Urkunde mit Unsern Kayserlichen anhangenden Böhmischen Insiegel versertiget. Gegeben in unser Stadt Wien den 17. Tag Novembris Anno 1574.

1574. Jahre, unserer Reiche des Römischen und
Hungarischen im Zwölften, und des Böhmischen
im 26.

Maximilian

Wrat. a. Bernstein, I. R.
Boheimb. Cancell.

Wilhelm von Oppelsdorf.

Ad Mandatum Dn. Elect.
Imperatoris proprium

Paul von Lindner.

K.

EPITHALAMION

Nuptiis Docti, strenui ac nobilis Dn. *Jacobi*
Hag, Sac. Rom. Reg. Mts etc. Capitanei in
 arce Oybin etc. et honestiss. Virginis *Annae*
 clariss. ac optimi viri Dn. *Michaelis Fabri*,
 Consulis Gorlitzeni Filiae ab Amicis
 scriptum. Pragae Anno 1553 *).

Prochis virginei transibat fervidus astri
Phoebus et exsiciens toto renitebat in orbe
Lucidior solito, Morava tellure redibam
Et Proflannensi quando subtrixit ab urbe,
Olmucii quod non esset mihi visere pulchra
Moenia concessum: posthac dulcedine captus,

Et

- *) Dies Gedicht verdient, wie ich bereits oben S. 62. erinnert habe, die größte Aufmerksamkeit des Lesers. Es hat den berühmten böhmischen Dichter Thomas Matus von Limusa zum Verfasser. Der sehr fleißige Geschichtsforscher, Hr. P. Joh. Dlabacz, Bibliothekar zum Strahow in Prag, dessen gütliche Mittheilung ich dies Gedicht sowohl als einige andre Nachrichten zu verdanken habe, versichert mich, daß es sehr selten sey, und daß es sowohl dem Dalbin und Haack als dem Peizel und Dohner unbekannt gewesen seyn müsse. Dieser Haack baute in Görlitz, woselbst er seine Laie des Schloss, das so genannte Schildschen, die heutige Synodalarwohnung, und ließ an selbigem eine in Stein gehauene Inschrift anbringen, die noch zu sehen ist und sich in Karpovs O. L. Ehrentempel, 1ten Th. S. 269. größtentheils richtig abgedruckt befindet.

Et desiderio patriæ pertaesus et ocli,
 A Mutis abiens nostris quod habere per illud
 Tenipus cogebar, studio detentus equestri.
 Jamque iter emensi bene longum luce secunda
 Ingredimur densis montans virentia sylvis,
 Tendentes lacti simul ad confinia terræ
 Tām Moravae Regni quā concernentia fines
 Boiemi, montes nimis hic cum miror et altos,
 Pene suoque situ tangentes culmen Olympi,
 Mox rivos subitus per levia saxa cientes
 Murmur aquae gratum. Parnassi rebar adesse
 Hic colles: adeo locus aridebat in illis.
 Numen ut esse aliquod suspensa mente putarem,
 Quo sic affatus veluti renovarer, et essim
 Aptior ad dulci premendos pectine versus:
 Hoc igitur si quod foret, ut revererer ad undas
 Desiliens ab equo, labentis curro fluentis,
 Hisque lavans vultus, oculis observo puellam
 Se se offerre meis, evinillam tempora lauro
 Et bene vestitu formosum corpus amictam:
 Qualis, ubi debet festum solenne jugalis
 Tedae ornare suo conspectu Nympha: decenti
 Sic Des visa fuit vestitu pulchra, sed ipso
 Pulchrior aspectu: potui deprendere donec
 Ex gestu et verbis Divarum hanc esse noveno
 Unam de numero, gaudentem nomine dulci
 Ac Erato: blandi quapropter voce saluto
 Illam, percontans et quō velit ire, futurum
 Me comitem illius promitto? Recusat honeste
 Illa, et ait, comites me non debere priores
 Deserere, adjiciens, quod debeat ipsa sorores
 Ocyus et Venerem comitari praepete cursu.
Huc, ubi stat celsis in rupibus aedificata
Ara Cybin, quondam Quarta cognomine gaudent,

*Carolus ille Pater patriae quam condidit, ampla
 Caesariae sedes sibi maiestatis ut esset,
 Quod testatur adhuc cum lecto sella celebris,
 Quam manus exsculpit miranda in rupe rigenti.
 Audivi quondam, reddo, à Duchkone sodali,
 Fratremque dilecto, cum me Boiema foveret
 Broda, Scholamque mihi concederet illa regendam:
 Arx haec Litavii disset quiddam ab urbe potenti
 Millenos passus, quam sic natura locorum
 Undique munivit: minus expugnabilis hosti
 Ut foret, accessuque vago prohiberet eundem,
 Moenibus et validis, vallo et circumdata grandi,
 Ultra percontor: Mutis quae causa fuisset
 Lustrandi hanc arcem: Reddidit mihi Diva modestae:
 O! Juvenis Phoeba multam dilecte, tamen
 Longos non possum sermones caedere tecum,
 Te tamen absolvam paucis, paucisque docebo:
 Nostrae cur Oylin arcem petiere sorores,
 Ipsaeque nunc illas, numen Venerisque verendum
 Cur sequar? — Est illic Jacob, cognomine dictus
 Hagus, Praefectus, quem Rex Romanus adauctum
 Artibus et belli, pacisque Minerva reperiit,*

— — — — —
 Est quatenus dulci cum munere suavis Olyviae.
 Ille Hagus quoniam bellum compluribus annis
 Caesaris invicti, Regis Latique per oras
 Hungariae fuerat magna virtute sequutus
 Castra, Deam Cypri fertur Mars ipse rogasse,
 Ut thalami ferret consortem ipsius alumno.
 Ille bonam, cum qua reliquum consumeret aevum
 Suaviter, in bellis non absque laboribus ante
 Quod propè contrivit, sub te, invictissime Caesar
 Carole militiam tolerans, Martisque labores
 Vis septem, totosque annos tua signa sequimus.

Italiae intravit terras, et Gallica regna,
 Et qua Germaniùm Rhenus rigat, Albis et oram,
 Militibus pariter praefectus in urbe Quiritum
 Ille tuis, retinensque locum Ductoris, in illos
 Jus habuit, Paulus quo tempore testis à te
 Pontificis summi capiens diadema triforme,
 Est confirmatus, porò consiliiis idem
 Obfidionibus et variis interfuit *Hagur*:
 Arma igitur meruit pulcherrima nobilitatis,
 Atque insigne suis dignum virtutibus abs te,
 Scilicet in Clypeo par partes quatuor aequae
 Distincto, portans Romani Caesaris arma;
 Sic distincta tamen, prima ut gestaret et ima
 Pars aquilae medium, sed tertia et altera stantem
 Atque corollatum portaret in orbe Leonem,
 Ac cancellato gales his super esset ut ore
 Nobilitatis honos quo non postremus haberi
 Arguitur. Sursum geminae tolluntur in alta
 Hinc alae, quarum leo sustinet unguibus oras
 Et pedibus primis, medium tenet ipse sedendo
 Horridus aspectu, ferus insurgente comaque
 Ornatusque caput validum fulgente coronas.
 Hoc insigne sus meruit virtute *Jacobus*
 Partum *Hagur*, Princeps aliquis contentus honeste
 Quo Dux aut magnus quæsit esse. Sibi que, suaeque
 Hoc feret ille decus quapropter posteritati.
 Hac Venus ornatum ratione ferebat eundem
 Auxilio Martis, qui plus ornare clientem,
 Et majora suo mox allaturus alumno
 Praemia, apud Venerem partes peragebat et *Hagi*
 A veterique simul facile impetravit amica
 Huic sponsam, cum qua concordî foedere posset
 Vivere, et natatam traducere leniter omnem.
 Haec verò est, velut Venus aurea rettulit, *Anna*

Filia Fabricii Michaelis virgo pudica
 Et primo partu domui producta paternae.
 Urbs Goriitzenlis splendens qua parte stat, illic
 Consulis officio Michael perfungitur, aequa
 Lege regens cives supremus et urbis habetur.
 Huc Venus, huc igitur Musis comitata recessit,
 E medioque illas Helicone vocavit, ut horum
 Tedas ornarent, quas exornare Camoenis
 Convenit. Et meritos extollere ludibus aequis
 Officium polcit, quotquot virtutis amore
 Non dubitaverunt illam per saxa, per ignes
 Usque sequi, casus pariterque tollere molestos
 Virtutis causa. Perlusae talibus ergo
 Castalides, vigilans fuerit puerilibus annis
 Illarum cultor quondam quod et Hogus Jacob
 Mente revolvantes, sub Praeceptore fideli,
 Qui Goltpergensium ludum moderatur ab annis
 Jam multis, meruitque togam cum Quintiliano
 Pene parem noster, Phoebique fidelis amicus
 Ille Valentinus, quo Trotzendorfia stirps se
 Venditat, huiusque bonos prebet cognomen in usus.
 Hoc ductore etiam, Phoebi deductus in antra
 Est *Hagus*, didicitque loqui sermone latino
 Singula perspicue, lepido vocisque nitore.
 Huic igitur, dixi, deproment carmina Musae?
 Ad thalamosque novos feliciter omnia laeto
 Pectore concipient? Utinam mihi detur et illa
 Auribus arrectis attendere primitus, et post
 Excipere haec chartis, si fors excepta decenter
 Vatribus à nostris relegi sine crimine possint.
 Desine, Diva refert, illius optare, laborem
 Rectius hunc alii studiosa mente subibunt;
 Sunt, quibus has partes jam demandavit Apollo.
 Sit mihi fas, aio, tua saltem, Diva, referre

Cantica, quae possim Sponso proferre legenda,
 Ut, tua si exciderint ipsi, queat ista videre,
 Unde tui tandem reminisci possit amoris.
 Obsequar ecce refert Erato, tibi iussa petenti
 Dulcia cum tales in cantus guttura solvit,
 Ipse pugillares, qui tunc in veste latebant
 Assumens, signo hos, Pragmamque deinde reversus,
 His describo nostris, chasta quos cernis in ista
 Vita Dea hoc igitur modulamine talibus inest:
 Armorum, Martisque potens, Iacobe, minister,
 Bellica cui peperit virtus insignia famae
 Vicacis, fecit Fernandi Caetaris esse,
 Militiam cujus fueras cum laude sequutus,
 Praefectumque Olybin arcis, confinia Regni
 Boemi abs aliis quae sic consuevit orae
 Deditit alterius fortissima rupe rigenti
 Ut stet, et accessum non praebet hostibus ullum.
 Aquina post igitur tot, et exantlata laborum
 Et varios casus, patriae feliciter ipsi
 Te pater omnipotens, rerumque aeterna potestas
 Reddidit, ut primis defunctus rite periclis,
 Tranquillam ducas moderata per otia vitam
 Coniuge cum cara, quae cum tibi virgo pudica
 Coniugit, ingenuis et praedita moribus, Annae
 Nomen habens Divae sacro in baptismate quondam
 Susceptum, matris quo dicebatur Jesu
 Mater: credibile est illis tibi dotibus aptam
 Hanc fore, praeterea, sobolem generare valebit.
 Digna parente foret quae te, qua denique prudens
 Delibetur avus: quo sane nomine gratum
 Sit tibi conjugii munus, tu vivere per quod
 In longum poteris, ferosque videre nepotes.
 Dum natos cernes, et qui nascentur ab illis
 Si pietate patrem cunctis venerabere grata:

Ille p̄liæ ævo siquidem benedixit in omni
 Conjugibus, passim velut hoc exempla loquuntur.
 Atque suo hic operi cur non benedicat abunde?
 Cum sacri nexus habeatur nobilis Author,
 Quando soporati costa eduxisset Adami
 Evam, conjugio stabiliq̄ue dixisset eandem
 Huic propriam? — multam præter recreaberis illa
 Connubii sacris quibus et sociaberis Annae,
 Rursus et illa tibi, temper fiat ut unum
 Ex gemino corpus, focii pariterque bonorum
 Participesque etiam, quæ fert hæc vita, malorum.
 Et quis sæpe bono geminum jungitur uni
 Damnum, multoties mortalibus evenit usu,
 Ut brevis excipiant illos incommoda vitæ
 Plura, bonam simplex ac ut mala multa sequantur
 Rectius hæc una tolerare valebitis in spe,
 Atque fide vera, quod tristia cuncta secundum
 In vobis finem fortiri numine dextro
 Quibunt. Ut taceam, quæ quanta redire voluptas
 Ad vos conjugii poterit quoque munere sacro,
 Nil hic attingam atinis crescentia turbæ
 Agmina, nil numero ceros duplicante parentes,
 Germanos dulces caras dicamve sorores?
 Nota magis sunt hæc quàm quæ memorare necesse est
 In præsens: addam id modo, quod restare videtur,
 Conaborque meos votis concludere cantus.
 Det Deus, ut felix vestro Concordia semper
 Infideat lecto, vos et generare questis
 Natos, cultores illi post funera vestra
 Linquere quos tandem possitis: denique felix
 Vos liget unanimi consensu copula, quamque
 Nil, nisi mors instans, supremaque præfecet hora.
 Hoc dicens subito tennes dilapsa per auras
 Conspectu à nostro divæ discessit imago.

*Haec Jacobe, Tibi Thomas modulamina mittit
Qualicumque stylo tandemque excepta, papyro
Et hibulae commissa manu properante, liturae
Si quae irrepperunt tali ratione, benignus
Praetereas, faciens aequique bonique laborem,
Qui servire tuo proponebatur honori.
Quod superest, Pylios vivas cum conjuge fospes
Annos, adnumeres prolisque examina mille.
Haec rata ut existant, addas feliciter: Amen.*

I.

Einige einzelne kurze Nachrichten und Schilderungen, den Dybin betreffend.

1.

In *Chronico Benefis et Krabice de Waitmle* apud Dobnerum Tom. IV. Monumentor. hist. Boem. p. 47.

Eodem tempore Dominus Karolus Imperator fundavit monasterium novum in castro suo *Moyvin* (Monasterium hoc passim apud alios *Ořvin* seu *Oybin*, et apud Hagecium *Owin* scriptum reperitur:) versus Zytaviam; et locavit in eo Monachos, qui Celestini appellantur, quibus de sustentacione et vite necessariis sufficienter providit.

2.

M. *Daniel Adamus* de Weleslawnia, in suo Calendario hist. Pragae M.D.XC. fol. boemice edit. p. 155. scribit ad XVI. Calend. Apr.

leta M. CCC. LXIX. Císař Karel III. spomocem Urbanu V. Papeže, založil a stavěl dal Klášter Dyvin, nedaleko od města Jitavy w hercegšich lužických, pro XII. Mnichu a bratrj Řehořo S. Benedekta, kterjž Coelestini slouau, a mnichs sebau dva z Frankrechu, kdež byl v Papeže, do Čech přivedl, a ti sode to místo pod horami a w lesch obrali. Ale mŕŕak

zamku sobe' a budauchym Kralum Ceskym mlasine' zanechal.

3.

Manlius Comment. Lib. VI. Cap. XXVIII.
§. XI. de laudabilib. morib. Patr. Oy-
vinens.

Caeterum patres Oyvinenses a doctrina, pietate religiosa, vitae sanctimonia et humanitate laudat et commendat Vir Nobiliss. Dn. Bohusl. a Lubcowitz, in Hassysteina, Baro Bohemicus, qui regnante in Bohemia et Pannonia Uladislao Jagellone floruit, in epistola quadam anno circiter sesqui millesimo, ut ex praecedente colligitur, ad Johannem Domaslaviu scripta. Idem in aliis ad Johannem de Pibra literis an. 1405. exaratis, quae in appendice epistolarum ipsius existant, scribit, decrevisse se aliquantisper apud patres Oyvinens. versari: non ut valetudini tantum saae, verum etiam vitae moribusque in illo diverticulo consuleret: quando omnes animorum boni mores ex bonorum hominum consuetudine incrementum capere soleant.

4.

Paulus Langius in Chronico Citizenli.

Imperator Carolus inter alia pietatis opera, quae exercebat Monachos ordinis Celestinenfis ex Gallia in Germaniam primus duxit, posuitque
eos

eos in altissimo monte, in confinibus Slesiae et Bohemiae, non procul a Zittavia, mutans castrum quod ibidem erat munitissimum, in coenobium, regaliter et magnifice eis providens de vitae necessariis. Est autem ipse mons totus saxeus, undique prominentes habens rupes et scopulos, et est semotus et liber, in medio aliorum situs montium nemoris Hercinae sive Bohemicae. Vivunt denique sub regula S. patris Benedicti in magna charitate, rigida et artificinam vitam ducentes: quemadmodum expertus sum, dum eos visitavi ob dicti monasterii foundationem investigandam (ut et aliorum) per Trittemium missus anno Domini 1103xvi. Et est solum et unicum per Germaniam, ex quo assumtis monachis Georgius illustris Dux Saxoniae hoc dicto tempore secundum aequae in monte sublimi, qui Regalis lapis dicitur, a Pyrneo oppido ad miliarium unum remoto, fundare et erigere coepit. Consultissime autem fratribus aliunde in Alemannia monasterium non habentibus locum firmissime munitum in extremis finibus Bohemiae Carolus ille providit, quo multo post superventura Hussitarum rabies non haberet facultatem eos devastandi, sicut, prohi dolor! de monasteriis non munitis in umbilico aut corpore regni Bohemiae positis actum est. Conservant denique illud castrense monasterium fratres etiam pro tutela totius Alemanniae, praesertim Slesiae et Misniae. Potest quippe — — fortiter pugnari etc.

Bobuslaus Balbinus in *Miscell. hist. Boh.*
L. III. c. VIII. §. V.

Nihil in vita natura loci munitius, (tribus, quatuorve arcibus exceptis,) vidisse me puto. Saxea tota moles est, neque cuniculis, aliisque hodiernis ignium artificijs, aut pyrio pulvere factis siphonibus et syringis obnoxia; quippe non una aliqua petra mons excrescit, ut perfodi quamvis pertinaci labore possit, sed frustra petrarum, et saxorum grandia, domorum et turrium maximarum insar accumulata montem consueiunt altissimum, et partibus omnibus, sola qua aditur via excepta, in infinitam altitudinem abruptum. Via, quae ad arcem ducit, unica, angusta, lubrica, saxea tota, nec curru nec equo adeunda; e petris hinc inde quasi pergulae lapsae pendent ad defensionem Arcis artificio excitatae; (quales etiam in Schattwien post Viennam in angustis illis, ut ita dicam, Thermopylis spectantur,) in has pergulas, et rostra jaculatores tres, quatuorve inclusi, cum ipsi velut loricis, parvis illis moenibus tegantur, et a suis ex alto defendantur, arcere ascendentes hostes nullo negotio, et magnas strages edere possunt. Semita ad arcem tortuosa, et velut Meander in se ipsam quasi rediens, id effecit, ut hostes, cum ascendunt, saepissime sese offerre, et nudum latus praebere necessario cogantur. Ubi portas et quaedam moenia idoneis locis excitata superaris, et summum montis apicem conscenderis, veteres tibi *Coenobii* ruinae occurrent; ibi jam continuum saxum exurgit; cellaria memorandi operis profundissima narrant, qui viderunt, nullo mura-

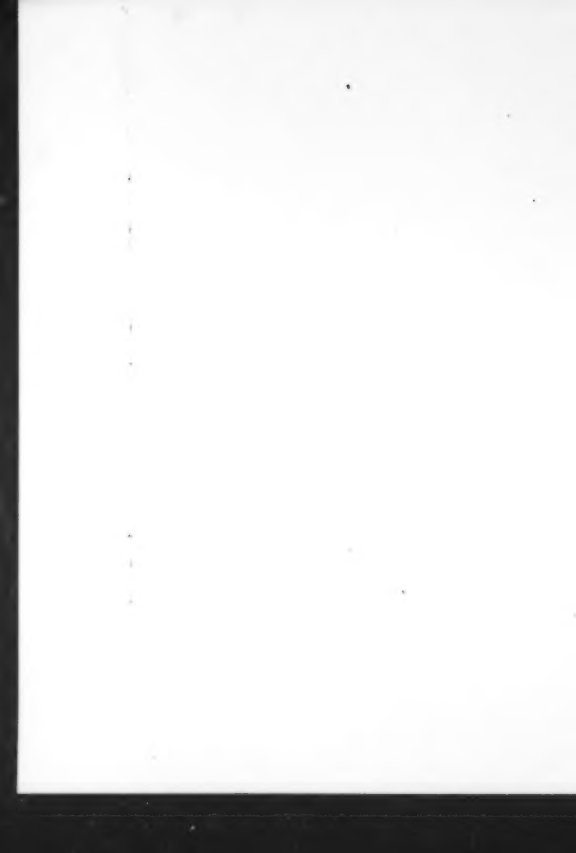
riorum

riorum sed fossorum tantum, qui petras frangunt, labore perfecta; tum inter saxa grandis, sed purissima et coelestis aquae plena lacuna, seu crater, unde paratus Praefidariis haustus scatebat. Tradunt Incolae, (qui etiam alieni a Religione nostra, adhuc tamen Nominis et juris nostri memores me deducebant et comitabantur,) totius Coenobii et omnium aedificiorum in arce tecta sic aptata fuisse, ut quoties coelum plueret, omnis tectorum aqua in hanc serobem, seu craterem colligeretur, et canalibus deflueret; adjuvari insuper, augerique aquas latice modico, sed perenni, qui scateat e rupe. Arx sola illa parte et fronte, qua ascenditur, moenibus incingitur, reliqua latera omnia lubricis, praecipitibus, et nulla prope arte, nullis scalis superabilibus faxis, ac rupibus minuuntur. Monstratur hodieque in petra locus, ubi Carolus IV. Imp. sederit; tum alio in loco Caroli faxeus lectulus, ubi traditur ascensu arcis decessus paululum quievisse. Sed nihil *coenobii templo*, quod adhuc stat integrum, illaestumque, illustrius et admirabilius hoc quidem in genere vidi: non enim laterculis aut faxis caemento murariorum labore conjunctis, sed cavata perfossaque petra, ac in templi iusti speciem conformata, assurgit ad fornitem; ac ne antrum aliquod esse exhiberes, fenestrae idoneis locis apertae lucem admittunt, fornix tantum ubi curvari incipit, laterculis consistat; latera omnia templi, solum, parietes, quidquid latet aut eminet, arae, gradus etc. ex eadem petra excisa aut conformata, tam dextre et intra et extra Ecclesiam adornantur, ut non nisi a curiosis oculis haec raritas notetur. Auget miraculum et rei pretium, aditum Ecclesiae Caementarium, ut vocant, prorsus parochialibus, et populari-

pularibus ecclesiis germanissimum, minore muro (sed hic una eademque rupes omnia praestat,) incinctum; fateri cogor ingenue, attonitum me hoc ingeniosae inventionis et magni laboris miraculo diu haesisse. Satis de Oibinensi Coenobio, quod Taboritarum temporibus summa vi ab haereticis oppugnatum, natura ipsa adversus hostes pugnante, nunquam expugnari potuit.

Verbesserungen.

- C. 18. 3. 32. f. gekettet l. gelüftet.
 31. 24. f. auf l. aus.
 34. 13. f. bald eine l. eine bald.
 39. 12. Herrnhut. Es ist schwerlich Herrnhut, was
 man hier gegen Nordnordwest sieht. Ich
 bitte den geneigten Leser diesen Irrthum
 zu vergeßen, der sich auch im Gedicht be-
 findet. Vielleicht ist es irgend ein weit,
 läufiges Landgut.
 43. 30. f. unsre l. unsern.
 47. 31. f. erhielte l. erhielt.
 76. 11. f. Kium l. Kümme.
 78. 2. f. brünstiger l. brünstger.
 85. 16. f. heilige l. heilge.
 86. 20. f. tiefverborgne l. tiefverborgene.
 88. 1. f. einige l. einge.
 118. 26. f. fratres l. frater.
 124. 22. f. Jöhendorf l. Jöhndorf.
 Die übrigen kleinern Fehler, falsche Interpunctionen,
 Verschiedenheit der Orthographie u. s. w. wird der
 geneigte Leser gütigst selbst verbessern.
-



Erklärung der zur Beschreibung des Dybins gehörenden Kupfer.

Unser Prospekt bedarf wohl eigentlich keiner Erklärung, da er laut für sich selbst spricht und den Gegenstand mit unverkennbarem Fleiße darstellt. Doch mögen folgende wenige Erinnerungen hier ein Plätzchen erhalten, um die Wahl des Zeichners näher zu bestimmen. Herr Laurin hielt sich geraume Zeit in der Gegend des Dybins auf, und prüfte sorgfältig die umliegende Gegend, um den besten Platz für seine Zeichnung zu wählen. Ueberzeugt, daß die isolirte Lage unsers Felsen nirgends richtig ausgedrückt werden könnte, weil der Dybin, nahe gezeichnet, allemal die ihn umzingelnden, obgleich eigentlich an Höhe ihn übertreffenden Berge verdeckt, und in einer weiten Entfernung gezeichnet, nur als ein kleiner Gegenstand im Hintergrunde einer allzureichen Landschaft erscheinen würde, war er blos auf eine glückliche Wahl in Hinsicht des Dybins selbst bedacht, und glaubte diese auch völlig getroffen zu haben, indem er den Felsen von der west-nordwestlichen Seite zeichnete. Der Standpunkt des Zeichners war ein von Bäumen entblößter Ort an der ost-südöstlichen Lehne des Amisenberges. Es ist wohl nicht zu leugnen, daß er sehr glücklich gewählt hat. Wenigstens nach meinem Gefühl macht von dort aus der Fels einen tiefen und verheißhaften Eindruck. Er erscheint hier in seiner ganzen ehrwürdigen Gestalt. Man sieht zur Rechten die Ueberreste der alten Klosterkirche und des Klosters selbst, über welche ein Theil des Hochwaldes in bleicher Ferne herausguckt. Auch das Lusthaus steht man am nordwestlichen Abhange, und unter und neben ihm die unregelmäßigen sich kreuzenden Klüfte und Sandsteinlager hier mit einer Treue kopirt, die sogar bis auf die Stellung der dazwischen herausgewachsenen Bäume und Moosflecken sich erstreckt. Man sieht den untern mit lebendigem Holze bewachsenen Abhang, und was dem Prospekt den höchsten Reiz giebt, man sieht zur Linken einen

Theil des lachenden Dybiter Thals mit allen seinen in der Beschreibung selbst zergliederten Schönheiten. Der Dybin hat zwar allerdings von jeder Seite seine eigenthümlichen Reize, und 4 Blätter von ihm wären sicher nicht Verschwendung deutscher Kunst an ein solches Meisterstück der Natur, nur aber auch nicht ein Werk für deutsche Beutel. Da nun folglich nur ein Blatt geliefert werden sollte, so war es wohl Pflicht, hierzu die anzüglichste Ansicht des Gegenstandes zu wählen. Der Standpunkt, von dem sie gezeichnet wurde, ist leicht zu finden, wenn man von dem kleinen Jorellenbach im Thal aus nur ein wenig Rechts herüber auf einem breiten Felssteige sich bergaufwärts schlägt. Denn dieser Platz ist nicht sehr entfernt, und daher enthält auch die Zeichnung einen großen Theil von der nördlichen Ansicht des Dybins, die sich dem Herkommenden allemal zuerst darbietet. — Die Höhe unsers Prospekts, der sowohl in Aderlischer Manier kolorirt, als auch schwarz getuscht zu haben ist, beträgt 11½, seine Breite 15½ Leipz. Zoll.

Die Vignette stellt die Ansicht der Klosterkirche von der nordnordöstlichen Seite dar. Sie ist ebenfalls sehr getreu. Man sieht die Gestalt der Schwibbögen und Pfeiler, sieht, wie Bäume auf demselben stehen, deren Wurzeln das Mauerwerk gespalten haben, ferner einen Theil des Kirchhofs und die Spitze der Buche, neben der man hinter die Kirche zum Jangfernsprung gelangt. Um diese Zeichnung mit der Natur zu vergleichen, muß man sich auf die Ostseite des Kirchhofs, ohngarführ um die Gegend des mit Mauerwerk umgebenen Begräbnisses, hinstellen.

Der Grundriß vom Dybin, den viele Personen wünschten, und wozu auch der Herr Verleger entschlossen war, kam wegen verschiedner Hindernisse und Schwierigkeiten nicht zu Stande. Vielleicht wird ihn auch ohnehin die Genauigkeit in der Beschreibung entbehrlich machen.

Der Verfasser.

Beim Verleger dieses sind noch folgende Bücher
zu haben.

- Mair's, Dr. J. M.**, philosophisch-medizinischer Abriss der Naturgeschichte des Menschen, oder dessen physiologische und diätetische Schriften, 12 Theil. Aus dem Englischen überfetzt, und mit einigen Anmerkungen und einem Nothfall begleitet, von Dr. Chr. Friedr. Michaelis, gr. 8. 788. 1 thlr.
- Derselben medicinische Warnungen für schwächliche Personen, nebst einer Abhandlung über Nervenkrankheiten und das Verhalten bey Brunnenkuren, oder dessen physiologische und diätetische Schriften, 22 Theil. Aus dem Engl. überfetzt, und mit einigen Anmerkungen begleitet von Dr. Chr. Friedr. Michaelis, gr. 8. 791. 1 thlr. 12 gr.
- Knechteln, Kürten- und Weistrauben als Beiträge zur Charakteristik Kaiser Josephs des II. Frankreichs und unserer Zeiten überhaup. 2 Hefte, 8. 790, 791. 16 gr.
- Auswahl kleiner Abhandlungen, aus verschiedenen englischen Natur- und Geschichtsforschern, 8. 789. 20 gr.
- Beiträge zur natürlichen, ökonomischen und politischen Geschichte der Oden- und Niederlausitz, herausgegeben von Dr. C. H. Reichel, 15 Band, 4. 790. 1 thlr.
- Grise, frequenter, über Dr. Barthe's eigne Lebensbeschreibung. 8. 791. 22 gr.
- Fernando und Isidore. Ein spanischer Roman mit einer Zitelign. von Fr. 1891, 8. 792. 14 gr.
- Jones, Peter. Dittsch, vorzüglich für Studirende, aus dem Englischen ins Engl. und aus diesem nun ins Deutsche überfetzt, enthält den aus vortheilhafter Erfahrung gewonnenen Heilmethoden Dr. John Keibers und dessen herrlichen Bemerkungen über den krankehaften Arm Kaphärens, erläutert und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. J. H. Michaelis, gr. 8. 790. 20 gr.
- Blachere, G. H. zweites Buch vom Inhalt für Clavier und Orgel, Quartet. 789. 18 gr.
- Verfahren über die Wirksamkeit der Brandweintherapie in einem kranke, in einem Geleite von einem Oberlausitzischen Bastron 8. 790. 2 gr.
- Geßner, J. G., Beschreibung und Geschichte der neuen und vorzüglichsten Instrumente und Kunstwerke für Liebhaber und Künstler, in Rücksicht ihrer mechanischen Anwendung, nebst denen das hin einschlagenden Naturwissenschaften. Mit 4 Kupfern. gr. 8. 790. 24 gr.
- Cherrens Blumenkranz. Deutschlands Dichtern gewidmet, von einem deutschen Mädchen. Mit einer Zitelignette von Molitor. 8. 791. 16 gr.
- Grise, Carl. Hellen oder die Verleumdung, mit einer Zitelign. 8. 789. 16 gr.
- Gutwille's Festschmuck mit seinem Bildhau, für junge Leute herausg. 8. Joh. Friedr. Gottl. Neujahr. Mit einer Zitelign. 8. 792. 7 gr.









Ehestandsvorbereitungen

in

lehrreichen Schilderungen

oder

Amor und Hymen

in

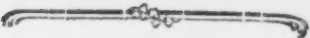
ihrer Bildse.



Breslau, 1794.

bei Christian Friedrich Gutsch.





Vorbericht.

Es ist eine schwere Sache, sich selbst erkennen, und eine große Schwachheit, andere ohne Selbsterkenntniß tadeln! Vielleicht ist solch ein Vorwurf der Lohn für meine Arbeit, bey jenem Theile des Publikums, welcher so unaern das Gepräge der Wahrheit öffentlich abgedruckt findet. Allein ich glaube diesen möglichen Vorwurf am bescheidensten von mir abzulehnen, wenn ich versichere, daß diese Arbeit nicht ohne großen Nutzen für mich selbst gewesen ist, daß ich mein eigenes Herz hundertmal dabey geprüftet, ja daß ich sogar viele Bemerkungen, von meinen eigenen in jüngern Jahren begangenen Fehlerheiten hergeleitet habe. Dies öffentliche Geständniß wird mich hoffentlich vor allen Vorwürfen sichern,

als hätte ich nur, stolz auf selbst eingegebildete Tugend, das ganze übrige Menschengeschlecht an den Pranger stellen wollen. Auch hab' ich der Tugend allemal da, wo es mein Plan mit sich brachte, das Wort geredet.

Ueber Liebe und Ehe ist in Deutschland schon unzähligemal geschrieben worden, aber noch nie hab' ich die einzelnen Stände in der Liebe, auf diese Art eingetheilt, geschildert gefunden, welche Eintheilung doch, meines Erachtens, die sicherste ist, nichts zu verfehlen. Auch über die Ehe hat man sich noch nie so einzeln ausbreitet, sie noch nie so in jeder Lebensscene besonders betrachtet. Dies bewog mich beides, einmal auf eine aphoristische Art von zwey Dingen zu reden, welche die wichtigsten Epochen unseres Lebens ausmachen.

Ferner finde ich für nöthig, voraus zu erinnern, daß ich unter dem Worte Liebe nicht etwa nur jene sanfte und feinere Empfindung verstehe, die in unserm Herzen nur eine Art von schwachtendem Wohlbehagen erzeugt, und die den Dichtern so heilig

Vorbericht.

v

heilig ist. Nein! ich rede hier von der Geschlechtsliebe überhaupt, von jener magnetischen Urkraft, welche die zwei Geschlechter unaufhörlich an einander fesselt, und welche die Seele zwar durch Mittheilung, aber ursprünglich nur die Sinne beschäftigt. Kurz: es ist Liebe, wenn wir anfangen für das andere Geschlecht zu empfinden; Liebe, wenn wir uns nach seinem wirklichen Genuß sehnen; Liebe, wenn wir den höchsten Genuß in jeder Art, der sinnlichen und der sogenannten geistigen Liebe, erreicht haben. Tausend gärtliche Leidenschaften entspringen aus der Liebe. Laßt uns sie alle nach ihrer Aeltermutter benennen.

Als ich das Büchlein anfieng, war es meine völlige Absicht, launicht zu schreiben, und mit leichten Scherzen belehrende Wahrheiten vorzutragen. Allein est ge-
rieth ich unvermerkt in den Ton des Ernstes, und weil sich meine Seele nun einmal mehr zum Ernst lenkte, so ließ ich sie fortwandeln auf ihrer Laufbahn, denn sie gewöhnt sich ungern, Fesseln zu tragen.

Zuletzt muß ich auch noch eine Bitte an die Kunstrichter beifügen. Sie ist um Eintracht in ihrer Beurtheilung. Nur denn wird mich ihr Lob oder Tadel rühren, wenn es einstimmig ist, beides mir gleichgültig seyn, so bald ich Widerspruch finde. Die Verschiedenheit im Urtheil über ein Buch rührt, glaub' ich, daher, weil man mehr über Einzelheiten, als über das Ganze zu urtheilen gewohnt ist. Seid doch billiger gegen das Publikum, Lieben Freunde, und setzt es nicht in solche Verlegenheit, ob es kaufen und lesen soll oder nicht. Fern sey von Euern Richtersprüchen Nachlässigkeit und Parteylichkeit! Und nun erhebet Euch, und macht zu einem einstimmigen Tadel mit meinem Büchlein den Anfang. Geschrieben in der Ostermesse, 1794.

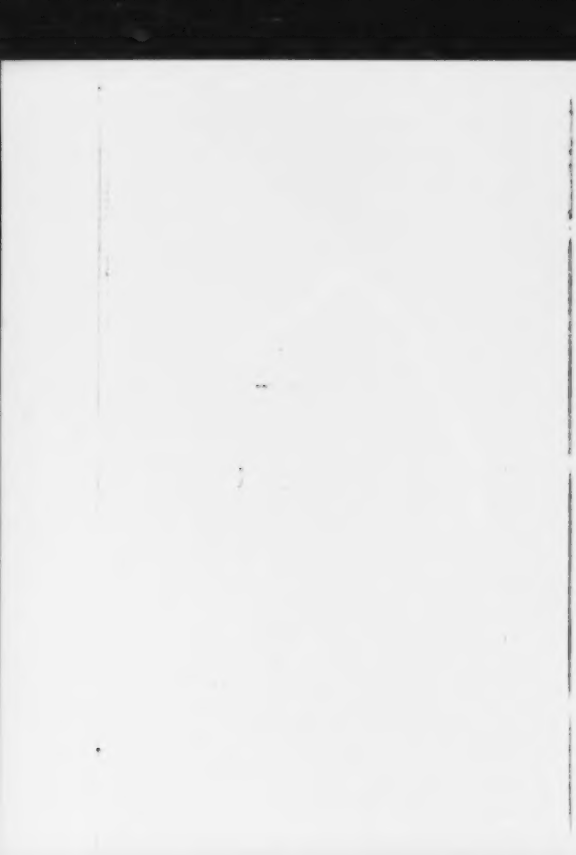


Erster Theil.



Ueber

d i e L i e b e.





Erstes Kapitel.

Von der Liebe überhaupt.

ammle dich, mein Geist, aus deinen Zerstreuungen, und suche die Einsamkeit auf, daß du geschickt werdest, von Liebe und Ehe zu reden. Laß um dich her Regionen im Gewühl der Bollust und des geselligen Vergnügens taumeln. Laß der Jugend die Freuden der Liebe genießen, indeß du darüber nachdenkst. Streng dich an, alter Graukopf, und laß dein Gedächtniß die verfloßnen Jünglings- und Männerjahre in deine Seele zurückerufen. — Aber was wagst du, in diesen Zeiten des Leichtsinns und der Sinnlichkeit, du, am Abend deiner Tage, und mit einem Fuß in der Grube? Siehst du nicht die Regionen von bunten, wohlriechenden Stuhern, die dich mitleidig angaffen? nicht die Tausende von gutwilligen Weibern, die das Schicksal für dich um Rache stehen? nicht die zahllosen Hörnerträger,

H 5

denen

denen du den Kler vom Auge zu ziehen suchest und dadurch ihre Ruhe raubest? nicht die religiösen Heuchler, die dir vor der Welt Recht geben, aber dich in ihrem Herzen verdammen? O kühner Mann, du mußt mit Ungeheuern kämpfen, auf Dörner wandeln und Labyrinth sind deine Pfade! — Doch, die Wahrheit sey deine Führerin. Sey du stolz auf ihren Schutz, und achte des partheyischen Unwillens nicht, der auf dich losstürmet. Die Wahrheit ist bitter dem Thoren; süß ist sie dem Weisen!

Liebe wars, die die Welt schuf; Liebe, die uns allen unser Daseyn gab; Liebe, die in uns webt und unser Herz zu hohen Empfindungen stimmt. Nur Leichtsin und Thöricht haben dies vom Himmel entlehnte Gefühl dem Mißbrauch Preis gegeben, ja sie würdigen es bis zur Reihe der Laster herab. Oder, besser gesagt, sie haben es ganz umgewandelt, ganz verschleut, und nennen das, was sie an seine Stelle gesetzt haben, noch immer mit seinem geheiligten Nahmen. Der Wohlthätling sagt, er liebe die Weiber, und möchte doch sagen, er hasse sie, weil er grausam genug ist, sie zu verführen. Der Falsche spricht von Freunden, die er liebt, und meint doch mit niemand redlich. Der Fürst sagt in jedem Befehle, er sey seinen Unterthanen gewogen, er sey ihr Vater, und doch sind so manche seiner Befehle Egoismus, Stolz oder Tyranny. Eltern glauben ihre

Kinder

Kinder zu lieben, wenn sie sie verhärteln. Lehrer ziehen ihre Zöglinge aus Liebe mit Stockschlägen, und schändlichen Schmähworten. Priester drohen uns aus christlicher Liebe unaufhörlich mit Elend auf Erden, und Verdammniß nach dem Tode. Wir selbst, unglückselige Täuschung! wir selbst wähnen uns zu lieben, indeß wir Affen sind, unsern Thoren schmeicheln, und in unser Verderben galeppiren.

O lernet, meine Brüder, die Wahrheit vom Irrthum unterscheiden, und tappe nicht leichtsinnig im Finstern. Nehmet eine Fackel, wenns euch die Lampe nicht hell genug macht! Die Wahrheit ist sehr theuer, sie kostet ein unaläubliches Maas von Zeit und von Mühe, aber sie ist euch auch bis an das Ende eurer Tage brauchbar, wenn ihr sie einmal erkaufet habt. Sie durchdringt den kleinsten Punkt eures Wesens und besteht durch sich selbst.

Aber es ist Zeit, daß ich den Weg zu laufen anfange, den ich mir ausersehen habe. Er ist steil und mühsam, und erinnert mich daher, alle Nebenspfade zu fliehen. Ich werde in diesem Buche nur allein von derjenigen Liebe handeln, die zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte statt findet und sich durch mancherley Eigenheiten von der Liebe der Verwandtschaft und der Freundschaft, noch unendlich deutlicher von der Liebe gegen das höchste Wesen unterscheidet. Auch dies Gefühl,
ich

Ich meine die Liebe der verschiedenen Geschlechter
 gegen einander ist gut und wie sie aus der Hand
 der Natur kommt, tadelstreu. Sie ist die Gebie-
 terin unseres Daseyns, die Verschönerung des ge-
 selligen Lebens, der Urquell von tausend Freuden,
 oft das Freundschaftsband großer Reiche, und eben
 so oft die Triebfeder zu großen und erhabenen Hand-
 lungen. Glaubt, meine Freunde, daß ich nicht
 schwache, wie der Blinde von der Farbe, ob ich
 gleich alt bin. Ich kenne meinen Gegenstand,
 kenn' ihn aus eigener Erfahrung, habe geliebt als
 Jungling und als Mann, habe die Schwachheiten
 und die Thorheiten, zu denen diese Liebe führen
 kann, kennen gelernt; aber ich habe die holde auch
 in ihrer Schöne gesehen, und geschmeckt den Freu-
 denbecher, den sie der Vernunft einflößt. Bil-
 doungen gegen das getroffene Portrait sind alle
 andere menschliche Freuden gegen die Freuden der
 Liebe; aber auch Mangelstücke gegen den Dolchstich
 sind alle andre menschliche Leiden gegen die Leiden
 der Liebe. Und die Liebe sonst immer nur den
 Junglings- und Männerjahren beigelegt, ist, ge-
 nau untersucht, fast jedem Alter eigen, ich nehme
 die feinste Kindheit und das schon wirklich harte
 Greisalter aus. Ich getraue mir zu behaupten,
 daß es achtjährige Kinder giebt, die schon den Un-
 terschied der Geschlechter fühlen. Und wem ist un-
 bekannt daß auch das hohe Alter nicht immer vor
 der Thorheit schützt? Mit Recht sag' ich hier Thor-
 heit,

heit, denn die Geschlechtsliebe im 70sten oder 80sten Jahre sieht läppisch aus, und ist in jedem Betrachte fruchtlos.

Ueber diese und alle hieher gehörende Gegenstände werd' ich mich in den folgenden Kapiteln weiter ausbreiten. Erlaubet mir aber, daß ich keiner änaästischen und pedantischen Ordnung folge, sondern meinen alten Kopf nach seinen Empfindungen ungeflört arbeiten lasse. Vergönnt mir Worte des Ernstes und des Scherzes, und ertappt ihr mich einmal auf einem Irrthum, so bedenket, daß ich euer Bruder bin, der sich der fehlenden Menschheit nicht schämt, und im Alter wie in seiner Jugend immer bereit ist, Lehre und Zurechtweisung anzunehmen.

Zweytes Kapitel.

Die Geschlechtsliebe ist eigentlich nur ein Werk der Sinne.

Daß die Geschlechtsliebe an und für sich nur sinnlich sey, wird niemand leugnen, der in seinem Leben nur einmal unbefangenen über sie nachgedacht hat. Zwar theilt sie der Köstlichkeit unserer Nerven, der Seele, eine feurige Freundschaft für den Gegenstand

stand vom andern Geschlecht mit, der auf unsre Sinne bleibenden Eindruck gemacht hat. Aber daß die Wertherianer, Siegmartianer und Consorten, aus der Liebe zwischen ein Paar empfindsamen jungen Leuten nun geradezu ein Produkt der Seele und eine Engelsliebe machen wollen, das kommt mir übertrieben und abergläubisch vor. Denn erstlich wüßten wir arme Wärmer noch gar nicht, was eigentlich die Engel für Geschöpfe sind, obgleich unsre Gottesgelehrten sie nach allen Regeln der biblischen Philosophie definiren, auch der begeisterte Klopstock sie alle haarklein beschrieben, ja sogar ihre Biographien aufgezeichnet hat. Wir können daher ihre Gefühle nicht bestimmen, und mithin noch weniger einen Uebergang oder eine Vergleichung zwischen den Empfindungen der Engel und der Menschen aufstellen. Zweitens ist es auch gar nicht nothwendig, gar kein Verzug, daß wir die Hauptwirkung der Sinne in diesem Falle leugnen, und ein Gesetz der Natur zu einer willkürlichen Handlung der freien Seele machen wollen. Als Gott unserm Urvater Adam ein Weib gab, so freute sich dieser voll zärtlicher Regungen und schämte sich nicht, zu sagen: Das ist doch Wein von meinem Wein und Fleisch von meinem Fleisch. Er kannte ihr Inneres, ihre Geistesvorzüge noch gar nicht, hatte noch nie mit ihr gesprochen, und doch brannte sein Herz für sie, denn ihre ganze Gestalt schmiegte seinen Sinnen und theilte seinen Nerven.

von eine ganz neue noch ungewohnte Empfindung mit. Warum wollen Adams Kinder der Seele zueignen, was auf die Rechnung der Sinne gehet, und erst durch sie der Seele mittheilt wird? Es entsteht aus diesem unrichtigen Grundsatz eine Art von Sicherheit, die uns oft sehr nachtheilig werden kann. Wir glauben vielleicht, überzeugt zu seyn, daß unser Herz gut ist, geben es allzu oft der Gefahr der Einsamkeit mit dem andern Geschlechte Preis, werden überrascht und fallen. Hätten wir unsern Feind gekannt, hätten wir uns selbst einge-
räumt, daß unsre Sinnen mächtige Despoten sind, die nur allzu oft unsre freye Seele, sonst ihre Königin, unterjochen, wir wären auf unserer Hut gewesen, wir hätten von dem Freudenbecher der Liebe getrunken, aber ihn nicht ausgeleeret. — Doch, was ist Falsch zwischen Freuliebenden, und warum den Freudenbecher der Liebe austrocknen, ein Vergehen? — Ich werde an einem andern Orte Gelegenheit haben von den wahren und falschen Begriffen von Ehre und Tugend in der Liebe zu handeln. Jetzt aber will ich eine kurze Härlichkeitsgeschichte erzählen, die sich auf Wahrheit gründet, und meine Behauptung einigermaßen zu beweisen scheint, daß die allzu heiligen und schwärmerischen Begriffe von der Geschlechtsliebe oft zu einer Nachtheil bringenden Sicherheit verleiten.

„Wilhelm von Hartenwald, ein herzensguter
„Junge, und, wider die Gewohnheit des mehesten
„Adels,

„Adels, ein sehr eifriger Verehrer seiner Religion,
„fühlte in seinem achtzehnten Jahre schon sehr leb-
„haft, daß Evens Entzinnen nichts weniger als
„entbehrliche Geschöpfe für die Männer sind. Noch
„von keinem Mädchen einzeln bezaubert, und zum
„Herumschwärmen zu tugendhaft, — vielleicht
„auch zu furchtsam, — ward er ein Haase, der,
„in sich selbst verliebt, schöne Kleider, Galanterie-
„waaren, Parfume und zärtliche Schriften anbetete.
„Mit diesen Empfindungen trat er in den Gesell-
„schaften auf, und lebte lange mit einem ruhigen
„Herzen.“

„Plötzlich überraschte ihn eine Scene, die die
„Ruhe seines Herzens ins Grab warf. Einer
„seiner ältern Freunde, Friedrich von Wartenhau-
„sen, kam von seinen Reisen zurück, und brachte
„sich eine Frau mit, eine lebenswürdige junge
„Engländerin, voll Geist und Leben, und schön
„wie Hebe. Hartenwald sah sie, — und weg
„war seine Selbstliebe, weg seine Ehrsüchtigkeit, weg
„seine Ruhe. Dies konnten ihm sogleich Beweise
„seyn, daß er die junge Dame liebte. Zwar ge-
„stand er sich selbst nicht, er hielt es für unmög-
„lich, aber sein Herz überzeugte ihn immer mehr
„und mehr von der Wahrheit; und bald war er
„aus dem schlüpfrigen Wege, die Sache mit einem
„nachsichtsvollen Auge zu beurtheilen. Er suchte
„sein Herz zu überreden, daß es nur Eeelenliebe
„und Sympathie sey, was er für Elisabethen
„empfund.

empfang. Dies machte ihn sicherer. Er flog den Umana der jungen Dame nicht, wie es doch die Klugheit von ihm heischte. Vielmehr suchte er ihn auf, und rechnete das Wohlbehagen, das er in ihrem Umana empfand, auf die Uebereinstimmung ihrer Seelen. Aber die Sinne waren nicht so uneigennützig und gleichgültig dabei, als er sich selbst zu überreden suchte, sie lagen nur in einem trübseligen Schlummer. Es fehlte nichts weiter, als daß Elisabeth auch für ihn Feuer fang. Und bey den Reizen der Juwend, der schönen Bildung und der guten Erziehung, noch mehr, bey dem unermüdeten Eifer, mit welchem Hartenwald die Engländerin, die, wie alle ihre Landsmänninnen, sich so gern von der Demuth und Dienstfertigkeit der Männer schmickeln ließ, unaufhörlich an sich lockte, konnte es wohl nicht fehlen, daß auch in Elisabeths Busen der brennbare Zunder zu glimmen begann.

Nunmehr war die Bahn zum Verderben angetreten. Zärtliche Blicke begegneten zärtlichen Blicken, und sanken verflochten in den Liebe athmenden Busen. Wilhelm kam fast nie mehr von Friedrichs Landgute hinweg: Er führte Elisabeth spazieren, er fuhr mit ihr nach der Kirche, er begleitete sie in die Gesellschaft, und kaum sah man sie am Nachttische allein mit ihrer Zose, ohne den getreuen Schatten. Hartenwald konnte
 kein

„kein Vergnügen mehr, als das in ihrer Gesell-
 „schaft. Er war nicht mehr in sich selbst verli-
 „cht, auch waren ihm alle andern vom weiblichen Ge-
 „schlechte verhaßt. Er beschenkte Elisabeth un-
 „aufhörlich, verschrieb ihr alle neumodische Galan-
 „teriewaaren, beschenkte auch ihren Gemahl, als
 „seinen Freund, oftmals, und dieser sah unausge-
 „setzt in seinem Hartenwald seinen alten braven
 „Freund. Nur die liebenswürdigen Geweibe,
 „womit ihm dieser beschenkt hatte, waren für seinen
 „Narren verborren. Die ganze Gegend flüster-
 „te ihm Ohr, daß Wartenhausen Hinner trug,
 „nur ihm verschwiegen man, und er selbst ward es
 „nicht inne. Alle die jungen Fräulein, die auf
 „irgend eine Art auf Hartenwalds Liebe Ansprüche
 „zu machen gehabt hatten, fühlten sich von Nach-
 „sicht betrogen, und erhoben ihre weiblichen
 „Schlangenzungen, die ganze umliegende Gegend
 „zum Spott aufzufordern. Aber der arme War-
 „tenhausen wußte nichts von alle dem, war blind,
 „ruhig und vergnügt, und für seine Gattin der
 „zärtlichste Gemahl.“

„Von dieser Lage der Dinge ward unser Pär-
 „chen, wie leicht zu errathen, immer sicherer und
 „zwanloser. Aus Schüchternheit ward Unver-
 „schämtheit, aus Amdt ward Rohheit. Nicht
 „mehr nur listerne Blicke, nicht mehr nur Hände-
 „druck waren die augenscheinlichen Beweise ihrer
 „gegen-

„gegenseitigen Liebe. Geheimere Zärtlichkeit sprach
 „aus ihren Blicken, Bezierde glühte auf ihren
 „Wangen, und hundert dunkle Plage im Walde
 „zeugten von Elisabethens und Wilhelms feurigen
 „Küssen. Der Jüngling ahndete noch nichts von
 „dem Verbrechen, das er beahnd. Er erlaubte
 „sich alle diese Dinge, die sein Herz Kleinigkeiten
 „nannte, glaubte dabei tugendhaft zu sein, weil
 „er die Armen beschenke, und niemand leid that,
 „gab seinen Bezierden immer mehr nach, und so
 „schien ihm das durch die Länge der Zeit zu einer
 „beträchtlichen Größe herangewachsene Vergehen
 „noch kein Verbrechen, da ers, auf einmal in dieser
 „Größe erblickt und erkannt, für ein kolossalisches
 „Verbrechen würde gehalten haben. Sicherheit
 „kennt immer vor dem Falle. Mit der Geliebten
 „im heiligen Wunderschein sitzen, über die Natur
 „sich freuen, Thränen der Liebe vergießen, also
 „weinend an der Geliebten Brust sinken, seinen Lie-
 „beathmenden Wohlgeruch einzuhauchen und sicher
 „sein, und nicht bedenken, daß die Sinne Schalle
 „sind, das ist gefährlich, o Jüngling, das ist ge-
 „fährlich! — und lasterhaft, wenn sie nicht die
 „Reinige, sondern die Gattin eines Andern ist!“

„Wartenhausen stieg endlich an Unrath zu
 „merken. Zuviel Vertrauen zu der Redlichkeit sei-
 „nes Freundes hatte sein Auge bisher verschlossen.
 „Aber nun, als es auf einmal sich öffnete, und ihm

„die Vertraulichkeit fast zu groß dünkte, so über-
 „legte er auch, daß die Freundschaft ein Werk der
 „schwachen menschlichen Gesinnungen ist, und,
 „wie tausend Beispiele lehren, leicht einer der Sinn-
 „lichkeit schmeichelnden Neigung aufzuepfert wer-
 „den kann. Dennoch zu großmüthig, ohne ge-
 „wisse Ueberzeugung zu verurtheilen, ließ er sich
 „seinen Unwillen nur durch Zurückhaltung blicken,
 „und ward aufmerksam und nachdenkend. Schon
 „dies hätten die strafbar Liebenden merken, in sich
 „gehen, und durch schnelle Trennung das Herz des
 „Gatten und Freundes schonen können. Aber ver-
 „achdens! Verblendet aienach sie ihre Laufbahn
 „fort. Schon loderte die unerlaubteste Begierde
 „in ihnen, und schürte sich nach einem günstigen
 „Zeitpunkt, in volle ungeflörte Flammen ausbrei-
 „den zu können.“

„Das geöffnete Auge des betrogenen Gemahls
 „drang immer tiefer in das Geheimniß, das schon
 „längst aller Welt nicht mehr ein Geheimniß war.
 „Er sah mit blutendem Herzen die von verbotener
 „Luft entflammten Augen: Seine Seele ward un-
 „gestüm und wüthend durch betrogenes Zutrauen.
 „Er wollte gewiß seyn, und Elisabethen lieber auf
 „einmal verlieren, als sie, nach abgetuhlter Be-
 „gierde, geschändet und treulos, wieder in seine
 „Arme kommen lassen. Mein Kind, sprach er
 „stoßig, ich muß auf mein Landgut R * * *, um
 „die

„die Rechnungen des Verwalters zu übernehmen.
 „Willst du mit? — Elisabeth schwieg ertröthend
 „eine lange Weile, und schien un schlüssig. Auf
 „nochmalige und noch frohigere Frage bat sie sich
 „mit einem demuthiaen Blick — das Gewissen
 „schlug ihren Blick zu Boden — aus, daß sie zu
 „Hause bleiben dürfe, indem ihr nicht ganz wohl
 „sey. Friedrich sagte nichts darauf. Er ließ seine
 „Bedienten einpacken, und fuhr am folgenden
 „Morgen ab, nachdem er mit vieler Mühe seine
 „Bangen zum Lächeln gezwungen, und von seiner
 „Gemahlin einen freundlichen Abschied genommen
 „hatte.“

„Unterdessen hatte Wilhelm den elenden Kunst-
 „ariff gebraucht, und war noch den Abend vorher
 „auch weggerisct, ohne sich von seinem Freunde
 „zu beurlauben; indem er gegen die Bedienten
 „im Hause vergab, er habe jähling einen expressen
 „Beten bekommen, daß er noch diese Nacht nach
 „Hause eilen solle. Wartenhausen, der einmal
 „mißtrauisch war, errieth diesen Kunstariff bald,
 „reiste ab, und wich in seinem Herzen nicht ein
 „Haarbreit von seinen genommenen Maaßregeln.“

„Kaum war der Hörnerträger weg, als der
 „Galan, der sich gleich früh wieder auf den Weg
 „gemacht hatte, im Schlosse anlanzte. Hinter
 „seinen Rücken machten die Bedienten Kreuze,
 „zeigten einander hehnißlächelnd die Goldstücke,

„die sie von ihm bekommen, leaten ein Edleß an
 „ihren Mund und zogen einen betruglichen Glor
 „über ihr halbscheußes Auge.“

„Echüchtern, aber dennoch mit heißer Voller-
 „de floßen die unrein Lebenden einander in die
 „Arme. Also stimmt der ascheuchte Flöcker noch
 „einmal die Leiter hinan, anklopfen nach der ge-
 „besten Tlaube, und sich selbst abirrend, als
 „hätte nur die Furcht, nicht wuflliche Nachstellung
 „ihn hinweggeleucht. Auch verschwand nach
 „und nach alle Echüchternheit. Hatten sich er-
 „lauchte sich alle Krebheiten, die nur dem Vernobl
 „aufkommen. Das Pärchen spülte ganz all in
 „mit, inuander, heranschte sich bis zur ferdesten Kre-
 „sichkeit der Seele im Weine, fuhr dann spazier-
 „ren, und kam erst am Abend, denn es war in den
 „langen Sommertagen, wieder in die Ding zurück.
 „Hier wartete ihrer aufs neue die niedliche Abend-
 „mahlzeit und Erfrischungen, und der allbelebende
 „Eaß der italiensichen Traube. Unter Licht-
 „sungen und Kreuden nahte die Nacht heran.“

„Jetzt sollten sie sich trennen. Das kam
 „Wilhelmen hart an. Er schien sich zu ermannen,
 „er ranz mit sich selbst, er künnte Elisabethen die
 „Hand und nahm Abschied von ihr, ohne zu gehen.
 „Sie, eben so ehunmächtig, hielt ihn mit feuer-
 „vollen, viel erlanenden Micken zurück. Man
 „dann, dachte Wilhelm bey sich selbst, noch diese
 „einzige

„einzigste Rücksicht für mein Herz, und dann auf
 „einmal gesiegt. Ganz gewiß werd' ich stark ge-
 „nung dazu seyn. Er dacht' es, und begleitete
 „die junge Frau in ihre Schlafzimmer. Nun wollt'
 „er fliehen, nun wollt' er fort, und — blieb.
 „Ohnmächtig sank er neben Elisabethen auf einen
 „Sofa, ohnmächtig ruhete sein Mund in der
 „Mitte ihres Busens, der eben anfieng seinen kri-
 „gerischen Panzer zu verlassen. So allein, so un-
 „bemerkt, so sicher für aller Verrätheren, sollt' es
 „nicht Einwachheit seyn, diese Augenblicke eöne
 „den höchsten Genuß der Liebe verberstreichen zu
 „lassen? Was verliert im Grunde die Fremdschaft
 „dabei? — — Nur einmal — und dann nie
 „wieder! — O Elisabeth! O Wilhelm! — und
 „schon weinten die Engel um die gefallene Unschuld.“

„Plötzlich öfnete sich die Thüre, und Warten-
 „hausen stürzte herein. Aufschloß in die schiefen
 „Gefühle der Vollust laßen die Unatüchlichen.
 „Aber ein treffender Liegestuhl drückte ihnen diese
 „Ueberraschung. Wilhelm sprang auf und wollte
 „entlaufen. Aber Friedrich hielt ihm den Degen
 „vor und schrie: Ehebrecher, dein oder mein Lo-
 „ben! — Wilhelm wandte sich, riß das Fenster
 „auf, sprang hinab und entkam ohne Verletzung.
 „Elisabeth lag schon sanft auf ihren Knien und
 „starrte wie die Missethäterin für dem Schwerte
 „des Richters. Dreymal hob Wartenhausen den

„Arm in die Höhe, sie zu durchbohren, und dreimal hielt ihn sein guter Engel zurück. Endlich ergriff er sie wüthend beim Arme und schleuderte sie zur Thüre hinaus. Sie schlachtete, sie zerrang ihre Hände, sie flehte unaufhörlich, ihr zu verzeihen. Aber Friedrichs Herz blieb versteinert. Mude ihrer stürmischen Bitten riß er die Thüre auf, stürzte den ihr vorbei, die Treppe hinab, übergab seinem Verwalter, einem braven Manne, die Vollmacht über sein Gut, nebst dem unwiderstehlichen Befehle, Elisabethen aus dem Schlosse zu jagen, und warf sich in die noch verespante Chaise. Die Elende rang noch mit Entschlossenheit und Unentschlossenheit, ob sie ihm nacheilte, und noch einmal stehend seine Knie umfassen wollte, als er schon zum Burghere hinausfuhr. Sie schlich, halbverzweifelt, wieder in das verhasste Zimmer, sie wand sich auf dem Boden herum, sie verfluchte Wilhelmen, suchte sich selbst. Also begrüßte sie die Morgenröthe und die Sonne fand sie in Thränen.

„Mittlerweile kam der Verwalter herauf. Er kündigte ihr mit einer geknickten Miene den Befehl seines Herrn an, und bat sich Befolgung aus. Nun giengen die Bitten von neuem an, aber vergebens. Der Verwalter gab ihr die von Wartenhausen an sie zurückgelassenen 12 Dukaten, und führte sie, da sie freiwillig nicht fortwollte, zum Schloßhofs hinaus in das Wirthshaus.

„Das

„Das klingt wohl hart, meine Freunde. Auch
 „räum' ich selbst ein, daß Wartenhausen mit seiner
 „Rache etwas sanfter hätte zu Werke gehen kön-
 „nen. Aber welcher unter uns besitzt wohl bey
 „solchen Austritten Gewalt genug über sich? Zu-
 „dem so wär' er bey'm Zaudern gewiß noch überli-
 „stet worden, hätte nachgegeben, und seine Ge-
 „weihe, gleich dem Hirsche, nur abgeworfen, um
 „sich neue wachsen zu lassen.“

„Sobald Wartenhausen auf seinem zweyten
 „Gute angekommen war, berichtete er die Sache
 „an die Regierung. Mittlerweile hatte sich Eli-
 „sabeth ganz allein zu Huße aufgemacht, um ihm
 „zu folgen, und noch fernere Ditten zu versuchen.
 „Allein durch einen Zufall erfuhr er ihre Ankunft
 „in diesem Dorfe, ehe sie noch aufs Schloß gelan-
 „gen konnte. Er ließ sie also durch die Gerichten
 „so gleich in Verhaft nehmen, und sie bey guter
 „Verpflegung in einem besondern Zimmer bis zu
 „Austrag der Sache bewachen. Indeß ward der
 „Untersuchungstermin anberaumt, woben von jeder
 „Seite ein bevollmächtigter Sachwalter erschien.
 „Elisabeth gestand alles, und legte sich blos aufs
 „Ditten. Aber die Richter ließen sich damit wei-
 „ter nicht ein, ließen der Gerechtigkeit ihren Lauf,
 „und die Ehescheidung ward zur Unterzeichnung
 „ausgefertigt. Das einzige was man zu ihren
 „Gunsen that, thun konnte, und thun mußte,

„war, daß man den von Hartenhausen anging, ihr einen kleinen jährlichen Gehalt anzusetzen. Dieser hatte zwar hierzu keine Ohren, war aber noch so großmüthig, ihr durch seinen Schwager „4000 Rthlr. als ein Geschenk versprechen zu lassen, die sie auch wirklich nach einigen Tagen so gleich ausbezahlt bekam, jedoch unter der strengen Bedingung, daß sie seine Herrschaft nie mit einem Fuße wieder betreten solle. Dies war nun wohl ein köstlicher Balsam auf die tiefen Wunden. Allein Elisabethens Herz blieb noch immer sehr traurig. Ihr Gewissen war ihr beständiger Richter: und da ihr Herz sehr innig aufgewesen war, so trankte sie jetzt desto empfindlicher ihr Fall.“

„Nachdem sie sich einige Tage auf den Bergen in dieser Gegend herumgetrieben hatte, faßte sie endlich den Entschluß, wieder nach England zurückzukehren. Mittlerweile hatte Hartenwald den ganzen Verlauf der Sache abhört. Er schrieb sealeich an Elisabethen. Sein Brief war voll Klagen und Bitten um Vergebung, daß er zugleich an ihrem Unstunde Schuld sey. Endlich schloß er mit den Versicherungsmachen fortdauernder Liebe, und war sehr geneigt, ihr seine Hand anzubieten. Sie erhielt den Brief noch zu rechter Zeit. Nicht mit völliger Ueberraschung ihres Herzens, sondern aus Verzweiflung nahm sie

„Wahlm

„Wilhelms Verschlag an, reiste auch sogleich an
 „den Ort seines Aufenthaltes und brachte ihm hie-
 „durch selbst stillschweigend die für ihn günstige Ant-
 „wort. Wilhelm erhielt nach mancherley harten
 „Kämpfen endlich von seinem Vater Erlaubniß
 „Elisabethen heirathen zu dürfen. Nachdem er
 „also in dieser Sache alle Schwierigkeiten von
 „Seiten der Obrigkeit überwunden, so kaufte er
 „sich ein kleines Landgut, wozu er, nebst dem
 „Gelde seiner nunmehrigen Braut, sein Mutter-
 „theil angewendet, welches ihm der Vater geschickt
 „hatte, und ließ sich mit Elisabethen trauen.“

„Dies Paar lebte aber nur sehr kurze Zeit
 „glücklich. Glückselig kann ich zwar eigentlich gar
 „nicht sagen, denn Elisabeth heirathete Wilhelmen
 „aus Verzweiflung, und Wilhelms Gewissen plag-
 „te ihn auch oft mit bitteren Vorwürfen. Diese
 „von beider Seiten so verbitterte Ehe ward mit-
 „hin endlich ganz unglücklich. Elisabeth, die ih-
 „rem ersten Gemahl nicht getreu genug gewesen
 „war, war es diesem Theilnehmer ihres Verbro-
 „chens noch weniger. Sie ward von Tag zu Tag
 „leichtsinziger, und der Genuß verbotener Früchte
 „ward ihr allmählich zur unentbehrlichen Gewohn-
 „heit. Wilhelm sah es, tränkte sich, und abmte
 „endlich, aus Verdruß und um sich selbst zu zer-
 „streuen, dem Beispiele seiner Frau nach. In
 „kurzem war ihr Vermögen durchgebracht. Sie
 „quälten

„quälten sich unaufhörlich untereinander mit tausenderlei Verwirren. Die Liebe schwand gänzlich. Elisabeth machte Schulden auf Schulden, und da sie verlassen von allen ihren bereits ausgesagten Anbetern, keine Rettung mehr wußte, so erwachte ihr Dristlicher Muth zum Selbstmord; sie sprang in die Spree und fand in den Wellen ihr Grab. Wilhelm nahm Kriegsdienste, und wird, so viel ich weiß, noch leben, aber finster, menschenfeindlich, gehaßt von allen, die seine Lebensgeschichte wissen.“

Sehet, Freunde, welche schreckliche Folgen die Sicherheit in der verbotenen Liebe zuweilen haben kann! Und woher entspringt diese Sicherheit? Ganz gewiß nicht selten aus der bey Entstehung der Neigung genährten Idee von Seelenliebe. Ueberzeugt, daß die Geschlechtsliebe nur sinnlich sey, und dann ferner versichert, daß unsre Sinne große, oft unüberwindliche Gewalt über unser Herz haben, würden wir die Gefahr fliehen, ehe sie uns umschwebt. Was unsern Nerven schmeichelt, geht zur Seele über, und theilt sich ihr auf eine angenehme Art mit. Denn an und für sich selbst, und ohne diese Mittheilung ist die Seele farblos für alle körperliche Freuden und Leiden: Wer wollte sie, die Erhabene, so herabwürdigen, und ihr Eigenschaften beylegen, die des Verbrechens fähig sind?



Drittes Kapitel.

Romanhafte Liebe.

Es könnte seyn, daß der Ausdruck, Romanhafte Liebe, nicht ganz glücklich gewählt wäre, wenigstens hab' ich unter diesem Titel auch alle das Tändeln der Liebe mit begriffen, welches vielleicht besser süße Liebe genannt würde. Allein, ich hatte hundert Ursachen, welche mich bewogen, eben diese und keine andere Ueberschrift zu wählen, die aber anzuführen zu weitläufig werden möchten; muß also für diesmal wegen der genommenen Freiheit eines nicht ganz erschöpfenden Titels um Vergebung bitten.

Liebeln, schmachten, schmelen, Pflastertreten, sich parfümiren, Stundenlang dem Spiegel und der Toilette opfern, das sind Dinge die Hohngepläuter, wo nicht Mitleid verdienen. In der Hölle der alten Heyden war das eine der größten Strafen, wenn man die köstlichsten Speisen und Getränke bey sich vorbeypwandern sehen mußte, ohne sie genießen zu dürfen. Wir aber, durch zärtliche Romane an idealische Freuden, Schattenfreuden sollten sie heißen, gewöhnt, wir schwärmen und tändeln,

tänbeln, und finden ein Vergnügen an diesem Un-
sinn. Es ist unglaublich, wie tief sich die ro-
mantischen Arcuden, oder besser gesagt, die heisse
Theilnehmung an den gröstentheils erfennenen und
widernatürlichen Geschichten der Fäntlichkeit, in
unsre Seele wehen. Unsere Junolinge weihen oft
den halben Theil ihrer Lebensstage dem Lesen solcher
Schriften, ja schon der Knabe, kaum das vierte
Jach eines Bucherregisteriums zu erreichen fahis,
klettert mühsam auf einer Leiter in den Zimmern
der Bucherverleiber umher, und sucht sich mit le-
bendigem Enthusiasmus ein Lesebuch, das est ihm
zu Gigt wird. Wenn einer Junge, man mehr
schon viele Jahre im Grabe, las die Insel Felsen-
burg, die asiatische Panik, alle Arten von Neben-
sens und Avanturiers mit einer Art von theilneh-
menden Habusim; wiewohl damals der Lespa-
terismus den weitem noch nicht so bestia war als
jetzo. Kaum ward ichs inne, als ich ihn mit
wärtlichen Ernste die grösste Vorsicht in Lesung sol-
cher Schriften empfahl. Er wellte mir zum
Schon selacu, ich sah selten einen Roman in sei-
ner Hand, aber er las die Nacht hindurch. Am
Tage gieng er wie traumend umher, seine Lehrer
kloaen über ihn, und boten sogar in den Schul-
stunden solche Bücher den ihm gefunden. Vater-
licher Ernst mit prosamer Liebe verwies, retteten
ihn endlich noch von dieser eingewurzelten Thorheit,
als er ein vierzunjähriger Knabe, eben in Ver-
sinn

ist war davonzulaufen, um selbst Roman zu spielen. Er starb in seinem 24sten Jahre an einer epidemischen Ruhr. — Vergelt mir diese traurige Abweichung. Ich sprach von meinem lieben Kinde. Wer spricht nicht gern von den Seinen? Noch seh ich den jungen Mann vor mir, wie sein Geiſt schön blühte, und wie ihm die Krankheit seinen Körper entriß. O siehe, verklärter Karl, diese deinem Andenken opfernde Thräne in meinem Auge!

Weit entfernt, die Romane im Allgemeinen zu tadeln, red' ich hier nur von den Lustschlößern, leeren Hirnspinnweben und Ländeleien, welche die meisten Romane jungen Leuten einflößen. Aber nicht immer sind nur Schriften an diesen verkehrten Neigungen schuld. Es kommen im gemeinen Leben Verhältnisse vor, die unsre Seele zu solchen Empfindungen stimmen. Umgang mit Romanhelden und Romanheldinnen, Eclaverey widerwärtiger Geschäfte, allzugroße Strenge der Vorgesetzten, und Mangel an Umgang; ferner zu große Selbstliebe, ausschweifende angebohrne Neigung zum Sonderbaren, ein affektirtes Zeitalter überhaupt, oft auch geheime Sünden, von denen ich künftig insbesondere reden werde, alle diese Dinge können Ursachen zu idealischer Schwärmerey werden. Eben so oft giebt eine affectirte Frömmlichkeit in der Geschlechtsliebe zu den genannten Fehlern Anlaß.

Leopold und Sophie zogen am Ausgabend im Felde spazieren. Der Mond stieg am Himmel herauf und belauschte die Liebenden mit melancholischem Silber. Sie sahen ihn kommen und weihten ihre Herzen zur Anbetung. Tausend Lobeserhebungen wurden ihm gemacht, und als er sein Vordeln darüber zu erkennen gab, lagerten sie sich ins Gras hin, fühlten ganz die Theilnehmung des Mondes an ihren Leiden — einmüthig hatten sie keine — und verfielen fast im Stillen, sich dem stillen verschwiegeneu Gefährten einmal so recht aus vollem Busen mittheilen zu können. Unterdeß hatte sich der kühle Abendthau von oben und unten erhoben, und der Herbst sich tief'n Abend Vergasthauch zueignet. Leopold und Sophie erkrankten endlich, aber zu spät, aus ihren Schwärmereien, durch ein Arieseln an ihrem ganzen Körper, und durch eine kalte Nässe, die ihnen in jählidem Maasse durch die leichten Entzündungen war. Sie bekamen ähnliche Krankheiten, die sie nicht hatten, wachte zu spät das Bett zu hüten. Mehr fürs sinnliche Ob ist der Zärtlichkeit, als für die Weisheit, wenn es kommt, wurden sie durch ausbreitend's Fieber der Hitze der schädlichen Kühle bitter widerstanden, und daher wurden sie im sinnlichen Gefühl, durch einen andern sinnlichen Eindruck gestört, das Fieber ausgebrochen haben.

Dies war eine Folge von Romangründel.
 Nun noch ein Geschichtgen von affectirter Frömmig-
 keit: „Julius und Amalie liebten sich zueinander.
 „Oft beteten sie mit einander. Keins ging ohne
 „das andre in die Kirche. Alle edle Gefühle des
 „Mitleids und der Menschlichkeit theilten sie einan-
 „der ungesäumt mit. Dies war im Anfange ihrer
 „Liebe. Zu stark ins Frömmeln vertieft, suchten
 „sie wohl nach und nach, daß sie ihren eigentlichen
 „Endzweck dabei zu sehr verfehlten. Aber wer
 „sollte nun anfangen zu behaupten, daß alles seine
 „Zeit habe, ohne von dem andern für lauthaft ge-
 „halten zu werden? Endlich gewann ein reicher
 „Onkel den jungen Mann lieb, erfaßte seine Nei-
 „gung zu Amalien, und bot ihm eine beträchtliche
 „Summe an, das Mädchen heirathen zu lassen.
 „Er entdeckte es seiner Dukinea. Sie schauten sich
 „beide nach der Verbindung. Aber da rief ein
 „Angebot des andern gern recht zueinander und
 „nachdenkend schon wollte, so nahmen sie das Gebie-
 „ten nicht an, weil der Onkel ein verdienstlicher Mann
 „war, der sein Vermögen mit Unrecht erworben
 „haben sollte. Sie blieben lieber, bei unangenehm
 „Vermögensumständen, unverheiratet, bis die Fün-
 „fthe der Jugend verweilt war.“ — Das war
 „wohl gesündlich! Jedes reifere Urtheil über die
 „Eccle unverschiedet, würde ich das Geld genommen,
 „das Mädchen geheirathet haben, und, ohne des
 „Onkels Character sehr zu untersuchen, tugendhaft ge-
 „blieben seyn.

Laßt uns nunmehr unsern Weg weiter verfolgen zu den Pflastersteinen, geschwinkten Puppen, Toilettenschwestern, und wohlriechenden Ecraphs: zwar süßt' ich euch keinen angenehmen Pfad. Ich selbst möchte gern meine Ohren verstopfen, meine Augen verbinden und meine Nase zuphalten. Aber ich muß mich schon überwinden. Ich alter Keel muß einmal die Cythären sinuen hören, muß meine Ohren zu den Tönen der Tandlern stimmen, und, den Hut unterm Arm, durch die buntschädigsten Reihen wandeln. Beglückte du mein Gehirn, o ewige Göttin, und umhülle meine verlebten Schminke mit süßduftenden Locken der Juwelen!

Eben spiegelt sich Phöbe in den marmelnden Wellen, schon trocknet sich der Landmann den Schweiß von der glühenden Stirne, und die gepöhlte Stadtschön kostet den halbreullenden Brauten, als der junge Euter an seine Uhr sieht, und sich aus dem Bette herauswälzt. Himmlische Träume von seiner Geliebten hatten ihm die Ruhe zum Paradiese gemacht. Noch braunt' in seinen Augen Begierde, und auf seinen Wangen malen die geträumten Scenen das lieblichste Blasiert. Spät am verschneiten Abend, als schon längst von den Thürmen Mitternacht gesummt hatte, wart' er noch einmal, die Hand des Engels zu küssen, und verließ sie dann mit seinem immersehenden Blick. „O Doris, welch ein Wohlgeruch stieg mir aus deinem lipulenden Munde entgegen! Welch einen Glanz

Glanz strahlte deine diamantne Brustkette in meine Augen? Welch ein blendender seltner Purpur machte deinen Streifrock zum Gürtterhiesel! Und dein kleiner, niedlicher, bezaubernder Fuß — o mit welchem Triumph des guten Geschmacks trug er die Verschwendung der Stickerin! Und dein Haarputz — Othello'scher Feiseur, du hast dein Meisterstück gemacht! Mit welcher Erfindung hast du Kengeseirten zwischen Blumen anpflanzt, mit welcher Ordnung den Glor verweirzt, mit welchem Wohlgeruch von Pampa und Ova das Schöne verberichtet! Eben tritt der gepriesne Schöpfer herein, der auch sein Feiseur ist. Er drückt aus n Leberstschonagen, ja er wurd' ihn umarmen und küssen, wesen nicht der von Pomade und Puder strehende Rock ihn zurück hielet. Entzückt schen er sich auf den Pudertönen. — Jetzt ist er fertig und nun eilt er, jedoch mit dem nöthigen Putzgelindel, sich in seine Kleider zu schmücken. Er ist fertig, er klappt, trotz dem schon veraltet gewandelten Mittags, aus dem Hause, und in die Straße, wo die Kinnian seines Herzens wehnet. Sie, die schon zwei Stunden für den Eiseiel lag, um Nischen zu legen, und den Dusen hinaufzupressen, wißt mit ermüdetem Arm endlich den Toilettenmantel hinweg; indeß der treue Ecladen unermüdet in der Obegend des Hauses herum patrouillirt, und seine Augen in der Vergnütte verschwendet. Endlich hat sie sich in den Ueberrock geworfen, und erscheint,

o Wonne! am geöffnetem Fensterflügel. Eden war Seladen im Begriff, die Geduld zu verlieren, aber noch zu rechter Zeit ward sein Eifer belehnet. Tausend Dinklinge werden verschwendet, tausend Küsse sich zugeworfen, und noch decymal wandelt Seladen das Fenster vorüber, bis endlich Mama das liebängende Mädchen hinwegrufft, Seladen tanzt nun nach seiner Wehnung. Es bezaubern ihn trübsinnige Beamté, die mit mäden Jüngern aus ihrer Expedition kommen. Er umdusct sie, lächelt sie an, wird aber nicht von ihnen bemerkt. Er kommt nun ermüdet nach Hause, wo sein arbeitssamer Vater längst auf ihn gewartet hatte, und ihn mit sberley Neue empfängt. Seladen träumt, und ist, und sinnt auf Lustbarkeiten. Kaum ist die Tafel aufgehoben, als er sich schon wieder entfarnet, um auf dem Koffeehausc Nachrichten und Urtheile über schöne Mädchen und Frauen einzuziehen. Mittlerweile kommt die Zeit heran, die dem Schauspieler geheiligt ist. Er fliegt zur Doris, er hebt sie mit Eüigkeit in den Wagen, er hüpfet mit ihr in die Loge. Nun eröfnet sich für ihn und die Dirne ein Sammelplatz von Bezauberungen. Hundert arpaute Schönen faßt seine Poragette, und hundert bunte Stuhet entzuden das Auge des Mädchens. Für Beyde ist der Anzug und die asfortirten Handlungen der Schauspieler das wichtigste, für Beyde das Stück zu seind am Ende. — Sie fahren mit Eüigkeit nach Hause, sie speisen

zu Nacht, sie spielen, und vollbracht ist der Tag. Sollen ihre Handlungen mit dem wahren aber oft verkannten Verdienst in die Waagschale gelegt werden, sie würden dieses kaum um ein Quentchen in die Höhe heben. So fließt ein Jahr nach dem andern dahin. Die Puddocken heyrathen endlich mit der Fortsetzung ihrer tändelnden Lebensart. Selbst Leute von wenigen Unterhalt, wälzen sich nicht selten in diesen Thorheiten herum. Sogar das Alter ist nicht immer vermaend genug, die Galanterie bey ihnen in ein ernsthaftes, gefehtes Betragen zu verwandeln. Sie nagen eben so sehr am Schatten, als die Romanhelden, nur ist hier der Unterschied, daß diese weit öfter Gelegenheit haben, ihr Herz sich ein Wörtchen von Religion, Mitleid und Duldsamkeit sagen zu lassen, jene aber in einem ewigen Gewühl von Zerstreuung, Puh und Lustbarkeiten herumtändeln, welches ihnen niemals Zeit läßt, irgend einer mitleidigen Empfindung nachzuhängen.

Nachdem ich mir die Freyheit genommen habe, alle Flecken der romanhaften Liebe aufzusuchen, sie auch hier und da ein Bißchen lächerlich zu machen, ist es nicht minder meine Schuldigkeit zu erwähnen, daß sie auch eine gute Seite hat, und daß diese sogenannte romanhafte Liebe also immer noch einigen Vorzug für andern Ausschweifungen in der Geschlechtsliebe verdiene. Der Schwärmer und der Affe behalten, wie zu guten Empfindungen eben so

selten auch viel Zeit übrig, den stürmischen Begehrden Raum zu geben, welchen sich der Wellustling überläßt. Der Schwärmer liest empfindsame Schriften, er sucht die Natur auf, und bewundert sie, sagt auch oft zu ihrer Ehre ein Wörtchen; und ob er schon im eigentlichen Verstande ein Müßiggänger, auch für die menschliche Gesellschaft größtentheils todt ist, so sucht er doch sein und seines Mitmenschen Herz zur Empfindsamkeit zu bilden, und ist fast immer ein großer Freund der Armen. Der Lustling steht schon um ein paar Stufen tiefer. Sein einziger Vorzug für dem lasterhaften Wellustling besteht ganz allein darin, daß ihn keine Aufsenanderey zu groben Ausschweifungen selten gelangen lassen. Nun sind zwar, wie ich schon im vorigen Capitel gezeigt habe, auch die Romanhelden nie für einem tiefen Falle sicher, doch aber bleiben die wenigen Vorzüge unstreitig, die ich eben angeführt habe.

Zum Beschluß dieses Capitel muß ich noch anmerken, daß bey der Idee von einer recht im aufersten Grade romanhaften Liebe leicht der Wahn entstehen könne, als ob hieraus die mögliche Sinnlichkeit der Geschlechtsliebe zu erweisen wäre. Aber dieser Schein führt irre. Diese Liebenden mögen schwärmen mit Seelenliebe, und aus Neigung zum Ueberspannten ihren sinnlichen Begierden Grenzen setzen, so sehr sie wollen, so bleibt es, meinem geringen Urtheil nach, doch unleugbar, daß
sich

sich eher ihre Körper liebten, als ihre Seelen. Und kannten sich, durch Briefe oder Beschreibungen, und liebten sich ihre Seelen eher, als die Körper sich sahen, so war dies Freundschaft, nicht eigentlich Liebe, die aber allerdings beim ersten Anblick sogleich in Liebe übergehen konnte.

Viertes Kapitel.

Ritterliebe.

Als Deutschland noch Ritter hatte, die sich allen häuslichen und bürgerlichen Geschäften entzogen, und blos auf Abenteuer ausgingen, war die Liebe von Seiten des schönen Geschlechts mehr ein slavisches Opfer, als ein wahres Gefühl des Herzens. Auch die Liebe der Ritter war nichts weniger, als tugendhafte Liebe, vielmehr eine zügellose Willkür. Dies gilt auch von andern Nationen, deren Adel sich eine Ehre daraus machte, Abenteuer, Räuber und Mörder zu seyn. Ein Ritter, der ein Fräulein erbeutete oder raubte, forderte mit trotzigem Stolze von ihr die zärtlichste Erwiederung seiner entbrannten Begierden. Was fragte er nach ihrer vorhergegangenen Liebe, und nach ihren Bräutigam oder Gemahl, den er erlegt hatte? Auch

waren, eben durch dies grausame Zeitalter, die Weiber leichtsinnig aemulirten, ihre Liebhaber und Männer bald zu veracffen. Nicht minder lächerlich war die damalige Art, sich bey einer Dirne beliebt zu machen. Sollte es wohl natürlich, und nicht vielmehr affectirt, ja grausam und verabscheuungswürdig seyn, den sanften Character eines Weibes durch Blutvergießen gewinnen zu wollen? So sehr auch unsere Romanzendichter diesen Mißbrauch der sanften Zärtlichkeit zu loben scheinen, so werden sie ihn doch der denkenden und aufklärern Welt nie als einen wüthlichen Verzug ausdringen können. Sie werden mit ihren schrecklich schönen dichterischen Fantastien nur leichtgläubige Mädchen, nichtgelehrte Jungfrauen, und schwache Köpfe fesseln. Umsonst suchte man in dem eisernen Gefühl der damaligen Zeiten eine standhafte Treue. Und welches weibliche Herz ist wohl wirklich eine Enkelin der Mutter Eva, und nicht vielmehr ein weiblicher Bastard, das mit lachendem Muth die Unschuld niederzueheln schen, oder nach fruchtlos veracffentem Muth seine Günst dem Stärksten zur Prämie ausstrecken? Welch eine zärtliche, für die Erziehung ihrer Kinder im zartesten Alter besorgte Mutter wird dies nicht werden! — Die Verwüstung und Verheerung ganzer Gegenden, und die schwache Beherrschung der Staaten in den damaligen Zeiten waren laut genug von der toben, Menschen unweismachen Lebensart. Die Liebe, oder, besser gesagt,

die

die Weisheit der Nitter hat Tausenden ein frühes Grab bereitet. Wer, als der fast immer, und oft unvermeidlich, überspannte Dichtergeist, wird ein Vergnügen an der Slaverei jener Zeiten finden, und an der Unsicherheit wegen Leben, Güter und Ehre, in welche die unschlachte Lebensart des hohen Adels den Gelehrten, den Bürger und den Landmann versetzte?

Fünftes Kapitel.

Theaterliebe.

Melpomene und Thalia sind dem Jünglinge ein paar lehrreiche, aber auch ein paar gefährliche Schwestern. Indes sie die Sitten verfeinern, den Geschmack bilden und das Herz weich, vielleicht allzu weich machen, dringen sie mit Allgewalt in das Innerste des Gefühls, und gewöhnen die Sinne, auf einmal zu den heftigsten Eindrücken. Wo feuriges Blut und Jugend den Selbstmord oder jede andre Tadel werthe Handlung in einer reichend tragischen Gestalt auf dem Theater vorstellen sehn, da eröffnet sich ihr Herz dem Verfall, da ist es voll von Entschuldigungen für dem Gefallnem, da fühlt es all seine kleinen geheimen Leiden mit zehnfacher

Schwere, und glüht, bey traurigen Scenen, für Begierde heroischer Nachahmung.

Mit gleicher Gewalt würkt auf den sanguinischen Leichtsinn das küßelnde Lustspiel. Hier erscheint die Tugend und das Laster in einer scherzhaften Gestalt. Hier werden wir in Beurtheilung der menschlichen Handlungen an einen strafbaren Leichtsinn gewöhnt. Hier lächeln die Grazien aus allen Scenen. Hier athmet Cothene einen bezaubernden süßduftenden Odem aus; hier schmeichelt sie den in der Erwartung aufs Höchste gespannten Sinnen; hier schleudert ihr kleiner Jüngling Millionen hinterlistiger Pfeile umher. Freude bezaubert der Freude, alle Sinne werden mit Wohlbehagen gesättigt, und die knirschende Musik erfüllt meisterlich die leeren Intervallen, damit sich ja die Seele nicht einen Augenblick aus der Slaverey der Sinne empor arbeite.

Ihr würdet euch sehr irren, meine Freunde, wenn ihr hier in mir einen allgemeinen Tadler der Schaubühnen finden wolltet. Ich kenne ihren Werth, der wahrlich in mancherley Betracht nicht klein ist; aber in gegenwärtigem Kapitel muß ich, meinem Plane zu folgen, nur das von ihr sagen, was ihre nicht vorzügliche Seite ausmachet. Der Mann von Ernst, dessen Herz entweder durch geschicktes Alter, oder durch Geschäfte, oder durch öftre Leiden des menschlichen Lebens nicht mehr allen Eindrücken der Sinne offen ist, wird sich weder vom Trauerspiele

spiele noch vom Lustspiele zu sehr hinreißen lassen. Er wird, ohne Anstrengung, seine Sinne in seiner Gewalt haben, wird das Schauspiel zur Erholung sehn, wird viel Gutes darinnen finden. Aber der müßige Jüngling, den Vermögen für Soraen, Geburt für Unterdrückung schenkt, dem die Natur Kraft und Gesundheit giebt, o wie oft wird sein Herz in Gefahr kommen, sich verzärtelnden Eindrücken zu öfnen; wie oft wird er seine Sinne über seinen Verstand siegen lassen! Noch größere Gefahr erwächst hier für das der Arcade gebohrne Mädchen. Immer gewohnt, den Vater oder Mann für jede Nothdurft soraen zu lassen, immer weisiger als verständig, immer bereit, sich der Herrschaft der Sinne zu unterwerfen, sind die Weiber ein ewiges Spiel der Verführung.

Was ist aber nun bey einem vom Schauspiel bezauberten Bufen leichter, als daß die Handelnden Personen einen sehr lebhaften Eindruck auf ihn machen, den oft Zeit und Entfernung nicht auszuwischen im Stande sind? Ein Wischen wohl aufgetragenem Schmink, ein heraufgepreßter halbentblößter Busen, eine lispelnde Sprache, ein schmachtender Blick, ein mit Ebusucht ausgestreckter Arm nach dem Geliebten, endlich eine gewisse bezaubernde Wendung des ganzen Körpers, die keine seiner Annehmlichkeiten unentdeckt laßt, dies alles macht den durch tausend andre Gegenstände im Theater schon lüsternden Jüngling halb zum Narren. Bey
dem

dem unschuldigen Mädchen, das ihre Reize allen Männern verbirgt, nur ihrem Lieblinge ins Auge strahlt, hält er alle diese hinreißenden Annehmlichkeiten auch gefunden. Aber er achtet das nicht, und läßt sich von einem Weibe bezaubern, das alle ihre Schönheiten auf dem Theater feil trägt. Eben so stark fesselt oft der Acteur die im Reiz des lusternem Gefühls schwachtende Dame. Seine männliche Stimme, sein freimuthiges Auge, sein überall knapp anliegender Anzug, seine wohlthätige Wendungen, das sind Sonnenstrahlen, die das Blut mancher Dame bis zur Ausdehnung erhitzen. Unionsüß befügen eine Menae junger Männer, mit denen sie bekannt sind, weit größere Annehmlichkeiten. Sie sind, gegen den Acteur, der Aufmerksamkeit unwerthe Geschöpfe.

Solche in die Schauspieler und Schauspielerinnen verlassne Personen werden nicht selten von einer ganz besondern Begierde beherrscht, die sich durch nichts als durch Genuß dämpfen, nie ganz befriedigen läßt. Sie verfolgt sie bis ins männliche, bis ins Greisalter. Sie ist der Stoff zur Unreue wegen den künftigen oder schon besitzenden Gemahl, eine Diebin der Zeit, ein Quell zur Verschwendung, eine Schöpferin von tausend schädlichen Thierheiten.

Dies alles ist noch nicht genug. Die Beispiele sind unzählig, daß junge Leute von beyderley Geschlecht aus unmaßiger Liebe gegen Schauspieler oder

oder Schauspielerinnen, selbst dem Theater folgend, um mit ihrem süßen Gegenstande auf du und du leben zu können. Wie viel brave Eltern haben auf diese Art ihre hoffnungsvollen Söhne und Töchter verloren. Sie vertauschen die Sorgfältigkeit väterlicher Verwandten mit der Sorglosigkeit ihrer Schauspielergesellschaft, ihre Ehre mit einem verdächtigen Rufe, ihre nützlichen Arbeiten mit dem entbehrlichen, ihr gutes Auskommen mit einem ungewissen. Ueberdieses dürfen sie sich nicht einmal jenu heiße Gegenliebe versprechen, die sonst zuweilen den Jungling wegen einer thörigten Handlung entschuldigt. Denn wie kann ein Weib, dessen tägliches Geschäft es ist, Allen zu gefallen zu suchen, wirklich nur einen Einzigen lieben? Wie kann der Mann, der gleich dem Haushahn unter Duzten von Weibern lebet, auf welche alle er Ansprüche zu haben glaubet, nun auf einmal gefesselt an den Busen einer neuen Necroun sinken? wo alles, sogar Männer und Weiber, unter einander gemein ist, da würd der Hinzukommende nicht nur nichts für sich allein behalten, sondern er wird auch in kurzer Zeit eben so leichtsinnig, und mithin für seine Uebereilung scharf gestraft werden. Zwar giebt es, wie man sagt, auch Schauspieler und Schauspielerinnen, die dem eingezogensten Bürger ein Muster der Nachahmung seyn können. Ich aber würd auf diese Brücke nicht treten. Wenigstens gehört dazu ein Felsenfester Charakter, der

Tag

Taa für Taa affectiren kann, was er nicht ist, ohne dadurch verderbet zu werden, der von den bestialsten Verführungen angefallen wird, ohne sich erschüttern zu lassen, der die Weiber seiner Mitgesellschafter täglich mit liebhaberiſchem Feuer umarmen kann, ohne dabey in seiner Brust die mindeste Veränderung zu empfinden, der täglich Unschuld fallen sehen kann, ohne zu erröthen. Und da nun die wenigsten solch ein Kettenberg besitzen, so bleibt es wohl gewiß, daß man dem Verluste der Tugend und des guten Namens am nächsten ist, wenn man ein Schauspieler wird.

Zum Beschluß dieses Kapitels kann ich eine kleine Geschichte nicht unberührt lassen, die mir erst vor einigen Jahren von einem meiner Freunde aus Leipzig geschrieben worden. „Ein gewisser junger Herr, er soll hier von Thalmeyer heißen, kam als ein wirklicher Bauernjunge nach Leipzig, um da etwas vom juristischen Studio zu begreifen, auch, wo möglich, ein Viſſchen Lebensart zu lernen. „Wenn bekannt ist, welche Delicateſſe im Umgange man in Leipzig nöthig hat, wenn man ein gesellschaftliches Leben führen und mit Leuten von guten Geschmack umachen will, der wird leicht erachten, daß unser Thalmeyer hier eine schlechte Figur spielte, und, wo man ihn ja noch den Zutritt verstatete, der Gegenstand des Geispöttes wurde. Es soll eine Lust anzusehen gewesen seyn, manchem auch ein Hergeruiß, wie er in den Herſälen geschlafen, „oder

„ober über mancherley ihm nagelneue Dinge das
 „Maul aufgesperrt hat. Er war an einen ange-
 „sehenen Mann empfohlen, der aber nun freudlich
 „sich mit ihm abzugeben nicht aufgelegt seyn mochte.
 „Indes hatte er ihm doch in seinen Erholungsstun-
 „den das fleißige Besuchen des Theaters anaprie-
 „sen. Thalmeyer, der etwas geizig war, wollte
 „erstlich an dies Vergnügen nicht gern etwas wen-
 „den. Nach und nach aber bekam er doch Appetit,
 „besonders nachdem er einmal eine rechte Peurles-
 „que gesehn, die seinen ganzen dicken Wausl durch-
 „schüttelt hatte. Er lief öfter nach dem Schau-
 „spielhause, und in kurzem war ihm das Schauspiel
 „unentbehrlich.“

„Er war kaum ein Jahr da, als einst eine et-
 „was plumpe Schauspielerin auftrat, die andern
 „zum Edel wurde, bey Thalmeyern hingegen eine
 „noch nicht gekannte Empfindung wege machte, denn
 „seine phlegmatische Constitution hatte ihn bisher
 „noch immer für den Regungen der Liebe bewahrt.
 „Das Mädchen spielte keine Hauptrolle, wirkte auch
 „sehr mittelmäßig, hatte nun aber einmal durch
 „irgend eine für ihn annehmlliche Wendung oder
 „Handlung sein ganzes Herz an sich gezogen. Mit
 „glühenden Wangen gieng er aus dem Parterre.
 „Die Liebe, die gemeinlich sehr lehrreich ist, er-
 „innerte auch ihn, daß, wann er seine Schöne noch
 „einmal sehn wolle, er sich unter die Erwartungs-
 „vollen Reihen der dasiehenden süßen Herren und
 „Renom-

Menemmissen stellen mußte. Dies geschah, und es diente wirklich dazu, den Junker immer tiefer zu verwunden. Er konnte den Abend des folgenden Tages kaum erwarten. Und als er endlich kam, flog Thalmeyer noch lange vor der gewöhnlichen Zeit ins Theater. Seine Dulcinea spielte diesmal nicht mit. Welch ein Donnerschlag! „Hart“ er doch den Zettel vorher genauer und mit kaltem Blute durchgesehn! doch war er bey aller seiner Einsicht, Klug acung, nach geendetem Stück wieder zu lauern, und als sie wirklich heraustram, ihr auf dem Fuße zu folgen, um ihre Wohnung zu erfahren. Als er diese wußte, eilte er noch einmal so eilig nach Hause. Dummheit giebt Muth. Dies traf bey ihm ein, denn er gieng gleich dem folgenden Morgen in ihr Quart, fragte nach ihr, und als er verlassen wurde, erkundigte er sich nach irgend einer unrichtigen Sache. Und ob wohl seerlich diese Frage herzlich dumm ausfallen mochte, er sich auch dadurch soaleich verrieth, so hatte doch das nichts zu bedeuten, denn das Mädchen war, als eine menschenfreundliche Diene, dergleichen Auftritte schon gewohnt, und sein Endzweck der Bekanntschaft war dadurch erreicht.“

„In sehr kurzer Zeit war Thalmeyer bis auf die Scheitel im Netz der Liebe. Das Frauenzimmerchen aber bezeugte nicht Lust, ihre übrigen großmüthigen Freunde dieses Junkers wegen im

„Eichte

„Etliche zu lassen, ob sie schon auch große Lust zu
 „seinen Tenden und zu seinem Geldbeutel haben
 „mochte. Sie suchte ihn daher zu beteden, daß er
 „mit in die Schauspielergesellschaft treten möchte.
 „Thalmeyer besann sich nicht lange. Er gieng
 „zum Directeur, und da ihn dieser, als ein plum-
 „mes und unanthes Geschöpf, nicht annehmen woll-
 „te, so vermaß er sich, daß er sich nicht abweisen
 „lassen würde, wellte auch ganz unentgeltlich zu
 „Dienste stehen. Er ward hierauf, in Rücksicht
 „daß er zu stummen Rollen oder höchstens zu ein-
 „sältigen Bedienten gebraucht werden könne, in die
 „Gesellschaft aufgenommen.“

„Es vergiengen kaum 14 Tage, als sein Vater
 „schon von dieser unangenehmen Begebenheit unter-
 „richtet worden war. Er reiste hierauf unverzüg-
 „lich selbst nach Leipzig. Allein mit Gewalt würde
 „hier wohl nicht viel anzufangen gewesen seyn. Er
 „suchte daher durch eine List den Sohn auf einen
 „Wagen zu bringen, und fuhr dann, anstatt einer
 „Spazierfarth nach Raschwitz, immer geraden
 „Wegs mit ihm und zwey Bedienten nach seinem
 „Guthe. Hier setzte es nun schreckliche Auftritte.
 „Die Wuth des Junkers die schon unterwegs kaum
 „zu bändigen gewesen war, ward iht zu einem
 „wirklichen Wahnsinn, so, daß sich der Vater ge-
 „nöthiget sah, den Putschen in ein finstres Gefang-
 „niß zu werfen. Das half aber zu nichts weiter,
 „als daß seine Ungezogenheit endlich in Krankheit
 „und

„und wahre Raserey übergieng, und er angeschlos-
 „sen werden mußte. Alle herzugelassne Aerzte wa-
 „ren einstimmig, daß hier keine andre Genesung
 „zu hoffen wäre, als durch die Gewährung seines
 „Verlangens, wollte nun der Vater seinen Sohn
 „wieder hergestellt wissen, so muß' er schon in einen
 „sauern Apfel beißen. Er schrieb nach Leipzig,
 „und bot der Actrice vieles Geld daß sie kommen,
 „und seinen Sohn retten möchte, welcher ganz tief-
 „sinna herumgänge, und noch schlimmer werden
 „dürfte, wenn er seine Geliebte nicht wieder be-
 „kame. Von der wüthlichen Raserey und dem
 „Anstossen wollt' er aus Vorzicht jetzt noch nichts
 „wissen lassen. Die Dirne, die nicht viel zu ver-
 „lieren hatte, gieng hin. Kaum sah sie der Jun-
 „ker, so ließ die Ruth nach, und nach einer ein-
 „igen Umarmung gab er wieder Zeichen der Be-
 „sinnungstrast von sich. In wenigen Tagen war
 „er ganz hergestellt. Der Vater ließ ihn hierauf
 „mit dem Mädchen trauen. Da er der einzige
 „Sohn eines reichen Vaters war, so war die Par-
 „thei vortheilhaft, daß sie, als ein armes Kind, sie
 „also keinesweges aufzuschlagen gesonnen war.“

Es vergieng kaum ein Jahr, als der Junker
 „seine Frau überdeusig zu werden anfing. Er
 „merkte dies selbst, bildete sich aber den närrischen
 „Gedanken ein, er werde sie als Schauspielerin
 „wieder mehr lieben können. Daher entwandte
 „er seinem Vater für einige tausend Thaler Kostbar-
 „keiten,

„Feiten, und verließ bey Nacht und Nebel mit ihr
 „das väterliche Haus. Sie war vermuthlich leicht
 „dazu zu bewegen gewesen, denn die Lebensart
 „mocht' ihr hier wohl zu eingeschränkt und Freuden-
 „leer seyn. Wirklich war auch Thalmeyer wieder
 „sehr verliebt in seine Frau, als er sie auf dem
 „Hamburger Theater agiren sah. Er lebte ver-
 „gnügter mit ihr, als zuvor, ob sie ihm gleich täg-
 „lich untreu ward. Er gewährete ihr alles, was
 „sie verlangte.“

„Nachdem sie ihn endlich rein ausgeplündert,
 „und alles abgenommen, was er von seinem Va-
 „ter gemauset hatte, gieng sie mit einem ihr gleich
 „lüderlichen Kerl durch. Thalmeyers regierte ein
 „guter Genius, daß er nicht wieder wahrwüthig
 „wurde, sondern zu seinem Vater gieng, zu Kreuze
 „froh und auch von ihm angenommen wurde. —
 „Er soll sich vor kurzem mit einer armen aber wirth-
 „schaftlichen und tugendhaften Fräulein verhepra-
 „thet, auch fest beschloffen haben, die Schauspieler-
 „in, von welcher er durch öffentliche Ausrufungen
 „nun völlig geschieden ist, mit Händen fortzehen
 „zu lassen, wenn sie sich etwa einmal in seiner Ge-
 „gend blicken liesse. Vielleicht wird ihm seine
 „siehige Frau zum vernünftigen Manne machen,
 „wenigstens ihn für künftigen Thorheiten schutzen.“

Man würde mich unrecht verstehen, wenn man
 auf die Gedanken käme, als sollte diese Geschichte

einen Beweis zu **allen** meinen in diesem Kapitel vom Theater geäußerten Gedanken abgeben. Dazu möchte sie nicht hinreichend gewesen seyn. Auch ist der Beweis durch Beispiel wehl so nothwendig nicht, da ich meine auf Erfahrung gegründete Grundsätze über die Theaterliebe deutlich genug erwiesen zu haben glaube. — Diese Geschichte schien mir nur ihrer Sonderbarkeit wegen der Erwähnung zu verdienen, und ich konnte nicht umhin, sie meinen Lesern an einem Orte, wo sie sich doch meines Erachtens am besten hinschickte, mitzutheilen.

Sechstes Kapitel.

Klosterliebe.

Der Ekel der Amor, der sich alle Leichtfertigkeiten erlaubt, schleicht sich auch mit verführten Schritten in die der Enthaltsamkeit und Keuschheit gehaltenen Pallasen. Da, wo barmherzige Chöre vom unbefleckten Jungfrauen die Horen singen, da lauscht er mit tückischem Lächeln, und wählt Gegenstände zu Kampf und Siege. Unter dem ehrwürdigen Gewande hüpft manches Hertzchen für verschleihter Zärtlichkeit, streut mancher Lieb zur Verschlechts-
 liebe auf, und wird widerwillig erstickt. Die
 Prieurin

Priorin beweint ihr so ungenüßlich verlebtes Leben, und die junge Ordensschwester sieht betruibt einem ähnlichen Schicksal entgegen. Der Guardian empfiehlt seinen Patern und Fratern die Frömmigkeit, die Enthaltbarkeit, die Mäßigkeit, schießt aber selbst in der Weiße nach schönen Dusen, und seine Untergebenen folgen dem Beispiele seiner Handlungen, ohne sich an seine Vermahnungen zu kehren. Vergebens schließen hohe Mönern und Eiskustabe stürmische Gefühle in düstre Zellen. Kummervoll trägt Jugend und Schönheit diese slavische Fesseln. Irthuma ist, und Kühnheit, in ewiger bitterer Einsamkeit den Weg zur Enthaltbarkeit zu suchen. Die Natur behauptet ihre Rechte. Das Blut strömt Feuer durch alle Glieder. Die Nerven fordern ihren Tribut zurück. Die Seele hat ihre schwache Seite, und zieht sich bey der Aufzudernung der Begierden, eben so schnell in sich selbst zurück, als in der großen Welt. Ewige Gesetze der Menschheit, ewige Triebe zur Fortpflanzung unsers Ich, leiden keine Einschränkung irdischer Ohnmacht. Das ganze System außers physicalischen oder vielmehr mechanischen Lebens erschordert Liebe. Sollte diese nun Verdrängung, ja Ausrottung erdulden aus der von der Natur ihr angewiesenen ewigen Wohnung? — Doch, was bedarfs noch dieses untersuchenden Gedankens, seit große Wienarchen anfangen, jene Ketten des Irthums zu zerbrechen, und die Herzen wieder in ihre alten Herrschaftrechte zu setzen?

Der Leibarzt Zimmermann, jener große Beobachter des menschlichen Herzens, den ich bewundere, und dem ich — ohngeachtet ich sonst schwer daran gehe, ein öffentliches Lob zu pfeifen, denn wer setzt uns übereinander zum Richter? — dem ich hier den lautesten Dank für seine Schriften, vorzüglich für den Nationalpolk, sage, hat in seinem Werke über die Einsamkeit, die geheimen Tendenzen der Ordensbrüder und Ordensschwestern so wahr, so ohne Zurückhaltung, und dennoch mit einer launigen Verschidenheit beschrieben, daß es wohl Verwegenheit von mir ist, noch ein Wortchen über diesen Gegenstand zu sagen. Doch, die Ordnung will es, und ich muß es wagen, einige Blätter mit Pausen über die Liebe und Liebhaberey der Klosterbewohner zu füllen.

Was bist du, Mädchen, mit der Kummerthräne im Auge, für eine Braut der Kirche, wenn Verdruß über den verlorenen Gegenstand der Zärtlichkeit, und darauf folgende nahe Verzweiflung dich ins Kloster trieb? Dort sollst du beten, dich heiligen Handlungen weihen, und, gleichgültig gegen alles Irdische, nur ungewisse Zukunft sehen: und du siehst nur gegenwärtige Leiden der Liebe, verrichtest nur Handlungen des Grams verdrängter Liebe, betest nur um Verstand, oder in einem andern Falle, um Rache gekränkter Liebe. Du stirbst nur aus Verdruß dem Irdischen ab. Deine Liebe lebt, so lange, bis das heranahende Alter deine Nerven

Nerven besieget und stumpf machet. Und selbst der Tod findet dich wohl noch in einer traurigen Erinnerung an die vormaligen Leiden deiner Liebe!

Auch du, unglückselige Dirne, die ein Gelübde oder ein Wahn der Eltern mit Vergnügen in den Kerker führte, du, mit einem reißbaren Saue des Körpers von der Mutter Natur beschenkt, feurig, theilnehmend, gefühlvoll und schön, welch ein Leben voll geheimer Verzehrung wird dich vor der Zeit alt machen, und zeitig ins Grab bringen. Wenn die Priester dich zur Gottverlobten weihen, wenn sie den Kranz auf dein Haupt setzen und dich unterm harmonischen Silberklange der Instrumente in das Grab des geselligen Lebens führen, da ist vielleicht dein Geist vergnügt, und solat mit heiliger Ehrfurcht diesen Cerimonien, welche durch ihre äußerliche Feierlichkeit so gewaltig hinreißen. Aber wenn die Strenge der Klosterregeln nun anfängt über dich zu gebieten, wenn man deinen Leib castret, dich in der Winternacht aus deinem Bette oder wohl gar von deinem Strohe in die kalte Emporkirche ruft, noch mehr, wenn Cabalen um dich her gespielt werden, wenn man auf jeden deiner Blicke richterisch lauert, um dich bey der Priorin zu verkleinern; o da schwindet schon die Ehrfurcht für dem geheiligten Verthum! Und wenn nun endlich dieses Leben ewig so fortdauert, ein geheimes Naturgefühl erwacht und tyrannisch erstickt werden muß, dann ist dir das Kloster eine Hölle! dann erst schreiest du

bitter um deine verlorne Freyheit. Du wirst mürrisch, unzufrieden, kränklich. Aber weil du die Klostercabale bereits gekant hast, so verbirgst du dein Gefühl. Du scheinst heilig und jungfräulich vergnuget, indes die Liebe Tag und Nacht am Tische und vorzüglich im Bette, in der Zelle und in der Kirche mit starker Stimme von dir ihren Tribut fordert. Nie befriedigte Begierden werden zu stürmischen, uns unablässig begleitenden Feinden. Da, wo die Liebe mit Füßen getreten werden soll, wird sie tyrannisch.

Nun ein Wort an euch, meine lieben Paters und Braters! Werdet ihr wohl Beschützer der Keuschheit und Mächer der Unzucht zu seyn? Ihr werdet mir mit Ja antworten, und das laun ich euch nicht verdanken. Ein für allemal hat euch die Kirche dazu bernfen, ihr habt euch dazu hingeeben, wer will einen Fadel an euch finken? Und dennoch möchte ich mich dennabe unterziehen, eure Unbescholtenheit aus gewissen sehr einleuchtenden physikalischen Gründen in Zweifel zu ziehen, wenigstens euch für sehr verweagen zu halten, wenn ihr Gelübde der strengsten Enthaltensamkeit ableast. Euer Körper wird täglich gut genährt, euer Blut mit geistigen Getränken erfrisht, die Zusehung der festen Theile durch Ruhe befördert, und euer Geist, der ebendies weder häusliche, noch allgemeine Sorgen kennet, durch mancherley mechanische oder gefellige Zeitvertreibe erheitert. Sollten da nicht auch

istre

estre und starke Geschlechtstriebe veranlaßt werden, die weder euer durch Gewohnheit kraftloses avo Maria, noch eure Crucifixe, am allerwenigsten euer Herz selbst ersticken kann? Und wenn ihr diesen Sieg auf irgend eine Art möglich machen könntet, werdet ihr immer geneigt seyn, es zu thun? Mögt ihr doch immerhin strenge Mönche seyn, ihr bleibt doch Menschen. Eure Nerven sind so reichbar, und aus obengenannten Gründen noch reichbarer, als die der Papen. Ihr solat dem schmeichlichsten Gifte und denkt es nach und nach zu unterjochen. Aber wehe dem ersten Schritte! du wandelst auf gleitenden Eukeln, die dich unvermerkt immer weiter die Bahn hintreiben!

Unter denen zur Vollust reizenden Eigenheiten der Mönche verdient wohl auch die Kleidung einen der ersten Plätze. So gewiß es ist, daß der von der Keilheit erkennene, und wider alle Regeln der Gesundheit streitende Anzug unsers Europäischen Frauenzimmers zu mancher verbotenen Handlung Anlaß giebt, auch die Weiber selbst der Geschlechtslast empfänglicher macht, als die Männer; eben so gewiß ist auch die Tracht der Franciscaner und verschiedener anderer Orden, oft eine, ob schon verkannte, Ursache klösterlicher Unkeuschheit.

Für den exemplarischen Orden sind aber wohl solche Mitbrüder, welche die Vollust unter ihre Herrschaft gebeugt hat, sehr gefährliche Geschöpfe. Einmal bringen sie dem Orden durch ihre ableitung

führung Nachtheil, und zweyten Schaden sie durch ihr verderbliches Beispiel. Ehe ich noch weiter gehe, und mit einem schwachen Lichte in die verdorren Pfade dieser Scheintheologen leuchte, will ich vorher ein paar Worte von jenen Unglücklichen sagen, welche, indem sie entweder aus zu großer Schaamhaftigkeit oder aus Furcht vor der Strafe, öffentliche Thorheiten vermeiden, auf eine doppelte Art gegen sich selbst wirken. Dem Staate schaden sie weniger, als die Heimschwärmer; aber desto mehr schaden sie sich selbst, und werden, beym halben Verstande eine strafbare Sündlust, ihrer eigene Mörder. Man wird leicht einsehen, daß ich hier von der schädlichen Selbstkasteiung rede. Dieses Gift wüthet in Klöstern epidemisch; und wer versichert uns, daß die ständigen Versammlungen der Nonnen frey davon sind? Es hat sogar schon manchen braven Ordensgeistlichen durch Verführung zum Schlachtopfer geliefert.

Noch näher kommen unserm Mitleid diejenigen, welche ihre verzehrende Ehnstucht tief im Busen verblichen. Diese welken dahin wie die im Winter antriebne Rose. Die Ärzte wissen gar wohl, und aus häufiger Erfahrung, welche eine Menge heillosir Krankheiten aus dieser erzwungenen Keuschheit entspringen.

Aber zum Glück für die Mönche war es von jeher gewöhnlicher, nur für der Welt enthalten zu scheinen, und ingeham desto freyer zu leben. Schon

In den ersten Jahrhunderten nach der Stiftung und Entstehung der Klöster waren die Brüder nicht zu gewissenshaft, ihren Begierden dann und wann den Zügel schießen zu lassen; es war wohl damals noch mehrere strenge Ordensbrüder waren, als in unserm und den 3 bis 4 vorhergehenden Jahrhunderten. Es ist überhaupt sehr natürlich und wahrscheinlich, daß diese Geistlichen den Genuß der Welt mit der theologischen Scheinheiligkeit verbinden, da sie tausend Gelegenheiten zu häßlichen Ausschweifungen haben. Sollten nicht die Ohrenbeichte, die häufigen Krankheitsbesuche, die öftern Zuziehungen zu geheimen Familienangelegenheiten, endlich auch die enge Vertraulichkeit, in welcher die Ordensgeistlichen mit den Weibern leben, ihre Geschlechtstriebe ansachen und zum Genuß reizen? Welcher Mensch lebt nicht gern in weitläufiger Bekanntschaft? Es giebt gewisse Stunden des Tages, — vielleicht auch der Nacht, — wo man in den weitläufigsten Klöstern kaum 6 – 8 Personen zu Hause antrifft. Unter dem Vorwande der Krankheitsbesuche oder anderer wohlthätiger Handlungen, verlassen sie zu halben Tagen ihre Zellen, und wandeln in den Städten und Dörfern herum. Oft sind sie sogar, in größern Städten, an den Toiletten der Damen zu finden. Kaum haben die jungen Weiber ihre Bette verlassen, so empfangen sie schon den Segen eines menschenfreundlichen Priesters. Diese Wölfe in Schaafeckleidern nützen immer die rechten Zeitpunkte,

puncte, und sind der Unschuld am gefährlichsten, indem sie ihre Begierden unter der Maske der Frömmigkeit verbergen. Damit sie desto gewisser Zutrauen erlangen, so werden sie Ohrenbläser und Vertraute geheimer Nachsicht. Nicht minder art wissen sie ihre Rolle in der vermischten Gesellschaft zu spielen. Immer dem schönen Geschlecht am nächsten, machen sie auf einer Seite den Adonis, auf der andern den ernsthaften Priester. Ihre Augen sind lautsprechende Verräther ihrer Begierden, und fliegen umher, und wissen meistertlich willkürlich erblühte Busen mit nur von zwei Nuanc ge-
schener Lusternheit zu bewundern. Man vertraut ihnen, als geweihten und frommen Männern, ohne Verdacht Weiber und Töchter. Auf diese Art werden sie ungelos. Wie könnte man noch von ihnen die Beobachtung des Gelübdes der Keuschheit verlangen?

Im 16ten und 17ten Jahrhundert gieng in diesem Falle die heimliche Bosheit noch weiter. Da die Mönche für der Welt damals weit strenger leben mußten, so suchten sie um desto eifriger sich in'sheim schadloß zu halten. Sie opferten daher manche junge Diene ihrer Geschlechtstunst auf. Manches Mädchen von guten Eltern und unbescholtenem Lebenswandel, deren Reize sie vielleicht oft noch obenrein des heiligen und kirchlichen Handlungen lernen hatten, ward von ihnen zu unerlaubten Umarmungen gezwungen, und alsdenn
genießt

gemeinlich mit guter Manier aus der Welt geschafft, damit sie nicht Gelegenheit haben möchte, ihre Keilheit an die Laven zu verrathen. Diese verabscheuungswürdige Bosheit besetzt, zur Ehre unsers Zeitalters, die geistlichen Orden jetzt wohl nicht mehr, wenigstens in Deutschland nicht.

Es sey genug von den Ausschweifungen der Liebe in Klöstern! Wohl uns, daß es unter den Mönchen auch noch brave Priester giebt, deren Wandel mit ihrer Lehre harmonisch ist, und die ihrem Orden Ehre machen! Aber noch besser für uns, daß bereits eine Menge solcher Sclavenketten zusammen ihren ehernen Freiheitsfesseln zerbrochen und zerstört sind! daß nicht mehr den Rechten der Natur öffentlich Hohn gesprochen, und heimlich zu viel Herrschaft eingeräumt wird! daß in heiligen Pallästen nicht mehr so viele tausend Mönchswanzen für die Verbrechen der Keilheit gemästet werden, indes die fromme Dummheit sich es am Halse abdarbet, um ihnen Almosen zu geben!

Eins muß ich jedoch noch berühren, welches, wenn ichs weglasse, mit den Vorwurf einer auffallenden Lücke zuziehen möchte. Wie kommt, daß die Mönche beim schönen Geschlecht fast durchgängig so wohl gelitten sind? Jung oder dem Alter nahe, schön oder nicht schön, finden sie immer ihr gutes Unterkommen. Es sey mir erlaubt, hierauf zu antworten, daß es drey Dinge giebt, die hierbei wohl wahrscheinlich das meiste thun mögen, ehne-

achtet

achtet ich jedes andre Urtheil über diese Sache in seinem Werthe lasse. Wem ist nicht die Leichtgläubigkeit der Katholiken in Religionsfachen bekannt? Ein einfältiger Aberglaube, als gehöre es zu den Werken geistlicher Wohlthätigkeit, einen Vater nicht vergebens schmachten zu lassen, ist gewiß nicht selten der Grund von den geheimen Avanturen der Zärtlichkeit, welche das schöne Geschlecht mit den Mönchen spielt. Die Weiber glauben sich dadurch eine Stufe im Himmel zu bauen. Sie preisen sich selbst, wenn ein Ordensgeistlicher sich bis zu ihnen herabläßt. — Eine andre Gattung von Weibern findet ein besondres Wohlbehagen, an der zur Liebe bequemen Kleidung verschiedner Orden, an ihren Kenntnissen von geheimen Künsten im Reiche der Wollust, und an den Geschenken von religiösen Bildern, unter welche sie bey der Austheilung sehr fein Bilder von üppigem Sinn zu mischen wußten. Sie müssen sich für dies letzte ja doch dankbar beweisen, und können dabey durch den Genuß vielversprechender Speisen auch selbst gewinnen, denn ein durch Enthaltbarkeit und gute Tage gemästeter Mönch verspricht allerdings feurigere Umarmungen als ein Vatte, der, bey Geschäften und häuslichen Cetera, täglich der Liebe fröhnen muß. — Noch eine dritte Ursache ist sonder Zweifel die Zudringlichkeit und Freymüthigkeit der Mönche, Eigenschaften, die dem schönen Geschlecht größtentheils herzlich gefallen. Langes Schmachten ist unerträglich und verzeh-

verzehret das Leben. Wo feuriger Blick und viel verlangende Geberden einen baldigen Genuß versprechen, da sind die meisten weiblichen Herzen immer geneigter zur Zärtlichkeit, als beim kühlen Mondenschein in der Gartenlaube, wo Schutzgeister schweben, und weinende Junglinge an ätherischen Schatten nagen.

~~~~~

## Siebentes Kapitel.

### Soldatenliebe.

Es ist nunmehr Zeit, das wir das stille Kloster verlassen, und es mit einem lebhaftern Schauplatze vertauschen. So sehr die Klosterbewohner ihre natürlichen Triebe für der Welt verkuken und verbergen, so sehr sucht sie im Geantheil der Soldat für der ganzen Welt zu bekennen. Jene scheinen tugendhaft, und sind nicht; dieser sieht in jedes Augen ziellos aus, und doch möchte ich lieber der ins Licht tretenden Unart vergeben, als dem heiligen Schelm. Ein für allemal hat er kein Gelübde der Keuschheit gethan. Er ist Eclav seines Fürsten, seiner Obern, ja des ganzen Vaterlandes, um desto mehr fühlt und genießt er die Freiheit seines Herzens und seiner Neigungen. Aber der Mönch

und

und die Nonne — o ihr Unglücklichen, daß ihr glaubtet, es wäre möglich, die Reize eurer Nerven auf ewig zu besiegen, ohne euch noch überdies zu kasteyen, denn ihr esset, ihr trinket, ihr lebt herrlich und in Freuden.

Doch, man würde sich irren, wenn man mich für den allgemeinen Lobredner des Kriegers ansähe. Vielmehr seh' ich bey aller der ungeheubelten Achtung, mit welcher ich den Beschützer des Landes schätze, in seiner Art zu lieben dennoch mancherley Tadel, den ich sehn muß, wenn ich nicht unvollkommen arbeiten, und mir nicht den Vorwurf einer Blindheit zuziehen will. Ihr, deren edlerer Geist weit über meine darzustellende misfarbige Bilder erhaben ist, ihr werdet lächeln und schweigen. Und das Gebell derer, die sich actrossen fühlen, gilt mir so gleich, als die stolze Wuth des Kallatatischen Hahnes.

Züfter, als der Diene die Lillie, ist dem schönen Geschlecht der Ruß eines Kriegers. Wo Mars mit seinen Söhnen wohnet, um nach langen Kämpfen eine Weile im Arm des Friedens auszuruhen, da siehst du blühender die Wangen der Dirnen und Gattinnen, und zahlreicher wird die Taufsliste des Kämpfers, ofner ist jedes Herz den Lustbarkeiten und Freuden. Zuerst entzückt uns die Neuheit, mit denen bürgerlich und friedlich leben zu können, deren Hände kurz vorher täglich mit Blute bespritzt waren. Der Held nützt diese Freuden, verdoppelt sie,

eilt

ollt zum Ziele wie sein Ross zum Angriff, und siegt,  
und wird Meister. Ha! sollte man denn den jun-  
gen Mann im netten Kleide nicht lieben, das, von  
feinen Falten entstellte, mit buntfarbiger Schatti-  
rung prangt? Seht, wie auf seiner Stirne Feuer  
und Muth glühet! Wie lieblich von seinen heissen  
Lippen die schmeichelnden Worte fliessen! Wie sicher  
er Herzen besiegt, als wären's Feinde! Mit wel-  
cher Zuversicht er Gegenliebe fordert! Mit welcher  
Freymüthigkeit und Entschlossenung er Treue ver-  
spricht! Und wie du dazwischen dastehst, armer ein-  
sach gekleideter Bürger! Wie auf deiner Stirne die  
Nahrungsorgen sich in Falten hüllen! Wie da-  
erbar und altfräntisch einhertrittst, als wärst du  
noch Herr des Weibes wie vormals! Kein Muth,  
kein galantes Wort, kein Diensteyser, dich auf den  
ersten unsrer Winke für uns in Feuer und Wasser  
zu stürzen! — So denken die Weiber, die Tief-  
denkenden, die vom Bürger ihr Brodt essen.

Wehr noch im Kriege, als im Frieden, wärst  
die Liebenswürdigkeit der Soldaten auf weibliche  
Herzen. Denn in diesem Zeitpunkt hängt alles  
unbrauchbar am Nagel, was man im Frieden,  
Ordnung, Sitten, Ehrbarkeit nennet. Und der Krie-  
ger, welcher da eben im Begriff ist, seinen Werth  
im Staate, nemlich die Gefahr seines Lebens bey  
Vertheidigung des Landes, mit der That zu zeigen,  
wird herrschsüchtig; die Weiber, immer des Stärk-  
sten Deute, immer voll Ehrfurcht für der Gewalt,

gittern und erwarten Befehle: man reicht ihnen die Hand, sie nehmen sie, schämen sich ihres Mißtrauens, werden fröhlich, und verschleuden die Furcht für neuen Gefahren, durch Leichtsin. Nach und nach werden ihre Sinne in süßes Wohlbehagen versenkt. Mit ihnen schwebt der Officier in erdhenden, schallhaften Tönen, indeß der Gemeine seine zärtlichen Siege im vertraulichen Winkel bezaubert. Bezaubernd tönt die militärische Abendmusik im Ohre des Mädchens. So was hören wir niemals von unsern bürgerlichen Jünglingen und Männern. Aber der muthige Held erheitert sich die aufregenden Stunden durch diesen Zauber. Wer will an seinem Vergnügen nicht Theil nehmen?

Es ist besonders, aber wahr, daß das schöne Geschlecht an seinem öffentlichen Vergange mehr Betrübungen findet, als an dem Erreichen der Selbsten. Fast immer werden sie lieber jede Augenweide, selbst das Schauspiel, entbehren, als die Lehren des Militärs. Daß es Ausnahmen giebt, brauche ich wohl nicht erst zu erinnern, wie ich denn überhaupt hoffe, man wird mir zutrauen, daß ich im Ton des Allgemeinen immer nur den größten Theil verstehe. Des dieser Reizung nun müssen nothwendig die Väter noch weit lebhaftern Eindruck auf die Weiber machen. Und sie thuns auch. Eine Versammlung von Kriegsräthen und von Helden, mit dem Reize der Seltsamkeit vergesellschaftet, ist

aller.

Alldinas ein herrlicher Anblick. Aber in den Augen des Liebeglühenden Mädchens ist ein Eosfern. Hier ist der Held in seiner Heimath. Hier blühen seine Augen feuriger als jemals. Hier schmeichelt allen Sinnen eine zügellose Freyheit. Hier ist der Sammelplatz von einer großen Anzahl der schönsten Männer, wo das zärtliche Herz wählen und jeden Augenblick sich in neue Fantasieen von Wollust hineinräumen kann. Alles gastet die Schönen hier an, und bewundert ihre Reize, warens auch nur mittelmäßige Schönen; denn lange müssen die Krieger aller Töchter Evens entbehren, und es denkt ihnen nun doppelt süß das liebliche Wesen der Weiber.

Es schwindelt der weibliche Dusen von einer steilen Höhe zur andern, und fällt endlich, und wähnt sich noch glücklich im Fall. Der Soldat aber mißt diese weibliche Schwachheit zu seinem Vortheil. Denn die Geschlechtsluke ist ein physalisches Bedürfnis, der Reiz der Nerven lebte sie uns, und sie kann nicht anders als durch schwere Kämpfe verdrängt werden. Dies ist nun aber eben nicht das Werk des Kriegers, so sanfte Gefühle zu verdrängen. Vielmehr sucht er sie zu nähren, und hängt sich an alles an, was ihm Erheit giebt. Willigen kann man dies freylich nicht, doch aber einigermaßen entschuldigen. Der Soldat vom höhern und niedern Range bekommt oft lange Jahre keine Erlaubnis, sich zu verheyrathen, oder es verbiethet

Ihm sein geringster Scholt schon von selbst. Gleichwohl erinnert ihn das Blut der Jugend, ja nicht selten ein feuriges Temperament auch noch im herannahenden Alter, sehr eifrig daran, daß die Natur zweier Geschlechter sei. Er fühlte dies, suchte zu genügen, und ward ein Herumschwärmer. — Aber daß Krüger Gegenliebe mit Ahnenstolz forderte, daß sie die Unschuld durch tausend Künste ins Gern ließ n. und nach dem vollen Genuße geheimer Freuden im Stund verlassen, daß sie mit lachendem Kusse brave Weiber verführte, daß sie über weltlichen Zeitvertreiben ihre militärische Pflichten vergaß, das ist strafbar, und diese Verbrechen stehen dem Helden noch viel schmutziger an, als dem Privat.

Noch einmal muß ich zurückkehren auf die Vermuthung, daß die militärische Kleidung wohl wahrscheinlich sehr viel zu den Verräthen beitragen mag, welche das schöne Geschlecht dem Soldaten für dem Privat einräumet. Ich bestätige dies zugleich aus meinem eignen Beispiel. Als ich in meinen jüngern Jahren der Fahne folgte, und in einem Regiment stand, wo ich nach Belieben Uniform oder Privattracht tragen konnte, so hab' ich bemerkt, daß ich allgemein in der Uniform von jedem Weibsbilde freundlichere Blicke bekam, als in gewöhnlichen Manneskleidem. So gar meine zärtlichen Kameraden gienßen mir in der Uniform besser von Ratten. Ja selbst meine Wirthin, eine Frau von fünfzig



fünfsig Jahren, war interessiert dabey, und versicherte mir, daß ich in der Uniform ein noch einmal so lieber Herr wäre, als im armen Rock. — So weit geht die superficielle Denkart der Weiber, so sehr sind sie angewöhnt, in einer schönen Schale allemal einen lieblichen Kern zu finden.

Auch in diesem Kapitel fehlt es mir nicht an mitgetheilten Prosopieen, welche die bis zu einem ungläublichen Grade getriebne Meinung des schönen Geschlechts gegen die Krieger beweisen. Ich werde davon zwey erzählen, und dann sogleich zu den folgenden Abschnitten fortteilen.

„Witten unter den unschuldsvollen Freuden des Umhens, im Schooße der Einsamkeit, und fern von allem militärischen Umgange ward Nanette Hausnerin erzogen. Ihr Vater, ein reicher Landasse, behielt sie bis in ihr zwanzigstes Jahr bey sich in Wellenhol, wo sie der besten und sorgfältigsten Erziehung genoss. Sie ward zur vollkommenen Landwirthin vorbereitet, ohne dabey in jenen bildenden und das menschliche Leben so annehmlich machenden Künsten, ich meine Musik, Lectur, Naturgeschichte, Geographie und dergl. vernachlässigt zu werden. Sie liebte nichts mehr, als die Einsamkeit, ihre Sticknadel, ihre Näher und ihr Klavier. Selbst dann, wenn ihre Eltern nach der väterlichen Thronen entfernten Lande fuhren, blieb sie oft aus freyem Willen zu Hause,

E 3

Hanse,

„haute, und besorger die häuslichen Angelegenheiten. In dieser Verfassung war sie, als einst ihrer Mutter Bruder, ein Regierungsrath in B. . . nach Wollenthal kam, um seine lieben Freunde zu besuchen. Er blieb einige Tage hier, und da er seit langer Zeit nicht zugegen gewesen war, so schufen ihm seine Verwandten den landlichen Einmuthsaufenthalt zum Himmel. Er war bezaubert, Verjünglich war ihm Mannettens Dienstsorgfalt und ländliche Umsicht ein sehr süßer Gedanke. Er blieb, sie auf einige Zeit mit sich in die Stadt zu führen, um ihr die städtische Police, an der es ihr nach seinen Wünschen noch hier und da fehlen mochte, vollends vorzuführen. Es hielt schwer, ehe er der Eltern Einwilligung dazu bekam, und noch schwerer, ehe Mannette sich entschließen konnte. Die einzige Ursache, welche sie endlich dazu bewog, war die Freundschaft zwischen ihr und des Regierungsraths Tochter, welche bisher, wegen seiner Zusammenkünfte, nur durch vertraulichen Briefwechsel war unterhalten worden. Eigentlich war es auch des Regierungsraths Hauptabsicht, daß seine Tochter, indem sie Mannetten in der Etiquette und dem Reden der Städte unterrichtete, von diesem Mädchen hinwiederum manchen andern theilbaren Vorzug des Charakters und der Oeconomie lernen sollte. Allein leider gieng es nicht, wies in der Welt oft bezuggeben pflegt, nämlich daß der bessere Character wohl

wohl nach dem fehlerhaften sich bildet, nicht aber umgekehrt."

Nannette gab also den dringenden Bitten des Onkels nach, und der Tag zur Abreise ward festgesetzt. Nach traurigen Abschieden fuhren unsere Reisenden weg, und kamen glücklich in W. . . an. Des Regierungs-raths Tochter, Sophie, war im Haag erfreut über den unerwarteten Besuch. Sie hatte keine Mutter mehr, besorgte daher ganz allein die Wirtschaft bey ihrem Vater, und ließ sich auf alle Art ansehnlich from, Nannetten den Aufenthalt in W. . . angenehm zu machen. Diese blieb eine lange Zeit gleichmüthig gegen alle ihre verschaffte Veranlassungen. Eosar suchte sie sich so viel als möglich davon auszuschniffen. Allein es trug sich nach einigen Wochen ein besondrer Vorfall zu, der in Nannettens Brust eine wichtige Veränderung hervorbrachte. Die vier Mädchen waren miteinander in einer Stubstube gewesen. Sie gienagen die Hauswache vorbei, als eben Wackparade war. Dies war etwas ganz neues und angenehmes für die sonst so unempfindliche Nannette, und sie konnte sich nicht enthalten, einige Minuten dabeys stehen zu bleiben, ohne acht Sophie sie ernstlich weiter zu sehen erinnerte. Einer von den gegenwärtigen Officieren faßte sich die Mädchen ins Auge, sie wußten ihm, er erfragte ihre Logis bald, und schon am folgenden Tage hatte er Gelegenheit gefunden, dem K. ge-

rungsrath die Visite zu geben. Dieser, ein Mann  
 voll Welt und Klugheit, beaegnete ihm sehr höflich,  
 ließ auch noch obendrein seine zwei schönen Haus-  
 genossinnen rufen, um sie dem Hauptmann vor-  
 zustellen, der nicht minder alle Reize der Jugend  
 und Schönheit besaß. Sehr vergnügt über den  
 glücklichen Erfolg seiner Absicht, wandte der Ba-  
 ron von T. . . , so hieß der Hauptmann, all seine  
 gefällige und einnehmende Beredsamkeit an, den  
 Schönen zu gefallen, und er verschloß seinen Ent-  
 werf nicht. Mannette fühlte ganz neue und  
 fremde Reizungen in ihrem Dusen, sie sprach we-  
 nig, ward roth, wenn man mit ihr redete, und  
 sah den Herrn Hauptmann mit einer Art von ge-  
 heimem Widerwillen wegschu. Sophie hingegen,  
 die mehr Kenntniß von städtischen und militärischen  
 Schmeicheleien besaß, blieb kalt, um so viel mehr,  
 da sie den Hauptmann als einen allgemeinen  
 Nachschmecker kannte. Demohingeadtet suchte  
 sie Mannetten, deren Gefühle sie nothwendig mer-  
 ken mußte, nicht von einer so gefährlichen Neigung  
 abzurathen. Ihre schwesertliche Abicht war,  
 dem guten Kinde auch eine geheime süße Unterhal-  
 tung zu gönnen. Daher kufte sie am folgenden  
 Abend, beim Schlafengehen, das Gespräch auf  
 den Hauptmann, und brach in tausend Lobeserhe-  
 bungen über ihn aus. Dies traf Mannettens  
 Eekensfülle. Der geheime Funke glomm heller  
 auf, und die Nacht vergieng, bey unterbrochenem  
 Schlase,

„Schlase, mit süßen Schwärmeropen. Kurz:  
 „durch Sophiens Vermittlung waren der Haupt-  
 „mann und Mannette sehr bald genau miteinander  
 „bekannt, ja sie fiengen bereits an, geheime Zusam-  
 „menkünfte untereinander anzustellen.“

„Allein bey der ländlichen Ungezwungenheit,  
 „und bey dem Mangel an Verstellungskunst konn-  
 „te Mannettens Geheimniß dem Regierungsrathe nicht  
 „lange verborgen bleiben. Er merkte es, er rief  
 „Mannetten allein auf sein Zimmer, und erwähnte  
 „sie ernstlich von dergleichen Schwachheiten ab; so  
 „wie er denn auch in seine Tochter drang, ihm al-  
 „les genauer zu entdecken, welche aber, vom sei-  
 „ner großstädtischen Gifte längst verderbt, stand-  
 „haft versicherte, daß sie gar nichts genaues wüßte.  
 „Dieser verschlagne Mann aber kam haarklein hin-  
 „ter alles. Er berichtete es auch mit vielem Be-  
 „dauern an Mannettens Eltern und bat sich Ver-  
 „haltensregeln aus. Ehe aber die Antwort zu-  
 „rückkommen konnte, war die Diene mit ihrem  
 „Liebtinge bereits über alle Verge, ohne daß sogar  
 „Sophie das mindeste davon wußte. Der Haupt-  
 „mann hatte bey dem Regiment auf vier Wochen Ur-  
 „laub genommen, und während dieser jetztgenann-  
 „ten Zeit erfuhr man nicht das mindeste von Man-  
 „netten. Bey Endigung des Urlaubs stellte sich  
 „der Hauptmann, jedoch allein, wieder ein, und  
 „als man ihn zur Rede setzte, so gab er mit vieler  
 „Empfindlichkeit zu verstehen, daß er gar nichts von

„dem Mädchen wisse, und man möchte ihn mit  
 „dergleichen verhänglichen Fragen verschonen. Ohne  
 „Gewißheit und ohne Zeugen konnte man nichts  
 „mit ihm anfangen, mußte also mit solchen nieder-  
 „trächtigen Entschuldigungen sich abspesen lassen.“

„Allein es vergingen nur wenige Tage, als  
 „der Regierungsrath einen Brief aus Volkenthal  
 „erhielt, worinnen man ihn benachrichtigte, daß  
 „Mannette wieder bey ihren Eltern sey. Sie  
 „war mit Thränen ihrer Mutter zu Füßen gesal-  
 „sen, hatte alles bekannt, auch soar, daß der  
 „Officier, der ihr die Ehe versprochen, sie zu uner-  
 „laubten Handlungen halb gezwungen, und sodann  
 „heimtückisch verlassen habe: sie wisse auch nicht  
 „wo er hingekommen sey. Die gerührte Mutter,  
 „die alles auf die Leichtgläubigkeit ihres Kindes  
 „schob, vergab ihr, besänftigte den Vater, und  
 „Mannette ward wieder zu Gnaden angenommen.“

„Es vergingen mehrere Monate, und man  
 „sah aus Mannettens zu vertraulichen Umgange mit  
 „dem Hauptmann keine ihrer Ehre nachtheilige  
 „Folgen entstehen. Dies beruhigte ihr bedrängtes  
 „Herz, sie ward wieder veranlagt wie vorhin, und  
 „die Eltern verauschten nach und nach alle Thorheiten  
 „ihres einzigen Kindes.“

„Mit der wiederkehrenden Seelenruhe aber  
 „kehrte auch der Leichtsinn zurück. Es kam ein  
 „junger,

„junger, allerliebster Cornet nach Wolkenthal ins  
 „Quartier. Er machte sich auf dem Hofe bekannt.  
 „Dem Vater abundete ein neuer Kummer. Er  
 „beaunete dem Cornet allemal kalt, und bat ihn  
 „niemals, wiederzukommen. Dieser aber kam un-  
 „gebeten. Er ließ sich keine finstre Gesichter ab-  
 „schrecken, um so mehr, da er merkte, daß die  
 „schöne Mannette ihn gern sah. Wirklich war  
 „auch ihre alte Neigung gegen den Soldaten mit  
 „seiner Ankunft völlig wieder aufgewacht. Man  
 „sollte meinen, da sie das extremal so betrogen  
 „worden, würde sie furchtsamer und mißtrauischer  
 „geworden seyn. Aber nein! sie rennte spornreichs  
 „wieder in die Falle, und gab den feurigen Ver-  
 „suchungen des jungen Kriegers Gehör. Als die  
 „Eltern sie mit Thränen baten, sich nicht noch einmal  
 „in ihr eignes Verderben zu stürzen, bekannte sie  
 „freymüthig, daß sie in diesem Falle ihre Leiden-  
 „schaften schlechterdings nicht überwältigen könne,  
 „und sie wurde nicht eher ruhen, bis sie mit dem  
 „Cornet verheyrathet wäre. Die Eltern, die ihr  
 „Kind gern glücklich wissen wollten, gaben nach.  
 „Der Cornet warb um Mannetten. Man willigte  
 „ein, in sofern er nehmlich höhern Orts Erlaubniß  
 „zum heyrathen bekäme. Er schrieb hierauf dieser-  
 „wegen an seinen Vater, der Obrist war. Allein  
 „anstatt eine günstige Antwort zu erhalten, ward  
 „er vielmehr als Arrestant von Wolkenthal weg,  
 „und auf seines Vaters Güter geführt, woselbst  
 „„

„er, nach erhaltenem Abschiede, dem ländlichen Leben  
„gewidmet, und unter tausend Verweisen seines un-  
„besonnenen Verhabens, ein Bürgermädchen zu  
„heirathen, mit einem jungen Fräulein von großem  
„Vermögen vermählt wurde.“

„Nannette war unglücklich. Die Eltern such-  
„ten alles hervor, sie zu befriedigen. Sie sann  
„auf Mittel, sie an einen braven Mann in der  
„Stadt zu verheirathen. Aber umsonst! Nan-  
„nette trotzte selbst der Gewalt. Zur Vermehrung  
„des Kammers erfuhren die besürzten Eltern sogar,  
„daß sie bereits wieder mit einem Feldweibel im  
„Dorfe sich eingelassen habe. Aber auch diesmal  
„gaben sie nach. Sie lockten Nannetten ein  
„eines Verhältniß ab, machten sodann den Feld-  
„weibel, der wirklich ein braver Mann war, von  
„den Geldern los, verwickelten ihn mit in ihre  
„Landwirthschaft und verheiratheten ihn mit Nan-  
„netten.“

„Allein das junge Paar lebte nur wenig ge-  
„nau glücklich. War Nannette ihrem Manne  
„nur deswegen nicht mehr gut, weil er nicht mehr  
„Soldat war, oder machten wieder andre Krieger  
„Eindruck auf ihr militärisches Herz; kurz: sie  
„ward ihrem Manne untreu, und spielte, vermöge  
„ihrer in der großen Stadt erlernten Kenntnisse  
„der Coquetterie, mancherlei geheime Liebeshandel  
„mit Officieren und Unterofficieren. Vater und  
„Mann mochten sagen und vorstellen, was sie woll-  
„ten,



ten, Mannette bekannte nichts, und trieb ihre Lebensart fort. Beyde starben endlich, wahrscheinlich vor Gram über die Unbesonnenheit. Mannette aber lebt noch, als Besitzerin von dem Guthe, welches ich hier Volkenthal genannt habe. Ohne geachtet sie sich nicht wieder verheyrathet hat, auch bereits in den Vierzigen ist, so setzt sie doch ihre vorige Lebensart ununterbrochen fort; und ihre Mutter, durch einen Schlagfluß ganz kündisch, schleicht wie ein Schatten umher. Beyden droht Mangel und Elend, denn Volkenthal ist völlig verschuldet. Sollte die Besitzerin dies Buch in die Hände bekommen und sich getroffen fühlen, so mag sie einem alten Beobachter des menschlichen Herzens vergeben, der theils sie selbst gern noch gebessert und glücklich sehn möchte, theils auch der noch unverführten Unschuld, und denen da miltärischen Liebe zu sehr ergebenen Mädchen und Weibern ein Beispiel aufstellen wollte, welches ihren Herzen eine nützliche Lehre geben kann."

Wir kommen zum zweyten Beispiel einer grenzenlosen und bis zur Thorheit ausgearteten Soldatenliebe. Henriette war die jüngste von drey Schwestern eines in Dürftigkeit auf dem Lande lebenden Vaters. Schon oft hatte sie ganz besondere Zuneigung gegen das Militär bezeugt, welches man aber Anfangs nur für eine fast Allen vom Weibergeschlecht eigene Liebe zu den bunten, wohlgeordneten und mit Waffen spielenden Reithen hielt.

hielt. Allein schon in ihrem 17ten Jahre gab sie lebhafteste Beweise, daß ihre Gunst für dies glänzende Schauspiel in unbezwingliche Liebe gegen den Martissohn übergegangen sey. Sie sprach mit jeder Mannsperson gleichgültig, die nicht Soldat war, aber sobald ein Krieger auch nur vorüber gieng, so ward er von ihr bemerkt, in Beurtheilung genommen, und mehrentheils ihrer Sehnsucht nach ihm würdig befunden. Der Vater ward es inne; aber er schwieg, bis er nach einiger Zeit Gelegenheit fand, das Mädchen über dergleichen Geschäften zu ertappen. Denn sie gieng einst an einem schönen Herbstabend mit einem Gemeinen, der aber ein Muster von schönen Männern war, hinterm Dorfe spazieren. Sie glaubte sich ganz sicher, indeß ihr Vater immer jenseit des Dorfgrabens, hinter den Weiden, dem Pärchen zur Seite wandelte. Er hörte die zärtlichsten Worte, und die oft bis zum Busen herabstreichenden Küsse eine Weile mit an. Plötzlich aber brach er sodann hervor, setzte über den Graben, riß die Umfchlungenen aus einander, und zerrte Henrietten mit sich nach Hause. Hier las er ihr den Text tüchtig, und versicherte sie, daß, sobald er wieder dergleichen erniedrigende Ausführung von ihr entdeckte, er sie verstoßen, und gar nicht mehr für sein Kind erkennen würde. Das Mädchen weinte, gelobte Besserung, war aber gewiß in ihrem Herzen überzeugt, daß man ihr Unrecht that,

„that, und zu Unmöglichkeiten sie zu zwingen  
„suchte.“

„Unterdessen meldete sich ein Freyer, ein bra-  
„ver junger Mann, der in einer acht Meilen ent-  
„fernten Stadt Advokat war. Er hatte den Va-  
„ter und sein Kleeblatt vor einiger Zeit auf einem  
„Masquenball kennen gelernt, und daselbst von  
„Henrietten, vermuthlich weil er in Husarenuni-  
„form gegangen war, eine sehr einnehmende Be-  
„gegnung genossen. Er schloß, sehr unrichtig, aus  
„ihrem gefälligen Betragen auch auf größere Vor-  
„züge, und da er an dem Vater einen alten Deut-  
„schen ohne Carimonieel gefunden hatte, so schrieb  
„er geradezu an ihn, und warb um seine jüngste  
„Tochter. Die Art, mit der er dies that, nahm  
„den Vater ein. Er bekam Zutrauen zu dem jun-  
„gen Manne, und rißte, anstatt zu antworten,  
„selbst zu ihm. Nach einigen gleichgültigen Un-  
„terredungen kamen sie auf den Hauptpunct, wo  
„denn der Alte ihm sagte, daß er zwar seine Ein-  
„willigung sogleich geben wolle, um so viel mehr,  
„da er bey seinen mittelmäßigen Vermögensumstän-  
„den mit der Verheyrathung seiner Tochter gar  
„nicht rückhaltend seyn dürfe, daß aber von Seiten  
„seiner Tochter das Jawort schwerlich zu erhalten  
„seyn würde, indem sie so sehr am Soldatenstan-  
„diengange, daß sie ein Mann von bürgerlichen Ge-  
„schäften fast aneckelte. Er hätte inzwischen doch  
„ein Project im Kopfe, welches, wenn es anders  
„dem

„dem Advocaten gefiele, die Absicht vielleicht zu er-  
 „reichen, dienen könne: Nehmlich, er, der Advoca-  
 „cat, solle, mit der hierben erforderlichen Vorsicht,  
 „ihn, den Vater, in Husarenuniform besuchen,  
 „und einige Tage bey ihm bleiben, während wel-  
 „cher Zeit es ihm allen Vermuthen nach sehr leicht  
 „fallen würde, die Tochter zu gewinnen. Der  
 „Advocat lachte über den schnurrigen Einfall des  
 „komischen Alten, war aber seine Ausführung herz-  
 „lich gern zufrieden. Der Vater reiste inzwischen  
 „wieder nach Hause. Nach acht Tagen erschien  
 „der junge Husarenlieutenant in Sommerbergen.  
 „Der Vater betrug sich gleich sehr bekannt gegen  
 „ihn, und nöthigte ihn, einige Tage hier zu ver-  
 „weilen. Dieser nahm nach einigen Weigerun-  
 „gen an. Schon lachte Henrietten das Herzchen  
 „im Leibe. Es bedurfte auch nur einiger aufmerk-  
 „samer Mienen und einer einsamen zärtlichen Un-  
 „terredung von Seiten des verstellten Officiers, so  
 „hatte er Henriettens Herz völlig in seiner Gewalt.  
 „Wie denn auch wirklich nach einigen Tagen die  
 „Sache so weit kam, daß der Lieutenant, mit  
 „Henriettens Uebereinstimmung, bey ihrem Vater  
 „um sie anhielt. Dieser schien anfänglich bestürzt,  
 „als er aber theure Versicherungen von dem Lieu-  
 „tenant erhalten, daß es ihm zu heyrathen erlaube  
 „seyn, so ließ er Henrietten allein zu sich kommen,  
 „und trug ihr die Sache vor. Sie gab ihr Ja-  
 „wort mit Freuden, und schon am folgenden Tage  
 „hielt

hielt man, wegen vorgegebenen Dienst des Lieutenants, die Verlobung. Hierauf reiste der Officier nach Hause, um seine Geschäfte zu besorgen. Nach vierzehn Tagen kam er wieder, während welcher Zeit die kleine Hochzeit veranstaltet worden war. Das Pärchen wurde nunmehr getraut, und der vermeinte Husarenofficier führte, nach einer noch in Sommerbergen zugebrachten Woche, seine junge Frau mit sich nach der Stadt. Sie hatte ihn unterwegs oft gefragt, warum er bey der schönen Witterung immer im Ueberdecke bliebe, und nicht lieber die leichte Uniform allein trüge. Was er geantwortet, weiß ich nicht, das aber weiß ich, daß den folgenden Morgen, als sie kaum aufgestanden waren, eine Menge Clienten sich herzubrängten, welche durch die lange Abwesenheit des Advocaten in große Verlegenheit waren gesetzt worden. Henriette riß die Augen gewaltig auf. Das Wort starb ihr im Munde, als sie fragen wollte, was das heißen solle? Gern hätte sie Lärm gemacht, aber sie fürchtete sich des Auslachens, wenn man den Verlauf der Sache erführe. Und als man ihm vollends Briefe eingehändigte, wo er ausdrücklich auf der Aufschrift Advocat genennet wurde, als er, anstatt auf die Wachparade zu gehen, in bürgerlicher Kleidung nach dem Rathhause gieng, da war sie lieber im Ohnmacht gesunken.“

„Alein ihr Mann war eben derjenige, welcher sie noch zu rechter Zeit von der Thorheit zurückbrachte. Er mühte gleich das erste Ersäunen, ihr vorzustellen, daß sie bisher nicht sowohl in die Soldaten, als vielmehr in die Uniform und in das schändliche Betragen verliebt gewesen sey: Er sey ja noch derselbe, den sie vor acht Tagen so häufig das erstmal als Gatten geküßt habe. Kurz: es gelang ihm, Henriettens Sinn zu ändern, und ihr durch Thatfachen zu beweisen, daß der Soldat und der Bürger lebenswürdig seyn können — und sie fuhren noch jetzt die glücklichste, zufriedenste und einträglichste Ehe.“

Man kennt ich noch eine Menge Weibkins und Mädchen, welche mit Liebe sangend an den schönen Helden hangen, welche ihren Vätern und Männern das Geld stehlen, um ihnen adelichen Kriegern Papieten und Krasitterten backen zu lassen, welche halbe Nächte an Hausthüren lauern, um Lieutenants sowohl als Musquetiers zu bequämen, oder am hellen Morgen den erwiderten Feldweibel bey sich im Bette finden lassen, indeß seine Kammeraden ihn ängstlich suchen. Aber es sey fern von mir, so viel Feindschaft des schönen Geschlechts auf mich zu laden! Laß bequäme mich, einige Geschichten von der Art erzählt zu haben, welche reichend seyn können, die auf keine Dauer gegründete Soldatenliebe verdächtig zu machen.

Achtes

## Achtes Kapitel.

### Fürsten - und Hofliebe.

Cythere herrscht wohl an keinem Orte ummischränkter und angebeteter, als in den glänzenden Pallästen der Fürsten und Großen des Reichs. Hier ist ihr ewiger Wohnsitz, hier ihr Tempel und ihre Freystatt, hier der Sammelplatz ihrer Trophäen. Allein hier verbirgt sie sich auch am meisten in geheimnißvolles Dunkel. Auch leidet sie ungern, daß man über die Siege ein Urtheil fället. Daher bleiben die meisten Liebesintriquen der Hefe verborgen, oder, besser gesagt, man muß sie sich nur ins Ohr flüstern und darf nicht laut davon sprechen.

Dem ohngeachtet fehlt es dem scharfsichtigen Auge nicht an stillen Bemerkungen auffallender Scenen. Denn oft wird hier die Gerechtigkeit durch weibliche Willkühr verwaltet, hier ertönen Gesetze von weiblichen Lippen, und die Wissenschaften müssen ihren Nacken unter den Eigensinn der Weiber beugen. Hier ruht die Dame vom ersten Range in den Armen des Kammerdieners und der vom ganzen Lande angebetete Minister wird an dem Busen der Jofe gewiegt. Sogar fürstliches Blut vergißt nicht selten seines erhabenen Stammes, und

wirft sich in die Umarmungen des Pöbels. Ose wird seine Echnsuche unersättlich, ja sie artet bis zur wahren Erniedrigung aus.

Hier, wo tausend köstliche Speisen, erhehrende Getränke, Musik, Tanz und alle Arten der Ergöthlichkeiten unaufhörlich einander ablösen, da vergessen die Damen ihre vom Luxus ausgemergelten Höflinge, und sehnen sich nach den Umarmungen des kernfesten Curasiers, oder des zum erstenmal am Hofe erscheinenden nervigten Landjunkers: da indeß der aus seiner Entnervung sich unaufhörlich emporarbeitende Höfling an dem Busen eines frischen, vollwangigten Mädchens sinkt, um durch ihren balsamischen, blumigten Aushauch wieder stark, und vollkommener Wollust fähig zu werden. Uebrigens scheint die Liebe hier all ihre natürlichen Freiheitsrechte zu behaupten, denn sie geht nur nach Veruß von Schönheit, Gesundheit und Jugend, ohne sich im mindesten an Stand und Ahnen zu binden. Denn die Ehen, welche an Höfen allerdings, mehr als im bürgerlichen Leben, nach Privatabsichten, nach Stand, Reichthum und Verbindungen mit großen Häusern geschlossen werden, sind selten eine Folge von Liebe, noch weniger ein gesetzmäßiger Veruß zur Liebe, sondern ein bloßes politisches Carimonell.

Jene hochgewölbte Grotten im fürstlichen Garten, jene scharriate Lustwälder, jene marmorne, vorn der zärtlichen Fontaine umsäumte Lusthäuser, jene  
indiani-



indianische kleine Palläste, wo auf weichen, seltenen, elastischen Sophas Amor zum Spiel winkt, jene auf dem umzingelten See der erquickenden Kühlung geweihte Gondeln, dies, Höfling, sind deine Freudengeber, von denen du Tag und Nacht träumst? Hier macht der Reiz der Natur und die ungestörte Stille die Liebe doppelt schön, denn wer zittert nicht, einer geheimen Gotte sich auch nur von ohngefähr zu nähern, wo Genossen des Hofs der Zärtlichkeit huldigen?

O wie oft wird hier ein zuvor unmögliches Verlangen erlangt! Wie oft erlaubt die arme Bürgerin dem genäthigten Höflinge zärtliche Freyheiten, um sich und ihrem Gatten einen sorgenlosen Unterhalt zu verschaffen! Wie oft verliert hier selbst der Fürst oder die Fürstin die Gewalt der Gerechtigkeit, und wird verleitet, Recht zu schmälern, Unrecht zu schützen! Wie oft werden endlich ganze Länder das Opfer von den zügellosen Ausschweifungen glänzender Höfe im Gebiet der Liebe! Denn der Unterthan, der entweder zugleich leichtsinnig wird, oder im entgegengeetzten Fall, über den in ewigen Freuden herumankelnden Hof sich ärgert, muß alles, was er mühsam erwirbt, hingeben zum Schwelgen seiner Beherrscher.

Aber so leichtsinnig, so frey und zügellos auch hier die Liebe ist, so ist sie dennoch nicht immer von Eifersucht frey. Zitternd führt mancher Höfling seine junge Gemahlin bey Hofe ein, und oft ist

der Fürst selbst, den er am meisten fürchtet.' Manche Dame schießt unruhig nach ihrem Gemahl hin, daß nicht etwa sein vor kurzem erst von ihr besiegttes Herz das Joch wieder abschüttle und verführet werde. Diese Eifersucht ist aber nur selten eine Folge von wahrer feuriger Liebe. Mehrentheils ist sie Stolz, oder Eignung, oder Herrschsucht. Denn oft sind die am geschwindesten eifersüchtig, welche, vermöge ihrer eignen Ausschweifungen, die wenigsten Ansprüche auf unverbrüchliche Treue zu machen haben.

Jene Freiheit in der Liebe an Höfen, vermöge welcher sie sich gleichsam allen bürgerlichen Pflichten in der Liebe entziehen, scheint ihnen von uralten Zeiten her eigen gewesen zu seyn. Dies beweisen uns sogar schon die Geschichten der Höfe im alten Testament, dies die Bücher der von kaiserlichen und königlichen Ausschweifungen handelnden römischen Geschichtschreiber, dies die häufigen Romane, Reisebeschreibungen und Biographien in allen lebendigen Sprachen, seit vielen Jahrhunderten bis auf unsre Zeiten. Immer nahm man sich an Höfen in Ansehung des sechsten Gebots mehrere Freiheiten heraus, als im bürgerlichen Leben. Immer schien es weniger auffallend, wenn Majestäten, Durchlauchten, Excellenzen und Gnaden die Pflichten der Ehrsamkeit, Ehrbarkeit und Unschuld bey Seite setzten. Noch vor wenigen Jahren reiste ich durch eine prächtige Residenz, wo ich

ich Gelegenheit genug hatte, mich von der Wahrheit dieser Meinung zu überzeugen. Unter andern habe ich verschiednemal bey der offenen Tafel den Leichtsinne der weiblichen Fürstlichkeiten angestaudet. Indes das würdige Haupt, rauh und grau, mit seinem gleichwürdigen Nachbar von der Wohlthat des Landes sich unterhielt, schielten jene mit brunnstigen Blicken nach den schönen burschlichen Jünglingen, die unter den Zuschauern waren; und die Laquaien berührten mit vieler Freymuthigkeit, bey jedemmaligen Umwechseln des Tischgeräthes, ihre bis zum Mittelpunkte entblößte Busen, die inzwischen, durch tausend Ausschweifungen entsetzt, vielleicht weniger reichend waren, als die der Gevingsten unter dem herzudringenden Volke. — Und wer kennt nicht die Streisereyen, welche noch in unsern Zeiten große Regentinnen im Gebiete der Liebe wagten, die aber jedermann mit Gleichgültigkeit ansah, gleich als wären anderweitige Begebenheiten im Stande, einen Flecken ganz zu verdecken, daß er nicht mehr sichtbar erschiene.

Dennoch ist es nicht zu leugnen, daß die deutschen Höfe jetzt für andern anfangen, zu streben Ausschweifungen zu vermeiden. Wenigstens zeigen sich unsere Fürsten in diesem Falle adler als jemals. Fast wird man nichts mehr von Mattressen, von natürlichen Säulen, von unächten Thronen hören. Auch die Künstler werden sich eifriger dem Wohle des Staats, als das sie vermögen

Ihre Zeit nur üppigen Lüsten opferten. Seltnere sind jezo die höchstwichtigen Aussprüche und Mächte der Großen in der Gewalt buhlerischer Weiber. Und obzwar freylich die niedrigere Klasse der Hofleute noch vielleicht nicht sobald aus dem Schlamm des Luxus und der Ueppigkeit sich herausfinden wird, so schadet doch ihr sträfliches Veyispiel weniger, als das Veyispiel der Regenten und Minister, da sie noch die Geseze der Keuschheit, Mäßigkeit und Sittsamkeit öffentlich mit Füßen traten.

Vater deines Volkes, unsterblicher Friedrich, du gabst früh die Ansprüche auf Zärtlichkeit freywillig auf, um dich ganz allein dem Ruhme des Helden und dem Wohle deiner Unterthanen zu weihen. Und du, erhabner August, an der Hand der treuen Amalie, die die zärtlichste Mutter ist; du Joseph, du Franz, all ihr Edeln, von deren Höfen die Tugend anhaltend fortfährt den Leichtsin zu verdrängen, und sie den Nationen als im Veyispiel der Mäßigkeit und Sittsamkeit aufzustellen: euch wird göttlicher Verfall, und blühender Wohlstand eurer unentnervten Staaten belohnen, wenn anders der Unterthan dem Veyspiele seines liebenswürdigen Beherrschers folgen will!

Aber auch an andern Höfen, außer Deutschland, arbeitet sich der Adel des Herzens zwischen den gefährlichen Klippen des Leichtsinns heraus. Haben wir deren nicht viele Veyspiele? Stürzte nicht

nicht auch Dänemark jene Unglücklichen, die die Königin verführten, und zugleich Theil am Reiche nehmen wollten? ob zwar freylich hier wichtigere Ursachen im Spiel waren? Nur das kann ich den edeln Dänen noch nicht verzeihen, daß sie der braven Caroline die Krone nahmen, und nicht thätiger waren, ihre Unschuld zu retten. Diese erhabne Wittin starb, in der Blüthe der Jahre, vom Gramme verzehrt, in Gefängnißmäßiger Einsamkeit; und doch sprach ganz Dänemark, ganz England laut von ihrer Unschuld und Tugend!



## Neuntes Kapitel.

### Ländliche Liebe.

Seyd mir gegrüßt, süßduftende Wiesen, gegrüßt, verschwiegne Wälder, gegrüßt schattigte Thäler, vom rieselnden Silberstrome umgürtet! In euerm Aushauch des Glücks der Liebe genießten, ist Erdenseligkeit. Tausendfältig verschönert ihr die Annehmlichkeiten der Liebe. O wars nicht Thorheit, wie oft hätt ich euch angebetet in den Jahren des Jünglings, als noch Locken der Jugend meine Scheitel umkränzten, und an meinen Armen ein reißendes, schmachthendes Weib hieng! Da empfand

Ich noch ganz, welche unaussprechliche Vorzüge das  
 Landleben zärtlich verbundenen Herzen gewährt.  
 Da beruht' ich die Veranlassung im Arm der Liebe,  
 glänzt, begleitet von dem Feuerblick des dankbar  
 zum Himmel gewandten weiblichen Auges, stieße  
 Gebirge hinan, die Aulandende zu empfangen.  
 Da erdicht' mich in nahen und fernem Gefilden die  
 Welt abherbe, und der stolze Euer mit seinen zum  
 Merkenmable lautenden Weibern. Ich sah diese  
 lebendigen Schätze des Landwirths und freute mich  
 ihrer im Arm der Liebe. In der Gartenlaube,  
 gegenüber den spassigen Tischen und dem Mahle  
 der Schütter, saß ich und trank, mit dankbarem  
 Herzen gegen den Eber, im Arm der Liebe. Wenn  
 dann nach herbeykommnen Ziele nützlicher Arbei-  
 ten, am abendlichen Abend von meiner müden  
 Stirne der Schweiß floss, da trocknete ich ihn,  
 nahm die Hand meiner Gattin, und wir begrüßten  
 wieder die separirten Gefilde. Unser Blick sah  
 die Herden, die er früh ankommen sah, wieder in  
 ihre Herden und Ställe zurückkehren, sah das Hin-  
 absinken des Weltlichts mit Entzücken, aber auch  
 mit Sehnsucht, und mit Hoffnung des Wiederkeh-  
 rens. Liebe, da stieg uns herauf überm dunkeln  
 Gebirge der silberne Mond im wandelnden Lichte.  
 Wir sahn ihn, und freuten uns sein, und lebten  
 dann, in Florens Blumengetriebe, zur ländlichen  
 Behnuna zurück. — O wie heilig rauschten uns  
 oft die Riesen der erquickenden Walder entgegen!

Wie

Wie mächtig luden sie uns ein zu Küßen und zärtlichen Scherzen! Wie oft tönte Echo, das Losen, unsere Namen zurück, wenn wir uns muthwillig von einander verirrten, und dann, wirklich uns Wiederfinden besorgt, einander zuriefen! Wie oft hingen wir uns an die leeren Letterwagen, wenn sie aufs Feld gefahren wurden, den Segen Gottes in die Scheuern zu sammeln! Wie oft winkt uns am Nebenaclender des fleißigen Wingers die röthliche Traube! Wie oft glitten wir auf schneeichten Bergen und in schneeichten Thälern, von Löwen und Drachen und Schwanen gezogen, als hätten wir Flügel, durch Straßen und Dörfer! — O du bist schön, Enthere, auf dem Lande, tausendmal schöner, als in zwangvollen Städten. Hier ruft Einsalt zur Treue, und zur Mäßigkeit Arbeit. Hier ist Freiheit und Seelenruhe, hier Eintracht und Tugend!

Aber o weh! daß auch diese gepriesne Liebe in die Sklavenkette des Verderbens geschmiegt ist! Verschleucht ist von unsern ländlichen Fluren die Einsalt der Sitten, die Mäßigkeit, die Treue, die Eintracht! Ihre Bewohner lernten von den Städten feine Ausschweifungen, Luxus und Falschheit; lernten, bey der Wahl der Gatten mehr auf Hephästsguth und schöne Kleider, als auf Güte des Herzens, auf Frömmigkeit und Treue sehen; lernten Mädchen betören und Weiber verführen; lernten die Nervenkräfte der Jugend leichtsinnig verschwenden.

schwenden, um in spätern Jahren zu dachen, um im Männeralter schon Greise zu sehn. Grenzlos irr ihr, mahlende Dichter, die ihr in ländlicher Liebe uns Arcadien herträumt! Nur wenige Städter, die dem Verführerhasgiste der Höfe und der Städte entfliehn, eilen aufs Land, und finden da für sich selbst arcadische Freiheit, finden die wohlthätigen Freuden der reinen Natur und der ländlichen Stille. Aber der Landmann kennet das Glück nicht, das Mutter Natur ihm beut. Er stößt es mit Füßen von sich, und ringt nach fremden Sitten. Oeh, schöpfrischer Dichter, auf die von Arbeitern wimmelnden Felder, und sich, wie unaufhörlich das Auge des Mahlers und Schnitzers von unreiner Vollust sunkelt; ach in die Ställe, und sich die Opfer der Unzucht; verweile einen Augenblick in der Schenke, und sich die erhehenden Tänze, welche die Weilheit erfand. Frage dann die Jünglinge und Dirnen am folgenden Morgen, wie sie die Nacht vollendet? nicht einmal im schwelgenden Tanze, nein! mit schändlichen Zeitvertreiben, die das Glück der Seele, den Adel des Herzens und die Gesundheit vertilgen. Blick ins Innerste der ländlichen Ehen; sich da die unendlichsie Zwietracht, sich mit gleichaufrigem Muth begangne Befleckungen des Ehebettes, sich Leichtsinns in der Erziehung, sich tausend selbstbereiteten Mangel und Elend. Und die Eüster der Ehen sind, nebst dem wichernden Geschlechtstriebe, fast  
immer



immer Dummheit oder Eigennutz. — Dies Gemälde von der Liebe des Landmanns leg' ich jedem scharfsichtigen Beobachter zur Augen, und frag' ihn öffentlich, ob es nicht wahr und treffend sey? Untersuchet es selbst. Gewiß, ihr werdet mich rechtfertigen und mit mir trauern!

Aber o wie glücklich seyd hingegen ihr, die ihr der Stadt entfloht, um auf dem Lande ungestört der süßen Zärtlichkeit zu genießen! Nicht thatet ihrs, um in stetem Müßigange zu tändeln und zu lübeln, nicht andre Menschen wie Gespenster zu fliehen, die etwa Zeugen seyn könnten von euerem bis zur Verleumdung ausgeartetem ehelichen Feuer. Nein! eure reinere Herzen suchten sich nach Ruhe, entfernten sich vom Geräusch der Heppigkeit und der Gastmähler, flohen in die einsamen Fluren, nicht leer von Menschen, nur leer von gaukelndem Spielwerk. Lächelnd nahm euch das Tha! auf, lächelnd die reichen Saaten, lächelnd der Hahn mit seinem balsamischen Aushauch. Hier fühlte ihr stärker als jemals, wie stark ihr euch liebte, hier erschien euch, im Arm der Liebe verschönert die Natur in ihrem prachtvollen Gewande. Hier bot euch die Ulme, und die silberne Pappel, und die steinerne Eiche Kühlung und Schatten zur reinen Umarmung. Eure Küsse sahen die Nachtigallen im Walde, und, bey eurer Rückkehr zur ländlichen Wohnung, die Taube nebst dem lustigen Sperling. Sie sahen sie und ahnten sie nach. In jedem stolzierenden Pferde sowohl

sowohl als im kleinsten Insecte, bewundert ihr einmüthig die Größe des mächtigen Schöpfers. Ruhe ist das Erbe eurer Seelen. Jeder Morgen weicht euch der Freuden, und den Abend begrüßt ihr mit sanften Zurückblicken auf den verlebten glücklichen Tag. Nur wahre Freunde besuchen euch, und theilen mit euch diese Freuden, denn die unächtlichen Freunde finden bey euch keine Unterhaltungen, welche ihren Gesinnungen schmeicheln. O glückliches Paar, die Allmacht sieht mit segnenden Blicken auf deine Würde hernieder!

Auch euch, Jünglinge und Mädchen, die die Welt noch nicht als Verbundene erkennet, deren Herzen aber die Natur fest verband, ist das Landleben günstiger, als die Stadt. Euerm schwärmerischen Geiste bieten sich hier tausend Gegenstände zur Vermehrung der Zärtlichkeit dar. Es sey nun, daß Eltern, Verwandte und Freunde eure Verbindung wissen und billigen, oder daß politische und Familiensachen euch Stillschweigen gebieten. Immer werdet ihr, besonders im letztern Falle, tausend glückliche Gelegenheiten finden, euren bedrängten Herzen in einsamer Vereinigung Lust zu machen, und euer Bündniß fester zu schließen. Allein, erlaube mir euch auch zu sagen, daß das Landleben, so fern ihr nicht auf eurer Hut seyd, euch sehr gefährlich werden, und eurer Heimlichkeit Nachtheil bringen kann. Eben jene ungehörte ländliche Ruhe, jene Erhöhung der Empfindsamkeit

eurer

eurer Gefühle, jene Einladung der ganzen lebenden Natur zur Liebe, kann, so tadelfrey sie an und für sich ist, euch doch Gefahr drohend werden, wenn sie zu einer Zeit zu mächtig auf euch wirkt, wo Eifer und Klugheit euch noch große Enthaltensamkeit gebieten. Selbst in den Stunden der reinsten Tugend überrascht uns oft der sinnliche Trieb. Kleine Gelegenheitsumstände können unsre Nerven in ungewöhnliche Bewegung setzen; und wenn nun Einsamkeit diese Regung begünstigt, so werden wir leicht zu feilen Sklaven unsrer Begierden. O flieht, Liebende von feurigem Geiste, die allzu sichere Einsamkeit, flieht die nächtlichen Betirrenen im Schimmer des Mondes, und die breite Wölbung der duffenden Linde am Abend!

Ich komme zu einer Gattung von ländlicher Liebe, der ich einen eignen Abschnitt einräume. Mit innerm zufriednen Lächeln sah ich oft die Zärtlichkeit der Landpfarmädchen. Dies schnatfische Geschlecht, das halb städtisch, halb ländlich deutet, ist größtentheils schwärmerisch in der Liebe, und das wahrscheinlich daher, weil es aus Mangel an guter Gesellschaft, sich mehrtentheils mit erzählenden Büchern beschäftigt. Wenn nun einmal ein noch unbefangener artiger Jüngling den Papa besucht, und scheint in ihrer Unterhaltung Wehbehagen zu finden, da fühlen sie gleich, daß dieser das Liebild zu ihrem längst im Köpfchen herumgetragenen Ideale von Lieblich ist; sie werden ihm hold, er verweilt

bes ihnen, er genießt mit ihnen, und von ihnen geleitet, der ländlichen Reize. Er kehrt nach der Stadt zurück, aber er fühlt, daß er seine Ruhe auf dem Lande zurückließ. Er schreibe an seine dortige angenehme Gesellschafterin, erhält Antwort, beide schwärmen, und träumen — fliegen zusammen, und sind Eins! Dann trabt der Liebling oft auf seinen Knappen zur erwartenden Schwärme, bis das Band der Ehe sie verbindet. Glücklich, glücklich ist diese Liebe, sehr oft glücklicher, als in fürstlichen Landhäusern und adelichen Schlössern!

Aber leer und verächtlich ist dem galanten Schwärmer die ländliche Liebe. Lieber führt er seine Veris auf Bälle, in Assambleen, in die Comédie, in die Oper, als durch Gottes grüne Auen, als zum Geriesel des Stromes, als zum schmachtenden Elbenton der Harf und der Klöte in der duftenden Gartenlaube. Lieber bedient er sie am Nachttisch, als er mit ihr zum frischen Quell gehet. Lieber trabt er im städtischen Getümmel neben ihrer Cänste her, als er sie den alles überschauenden Berg hinauführt. Lieber sieht er mit ihr prächtige Kronleuchter im Opernhause, und gänzelnde Schauspieler, als die untergehende Sonne zwischen den Bäumen, und die funkelnden Sterne im Spiegel des wandelnden Teiches. O verderbter Geschmack! O zwecklose Freuden, die ihr weder den Verstand noch das Herz bessert. Euch selten und zur Erholung genießen ist tadelfrey, aber  
 auch

euch unaufhörlich und bis zur Ausschweifung suchen, ist unverzeihliche Thöricht.

Da ich von ländlicher Liebe rede, so muß ich noch ein paar Worte beifügen von dem Unheil, welches erst hiesige Landjunker auf ihren Dörfern anrichten. Daß dies grade das Gegentheil von der gepriesenen ländlichen Liebe sey, darf ich wohl nicht erst erinnern. Es sieht fein und zweckmäßig aus, wenn der geliebte Sohn des Herrn vom Dorfe am Abend mit einer schmackhaften Viehmaad im Obstgarten oder am Bache sich herumwälzt, oder wohl gar in ihrer Gesellschaft sich badet! Muß nicht das ganze Dorf von Ehrfurcht gegen seinen künftigen Gebieter durchdrungen werden? Muß die Fräulein Nachbarin, die seine künftige Gemahlin werden soll, nicht Freude haben, wenn sie solche Geschichten hört? Und doch ist man kalt bey diesen Ausschweifungen, doch verzeiht man dem Junker mit aller Achtung, alle diese Unarten. Ja es gehet sogar in einigen Gegenden zum galanten Wiedeton, daß ein junger Edelmann bis zur Verheirathung bey allen Dingen und Weibern zigalles herum schwärmt.

Noch gefabelicher und nachtheiliger ist es für die armen Dörfer, wenn der Junker tugendhafte Mädchen und Weiber heimlich verführt, welche voll Einfalt glauben, sie müssen den Lüste ihres Herrn aus Gehorsam fröhnen. Leider sieht man diesen Mißbrauch sehr oft, und eine Menge schamloser Edelleute machen mehr Landmädchen unglück-

lich, als sie, bey ebrigkeitlicher Abndung, würden  
erwähren können.

Auch Hise, und andre Gese im Velt, ziehen  
nicht Hten deswegen im Sommer aufs Land, daß  
sie dort unbemerkt ein freyes und jüggeloses Leben  
föhren können. Wenn dann dort der Herr bey der  
Kammerjunger, die Dame beym Kutscher schläft,  
wenn junge, noch unverheirathete Landmädchen aus  
ihrer ländlichen Einsamkeit gerissen, und zur Heppia-  
keit, zum Leichtsinne eingeweicht werden, wenn bey  
mehlichen Erleuchtungen, Feuerwerken, Abend-  
mahl und späten Vermählungen die Unschuld verfehrt  
wird und Ehen leichtsinnum abbrechen werden: sollte  
dies alles auch zu den Verwundungen der einfachen  
ländlichen Liebe gehören. sollte das Leben in Ver-  
gleich kommen können mit jenem glücklichen Leben  
derer, die dem Gtrauch der Stadt entsiehen, um  
auf dem Lande ganz für einander zu leben, um sich  
unerschütter und treuer zu lieben, ohne dabey ihrer  
Bestimmung zu verachsen, und ohne bey ihrer zärt-  
lichen Einigkeit das Licht zu scheuen?

Aber du, unsterblicher Friedrich, eilst am  
anbrechenden Frühlinge in deine ländliche Einsam-  
keit, um dort der Stillen Weisheit zu leben. Nie-  
mals sah dich dein Volk in Gesellschaft der Wollust  
die ländlichen Palläste betreten, nu dich Samsonci  
mit schwelgenden Tänzern und Majakern eutreten;  
ob schon Venus und alle Grazen und Charitinnen  
in lebender himmlischer Gestalt sich um deine länd-  
liche

liche Wohnung versammeln. Tief sitzt du in der Mitte des Pallasles, der Weisheit gewidmet, voll hoher Gedanken über das Wohl deines Volkes, und heilige Stille um dich her.

Und du, sanftmüthiger Friedrich August, mit dem Auge voll denkenden Ernstes, wer sah dich je anders als mit Sehnsucht nach ländlicher Ruhe in Gesellschaft deiner erhabnen Gattin Pillnitz betreten. Hier regierst du dein Volk in einsamer Hebe, nicht umrinnt von Verlust und jämmerlichen Echerzen, nur großen Beschäften anvertraut, und hold dem frühen Sonnenbeglückenden Morgen, hold der ländlichen Stille nach Last und Mühe des Tages am duftenden Abend. Hier arhmest du rubigere Zärtlichkeit am Arm deiner huldreichen Gemahlin. Hier erfindest du sanfte Accorde, und reichend durchdrinact der Silberton deines bezaubernden Flügels den fürstlichen Garten!

O du bist schön, ländliche Ruhe! schöner du noch, Liebe, welche die ländliche Ruhe gewähret, aber fast immer wirst du verkannt, fast immer gemißbraucht. Nur wenige umgen dein reines Wohlbehagen mit Vorsicht und Weisheit. Nur wenige kennen die wahren Freuden, die du gewährest. Aber beklagenswerth sind auch die, welche sie kennen, und denen das Schicksal, sie zu genießen, verbiethet!

## Zehntes Kapitel.

### Greißliebe.

Es war, so lange die Welt steht, nichts selbnes und ungewöhnliches, daß Greise, gleich muntern Jünglingen, das schöne Geschlecht mit einem lustigen Tage verleben, und ihrer Reize zu genießen sich berechtigt fühlten. Unter allen Völkern finden wir eine Menge solcher grauen Theeren, welche dem festgesetzten Laufe der Natur Zustand eben wohl zur Rückweg gebieten wollten. Im ganzen Thierreiche hört das verlebte Männchen und Weibchen auf, zu zeugen, und ob es zwar auch unter den Thieren hierinnen manchmal Ausnahmen giebt, so sind doch dies endliche Geschöpfe, deren höchstes Gut die Wollust ist, und die niemals an ein durchmäßige Lebensart zu verlängerndes Alter denken; da hingegen der Mensch, mit dem erhabnen Verstande, sehr wohl weiß, daß die Hervorbringung aus gleicher Geschöpfe unsern Körper nach dem Maße verschleßet, nach welchem wir unsern Zeugungstrieb besichtigen. Gesetzt aber auch, es gäbe hier und da einen Greiß, welcher in seinem spätern Alter noch fähig wäre, ohne augenblicklichen Nachtheil für seinen Körper einen kleinen Weltbürger zu zeugen, so beweist diese gewiß sehr geringe Anzahl solcher



solcher Greise doch noch gar nichts, in Rücksicht der unzählbaren Menge wohlthätiger Greise, welche durch Streifereien im Gebiet der Zärtlichkeit ihre ohnehin schon schwächliche Gesundheit noch mehr schwächen, und das Ziel ihrer Tage mathematisch abkürzen. Auch bin ich gewiß überzeugt, daß die Befriedigung des Geschlechtstriebes auch dem kranken und nervigen Greise doch sehr viel mehr schade, als dem frohollen blühenden Jünglinge, dem diese untrachtliche Anlehnung beinahe zum Bedürfnis wird. Der Körper des Greises ist immer mehr angetrocknet, als der des Jünglings, mithin zur Liebe weniger geschickt. Ferner würde die Unruhe, welche gemeinlich bey der Zärtlichkeit gegen das schöne Geschlecht unsern Geist einnimmt, nicht minder die fast unvermeidliche zündende Schwärmerei, stets nachtheilige Folgen in dem Gehirn und Körper des Greises, welche alldem der Art wieder gut machen soll; gleich als wären wir Lehrer und Schüler, die aus Alter Jugend machen könnten. Mit einem Wort, schon von Seiten der körperlichen und moralischen Gesundheit, ist die Zärtlichkeit von jeder Art nichts weniger als ein Wert für den Greis, und ich werde an einem andern Orte, wo ich von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit rede, Gelegenheit haben, die Behauptung dieses Satzes zu wiederholen.

Allein auch in der menschlichen Gesellschaft spielt der verliebte Greis eine lausliche Rolle. Mäd-

den lachen heimlich, Jünglinge öffentlich über ihn. Wenn er der jungen, zwanzigjährigen, in Lusten schwelgende Sabine eine laute, flüchtige Hand nunt bietet, und sie ihr vielbedeutend blickt, indem seine trübenden Augen Wellen zu fühlen sich aus der Hölle herausarbeiten; muß nicht das Mädchen von Todesangst überfallen werden? oder, wenn sie weniger empfindsam ist, muß sie nicht in ihrem Herzen lachen? und müssen nicht die Jünglinge, die sich eine Scene sehen, in lautes Gelächter ausbrechen? Ich nahm hier ein Beispiel aus der Zahl der vorübergehenden Ereignisse, umhin das beständige Bild von Vergnügen. Aber es sieht auch Männern in den häßlichen Schattungen zu, die ihnen sehr fehlt, wenn sie verheirathet Tempel besuchen, oder wenn sie die neuen Regionen aufs neue betreten. Denn die junge Schöne, die an ihrer verheiratheten Seite steht, oder in ihren erzwungenen Umarmungen unzufrieden bleibt, wird stets auf Mitleid denken. Den durch die Verschlechterung ihres Altes nur ausmachen aber nicht befriedigen Trieb auf eine andere Art zu stillen. Dadurch wird der gute Mann zum Hebelächter, und geprägt mit Verwundungen, die er verdient. Denn die Beispiele solcher Menschen sind rar, die aus Harnenque, aus Einsamkeit nicht ich machen, dem erzwungenen Bündnisse mit einem verheiratheten Manne treu bleiben. Noch seltener sind die Beispiele solcher, welche einen solchen Mann als Liebhaber anbeten, und nicht über ihn

ihn lachen, der bereits dem Alter nahe ist, wo wir aufhören sollen zu lieben und zu küssen, und wo wir das weibliche Verlangen zu befriedigen nicht mehr im Stande sind.

Und dennoch sinken oft Männer von diesem Greisalter zu unglaublichen Thatheiten hinab. Sie kleiden sich nach der Mode der Jünglinge, sie tanzten, sie schwärmen bis über Winternacht, sie fahren leicht vermehrt zu Schlitten, sie quälen sich und stumpfen ihren Körper noch mehr ab durch knappe Kleider und Schuhe, ja sie sind wohl gar sohit, einer Schöne zu gefallen, mit bloßem Kopfe unter einem Schlesienwetter wegzulaufen, um ihren Jücker zu belohnen, oder über Bäume zu klettern, um Schereshunde zu faden. Sie ersparen ihre Zeit der Glauerie und dem Pöbel, verabsäumen ihre Geschäfte, parfümiren sich, und schmelzen am sanften Klavier ins Cielum hinüber. Und alles das thut Christus, o des lächerlichen Gedankens! Christus, die der jugendlichen Thatheit Einhalt thun sollten; die für all ihre sanfte Nahe nichts als Gehngelächter davon tragen!

Dies alles möchte inzwischen noch hingehen, denn es schadet mehrertheils nur ihrer Person. Aber daß Christus die Pfänder ihrer ersten Liebe vergessen und vernachlässigen, um neuer Liebe ihr Vermögen zu ersparen; daß sie erst Kinder und Enkel in Dürftigkeit schmachten lassen, um mit an allen Lustigkeiten der Jugend Theil nehmen zu können; daß sie

entlich wohl gar ihr Vermögen den Aeltern ganz  
entziehen, und sie an ihre Töchterinnen hängen, da  
inleß die Kinder fruchtlos sich gramen, und am  
Ende den von der Bettel aufsteigenden Vater wohl  
noch ernähren, und für dem Verhungern schützen  
müssen: das ist schrecklich, das ist Himmelsbrechend  
und wider alle menschliche Gerechtigkeit. Und wo soll am  
Ende die Ehrsucht acien solche Eltern herkommen?  
Sagt, wie kann die Religion verlangen, Vater  
und Mutter zu ehren, wenn sie als in die tiefste  
Nothdurft gesunken sind? Widersprüche verlangt  
die Religion niemals. Wehe also solchen Eltern,  
welche durch eignes Verschulden sich der Ehre der  
Ihrer Kinder verlustig machen, und diesen dadurch  
den Leben entziehen, welchen unsre Religion den  
Verlust der Eltern verheißet.

Aber wie kann der Ch. so widersprechen, wenn  
selb eine Schwachheit ihn überfällt? wie kann er  
sich schaden? So fragt der denkende Leser, und ich  
fühle mich verbunden, ihm zu antworten. Wesern  
nicht Grundsätze der Religion und Moral, nicht  
männlicher Sinn und Vernunft noch Weisheit ihn  
erleiden, oder seine Thätigkeit zu bezähmen imstande  
sind, so muß er in die Einsamkeit fliehen, und sein  
Temperament selbst ganz unbandig sein, wenn er  
da nicht einen Instinktort finden sollte. So un-  
sicher, ja ich möchte kühnlich sagen gefährlich die  
Einsamkeit dem lebenden Junglinge ist, so sicher  
und Segensreichend ist sie dem Greise. Hier  
kommen

kommen physischste Ursachen, nebst den bekann-  
ten moralischen, mit in Erwägung. Die Triebe des  
Jünglings werden, vermöge der abnehmenden Einbil-  
dungskraft, in der Einsamkeit befiacet, sie werden  
unabhängig und arten oft in Wahnwitz aus: da hin-  
gegen der Greiz, dessen Einbildungskraft niemals  
so lebhaft ist, in der Entfernung von allen dem,  
was seine Begierden in Bewegung bringt, leicht  
einen Affekt befügen wird, der durch geachtete Nah-  
rung erst heftig werden konnte. Glaubt mir, be-  
ruhigte Greize, die Einsamkeit ist das bewähr-  
teste Rezept, das ich euch geben kann: wenigstens  
flieht das weibliche Geschlecht so viel als möglich,  
und ihr werdet fliegen, ihr werdet bald jenen edeln  
Greizen ähnlich werden, die höhere Bestimmung  
für ihren Zustand kennen, als die Geschlechts-  
liebe, die voll Eifer im Dienste des Nebenmenschen, sey  
im gelehrten oder im ungelehrten Stande, Jüng-  
lingen, Männern und Greizen ein lichtenwundliches  
Müßer sind. Glaubt mir und den Erfahrungen,  
die ich an meinen Freunden gemacht habe. Und  
daß ich unter Einsamkeit nicht Lüzur und Eitel-  
keitsversuche verstehe, werdet ihr leicht einsehen. Nur  
Entfernung, merne ich, vom Weibgeschlecht,  
Entfernung von schlüpfrigen Schriften, Entfernung  
von hitzigen Weinen, und von der Gesellschaft wie-  
berdeter Jünglinge, Entfernung endlich von allem,  
was die Nerven in ungewöhnliche Bewegung  
bringt.

Man muß ich meinen Lesern noch eine kleine fremdliche Geschichte erzählen, von einem ausgelassenen Geiste, welche mir ebensinnig von einem glaubwürdigen Freunde ist mitgetheilt worden. Dieser Mann war 68 Jahr alt, als er einst in der Oper ein junges 22-jähriges Mädchen sah, die seinen Augen sehr wohl gefiel. Er konnte sie nicht wieder aus dem Sinn bringen, und ehrgedacht er bereits im Besitz war, Hauptkammer zu werden, so ließen doch allerhand Anschläge durch sein Gehirn, auf den Dachs dieses Mädchens Jagd zu machen. Sie war arm, er ein Mann von Stande und guten Einkünften: eine Hoffnung mehr zu Erreichung seiner Absicht. Wie sehr er es aber anstehen, die Dürre näher kommen zu lassen. Er mußte sich entschließen, ihr auf mancherlei Art nachzugehen, auch mißbrauchte einen von jenen kuppelnden Quacksalbern zu beuchen, die dem feurigen Jünglinge sehr leicht, dem Oeuvre aber allerdings schwer fallen. Er hing an sein Amt zu vernachlässigen, er versäumte seine Remédie, seinen Dack, sein Kennen, er schloß sich schon Herabläßer an, und durchkreuz alle Probenachen. Von diesem Eifer kennt es ihm wohl an erlangerter Seltsamkeit, sich seiner Ehre zu entdecken, nicht fehlen. Diese, ein schönes Mädchen, stellte sich entzündet über seinen Anblick, denn sie war Willens im Trüben zu stehen. Sie waren also bald in den vertraulichsten Umgang miteinander verwickelt. Er bot ihr oft seine Hand, welche sie

aber

aber immer aufschlug, mit der bescheidenen Einwendung, daß sich die ganze Welt darüber aufhalten würde. Allein die Sache war ebenhin schon stöckeltüchtig. Jedermann sprach davon, jedermann dachte darüber. Mittlerweile kam die Enkeltochter des alten Heftraths ins Ansehen. Das war noch nicht genug, sondern die lieben Enkelkinder, die lustiger Art seyn mochten, erzielten dem nunmehrigen Herrn Heftrappapa die Ehre, ihn zusammen seiner jungen Freundin zu Verwandern bitten zu lassen. Es soll hier und da ein rechtlicher Spectakel in der ganzen Stadt entstanden seyn, so daß die Wochenblätter einen Monat lang davon wideractuet, die Gerichte zuweilen sich viele Wochen damit befaßten, und die Dienstmädchen manche Stunde darüber verflacht haben. Dies ruhete aber unsern guten alten Heftrath gar nicht. Er blieb der verschlagene Diene getreu. Er fleidete sie prächtig, gab ihr alles, was sie verlangte, und erhielt auch endlich, zu seinem eignen Entzücken, das Juwelen zur Verkauftung. Allein als er ihr zu deren Veranschaulung große Summen herbringen, und prächtigen Schmuck angeschafft hatte, so war sie eines Tages, als er in Gesellschaft verreisen mußte, zusammen dem Schind und Schide über alle Berge. — Dieser Vorfall gab seiner kindischen Meinau einen gewaltigen Stoß. Während daß er sich noch im Zillen über sie ärgerte, und von seinen Bekannten ausgelacht wurde, kam sie wieder zurück, warf sich demüthig

zu seinen Füßen, und gab sogar zu erkennen, daß sie von ihm schwanger sey. Allein der Greiß ermannte sich und stieß sie von sich. Er bewies eydlich vor Gericht, daß er nicht Vater sey, und die Quaz ward, theils um ihrer fälschlichen Klage, theils um ihres an den Rath verurtheilten Diebstahls willen ins Gefängniß gebracht. Doch war er großmüthig genug, sie durch Zusage von der Strafe zu befreien, das sich aber aus, daß man sie weit von hier entfernen möchte, damit sie ihn künftig weiter nicht mit freichenden Bitten beschwerlich siele. Dies geschah. Nach kurzer Zeit ward er wieder gang der würdige Greiß, der er vor der unglücklichen Verblendung gewesen. Er verwaltete sein Amt wieder mit dem größten Eifer, ward den Wissenschaften immer mehr heid, und starb vor einigen Jahren in einem Alter von 75 Jahren, voll Geisteskräfte, und mit dem Nachruhm eines sehr verdienstvollen Gelehrten.

Meine Leser werden sich bisher verwundert haben, daß ich nur von der Thorheit alter Männer geredet, und den alten verliebten Weibern alles geschenkt habe. Ich muß gestehen, daß die Verurtheilung der Erisstliche bey Weibern mit sehr schwer wird, indem nichts abscheu, nichts der Natur widerprechender, nichts häßlicher aussieht, als die Geschlechtliche einer verlebten Frauensperson. Allein ich sey mich genüthigt, auch hierüber noch ein paar Worte zu sagen, besonders da diese unerkennene Leiden.



Leidenschaft nicht nur lächerlich ist, sondern auch oft großen Schaden in einem Staate anrichtet. Selbst die Natur, welche das Weib zur beschwerlichen Erzeugung der Kinder bestimmt hat, wezu allemal ein großer Theil von der Zeit ihres Lebens erfordert wird, die Natur, welche den Weibern spästens in ihrem fünfzigsten Jahre — wenigstens ausgenommen, — durch physicalische Veränderungen an ihrem Körper das Ende ihrer Zeugungskraft ankündigt, die Natur, welche sie als denn aller ihrer Reize, aller der Annehmlichkeiten, die Männer fesseln können, beraubet, diese selbst sagt ihnen für den Augen der ganzen Welt ins Gesicht, daß sie nunmehr für den Verschleiss und für die Erzeugung des Menschen todt sind. Es vereinigt sich ferner im geselligen Leben alles, es ihnen zu verkündigen. Junglinge und Männer zeigen ihnen ihre Gleichgültigkeit auf mancherley Art. Junge Mädchen wünschen sie von ihren Spielen hinweg. Amor setzt sich tückisch in die Falten ihrer Wangen, oder in die öden Zahnlücken, und verkündet da mit Güssen, voll Falschheit, das Alter der junggekleideten Matrone. Und dennoch erscheinen oft solche Thörinnen in den Reihen der Jugend. Sie mischen sich in ihre feurigen Tänze, und hüpfen mit müden Schenkeln unter ihnen her. Sie lesen neue Romane, und weil die Welt nicht mehr nach ihrer Mode liebet, so schmälern sie darauf, weil sie wahrscheinlich darinnen die Ursache

finden,

finden, daß man sie nicht mehr schähet. Sie kleiden sich in glänzende Trachten, sehen auf ihre Köpfe Thürme von fremden Haaren, und drängen ihre erschlappte unclaßliche Muskeln in knappe Schmirbrüste. Diese unverzeihliche Eberheit, daß Großmutter mit vieler Theilnehmung und jugendlichem Puge bei den Zeitvertreiben der Jugend erscheinen, ist jetzt allgemeiner, als jemals. Auch wird die Nachwelt sich wundern, wenn sie künftig in den Grabchriften so viel späte Vermählungen aufgezeichnet finden wird.

Nun, sie mögen sich auslachen lassen und ihr Kreuz mit Geduld tragen. Allein es entspringt eine gefährlichere Quelle aus dieser Narrheit. Denn wenn ein schizziagabries Mutterchen, die der Kübel noch sticht, nirgends ihre Rechnung findet, so legt sie sich auf das gefährliche Kuppeln, welches schon tausend junge Mädchen und Junatinnae ins Verderben gestürzt hat. Diese Zufluchtsörter der Geilheit, welche heimliches Gift im Staate austreuen, sollten wahrlich nicht geduldet werden. Sie bringen manchem den Fall, der noch aufrecht gestanden hätte, wenn die Kupplerin nicht noch mehr seine Luste anfachte. In diesen Schulen der Unzucht werden dem Staate mehr künftige Vasaer, mehr gute Mütter geraubt, als man sich verstellte. Und wo bleibt der Adel des Herzens, wo Vermögen und Mahnung, wo Treue bei künftigen Ehen? O ihr alten Ungeheuer! ich würd' euch alle mit eisernen Ketten

Nathan

Ruthen zum Thor hinauspeitschen, und dann bey täglichen Streichen in ein Spinnhaus sperren lassen, wenn ich etwas über euch zu befehlen hätte.

## Elftes Kapitel.

### Gefängniß- und Lazarethliebe.

Diese Aufschrift klingt sonderbar, und ich möchte beynahe sagen schmutzig. Dennoch kann ich nicht unterlassen, diesen Gegenstand mit zu berühren, denn es ist mir von jeher gar zu sonderbar vorgekommen, daß man im äußersten Elende gleichwohl noch wohlthätigen Aufschweifungen ergeben seyn kann. Vielleicht werden es viele meiner Leser nicht für Wahrheit, sondern nur für Scherz halten wollen. Allein ich versichre mit der größten Aufrichtigkeit, daß ich selbst Gelegenheit gehabt habe, hieher gehörige Auftritte zu beobachten. Auch ist es nicht so äußerst selten, daß Aerzte über vermeinte Schwangerschaften ein legales Urtheil fällen müssen, woben denn, nach ihrer Versicherung von der Wahrheit der Schwangerschaft, die Gefallne auf einen Inquisiten im Gefängniß bekennet, welchem sie, als inhaftirte Diebin, einmal Stroh oder andre Nothwendigkeiten hatte reichen müssen. Ich erinnere mich

fogar

sogar auf einige Beispiele, daß solche Schwangere schon vorher wegen unehelicher Niederkunft festgesetzt worden waren, und da sie, wegen gewisser concurreirender Umstände, etwas lange sitzen mußten, so wurden sie abermals von einem ihrer Hängeweissen schwanger.

Noch öfter hab' ich bemerkt, daß venetische Weibspersonen, welche langwierige Kuren und entsetzliche Schmerzen ausstehen mußten, bey ihrer Entlassung aus dem Lazareth, sogleich in den Winkel des Einganges wieder das erste Handgeld für ihre schmutzige Günstbezeugungen nahmen, um ihren alten Nahrungszweig wieder empor zu bringen.

Ueberhaupt ist gar nicht zu langmen, daß in Gefanissen und besonders in Lazareth die Kuren der Krankheiten gar sehr es: durch Qualheit und geheime Sünden unglaublich erschweret und verzögert werden; und doch sollte man glauben, daß dies unmöglich wäre, an Orten, wo Elend, Kummer und Missethätigkeit eher zu Niedergeschlagenheit und Eckel als zu thierischen Vollkufen einladen sollten. Allein solche Art Widerstände sind dem menschlichen Leidensinne etwas gewöhnliches. Die Tyranney der sinnlichen Reibungen über unsre Seele ist unermesslich groß. Fast möchte der Greiß, der doch mehrtheils von diesen mächtigen Lockungen hien ist, strecken über die vollendeten Gefahren. Denn daß die Geschlechtslust nichts weniger als das höchste Gut auf der Welt ist, wird mir gewiß der denkende Jüngling

Jüngling selbst einräumen. Was ist sie anders, als ein flüchtiger Traum, als eine wilde Entzückung, die unsre Nerven erschüttert und unsre Seele betäubt?

## Zwölftes Kapitel.

### Verbotne Liebe.

Alle Art der überigten und tadelhaften Liebe ist uns eigentlich durch strenge Gesetze der Natur und Vernunft verboten. Daher hab' ich in diesem Buche schon von mancherley Arten der Liebe geredet, welche uns die gesunde Vernunft eigentlich nicht erlaubt. Allein es giebt auch noch gewisse Arten von Liebe und von Vollust, die im allgemeinen Verstande wirklich, entweder durch Gesetze oder von der Religion selbst, verboten sind. Hauptsächlich gehören hieher dreyerley Arten.

Die erstere ist diejenige Liebe, welche zwischen nahen Verwandten entsteht. Diese verbietet uns, soviel mir bewußt ist, keine Religion, — Geschwister, Eltern und Kinder ausgenommen — wohl aber die bürgerliche Gesetze. Wir wollen versuchen, uns zu belehren, ob und in wiefern die Gesetze hienunten Recht haben? Eigentlich haben sich die bürgerlichen Gesetze hier eine Gewalt angemäßt, welche

ihnen die Religion nur stillschweigend, die Natur gar nicht gegeben hat. Wenn sich Geschwister-Kind, oder Oncles und Nichten u. s. w. mit einander verheyrathen, so hat gewiß Gott und die Natur nicht das mindeste darwider einzuwenden. Wos politische Verwegungsgründe haben uns in diesem Falle Zaum und Gebiß angeleget. Und daß wirklich die Sache nicht von dem Gewicht sey, wie es wohl viele Geistliche behaupten, beweiset, außer regelmäßigen Schlußgründen, auch schon die Gewohnheit, vermöge welcher selbst Consistoria für gewisse Geldsummen die Erlaubniß zu solchen Verheyrathungen geben. Dies alles gilt ebenfalls von nahen Verschwägerungen. Ich würde überdieses sogar keinen Mangel an Vertheidigungsgründen haben, wenn ich behauptete, daß die Natur selbst zwischen leiblichen Geschwistern von verschiedenem Geschlecht keine Art von festgesetzter Abneigung geschaffen hat, wie ein großer Theil der Menschen sich einbildet. Haben wir nicht mehrere Beispiele, daß Geschwister, die in der zartesten Jugend von einander getrennt wurden, und, ohne sich zu kennen, einander wiederfanden, sich feyerlich vermaahlten und glückliche Ehen führten? Und weren nicht Mehala und Thirza, unser aller Mütter, die Gattinnen ihrer Brüder? Wie leicht war es damals nicht dem Schöpfer, zwey Paare Menschen auf einmal zu schaffen, wenn die Liebe zwischen den Kindern Adams widernatürlich gewesen wäre. Da es sollte

sollte mir nicht schwer werden, lebendige Beispiele unter Geschwister von zweyerlen Geschlecht aufzufinden, welche in dem vertraulichsten und zärtlichsten Verhältniß miteinander stehen. Wäre eine von der Natur festgesetzte Abneigung da, so würde dies alles nicht möglich seyn.

Alein ich muß auch auf diejenigen Gründe kommen, welche die bürgerlichen und sittlichen Geseze rechtfertigen. Hätten sie Geschlechtstriebe zwischen Geschwistern nicht verboten, so würd' es wenig schuldlose Mädchen mehr gegeben haben, und es wäre den Junglingen feyerlich die herrlichste Gelegenheit dargereicht worden, zügellose Mädchenschänder zu werden. Denn da Geschwister stets beysammen sind, so dürfte man ihnen nur den kleinen Finger in diesem Falle reichen, und sie würden bald die ganze Hand nehmen. Jetzt aber, da sie von der frühesten Kindheit an gestraft oder unvermerkt zurückgehalten werden, wenn man eine zu große Vertraulichkeit zwischen ihnen wahrnimmt, so wird der Geschlechtstrieb erstickt, und es tritt an seine Stelle eine Abneigung, welche oft häuslicher Schmutz, oder Neid begünstigt. Diese Abneigung ist es auch vielleicht, welche ganze Jahrhunderte hindurch die Lehrer des Volks bewogen hat, sie für von der Natur eingepflanzt zu halten. Wohl also jenen Staaten, wo heilige Geseze die Liebe zwischen Geschwistern verbieten, und etwas als höchst straf-

bar verwerfen, was selbst die Schrift aus politischen Ursachen Blutschande nannte!

Ich komme nunmehr zur zweiten Gattung von verbotner Liebe. Dies ist jene schändliche Leidenschaft, welche in öffentlichen Bordellen Nahrung findet und findet. Daß ich diese für äußerst niederträchtig erkläre, wird gewiß jedermann von mir erwarten, und ich thu' es auch mit der heftigsten Ueberzeugung. Ist es nicht, selbst für den Jungling, wenn er noch einige Bescheidenheit kennet, ein schmutziger und edelhafter Gedanke, daß es Freistädte der Unzucht giebt, wo Mädchen, an welche Mutter Natur alle Reize der Jugend verschwenderisch, ihren Körper zu aller möglichen Mißhandlung des widerrennenden Mannes für Geld feil bieten? Ist es nicht Jammer und Schade, eine Menge solcher Dänen zu sehn, die mit glänzender Schönheit, lebhaftem Geist und tiefer Einsicht verbunden, aber nach wenig Jahren entnerot, ihrer Reize beraubt, ihrer Geistesfähigkeiten verlustig sind? Sollte man nicht die bittersten Thränen weinen um so viele hundert zerrißne Ehen, um so viel tausend künftige Weltbürger, die hier schon im kleinsten Reime gemühdert werden? Und sollte man sich endlich nicht selbst schämen müssen, wenn solch eine Elende auf uns zukommt, mit geilen, funkelnden Augen, mit entblößtem Busen, mit der Miene voll öffentlicher geduzener Unzucht? — Geht dann weiter zu den unglücklichen Junglingen, die dieser glänzende Traum erbißt



erhißt hat. Seht wie sie wicheern, wie sie rennen zum Tempel der Unzucht, wie sie mit Freuden öffentlich bekennen, daß sie elende Sklaven ihrer Sinne sind, wie sie ihr Geld, das sie oft der weinenden Unschuld abpressten, mit Begierde in die bühlerische Hand drücken — ha! wie sie dann in kurzem verblühen, seige Memmen werden, wie Schatten herantaumeln, Aerzten und Wundärzten die Hände fußen müssen! — Mit ihnen starben tausend künftige Vurger und Helden, der Staat verliert seine guten Köpfe, die Vertheidiger seiner Freyheit und die Unternehmer nützlicher Gewerbe auf eine so schändliche Art!

O des elenden Vorwandes von den Vertheidigern öffentlicher Hurenhäuser, daß sie der jugellosen Wollust Einhalt thäten, und Verführungen der Unschuld verhüteten. Wird hier wohl jemals eine gehörige Mäßigkeit von Seiten der Genießer dieser öffentlichen Freyheit statt finden, die ohne sie sich nicht mäßigen konnten? Und ist es nicht ein uraltes wahres Sprichwort, daß Gelegenheit Diebe macht? So mancher Jungling würde kein dringendes Bedürfniß der Wollust fühlen, wenn er nicht eine öffentliche Einladung dazu wüßte. So manches Mädchen würde, ob sie schon *arm* wäre, unschuldig bleiben, ihr Brode mit Nähen u. dergl. verdienen, und nicht ihren Körper zur Unzucht feil bieten, wofern nicht Verdelle ihr eine winkende Freystadt wä-

ren, ihren Unterhalt auf eine den Sinnen so mächtig schmeichelnde Art zu erwerben.

Selbst Friedrich soll es jetzt oft bedauern, daß er einst solche Freystädte nicht nur duldete, sondern auch mit gewissen Abgaben belegte, wofür sie seinen Schuh genossen. Ob es wahr ist, weiß ich nicht, mir aber ist's wahrscheinlich. Sollt' es diesem großen, weitungfassenden Geiste denn niemals einfallen, daß er hier seinen Endzweck gar nicht erreichte. Denn er glaubte, hierdurch sein Land mit künstigen Soldaten zu bereichern, da doch eher das Gegentheil geschehn und seine Unterthanen entnervt sind; wie es denn auch eine ewige Wahrheit ist, daß zu vieler Genuß die Fruchtbarkeit hindert und verderbet.

Was ich hier unter die dritte Abtheilung von verbotner Liebe bringe, ist eigentlich zwar keine Liebe, sondern ein thierischer durch sich selbst befriedigter Trieb, der aber doch, soll man seiner erwähnen, an keinem andern Orte berührt werden kann, als hier. Es ist jenes niedrige Verbrechen der Selbstbefleckung. Oft entspringt es aus dem Mangel an weiblichen Gegenständen, noch öfter aber aus einem unglücklichen physicalischen Triebe, welcher desto mehr von neuem reißt, je mehr er befriedigt wird. Leider geben Eltern und Lehrer in diesem Falle zu wenig auf ihre Kinder Achtung, wovon ich im zweyten Theile meines Buches ausführlicher reden werde. Strenge ist hier das einzige Gegen-

gift.

gibt. Moralische Erinnerungen richten leider in diesem Falle gemeiniglich so wenig aus, als Nachlässigkeit der Vorgesetzten selbst. O solltet ihr wissen, solltet ihr erwägen, jugendliche Schlachtopfer, welch einen Ruin ihr durch dies Laster in euerem Körper anrichtet! Jener Adel des Herzens, jener Geist der Freyheit, jener Muth zu erhabnen aber schweren Thaten, dies alles tretet ihr selber mit Füßen. Ihr entnervet euch durch dies Laster mehr, als selbst durch Ausschweifungen in der Liebe. Jener macht ihr euch untüchtig zu künftiger Zärtlichkeit. Ihr könnet mir ganz gewiß glauben, daß der Weichling nie mit der feurigen, v. elverlangenden Zärtlichkeit ein Weib lieben kann, wie der unbefleckte Jüngling. Ihr verlieret also hierdurch tausend Süßigkeiten der Ehe, und ihr werdet stumpfe Ehemänner seyn, die sichs gern müssen gefallen lassen, daß man ihnen Substituten sehet. Indesß Andre etliche Flaschen Ungarwein trinken, müßet ihr Wasser schlurfen, und damit ihr nur ein kleines Andenken von Stärkung bekommet, die liebliche China zum Frühstück genießen. Schämt euch, alberne Junglinge, und rettet euch, weils noch Zeit ist! Ich bin überzeugt, ihr werdet mir und allen, die euch ermahnten, danken, daß wir euch zu reellen Vergnügungen gerufen haben!

Aber wie schrecklich ist es nicht, daß auch sogar die Enkelin Evens mit diesem Laster sich bedecket! Es hat Zeiten gegeben, goldene Zeiten, wo Jün-

linae noch wenig, Mädchen gar nichts von dieser widernatürlichen Handlung wußten. Jetzt übertreffen die sonst durch Sittsamkeit so ehrwürdigen Männinnen noch die Männer an Kenntniß und Erfahrung in diesem schändlichen Spielwerk; wenigstens ist dies in großen Städten sehr oft der Fall. O des finstern Gedankens, daß auch Dirnen ihre eignen Kränze rauben, und die Rose ihrer Jugend abbrechen!

Vielleicht mußt du, armes Blatt, manchen Vorwurf einstecken, daß es unüberlegt sey von deinem Verfasser, öffentlich von solchen Dingen zu reden, wodurch die Jugend desto eher damit bekannt werden kann. „Ich wußte nichts von der Lust u. s. w.“ werden sie sagen. Aber, lieben Freunde, vergeßt mir, daß ich eure Vorwürfe völlig ungegründet finde. Heut zu Tage weiß beynahe jedes Kind von der Selbstbefleckung. Oder, wer es noch nicht weiß, wird doch früher oder später davon unterrichtet. Die Bekanntwerdung dieses Lasters ist völlig allgemein. Auch wird ein Buch, das davon handelt, aber nicht auf eine angenehme, sondern auf eine bittere und verdammende Art, gewiß äußerst selten, ja niemals, die Bahn zur Ausübung dieses Verbrechens seyn. Ueber dieses deucht mirs Pflicht zu seyn, seine Scheuslichkeit öffentlich darzustellen, da es tausend schon kennen und zehn vielleicht nicht. Jene vielen können gebessert und abgesehen werden, von diesen wenigen kann doch mit

äußerster

Außerster Ungezwiffheit nur etwa einer verführt werden. Zudem so verbieten uns ja auch selbst die Gesetze Laster von der Art. Ja selbst die Schrift redet davon, und muß, will sie bessern, Gefahr laufen, daß hier und da bey Unverständigen oder Leichtsinrigen eine entgegengesetzte Wirkung erfolgt. Lasset uns also ermahnen und bessern, was in unsern Kräften stehet, damit ein Trieb, der noch weit unter der Niedrigkeit der Thiere ist, nicht zuletzt ganze Staaten aufreibe. Aber lasset uns verschweigen eine ähnliche und noch schändlichere Sünde der Griechen und Römer, die zwar Deutschlands Höfe, nebst den Höfen benachbarter Reiche, auch schon längst begünstigten, die ~~aber~~ doch noch nicht so allgemein bekannt ist, und vielleicht in Dämmerung gehüllt bleibt.



## Drenzehntes Kapitel.

### Von der Verführung in der Liebe.

Auf keine Leidenschaft wirkt die Verführung so mächtig, als auf die Liebe. Sie reißt diesen uns eingepflanzten Trieb so allgewaltig dahin, daß er unzähligemal die Waffen verliert, sich zu vertheidigen. Für sich allein schon ist er ein gewaltiger

Tyrann über unsre Herzen, und wenn nun vollends die Verführung ihn anspornt, so steigt er zur steilsten Höhe, verliert oft auf ewig den Rückweg und wälzt sich im grauvollsten Labyrinth herum. Ich habe es daher für meine Pflicht gehalten, der Verführung in der Liebe ein eignes Kapitel zu widmen. Denn ob schon alle bisher durchgegangene Arten der Liebe fast immer von der Verführung begleitet werden, so haben wir doch auch noch mancherley Stoff zum Nachdenken über allgemeine Caricaturen der Verführung in der Liebe, welche wir bisher noch nicht berührt haben.

Wie kommt es, Freunde, daß oft der leichtsinnigste und lächerlichste junge Mensch ein Mädchen gewinnt, die jedermann als ein ordentliches und artiges Frauenzimmer bekannt ist? Er traf vielleicht ihre schwache Seite, deren wir alle Eine haben; er beschenkte sie mit geschmackvollen Galanteriewaaren, oder er bewegte ihr Herz durch hinreißende Gedichte, oder er fesselte sie durch den Silberton in seinen melodischen Liedern. Nur Eine gute oder wenigstens tadelsfreie Eigenschaft also war es, die das Mädchen gewann, und welche allein er ihr auch nur ins Auge strahlte. Sie liebte ihn, sie ward verführt, ward seine Gattin und unglücklich, denn nach der Hochzeit zeigte er sich ihr in seiner ganzen lächerlichen Größe.

Ein andres Mädchen wird durch Verschwendung des Jünglings verführt. Den Natur hat sie einen

einen Hang zur Pracht. Der Jüngling verschwendet um sie einen großen Theil seines Vermögens. Dies gefällt ihr, sie schwimmt fort im Strome des glänzenden Ueberflusses, ohne Nachdenken, und wird verführt, oft zu den größten Ausschweifungen, aus welchen sie nie wieder zu sich selbst kommt.

Stand und Ansehen thut hier auch oft Wunder. Der junge Hofrath oder Doctor gewinnt allgemeyn ein Mädchen eher, als der Candidat des Predigamtes, oder der nicht reiche Kaufmann. Wenn er die Rangsucht beym Mädchen merkt, so wird er seinem Ansehen noch mehr Gewicht geben, und wird das Mädchen gewinnen, ob er schon ein niederträchtiger oder leichtsinniger Mann ist. Immer kommt es überhaupt darauf an, daß wir die schwache Seite unsers Gegenstandes kennen lernen, so wird er uns selten schwer fallen, ihn nach und nach zu den niederträchtigsten Handlungen herabzuwürdigen. Auch verführen nicht Jünglinge nur Mädchen durch solche Kunstgriffe. O nein! Viel leicht wird der umgekehrte Fall in unsern Zeiten noch öfter statt finden, wo das schöne Geschlecht überhaupt unendlich mehrerer Freyheiten genießet, als in den vorigen Jahrhunderten.

Eine der schändlichsten Verführungen ist die, wenn Ehemänner Mädchen, oder verheyrathete Frauenzimmer Jünglinge in ihr Varn locken. Hier unterliegt zuweilen auch die festeste Jugend. Denn wie gewaltig umnebeln uns nicht die sinnlichen  
 Wollüste!

Wellüste! Und wenn nun, wie es gemeinlich zu geschehn pflegt, der Verführer oder die Verführerin den unschuldigen Gegenstand mit allen den geheimen Freuden des Ehebettes bekannt machen, wenn sie sich ihnen in eben der nachlässigen Kleidung zeigen, wie ihrem Vatten, wenn sie sie versichern, daß dies oder jenes zärtliche Spiel, welches der unerfahrene Jüngling oder das schuchterne Mädchen noch für unschuldig hielt, nichts weniger als nachtheilig oder von Folgen für sie sey, o dann öfnet sich das Herz mit Allgewalt diesen buhlerischen Zauberkünsten, Tugend und Ansehn sinken in festen Schlummer, und die Unschuld kommt in fast rettungslose Gefahr. Noch mehr begünstigt die Verführungen der Weiber jene Sicherheit für den zweideutigen Jolan heißen Umarmungen. Noch schneller reißet diese Sicherheit den Jüngling hin. Noch aewisser wird seine Unschuld zum Verbrechen übergehen.

So geschieht es denn auch sehr oft von buhlerischen Damen, daß sie durch allerhand stark gewürzte Speisen, durch Confituren, durch süße berauschende Weine und dergl. den Jüngling, dessen Unschuld sie fällen wollen, sich geneigt machen. Dieser Kunstgriff ist eigentlich das, was der gemeine Mann gethan nennet, wenn er von den Zauberkünsten in der Geschlechtsliebe redet. Wenn ein Weib die Nerven eines Mannes auf diese Art reizet, und sie ist der erste und einzige Gegenstand seiner wachenden Lust, so kann ihr, mit Verführung



guna eines buhlerischen Betragens seine Befiegung wohl selten fehlen. Dies: Gewohnheit, Männer brünstig zu machen, war vormals das herrschende Zaubergift der Wollust im unersättlichen Rom. Auch noch jetzt wimmeln die heissern Länder des Mittags von solchen Versüßerinnen, welche Männern Gift in den Körper jagen, um Wollust daraus zu saugen!

Eine andre Art der Gewalt übt die Versuchung über unser Herz durch Beispiele. Gesezt, daß mancher Jüngling, manche Dirne gute Begriffe von Tugend und Ehre hat; sobald sie ein Beispiel von ungestrafter Wollust sehn, welches sich äußerlich ins Gewand der Unschuld verhiert, so bewundern sie den artigen Kunstgriff und ahmen ihn bey der ersten besten Gelegenheit nach. Ganz gewiß haben, so wie in allen Dingen, besonders auch in der Liebe, Beispiele sehr mächtigen Einfluß auf unser Herz, wenn sie uns vollends, sie seyen nun böse oder gut, von Personen gegeben werden, von deren Character und Einsichten wir hohe Begriffe haben.

Seltner, aber doch auch in gewissen Gegenden noch oft genug, gewinnen wir Herzen durch Höflichkeit und Andächteln. Wenn ein Mädchen unter den strengsten Religionsgesetzen erzogen ist, so dürfen wir nur fleißig mit ihr beten, stets in der Kirche uns finden lassen, wenn sie da ist, öfters zu Grabe gehn, u. dergl. so werden wir bald ihre Aufmerksamkeit, ja ihre Liebe gewinnen. Ihr Zutrauen gegen uns wird grenzenlos werden, und wie können

Können nach und nach ungescheut zweydeutige Handlungen von ihr verlangen, sie wird sich nicht sehr weigern, weil sie uns für Tugendhelden erkennt, die nichts wirklich Böses von ihr verlangen können. Das räum' ich inzwischen gern ein, daß solche Mädchen die klügsten nicht sind; auch wird diese Art der Verführung im umgekehrten Falle sehr selten statt finden.

Zuletzt giebt es noch eine Art von Verführung oder eigentlich Verstellung, wo nemlich Junglinge oder Mädchen den Gegenstand, den sie zu lieben scheinen, nicht wirklich lieben, sondern nur ein erzwingen zärtliches Betragen gegen ihn annehmen, um ihn entweder aus gewissen öconomischen und politischen Absichten völlig zu besigen, oder doch gewisse andre Vortheile durch seine Liebe zu erlangen. So küßt mancher junger Kaufmannsdienere seiner Principatin voll Zärtlichkeit die Hand, um nur durch eine Vermählung mit ihr sein eigener Herr zu werden und die von ihrem ersten Gatten verlassnen Gelder mit ihr zu theilen: So liebäugelt manches Theemädchen mit ihrem 60-jährigen Herrn, um nur Frau Hofrätthin zu werden: Und mancher älterer Candidat des Predigamtes schwört die Jose wie sein Leben zu lieben, damit sie ihm von ihrem gnädigen Herrn den Ruf zu einer einträglichen Pfarre verschaffe.

So rennt ein jeder zur Erreichung des Ziels seiner Wünsche. Leidenschaften geben uns Klugheit und

und Einsicht, und es fällt so manche Tugend durch die Macht der Verführung.

### Vierzehntes Kapitel.

#### Von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit.

Wenn ich von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit rede, so erwarte man keineswegs eine Sammlung von medicinischen und diätetischen Regeln, noch viel weniger ein regelmäßiges Gewebe von physiologischer Gelahrtheit. Ich werde blos einige Blätter mit erfahrenen Wahrheiten füllen, und nur ein paar Worte sagen von dem unvermeidlichen physischen Einflusse der Geschlechtsliebe auf die Gesundheit des Geistes und Körpers. Denn der Geist, jene unergründliche Utkraft unserer Muskeln und Nerven, jene Vollenderin von dem Willen der erhabnen Seele, muß nothwendig auch mit leiden, wenn die Theile des thierischen Körpers leiden und sie dadurch in ihrer Verrichtung gestört wird. Oft leidet sie auch allein, und es ist nichts so fähig, die mögliche Krankheit des Geistes zu beweisen, als eben jener Mißbrauch der Geschlechtsliebe, welcher oft, ohne besondern Nachtheil für den Körper, in den Geisteskräften entsetzliche Zerrüttungen anrichtet.

Doch,

Doch, es ist meine Absicht, zuerst von dem guten Einflusse der Geschlechtsliebe auf unser moralische und physicalische Gesundheit zu reden. Die Erfahrung lehret uns täglich, daß Junglinge, welche vorher ohne besondre Neigung gegen das schöne Geschlecht lebten, wenn sie nun für einen besondern Gegenstand eingenommen worden sind, auf einmal in allen ihren Handlungen feuriger werden und an den menschlichen Schicksalen lebhaftern Antheil nehmen, als vorher. Es durchläuft sie ein gewisser Enthusiasmus, sie werden muthiger, ja sie streben sogar gemeiniglich nach edeln und großen Thaten, wosern nicht eigennützigte Nebenstände ihren Begierden eine entgegengesetzte Richtung geben. Dies alles gilt auch vom weiblichen Geschlecht, nur mäßiger im verminderten Grade.

Kerner befördert eine feurige Liebe den Umlauf der Säfte, indem sie fast immer zur Freude einladet, sich mit gankelnden Hoffnungen beschäftigt, auch größtentheils Gelegenheit giebt zu mehreren und schnellern Bewegungen des Körpers. Denn Liebende sowohl als Eheleute leben, wosern sie sich wirklich mit Feuer lieben, in einer steten Dienstfertigkeit gegen einander, seys in ökonomischen oder in häuslichen Dingen. Hieraus folgt also, daß endlich die gutartige Liebe auch für Trägheit des Geistes und Körpers schütze, welche die Muskeln erschlappet und die thierische Bewegung aller Theile hindert.

So nützlich und tadelstrey aber auch die guten Einflüsse der Liebe auf die Gesundheit des Menschen sind, eben so nachtheilig und nachtheiliger noch sind ihre schädlichen Einflüsse. Erhöhte sie, im gehörigen Maaße, die Empfindungen und Fähigkeiten des Geistes, so schwächt sie, wenn sie gemißbraucht wird, dieselben, macht sie träge und raubt ihnen den angebohrnen Nuh. Diese Folgen werden wir empfinden, wir mögen nun in der Zärtlichkeit entweder zu sehr schwärmen, und zu oft wollüstigen Gedanken nachhängen, oder wir mögen im ehelichen Stande zu häufig der erlaubten Süßigkeiten der Liebe genießen. Wer weiß nicht, daß öfterer Kummer in der Liebe die Gesundheit des Geistes und Körpers unvermeidlich schadet. Dies gilt ebenfalls von den immerweinenden Berthern und Siegwarten, welche in Thränen eine besondre Süßigkeit, und in hergeträumten Leiden eine Wollust finden. Ich versichre, daß diese Leute ihrer Gesundheit gewaltig schaden, auch dabey des rechten Entzwecks der Natur verschlen, welche uns den Trieb der Liebe nicht mit Thränen verbittert gab.

Daß der allzuoft befriedigte Geschlechtstrieb Verheyratheten und Unverheyratheten nicht wenig schade, bedarf wohl keines Beweises erst, da die tägliche Erfahrung lehret, wie viel hundert ausge-  
mergelte Seeler in großen Städten, und oft auch in kleinen, auf den Straßen herumlaufen, welche  
 J unglück

unglücklich genug sind, über ihre Begierden nie die Herrschaft gewonnen zu haben. Auch hab' ich im zwölften Kapitel bereits vieles gesagt, was hieher gehört, und insgesammt auf Eheleute, wenn sie ausschweifend sind, so gut angewendet werden kann, als auf Vordellbrüder und barmherzige Schwestern. Wie denn auch die traurigen Folgen der Selbstfleckung hier nochmals erwägt zu werden verdienen, indem diese mehr als thierische Unzucht noch schrecklichere Verwüstungen in der menschlichen Maschine anrichtet, als die Ausschweifungen zwischen dem Geschlechtern. Daß endlich der Greis alle Regeln der Keuschheit noch weit strenger befolgen müsse, als der Jüngling und der Mann von mittlern Jahren, ist ebenfalls an seinem Orte bereits erwähnt worden, folgt auch aus der den Ärzten wohlbekannten Austrocknung des Saftes im Körper des Greises.

Hier kann ich ein Vorurtheil des vornehmen Vöbels nicht übergehen, welches davorhält, es sey den meisten jungen Körpern schädlich, ohne den Genuß der Geschlechtsliebe zu leben. Selbst Ärzte unterstützen diese thierische Meynung mit ihrem Verfall. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß Fälle vorkommen können, wo *ejectio spermatis virilis* dienlich seyn möchte. Allein diese Fälle werden äußerst selten seyn, auch gemeinlich nur dann mit gehöriger Vorsicht und Behandlung statt finden, wenn ein sehr ausschweifendes Leben vorausgegangen

gen, und nun auf einmal strenge Keuschheit ausgeübt worden ist. Minder selten, aber immer auch noch selten genug, scheint das schöne Geschlecht je zuweilen einen Nachlaß von der Strenge in der Liebe zu heischen. Im ganzen genommen aber ist die Enthaltensamkeit ein unermesslicher Vortheil für Geist und Körper. Geschicht sie vollends mit innerer Ruhe und ohne mächtige Kämpfe, so ist sie desto schätzbarer. Man erwäge nur die vielen Beispiele, welche wir in der Welt haben, daß die keuschen Personen immer die gesündesten sind; denn die Krankheiten, die wir der Enthaltensamkeit auf den Nacken wälzen, rühren fast allemal von andern Ursachen her. Möchten sich doch mehrere Aerzte Mühe geben, in ihren Familien genaue Acht zu haben auf das Verhalten in der Zärtlichkeit! Möchten sie in diesem Fall strengere Vorschriften geben! Doch, wie würde ihr Beutel dabei zurecht kommen? Sie würden für die Zukunft manchen Versuch, manches Rezept, ja sogar manches Apothekerspräparat einbüßen müssen. Denn ich bin versichert, daß wir bey'm mäßigen Genuß der Liebe weit gesünder wären. Und ich behaupte öffentlich, daß die häufigen Nervenkrankheiten und krampfhaften Zufälle in unserm Zeitalter, von dem Lurus überhaupt, vorzüglich aber von dem bis zur Weichheit ausgearteten und unersättlichen Geschlechtstrieb herrühren. Glaubt es nicht, Große und Reiche der Erden, wenn eure schmeichelnden Aerzte aus

Erziehendem Eigennutz auch in diesem Falle mehr erlauben, als sie sollten. Lasset euch warnen, und glaube mir, einem alten Kerl, ders oft erfahren hat, das Mätressen und überhaupt Mißbrauch der Geschlechtsliebe, der Großen frühes Grab bereiten. Lebt einfacher und mäßiger in Speisen und Getränken, so wird es euch nicht so schwer werden, die Regeln der Enthaltbarkeit und Keuschheit zu beobachten.

Zulezt muß ich noch anmerken, daß die Ausschweifungen der Liebe in der Jugend uns oft unfähig machen, in der Ehe die Ehligkeiten zu genießen, die unentnervte Personen genießen. Jenes zärtliche Getändel, das uns so zaubrisch deucht, kann durch seinen Mißbrauch der Stoff zu künftigen Krankheiten in der Ehe werden, ja es kann unheilbare Unfruchtbarkeiten nach sich ziehen, wie die Erfahrung die Aerzte lehret. Auch leben leider! so viele Elende, Krüppel und Schwindlichtige in der Welt, welche die Jugendünden ihrer Eltern büßen. Schrecklich ist's, daß diese Unglücklichen leiden, was sie nicht verdienet haben! Und noch schrecklicher, wenn sie von ihren Eltern gehaßt und verabsäumt werden, anstatt daß diese darauf bedacht seyn sollten, ein ihnen geschenktes so klägliches Leben durch die beste Abwartung und Erziehung zu erleichtern.

Ich hoffe man wird mir meine Offenherzigkeit in diesem Kapitel nicht zur Last legen, wo ich nothwendig



wendig einigermaßen als Arzt reden mußte, zu lebhaft überzeugt, welche Regionen von Menschen die zärtlichen Ausschweifungen niederwürgen. Hab' ich doch noch oft genug dem Vorurtheil einer affectirten Schaamhaftigkeit nachgeben, und von Dingen dunkel sprechen müssen, die eigentlich in unsern von Schulpedanterey größtentheils freyen Zeiten im hellsten Lichte abgehandelt werden sollten.

## Fünfzehntes Kapitel.

### Erlaubte und tugendhafte Liebe.

Endlich hab' ich mich durchgearbeitet durch das Gewühl von zärtlichen und verliebten Thorheiten. Endlich bin ich das Gebiet der Liebe mit mühsamen Schritten durchwandert, habe an der Thüre des Weisens und des Thoren verweilt, und ihre Handlungen gegeneinander abgewogen. Freylich muß ich am längsten bey den Thorheiten der Liebe verweilen, da sie leider! weit häufiger angetroffen werden, als jene tadelssreue Liebe, deren Pfade die Tugend heiligt und die Weisheit krönt. Aber nun steh' ich auch an ihrer Pforte, und es begrüßt mich die Holde mit himmlischen Lächeln, Freund-

lich bietet sie mir die keusche Rechte, und heißt mich willkommen. In ihrem Pallaß, den die Unschuld ausgeschmückt, lächelt mir Ruhe entgegen nach den rauhen, mühsam durchwandelten Pfaden, daß ich Kräfte sammle zu neuen Beobachtungen im Reich der gefesselten Liebe!

O sey mir gegrüßt, Göttliche, im Glanze der Unschuld und der belohnenden Keuschheit! Dich sendete der allgütige Schöpfer hernieder, endliche Menschen zu beglücken! Du bist die Freystadt der Verfolgten, du die Ruhe nach schweren Geschäften, du die Mutter häuslicher Eintracht, du die G.berin von tausend irdischen Freuden! Wenn unter den Lasten der Feldarbeit und der drückenden Sonne der Bauer aufsteht, so erquickst du ihn, tugendhafte Liebe, mit reinen Freuden der Unschuld. Wenn der ermüdete Städter am Abend seine Geschäfte verläßt, dann empfängt ihn die freundliche Gattin oder das gefellige, von ihm geliebte Mädchen, und er vergißt in ihren keuschen Armen der Last des verfloffenen Tages. Ja selbst Fürsten finden die süßeste Ruhe im Genuß einer tugendhaften Liebe, wenn sie für das Wohl ihres Volkes tagelang arbeiteten. Und endlich Krieger, Helden, o des großen Gedankens! eilen nach vollendeten Kämpfen, mit Muth und Staube bedeckt, vom Kampfplatz, um im Arme der Liebe zu ruhen. Also wartete Hermann zärtlich Thusemelde, als er blutig

von

von der Schlacht in seine Wohnung zurückkehrte,  
um unter den Zittigen der Liebe von Siegen zu  
träumen.

Wohl dem Manne, dessen Arbeit treue Liebe  
belohnet! Wohl dem Weibe, deren wirtschaftliche  
Arme den treuen Gatten umfassen! Mit Wohlge-  
fallen sieht der Allwissende diese Unschuldsvolle Er-  
höhungen, denn er selbst erlaubte sie seinen Men-  
schen. Vereint werden sie ihn loben, vereint ihn  
anbeten und preisen. Mit der Eintracht der En-  
gel betreten sie die Pfade des Lebens, von der treu-  
sten Liebe zur Unererschrockenheit aufgemuntert.  
Mitleid, und Wohlthun, und Brudersliebe wird,  
wo sie wandeln, ihre Pfade bezeichnen. Wohl  
den Glückseligenden, deren Hessel Treue und  
Keuschheit ist! Ob nun die Hand des Priesters be-  
reits ihr heiliges Gelübde öffentlich gesegnet habe,  
oder ob es noch in geheimes Dunkel, nur von En-  
geln bemerkt, gehüllt sey, immer wird es die Freu-  
den des Lebens erhöhen, immer die Grundlage zu  
einem zufriednen Leben seyn, und immer mit Bey-  
fall begnadigt werden von dem Vater der Menschen.

Aber wie matt ist mein Pinsel, ein Gemälde  
zu vollenden, das unnachahmliche Farben erfordert!  
Fühlt dies Glück selbst, Brüder, und meine kurze  
Schilderung wird für euren Augen wie ein verlös-  
chendes Licht verschwinden! Laßt mich aufhören,

und noch einige Begleiter der tugendhaften Liebe entwerfen, welche zuweilen ihr Glück auf einige Zeit zweideutig machen, aber es in der That weder verdrängen noch herabwürdigen können.

Ist es erlaubt, kann es mit der Tugend bestehen, daß zuweilen Jüngling und Mädchen sich ganz heimlich lieben, ohne es der Welt wissen zu lassen? Meinen Empfindungen nach kann es mit der Tugend sehr wohl bestehen. Denn haben wir nicht eine Menge Beispiele von Heimlichliebenden, deren Verbindung schön, tadellos und nachahmungswürdig ist? Und sollt' es nicht größtentheils eher eine Lection zur Tugend seyn, als zum Verbrechen, wenn man sich heimlich liebt, und seine Sache verborgen wissen will? Denn die Tugend bleibt gewiß länger verschwiegen als das Laster, weil unsre Nebenmenschen die mindesten unsrer Fehler sogleich ausposaunen, unsre Vorzüge aber herzlich gern unberührt lassen. Ueberhaupt kommt es hier auf die Gründe an, aus welchen man seine zärtliche Verbindung verschweiget. Warum bin ich denn eben genüßiget, jede meiner Empfindungen für den Richterstuhl des Volkes zu bringen? Was macht mich anheischig, ein Motto der Kaffeehäuser und der Wochenstuben abzugeben? Und wie oft erfordert es nicht endlich politische Klugheit, selbst für Bekannten und Freunden eine Liebe zu verheimlichen, die niemand eher zu wissen nöthig ist, als bis sie durch  
die

die Ehe von sich selbst offenbar wird? Es ist daher wirklich sehr lieblos von unsern Nebenmenschen geurtheilt, wenn sie hinter eine heimliche Verbindung kommen, und es sogleich mit einer erschrecklichen Strafpredigt als ein Verbrechen ausposaunen. Haben uns im Gegentheil niederträchtige Absichten, die entweder unserm Nebenmenschen, oder doch wenigstens unserm eignen Character wirklich nachtheilig sind, zur Verheimlichung bewogen, so kann man noch eher das Publicum zur Entrüstung berechtigt glauben. Stets aber bleibt das Urtheil über solche Dinge unvollkommen, ungewiß und schwer zu entscheiden.

Eben so ungewiß sind die Urtheile über Tugend und Laster zweyer Liebenden. Verhältnisse bestimmen unsre Handlungen, und obgleich ich nie dem Laster das Wort reden möchte, so ist es doch ganz gewiß, daß bey einer solchen Beurtheilung auch der Scharfsichtigste sich irren und zu weit gehen kann. Verdamme also nicht sogleich alle Treuliebenden, wenn sie euch auf einem unrechten Wege zu wandeln scheinen, sondern untersucht, wofern ihr euch anders über sie zu richten berechtiget glaubet, vorher alles, was dahin gehöret, mit der genauesten Schnellwage. Ich will hier mit gutem Bedacht auf keine Vespspiele mich einlassen. Aber die Fälle sind unzählig, wo Liebende bey irgend einer kleinen, wirklichen oder nur scheinbaren Ver-

gehung, mit mehr Schonung und Nächstenliebe beurtheilt werden sollten.

Jedoch muß ich auch Euch warnen, Treuliebende, daß ihr euren Herzen niemals zuviel zutrauet. Eicherheit droht euch den Fall. Wenige können wieder zurück, wenn sie einmal den schmeicheľhaften Weg der Thorheit betreten haben. So viele Freyheiten uns auch die tugendhafte Liebe einräumet, so verlangt sie doch auch tausend Pflichten gegen den Wohlstand und gegen die sittlichen Gesetze von uns. Auch sey die Mäßigkeit eure Führerin. Selbst die reinste Liebe ist Gift im Becher des Ueberflusses; und sparsam sey die Verschwendung weiblicher Reize auch an den tugendhaftesten Jüngling.

Schwächer beantwortet sich die Frage, ob es erlaubt sey, sich ohne Vorwissen und Genehmigung der Eltern zu lieben? Hier kann ich aus Herzensgrunde weder mit Ja noch mit Nein antworten. Ich würde allerdings Nein sagen, wenn ich nicht den Einsinn mancher Eltern und ihren pochenden herrschsüchtigen Stolz kenne. Und Ja kann ich nicht sagen, denn das wär wider die bürgerlichen Gesetze, ja oft selbst wider die Gesetze der Natur. Allein es giebt doch auch hierin unzählige Ausnahmen. Ganz gewiß kommt hier alles auf eine delicate Untersuchung aller Nebenumstände an, um bey einzelnen Fällen richtig urtheilen zu können.

Hier

Hier könnte man auch noch die Frage aufwerfen: ob es in jedem Stande zu lieben erlaube sey? Wohl in den meisten, wenn man den Militärstand und den geistlichen Stand bey den Katholiken ausnimmt, denen es durch bürgerliche Gesetze verboten ist. Nur der Jüngling, welcher den Wissenschaften sich weihet, verliert einigermaßen seine Ansprüche auf die Liebe, so lange bis er sein Ziel erreicht hat. Es ist allerdings selten dienlich, wenn ein Schüler der Zärtlichkeit huldigt. Gesetzt auch, daß er männlich denkt, und nicht seine Wissenschaften über den zärtlichen Tändeleien vergißt, so wird er doch fast immer in so mancherley traurige Lagen kommen, die ihm seine süße Stunden der Liebe gewaltig verbittern. Er wird scheele Gesichter und schiefe Urtheile, noch mehr, er wird Trennung, Gefahr der Untreue, und wer weiß was alles noch, erfahren und erdulden müssen. Demohngeachtet ist auch nicht zu leugnen, daß frühe Verbindungen zuweilen sehr glücklich anschlaagen. Nicht selten ist die Liebe Aufseerung zum Fleiß und zu schneller Erringung des Kranzes der Weisheit; und süßer ist, am Ziele eine treue Begleiterin erwartungsvoll und theilnehmend schon zu finden, als sie sich erst suchen zu müssen.

Sein hätt ich noch einige Seiten gefüllet mit Gedanken über die Eifersucht, jene so treue Gefährtin der Liebe, und die oft auch bey den tugendhastesten

hastesten Verbindungen eine mächtige Stöcherin der Ruhe und Eintracht wird. Denn sie ist eine Leidenschaft, die nicht selten ganz ohne zureichenden Grund aus übler Laune entsteht, und sehr schwer wieder zu beslegen ist, wenn man ihr einmal einen Platz im Herzen vergönnt hat. Allein ich hätte mir einen Gegenstand zerrissen, welcher eigentlich bey einer regelmäßigen Eintheilung in den Abschnitt, wo von der Ehe gehandelt wird, gebührt. Ich verspare daher alles, was über diese Leidenschaft gesagt werden kann, und schlüsse nunmehr diesen ersten Theil, von der Liebe um sogleich zu den Verdanken über die Ehe, fortzugehen. Gehab dich indeß wohl, lieber Leser! Bald sprechen wir uns wieder, und wollen alsdenn jene Treulichenden, welche die Hand des Priesters zur Ehe einweicht, mit einem scharfen uns belehrenden Auge in allen Ecken ihres ehelichen Lebens aufsuchen, und ihre Tugenden sowohl als ihre Vorzüge mit dem Lichte der Wahrheit beleuchten!



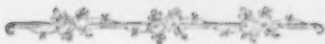
Zweiter Theil.

---

Ueber

d i e      C h e.





## Erstes Kapitel.

### Von der Ehe überhaupt.

---

Endlich, nach allen Schmachten und Ecken, nach allem Ueberlegen und Herumirren, nach alle dem romantischen Gesandtel der Jugend ist doch die Ehe das Ziel aller dieser Bemühungen, und die goldne Kessel, die wir uns selbst anlegen. Früher oder später wird uns dieser Stand zum Bedürfnis. Oft nähren wir, ohne es selbst zu wissen, den Trieb dazu in unserm Busen. Zwar giebt es Hagestolze und eigensinnige alte Jungfern genug, aber diese entsagen beyde seits fast immer aus Mangel an schicklicher Gelegenheit, oder aus Unentschlossenheit dem ehelichen Stande. Auch giebt es eine Menge Herumschwärmer und flatternder Dirnen, welche das eheliche Leben hassen, und ihm den schmelzenden Wechsel im Genuße weit vorziehen. Aber man erinnert sich, daß ich hier vom Allgemeinen spreche, daß ich

Trieb

Triebe schildre, wie sie aus der Hand der Natur kommen, nicht vom morbischen Leichtsinne entstellt, noch vom allgewaltigen Deysspiel der Hölle vergiftet.

Die Befriedigung der sinnlichen Geschlechtslust, die Erzeugung uns ähnlicher Geschöpfe, und der vertrauliche Umgang mit einem theilnehmenden Gatten, diese drey große, von den Rechtsgelehrten also genannte Entzwecke der Ehe sind auch wirklich von der Natur eingepflanzte Triebfedern, die uns ewig ins Ohr flüstern, daß es nicht gut ist, allein und ohne Gatten zu seyn. Wie werden sie im aufserethelichen Stande so vollkommen, so mit Ruhe und Bewußtseyn der Unschuld befriedigt werden können, als in jenem geheilten Bunde, den uns Natur und sittliche Geseze vergeschrieben haben. Es ist wahr, wie können unsern Geschlechtstrieb befriedigen bey jedem Weibe, das es uns zuläßt. Aber werden wir bey der öftern Abwechselung nicht auch oft sehr mangelhafte Befriedigung finden? Müssen wir nicht überzeugt seyn, daß die feile Dirne, oder die Ehebrecherin uns nicht allein liebt, wir mithin in steter Gefahr sind, verfolgt oder geßraht zu werden? Sehen wir uns nicht bey jeder Umarmung der Möglichkeit aus, unsre Gesundheit auf ewig zu verlieren, und ein steter Sklav der Aerzte zu werden? Dies alles sey auch im unangenehmsten Falle den Weibern gesagt. Aber wie ruhig genügen wir nicht im keuschen Ehebette alle Freuden

der Sittlichkeit, wie sicher und gefahrlos befriedigen wir nicht hier die Forderungen der feurigen Jugend!

Ferner: wir können Kinder zeugen auch außer der Ehe. Niemand wird dies widersprechen, vkele mehr, ist es leider nur allzu gewiß, daß Tausende in der Welt herumlaufen, die ihren Vater nie kennen, und in ihrer Mutter eine betrogne Bettlerin kennen. Allein wie zwecklos, wie leichtsinnig, ja wie grausam sieht dies Kinderzeugen aus! Nie anders als mit wehmüthigen Empfindungen sah ich solche Wärmchen aus dem Schooße der für Schaam und halber Verzweiflung zitternden Mütter hervorgehn. Sie betreten den großen Schauplatz der Welt unter tausend Verwünschungen, sie werden verabsäumt, ja auf alle mögliche Art gekränkt, und wenn das Schicksal hart genug ist, sie dennoch leben zu lassen, so laufen sie wie verlorre Schaaf herumschmiegen sich an alles an, ohne daß man sich ihrer erbarmet, sind verachtet und verlassen, und müssen sich durch Dornenvolle Labyrinthe winden, ehe sie zu einem bestimmten Leben gelangen können. Denn wie so klein ist die Zahl solcher heimlichen Väter, die ihre unächten Abkömmlinge gehörig ernähren können; und wie viel sind deren nicht, die, wenn sie das Vermögen dazu besäßen, es dennoch nicht thun, sondern nach schwelgendem Genuße sich um diese Unglücklichen weiter gar nicht bekümmern, vielmehr ihr Geld dazu anwenden, auf neue Diener

feil zu machen! — Begünstigt ein Weib eure Lüste, und ihr vermehrt die Welt heimlich unter dem Gesieder des Mannes, so laufen eure Gezeugten freylich nicht so große Gefahr, im Elende zu schmachten, aber ihr seyd auch schändliche Betrüger eines rechtschafnen Mannes, ihr bestehlt ihn doppelst, indem ihr ihm die halbe Gunst seiner Frau nehmt, und indem ihr ihn verbindet, sein Vermögen auf Erziehung solcher Kinder zu verwenden, die ihm nicht gehören. Wie schön ist es hingegen, wenn ihr, Väter und Mütter im Schooße der häuslichen Glückseligkeit eure rechtmäßigen Kinder in euren Armen wieget! wenn mit dem Beifall eurer Freunde und unter den Segnungen der Priester und des Volkes, kleine Zeugen eures Daseyns, die euren Mahnen führen, mit allen Rechten der Landeskinder und der gältigen Erben in die Welt kommen! wenn sie wachsen, und artig werden, und mit ihren kleinen listigen Augen um euch her zu euren Füßen spielen! wenn sie in allem euch nachahmen, und von euch geleitet und gebildet, endlich die Stufen der Weisheit und der Kenntniß, die Gesellschaften des bürgerlichen Lebens betreten! wenn sie endlich euch mit Ehrfurcht Vater und Mutter nennen, euch mit großen Aufopferungen dienen, und euch im grauen Alter auf den Händen tragen! Denn es steht nur bey euch, ihnen durch eine gute Erziehung diesen sanften Charakter einzuschleifen! O wie hinreißend prangt jene Gruppe in dem Auge des Weisen,

Welsen, wo der sorgsame Vater mit der zärtlichen Mutter im Kreise vergnügter und wohlgezogener Kinder wandelt! Zwar es wird euch nicht leicht werden, die Zeugen eures Daseyns auszubilden, und glücklich zu machen. Manchen Thaler werdet ihr auf sie verwenden müssen, welcher der freye junge Mann in Gesellschaften verschwelgt; aber der Schwelger hat am Ende nichts, und ihr habt glückliche Kinder, die euch danken, die euch segnen und mit Ehrfurcht euch einst die Augen zudrücken. Mancher Schweißtropfen wird von eurer Stirne rinnen, mancher Kummer euch umnebeln und manches Aergerniß über jugendliche Thorheit euch Bitterkeit geben; aber dies alles nimmt ein Ende, und dann seht ihr auch den Lohn eurer Würden, werdet in Kindern und Enkeln noch bey der Nachwelt geehrt, habt Stützen und Vertraute im ohnmächtigen Alter, und ihr geht mit einer gewissen stolzen Ruhe aus der Welt, weil ihr wißt, daß ihr in Kindern und Enkeln wieder auflebet. Freylich giebt es zuweilen auch Kinder, die ohngeachtet der besten Erziehung Lasten der Erde werden, aber dies ist eine Ausnahme von der Regel, und ein ungünstiges Schicksal, dessen Entscheidung einer höhern Macht zukommt, und wie wahrscheinlich ist es nicht, daß die meisten bösen Weltbürger in der Erziehung verwahrloset wurden! Eben so ist es auch eine Ausnahme und ein unentschiedenes Schicksal, wenn Väter oder Mütter zu zeitig von einer Herde Kin-

der wegsterben, und diese dadurch der nöthigen Erziehung und Vorsorge beraubt werden. Allerdings sind sie dann nicht selten, ohne geerbtes Vermögen, so verlassen, als die außerehelichen Kinder, aber sie sind doch rechtmäßig, sie können der ganzen Welt ihr Schicksal klagen, und sie haben, den bürgerlichen Einrichtungen zufolge, gerechtere Ansprüche auf den Beystand ihrer Verwandten, als jene.

Man vergebe mir, daß ich mich so lange bey diesen Gedanken aufhielt. Es giebt gar zu viel solche junge Lecker, die, wenn man ihnen vorwirft, daß sie der Welt die ihr schuldige Menschenvermehrung entziehen, mit einer unaussprechlichen Keckheit antworten; sie könnten ja der Welt Kinder geben, ohne sich zu verheyrathen. Diesen wollt ich gern begegnen, und ihnen bey der Gelegenheit mit ein paar Worten sagen, daß zwischen Kinderzeugen und Kinderzeugen ein sehr wesentlicher Unterschied sey.

Der dritte Entzweck der Ehe, nemlich das *mutuum adjutorium*, oder der wechselseitige Beystand, welchen Berechtigte einander leisten, kann außer der Ehe nun ganz und gar nicht erreicht werden. Man wird mir vielleicht einwenden, daß dieses auch nicht der wichtigste, nicht ein unentbehrlicher Entzweck der Ehe sey. Ich kann hierauf gern zugeben, daß *extinctio libidinis* sowohl als *sololis procreatio*, dieses für den Staat interessanter, jenes für einzelne Individuum unentbehr-



behrlicher sey, als das *mutuum adjutorium*. Aber es ist doch auch gewiß eine sehr wichtige Sache, die Aufmerksamkeit und Erwägung verdient. Und wer einmal gefühlt hat, wie leicht sich alle Lasten des Amtes, des bürgerlichen und des häuslichen Lebens am Arme eines braven, theilnehmenden Weibes ertragen lassen, der wird, wofern sein Verstand und sein Herz nicht völlig umnebelt sind, gewiß die Gattinn nicht mit einer eigennützigen Haushälterin vertauschen, die nur an sich denkt, an dem Geschick ihres Herrn nur um ihres Genusses willen Theil nimmt, und überhaupt auch gar keine Pflicht auf sich hat, jeden Kummer und jede Beschwerde mit dem Hausherrn zu theilen. Und was ist nicht mehrentheils für eine elende Verfassung in einem Hauswesen, wo die Hausfrau mangelt? Auch selbst der junge Mann, ohne weitläufige Oeconomie fühlt, wofern er anders ein Mann von Geschäften, und nicht ein süßer Müßiggänger ist, mehr als zehnmal des Tages das Bedürfniß eine Gattin zu haben, denn niemand sorgt so vor ihn, als sie sorgen würde, und er hat weder Zeit noch Lust, sich um alle unentbehrliche Bequemlichkeiten, oder ökonomische Bedürfnisse zu bekümmern. Fragt ferner ein verwaistes Mädchen oder eine Wittwe, ob sie nicht ohn' einen Gatten immer furchtsam und besorgt lebt, ob jemand so recht aus der Fülle seines Herzens für sie das Wort redet, und ihre Stelle so aufrichtig vertritt, als es ein redlicher Gatte thun würde.

würde. Endlich so ist es auch für betagte Personen ein unvergleichliches Wohlbehagen, wenn eins das andre nach seinen Kräften abwartet. Seit langen Jahren in der vertraulichsten Eintracht, erinnern sie sich an gleiche Schicksale, sind gegenseitig ihrer Schwächen gewohnt, und haben nicht erst nöthig, sich den Urtheilen der unerfahrenen Jugend auszu-  
setzen. Allein furchtlich ist es oft das Verhängniß betagter Eheleute, daß eins das andre verlieren, und dann nicht selten noch Jahrelang allein, einsam und manchmal verlassen genug in diesem unvollkommenen Leben wallen muß. Doch, das Ziel ist nahe, der Pfad mit Ehren vollendet, und desto feuriger umfaßt das Zurückgelassene die Arme des endlich kommenden Todes.

Ich habe von dem dreysachen Entzweck der Ehe, das heißt von einem dreysachen Glück der Ehe geredet, denn wenn unschuldige Neigungen oder Wünsche auf eine erlaubte und gesetzmäßige Art befriedigt werden, so ist es allerdings ein Glück zu nennen. Daß aber der eheliche Stand auch seine mannigfaltigen Beschwerden habe, wird niemand leugnen, und dies widerlegt auch meine der Ehe eingeräumten Vorzüge keinesweges. Denn immer ist das irdische Glück mit Kummer durchwebt, ja alle Freuden werden doppelt schön durch vorausgegangene Leiden. Ich werde mich daher bemühen, in den folgenden Abschnitten die merkwürdigsten Scenen und Eigenheiten des ehelichen Standes

Standes' aufzusuchen, und sowohl ihre lächerliche und ihre ernste Seite, als auch ihre Vorzüge und ihre Nachteile ins Licht der Wahrheit zu stellen, geübt seyn. Möchte man mein Bestreben für das halten, was es wirklich ist, nemlich die laute Absicht, Vorurtheile zu besiegen, Thorheiten zu bessern, und Weise, als liebenswürdige Beispiele, in die ihnen gebührenden Rechte der allgemeinen Verehrung zu setzen. Möcht' es mir gelingen, nie mißverstanden zu werden, und nie in den Verdacht zu kommen, als hätte mich nur unbezwingbare Tadelssucht zu diesem Buche verleitet. Nein, nur Wahrheitsliebe, und wofern es die Bescheidenheit nicht zu gestehen verbietet, das Verlangen einiger mir sehr schätzbaren Freunde!

## Zweytes Kapitel.

### Verlobungen.

Jüngling und Mädchen, die sich fest miteinander versprochen haben, oder auch schon senerlich verlobt sind, sind zwar freylich noch keine Eheleute. Ich aber mache mir kein Gewissen daraus, sie darunter zu zählen, kann auch an keinem schicklichern Orte von Versprechungen handeln, als in der Abhandlung über die Ehe, weil sie näher hieher gehören,

als dasjen, wo von der Liebe die Rede ist, welche an und für sich nichts von diesem bürgerlichen Zwange weiß. Denn der angebohrne Geschlechtstrieb setzt nicht grade voraus, daß wir immer vor einen und denselben Gegenstand empfinden müssen. Die menschlichen Gefinnungen ändern sich, und mit beiderseitiger Uebereinstimmung kann, dem Geseß der Natur nach, jedes eheliche Bündniß zu allen Zeiten, und ohne besondre Voraussetzungen aufgehoben werden. Die Religion und die bürgerlichen Geseze hingegen, welche, der Vernunft und Klugheit geschäß, dies willkührliche Zusammenlaufen und Trennen nicht dulden, legen uns einen Zwang auf, den wir uns um so viel williger gefallen lassen, je gewisser es ist, daß er auf unser Glück und auf die Ruhe unsers Lebens abzielet. Wer nun aber mit einem Mädchen unter gewissen Versicherungen der künftigen Ehe sich verspricht, oder wohl gar öffentlich verlobt, der unterwirft sich von diesem Augenblick an dem Zwange der bürgerlichen Geseze, und dieses Paar gehört nunmehr auch unter die Reihem der Bekenner Hymens.

Es ist ein drolliges Ding um die Versprechungen. Wenn wahre Religion unser Herz leitet, so ist unsre Wahl allemal entschieden, und wir beslezen gemeiniglich, wenigstens in unsern Gedanken, alle sich uns darstellende Hindernisse. Aber wenn wir gegen das ganze Weibergeschlecht nichts haben, wenn wir viele unter den freundlichen Gespielinnen kennen,

können, 'aber doch nicht mit Ulgewalt zu einem be-  
 stimmten Gegenstande hingerissen werden, da wird  
 uns die Wahl schon schwerer. Wir wählen und  
 verworfen wieder, wir werfen unser Netz überall  
 aus, und wenn wir dann den Zug thun sollen, ha-  
 ben wir nichts drinnen, weil es uns noch kein rech-  
 ter Ernst war. Wir begeben uns dann wieder eine  
 Weile in den Mönchsorden, bis aufs neue der gün-  
 stige Trieb erwacht. So tändeln wir, bis wir  
 endlich, des Hartens und Herumflatterns müde, in  
 den Glückstopf greifen, und unser Loos herauszeln.  
 Zuweilen werden wir dann doch noch abgewiesen,  
 und das kränkt uns eine Weile, bis wir den Gram  
 wieder vergessen und endlich zu unserm Ziele gelan-  
 gen. Noch schwerer wird die Wahl, wenn wir  
 uns nur aus ökonomischen Gründen verheyrathen  
 wollen. Dann ist noch eine Eigenschaft mehr, die  
 dasjenige Frauenzimmer besitzen muß, welches wir  
 zu unsrer Gefährtin wählen wollen. Wir gehn,  
 in diesem Falle, Jahrelang umher, und schweben  
 in steter Unentslossenheit, wosfern uns nicht unsre  
 Verfassung dringt, unser Vorhaben zu beschleu-  
 nigen.

Die Mädchen werden hier von ganz andern  
 Empfindungen durchdrungen. Sie bilden sich bey  
 jedem freundlichen Worte, das ihnen ein Mann  
 sagt, ein, er müsse nothwendig einige Absichten  
 auf sie haben. Da sie ferner nicht füglich selbst auf  
 die Wahl ausgehn können, so bleiben sie bey'm Wün-

schen, und träumen sich eine Menge von Männern idealen, die alle die Eigenschaften besitzen, welche sie künftig an ihren Gatten zu finden wünschen. Gemeiniglich aber kommen ihre Einbildungen nicht ganz zur Erfüllung. Denn nur wenige können so delicat wählen, nur die, und noch mit öfterer Ausnahme, welche Vermögen besitzen; da hingegen die Mittern und Armen, besonders bey jetzigen Heyrathlosen Zeiten, mehrentheils mit dem ersten besten Antrage zufrieden seyn müssen, besonders wenn sie schon über das halbe Jubiläum hinweg sind.

Es gewiß es nun aber auch ist, daß diejenigen jungen Leute glücklich sind, welche schon vor der wirklichen Verlobung sich lange kennen und lange lieben, denn sie vermählen sich aus wahrer Neigung frey von jeder Nebenabsicht; so ist es doch auch nicht immer gut, wenn sie gar zu lange vor der möglichen Verheyrathung schon heimlich miteinander verbunden sind. Sie müssen dann, aus mancherley Nebenursachen, die eben das Geheimhalten ihres Versprechens voraussetzen, oft viele Jahre warten, ehe sie ihr Ziel erreichen, und sollte dies nicht bey ihnen so manche Grillen, so manches Mißverständnis, so manche Ungeduld nach sich ziehen? Wenigstens wird bey der endlich errungenen Verbindung der Reiz der Neuheit, der doch fürs menschliche Herz immer sehr schmeichelhaft ist, größtentheils wegfallen. Es giebt inzwischen in diesem Falle schon hier und da Ausnahmen, deren

ich selbst welche gesehen habe; aber sie sind sehr selten.

Ich komme nunmehr auf die Verlobungen selbst. Bey den mehrsten christlichen Nationen sind sie feyerlich, und von der Hochzeit selbst unterschieden. Dahingegen bey den mehrsten Bewohnern der übrigen Welttheile, besonders bey den Wilden, Verlobung und Beylager Ein Fest ist. In Deutschland ist diese an und für sich löbliche Cerimonie der Verlobung zu einer wahren theatralischen Posse umgeschaffen worden. Ein junger Mann von Kopf muß sich nothwendig fürchten für den abgeschmackten Vorbereitungen, welche seine und seiner Braut Verwandten mit der größten Emsigkeit beginnen. Er kann nicht anders als mit Schaamröthe dabey stehn, wenn ein andrer an seiner Stelle, und dens noch in seiner Gegenwart, feyerlich um sein Mädchen wirbt, mit der er längst eins ist, und von welcher er aufs Versprechen bereits eine schöne Anzahl Küsse bekommen hat. Gesezt aber auch, daß er selbst wirbt, so ist ihm doch das feyerlichste Wortgepränge, welches er dabey beobachten muß, gewiß nicht minder zuwider. Der Vater der Braut, oder an dessen Stelle ein Andrer, giebt nun mit vielen Krahfüßen das erröthete Mädchen weg, nachdem er sie und ihren Bräutigam vorher nach allen Regeln der lägenhaften Panegyrie weidlich herausgestrichen. Und dennoch sind am Ende diese Weitläufigkeiten noch gar nichts. Denn es ist nach  
der

der Verlobung noch sehr leicht, und geschieht häufig, daß die jungen Leute wieder von einander getrennt werden. Wie Schade dann um die schönen Kuchen und um den vielen Wein, welcher dabei verschwendet wurde! Kurz: meinen Empfindungen nach können die feyerlichen Verlobungen gänzlich wegsallen, und ich würde es zureichend finden, daß die Eltern von beyden Seiten Ja sagten, das Pärchen dann ausgeboten, und ein paar Tage hernach die Trauung vollzogen würde; über welche, und zugleich über die sie allemal begleitende Hochzeit ich im folgenden Kapitel zu reden Gelegenheit haben werde.

### Drittes Kapitel.

#### Trauung und Hochzeit.

Die Trauung ist eine löbliche Cerimonie. Aber sie ist auch wirklich nur eine Cerimonie. Denn auch ohne sie könnten Ehen geschlossen werden, könnten Ehen glücklich seyn. Und ob es zwar von jeher üblich gewesen, daß Neuverlobte von dem Priester eingesegnet wurden, so hat doch kein eigentliches Gesetz Gottes die Trauung jemals feyerlich befohlen. Allein so wahr dies ist, so sey es doch fern von mir, jene kirchliche Einrichtung zu tadeln.

Wid.



Vielmehr ist sie nützlich, und in mancherley Betracht fast unentbehrlich. Die Trauung ist dem Pöbel ein so heiliges Gesetz, daß er sie eben so gut für ein Sacrament hält, als der Katholik, ob er sie gleich, nach Maassgabe unsrer Glaubenslehren, nicht mit dem Munde also nennet. Würden die Ehen des Pöbels ohne alle geistliche Beyhülfe nur vor Gericht geschlossen, er würde weit öfter dieses Joch abzuschütteln suchen, weit öfter eine Ehescheidung verlangen. Aber das geistliche Ansehen unterstützt und vollendet in diesem Falle das Ansehen der Obrigkeiten.

Allein nicht nur in diesem Betracht ist die seyerliche Trauung löblich. Die Religion hat doch wahrlich bey einer so wichtigen Handlung, wie eine Verheyrathung ist, auch ein Wörtchen zu sprechen, und es zeigt gewiß von dem größten Leichtsinne, wenn wir sie ohn' alles Gebet anfangen. Muß es nicht vielmehr unsre süßeste Pflicht seyn, deren Erfüllung uns, nicht dem, zu den wir fliehen, Vortheil bringet, daß wir den Allmächtigen in tiefster Demuth um Segen zu einer der wichtigsten Veränderungen in unserm Leben anrufen? Gewiß, wer nicht die Existenz einer Gottheit leugnet, nicht ihre Vorsicht und Regierung in Rücksicht der Menschen hochmüthig für Fabel hält, der wird meinen Empfindungen beystimmen. Welcher Ort aber ist wohl schicklicher zum Gebet für die Neuverlobten, als jener geheiligte, wo wir uns zu allen Zeiten gemein-

meinschaftlich zum Lobe Gottes versammeln? Und was ist fähiger, fromme und religiöse Empfindungen in ihrer Seele zu erregen, als die aufmunternden und segnenden Worte des Priesters?

Auch von dieser Seite sind also die kirchlichen Einsegnungen Verlobter eine schöne und notwendige Sache. Aber daß man dabey mehr auf Kleiderpracht sieht, als auf die eigentliche Absicht, daß eine Menge nach Schwelgen begieriger Gäste das Brautpaar hohnlächelnd begleitet, daß endlich eine unjählbare Menge müßigen Volkes herbeyströmt, welches jede Miene, jedes Kleidungsstück, jede Bewegung des Hochzeitpaares in klatschhafte Beurtheilung nimmt, und endlich sogar Leute von Ständen auf die Emporkirchen laufen, um über alles, was sie sehen, hämische Anmerkungen zu machen, dies ist der entseßlichste Mißbrauch, und ein Unfinn, welchem selbst Obrigkeiten nicht zureichenden Einhalt zu thun im Stande sind. Auch diese einzigen Bewegungsgründe sind es, welche Personen von Ständen entschuldigen, daß sie sich in ihren Zimmern trauen lassen, denn ohne dieses weiß ich nicht, warum bey solchen Handlungen, welche alle Stände miteinander gemein haben, erst ein Unterschied des Ortes gemacht wird, da wir uns doch alle, Vornehme und Geringe, Fürsten und Bettler, in einem Bethause versammeln.

Noch muß ich eine kleine Anmerkung beysügen über einen biblischen Text aus dem alten Testament, welcher

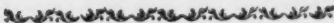
welcher dem Brautpaare bey der Trauung vorgelassen wird. Ich myne jenes: Seyd fruchtbar und mehret euch, und füllet die Erde. Wer diesen Text zu den Trauungen erwählet hat, muß wohl rechte innige Freude über seinen glücklichen Einfall gehabt haben. Es gab doch gewiß von jeher eine Menge Berheyrrathungen, wo das Brautpaar bereits eine ziemliche Reihe Jahre zählte. Wie abgeschmackt und lächerlich klingen in solchen Fällen diese göttlichen Worte, welche der Schöpfer, wosern es nicht die dichterische Erfindung des mahlenden Moses ist, zu dem jungen, nervigten und vor wenig Stunden erst erschaffnen Paar sagte! Ueberdieses: deucht es mir überhaupt an einem unschicklichen Orte zu seyn, junge Eheleute hier an die Vermehrung zu erinnern, und den Segen der Fruchtbarkeit über sie auszugießen. Sie werden es wohl ohnedies gemeiniglich nicht an dem guten Willen in diesem Falle fehlen lassen: auch möchten diese Worte des Ernstes hier, wo man zum Gebet da ist, vielleicht nicht selten entgegengesetzt auf sie wirken, und ihnen, statt der Andacht, wohl die Brautnacht zu lebhaft in die Gedanken führen. Ich erinnre mich bey dieser Gelegenheit eines jungen Landpriesters, welcher ein Paar traute, wo der Bräutigam 70, die Braut 66 Jahr alt war. Er mochte es nicht übers Herz bringen können, ihnen die Worte von dem Fruchtbarseyn vorzulesen, und erkühnte sich daher, sie wegzulassen. Das junge, feurige Paar, welches sich

sich hierüber sehr beleidiget fand, beschwerte sich sogleich beym Superintendenten, die Sache ward höhern Orts anhängig gemacht, und der junge Priester ohne Pardon auf 4 Wochen seines Amtes entsetzt. Nun will ich zwar ein Hochpreissliches Consistorium hierüber nicht tadeln, auch gern einräumen, daß der Geistliche nicht der Mann ist, welcher das Ziel der Fruchtbarkeit bestimmen kann, aber dieser glaubte nun schon einmal an keine Wunder, war auch überdieses mit seinem orthodoxen Herrn Superintendenten niemals recht einstimmig.

So viel von den Trauungen. Nun noch ein paar Worte über die Hochzeiten. Daß das neue Ehepaar mit einigen Verwandten und Freunden ein fröhliches Mahl genüßet, wird kein Mensch tadeln, der nicht von der freudenseindlichen Willkür geplagt wird. Allein wir spannen schon seit langer Zeit die Saiten zu hoch in dieser Sache. Es ist etwas entseßliches, daß man Hochzeitmahle veranstaltet, wo die Gäste 6 bis 7 Stunden an der Tafel sitzen müssen. Auch sprengt man Leute zu Hunderten zusammen, welche größtentheils darum gebeten werden, damit sie ihre Mahlzeit durch reichliche Geschenke bezahlen. Wozu nützt nun diese elende Einrichtung, wobey man noch darzu nicht nach eigner Willkür bey seinen Freunden, sondern nach dem Range sitzt; Es ist bey solchen Gastgeboten fast immer die elendeste Unterhaltung. Denn daß schwache Köpfe ein Vergnügen an den Gauleyern

leben gewisser pourlesquen Menschen und an den  
 Zoten der Verauschten finden, beweist nichts wider  
 meine Behauptung. Das sonderbarste ist, daß  
 nicht nur Personen von einigem Stande und Anse-  
 hen, sondern auch sogar Leute aus dem niedrigsten  
 Pöbel die ansehnlichsten Gesellschaften zusammen-  
 fassen. Der elendeste Schußflicker sitzt nicht selten  
 als Bräutigam an der Spitze einer Gesellschaft von  
 hundert Personen, unter denen Doctoren, Super-  
 intendenten, Magistratspersonen und vornehme  
 Kaufleute befindlich sind. Durch Veräusch, Rausch  
 und Wein betäubt, wirft sich so mancher dieser  
 Herren weg, und schwört einfältiges Zeug, oder  
 liebäugelt mit dem gepuhten Schneidermädchen.  
 Wenn nun endlich die Tafel aufgehoben ist, so läuft  
 alles durcheinander, bis nach einiger Zeit der steife,  
 gesetzmäßige Menuettanz anhebt, welcher oft viele  
 Stunden dauert, eh' es der Wohlstand erlaubt,  
 leichtere und freyere Tänze zu beginnen. Indes  
 die Musik manches Geschrey und manches unüber-  
 legte Wort der allgemeinen Aufmerksamkeit verbirgt,  
 wimmeln die Voräle von neugierigen Zuschauern,  
 und auf der Treppe oder in denen von keinen Lam-  
 pen erleuchteten Winkeln sieht man Amoren öfters  
 schmutzige Siege vollenden. Vey dieser Gelegen-  
 heit mag wohl auch nicht selten zu einigen neuen  
 Weltbürgern der Grund gelegt werden. Doch dies  
 sey meinerwegen den Söhnen und Töchtern der  
 Freude vergönnt, um so viel mehr, da es ein Fest

der Vermehrung ist, welches ist begangen word. Aber grausam ist's, daß Zuschauer oder Gäste zum Ziele jener Freuden eilen, welche man den Hauptpersonen, dem Brautpaare, durch Etiquette oder Schäkereyen, erst gegen den Morgen des künftigen Tages vergönnt. Fragt nur so manches junge Paar, ob es euch nicht lieber alle eure prächtige Tänze, eure Pauken, euren Punsch und Limonade schenken würde, um nur bald aus dem zwangsvollen Getümmel zu kommen, und erröthend, im Arme der Liebe, selig zu schlummern?



### Viertes Kapitel.

#### Etliche moralische und häusliche Pflichten der Ehegatten.

Es ist ein sehr reizender Anblick, ein neuvermähltes junges Paar bey einander zu sehen. Es herrscht eine gewisse angenehme Schüchternheit zwischen ihnen, welche das junge Weibchen sehr artig kleidet, und dem Muthes des Mannes Stoff giebt, sich mehr und mehr zu entwickeln. In diesem Zeitpunkt schwebt die Unschuld deutlicher als jemals auf ihren Stirnen. Und der Gedanke, ihre gegenseitige Zärtlichkeit für niemand mehr verbergen zu dürfen,

fen, theilt ihnen eine lebenswürdige Offenherzigkeit mit. Allein die erwähnte Schüchternheit verschwindet gemeiniglich sehr bald, wofern es anders nicht tändelnde Puppen sind, die in affectirtem Wesen ihre höchste Seligkeit finden. Alsdenn hebe der vertraulichere Umgang an, und das gegenseitige Theilnehmen an allen Vorzügen und Beschwerden. Nun beginnt jenes zahlreiche Heer von Tagen, welches sie in der festesten Verbindung mit einander verleben sollen. Wehe denen, die nur aus Sehnsucht nach Wollust oder aus Eigennutz heyratheten, ohne vorher ihr Herz mit der größten Ertrengung um seine Uebereinstimmung zu fragen! O möchten nicht so viele hundert Ehen unter der Sklaverei der Verhältnisse geschlossen werden, daß nicht so viel läderliche Wirthschaften entstanden, nicht so viel bleiche, vom Gram entstellte Gesichter herumwandelten, nicht so viel stehende Kinder gebohren würden, deren Urstoff in den Augenblicken des Grams und der Abneigung begann!

Doch, ich gehe fort zur Erwägung derjenigen Pflichten, welche denen Ehegatten sowohl im geselligen Umgange als auch im Hauswesen gegenseitig obliegen. Es sind deren eine sehr große Anzahl, einige wichtiger, andre minder wichtig, und wollte ich sie alle durchgehen, so würde dies ein eignes Buch von einigen Bänden erfordern. Daher setze ich mich genöthigt, nur einige zu berühren, nur diejenigen, von welchen ich Gelegenheit gehabt habe

zu bemerken, daß sie am öftersten verabshumt werden. Wie ich denn auch einigen von den wichtigsten Pflichten in der Folge besondere Kapitel zu weihen gesonnen bin.

Eheleute, auch selbst die, welche mit Recht verträgliche genannt werden, sind doch zuweilen nicht ganz einig unter einander. Es entstehen hier und da kleine Mißhelligkeiten zwischen ihnen, z. B. über die Wahl der Vergnügungen, der Gesellschaften, der Spaziergänge, des Anzuges u. s. w. Man sollte glauben, daß dies Kleinigkeiten wären, aus welchen keine Mißverständnisse entstehen könnten. Und dennoch beweist die tägliche Erfahrung das Gegentheil. Der Mann will in Gesellschaft gehn, die Frau will eine Promenade machen, oder umgekehrt. Wer von beyden soll hier die Oberhand behalten? Der Mann liebt die einsamen Gegenden, die Frau die lebhaften. Wer soll entscheiden? Der Mann will eine Perücke tragen, die Frau will ihn lieber im eignen Haare sehn, oder sie kann überhaupt die Psökelmützen nicht leiden. Die Frau trägt Pöschchen, und der Mann sieht es nicht gern, weil er lauter breite Bege wahlen muß, um sichtlich neben ihr gehn zu können, oder weil er sich öfters daran stößt. Wer soll nun in solchen Dingen das Machtwort sprechen? So läppisch diese Sache klingt, so ist es doch im Ernst sehr schwer, solche Mißhelligkeiten zu verhindern. Eben so schwer ist, einer Parthey Recht zu geben, und der andern abzulegen.

Geschehn



Gelächeln die Zänkerrepen bloß aus Eigensinn oder Unleidlichkeit des einen oder des andern Theils, so verdient er eben die Züchtigungen, die überhaupt für jeden Narren gehören. Aber wenn nun jeder Theil für sein Mißvergnügen Grund hat, so ist es nicht selten der Fall, daß aus kleinen Stichelepen endlich gewaltige Uneinigkeiten entstehen. Um dies nun zu vermeiden, so suche jeder Theil der vernünftigste zu seyn, und theils in gleichgültigen Dingen nachzugeben, theils sich Schwachheiten des Andern, jedoch unter gehöriger Vorsicht, daß es nicht wahre Thorheiten sind, gefallen zu lassen, welche sein Glück und seine Ruhe nicht wirklich stören können. Auf diesem Wege werden sie bald Beide klug und nachgiebig, ja beym Wegfall des Biederspruchs, welchen besonders die Weiber gar nicht vertragen können, endlich immer bereiter werden, einander ihre Lieblingsneigungen aufzuopfern. Kurz: sie werden sich nach und nach gewöhnen, nur alle diejenigen Unterhaltungen oder Einrichtungen zu schätzen, welche sie einstimmig für gut finden. Ich weiß nicht, ob ich mich deutlich genug erklärt habe. Verheyrathete verstehen mich gewiß, und Unverheyrathete werden mich künftig verstehen.

Es deutet mir ferner eine Pflicht des Wohlstandes zu seyn, daß Ehegatten sich so viel als möglich enthalten, in einem läuderlichen und schmutzigen Anzuge für einander zu erscheinen, oder sich in andern Verfassungen zu zeigen. So lange das Feuer

der Jugend noch glüht, und aus jeder Enthüllung Schönheit hervorstrahlt, da schießt man begierig über die Entstellungen des Schmutzes hinweg. Aber sobald das geßetere Alter kommt, die Begierden durch anhaltenden Genuß nicht mehr gesättigt werden, und das Auge nicht mehr in jeder Muskelfaser Entzückung findet, da entsteht aus dergleichen Unachtsamkeit nicht selten periodische Abneigung oder Unzufriedenheit. Es ist ja gar nicht nöthig, daß Gatten alle und jede physicalische Unannehmlichkeiten miteinander theilen. Und wie leicht ist es nicht, stets in einer gewissen Ordnung und Keuschheit für einander zu erscheinen, ohne sich dieserwegen einen affectirten Zwang anthun zu dürfen. Wenn wir uns in jüngern Jahren in diesem Falle allen Leichtsinns erlauben, so entsteht daraus in spätern Jahren, besonders von der weiblichen Seite, eine unartige und schmutzige Nachlässigkeit, vermöge welcher man jedes alte ekelhafte Kleidungsstück zu nützen sucht, und überhaupt über alles, was man Keuschheit und Nettigkeit nennt, mit einem unverzeihlich sorglosen Blicke hinwegsieht.

In der Gesellschaft andrer Personen immer an einander hangen, sich ewig schnäbeln, ewig umfassen, und aus Herz drücken, ist eine andre Art Fehler, welche eben so sehr wider die Pflichten der allgemeinen Geselligkeit läuft, als jene wider die Pflichten des häuslichen Umganges. Alles hat seine Zeit. Wenn wir küssen und tändeln wollen, so müssen wir nicht

nicht in die Gesellschaft gehn, denn alsdenn gehören wir der Gesellschaft eben so sehr als uns selbst. Der schmeichelhafte Genuß zärtlicher Gefühle gehört für die Einsamkeit. Auch ist es unangenehm, für die andern Gegenwärtigen, wenn sie von den unersättlichen Schnäbeleyen Zeugen seyn sollen. Sie verlieren dadurch die Unterhaltung zweyer Personen, die nun nicht anders zu betrachten sind, als ein Paar in Bewegung gesetzte Puppen, welche der Gesellschaft bloß zum Anschauen dienen. Ueberdieses giebt es auch in vielen Gesellschaften Jünglinge und schüchterne Mädchen, denen bey dergleichen Anlässen der Mund voller Wasser läuft, oder welche mit Schaamröthe die Augen niederschlagen. Schon um dieser Unschuldigen willen sollte man vorsichtig seyn, nicht als ob sie etwa dadurch böse werden könnten, sondern nur weil sie in große Verlegenheit kommen, und nicht wissen, wie sie sich dabey betragen sollen.

Der entgegengesetzte Fehler von diesem ist die allzugroße Kälte und Gleichgültigkeit, mit welcher Ehegatten in der Gesellschaft einander begegnen. Dies sieht man eben so oft als jenes. Es ist doch wirklich sehr traurig, daß die Welt stets in Extremen liegt, und so selten die gehörige Mittelstraße trifft. Was soll man von ein paar Eheleuten denken, die sich ganze Stunden nicht um einander bekümmern, ja einander sogar ausweichen, ohne daß man alsdenn, wenn sie ja einmal zusammen sprechen,

chen, eine Zwißigkeit unter ihnen bemerkt? Entweder sie haben einen Vertrag mit einander gemacht, daß sich außer dem Hause keines mit dem andern beschäftigen will, oder sie haben keine Achtung für einander, weswegen sie es also gar nicht erst erwähnt haben wollen, daß sie Gatten sind. Vertraulichkeit ist die Seele der Ehe. Und es knüpft nichts das Band der Zärtlichkeit fester, als wenn Gatten einander für der ganzen Welt eine gewisse grenzenlose Hochachtung beweisen. Beides kann erfüllt werden, ohne kindisch zu rändeln, oder sich unaufhörlich Heimlichkeiten ins Ohr zu flüßtern. Die Gesetze der Gesellschaft verlangen nur Unterhaltung mit mehreren der gegenwärtigen Personen, aber nicht gänzliche Entziehung von dem Gatten oder der Gattin.

Unter allen den moralischen Pflichten aber, welche Ehegatten mit der größten Sorgfalt gegen einander beobachten sollten, ist wohl keine größer und wichtiger, als die Duldsamkeit. Es ist ein sehr triviales Sprichwort, welches wir täglich im Munde führen, nemlich: Jeder Mensch hat seine Fehler. Die Wahrheit dieses Sprichworts ist so unumstößlich, daß sie jedes von selbst in ihrem ganzem Umfange fühlen wird. Was hilft uns aber das Bewußtseyn, daß es wahr ist, wenn wir uns im geselligen und häuslichen Umgange nicht darnach richten wollen? Mann und Frau müssen, wofern sie sich anders mit wirklicher Ueberzeugung der Herzens

zuzugute lieben, eigentlich nie von einander beleidigt werden können; das heißt, sie müssen nichts vor Beleidigung annehmen, was nicht aus bösen Gesinnungen herfließt. Nichts sieht fürchterlicher aus, als wenn zärtliche Gatten miteinander zürnen; wenn die, welche man sonst immer in der reizendsten Eintracht sieht, Unwillen und Zanksucht sich entgegen blitzen; wenn jäher Muth den Mann empöret, daß er die dem schwächeren Geschlecht schuldicke Nachsicht vergiftet; oder wenn die Frau mit unüberlegter Rechthaberey hitziges Gezänk fortsetzt, welches durch sanftmüthiges Nachgeben zu enden ihr eigentlich zukomme! Wo bey kleinen Vergehungen freundliches Erinnern nicht bessert, so ist Alles verlohren, denn wütendes Gezänk und stürmisches Auffahren richtet da nichts aus, wo nur Liebe und Schonung herrschen soll. Auch sind die meisten Entzweyungen zwischen Ehegatten nur Mißverständnisse, die daher, bey gesetztem Nachdenken, desto leichter beigelegt und vergessen werden können. Kurz: Gatten müssen sich gewöhnen, einander leicht und geschwind zu vergeben, und kleine Schwachheiten zu dulden.

Es giebt aber freylich auch Fälle, wo der eine Theil den andern schlechterdings nicht schonen kann. So kann zum Beyspiel die beste Frau durch Gesellschaften oder andre Gelegenheiten zur Waschhaftigkeit verleitet werden. Da nun diese böse Gewohnheit sehr vielen Tadel verdient, auch entsetzliches

Unheil stiften kann, so muß allerdings der Mann, wenn freundliche Erinnerungen nichts helfen, durch Strenge einen Entrock zu erreichen suchen, welchen ihm die Klugheit befiehlt, und welchen ihm die gebesserte Gattin mit der Zeit selbst verdanken wird. So kann ferner die beste Frau unvermerkt in eine heftige Neigung gegen Puz oder prächtiges Meublement verfallen, welche sich sodann gar selten anders als mit Strenge dämpfen läßt. Im Gegentheil geräth ein sonst braver Mann zuweilen unter die Spieler, oder er schweift in Bauten, in Verschönerungen der Grundstücke und andern Dingen aus, die seine Einkünfte übersteigen. Die Frau müßte selbst mit strafbar seyn, wenn sie solche Leidenschaft des Mannes nicht auf alle nur mögliche Art zu verdrängen suchte. Ueberhaupt erinnere man sich stets an jene große Pflicht, daß Ehegatten, bey aller der Höflichkeit und Nachsicht, die sie sich schuldig sind, einander dennoch nicht zuviel übersehen müssen. Dies wäre eben so tadelhaft, als unaufhörlicher Zank oder Jachzorn. Gatten müssen einander aufrichtig den Spiegel zeigen, niemals schmeicheln, niemals zuviel übersehn. Der Gegentheil muß auch seine Augen nicht vom Spiegel wegwenden, er muß gesagte Wahrheit nicht übel nehmen, sondern die gezeigten Fehler zu verbessern suchen. Auf diesem Wege wandeln wir zur wahren Glückseligkeit. Tadel, mit sanfter Zärtlichkeit vorgetragen, bessert mehr als tausend Vernunftschlüsse,

schlüsse, und unendlich mehr, als wütendes Auffahren.

Der Mann ist der Versorger des Hauswesens. Er muß arbeiten, damit die Frau und die Kinder, zugleich mit ihm, ihren Unterhalt haben. Seine Geschäfte sind schon in diesem Betracht von Wichtigkeit. Kommt aber nun noch hinzu, daß auf seinen Geschäften das Wohl des Staats und seiner Nebenmenschen beruht, so werden sie dadurch unendlich wichtiger. Hieraus folgt nun unumstößlich, daß es die Pflicht des Mannes sey, stets mit unermüdetem Fleiße zu arbeiten, und er überhaupt die Versorgung seiner Geschäfte nie der Zärtlichkeit nachsehe. Wir Männer können, nach unsern bürgerlichen Einrichtungen, uns der süßen Unterhaltung mit unsrer Gattin so wenig, als andern Vergnügungen, ohne Verletzung unsers Gewissens eher überlassen, als bis wir unsre Geschäfte besorgt haben. Allein sehr oft wird dies umgekehrt, und man hält die ehelichen Freuden für Hauptwerk, das Amt für Nebensache, wozu allerdings die Weiber nicht selten Gelegenheit geben, und den Mann durch stetes Getändel oder unersättliche Eroberungssucht unaufhörlich von seinen Pflichten abhalten. Oder es findet ein noch größrer Fehler statt, nemlich daß Männer die Fessel der Geschäfte von sich abschütteln, und sich von ihren Weibern ernähren lassen, oder wohl gar sich zu ihnen hinsetzen, und ihnen in weiblichen Arbeiten helfen. Alten Mütterchen und  
Ruhmen

Nahmen gefällt dies ungemein, aber in den Augen jedes braven Mannes muß es ein ekelhafter Anblick seyn. Ueberhaupt ist es wider alle gute Sitten, wenn der Mann immerfort in einem Zimmer mit seiner Frau und Familie wohnt, und sich keinen Augenblick von ihr trennen kann. Es kann nicht fehlen, daß daraus in seinem Character eine gewisse Weichlichkeit entsteht, und ein unbedächtigter Hang zum Müßiggange. Man mag mir immerhin einwenden, daß es öconomisch anstehen, wenn der Hausvater immer im Gewebe der Wirkthschaft sitzt. Ich würde, nach meinen Empfindungen, diese Oeconomie für übertrieben erklären. Ein Mann, der Kopf und Wissenschaften hat, darf nur fleißig arbeiten, so wird's ihm an Verdienst, ein besondres Zimmer für sich zu haben, wohl selten fehlen. Und daß ich hier weder vom gelehrten Tagearbeiter, noch von Schuster und Schneider rede, versteht sich von selbst. Vorzüglich aber habe ich diese Aumerkennung jenen Männern mittheilen wollen, welche entweder ein mäßiges Amt oder eignes Vermögen haben. Diese gerathen, wie die tägliche Erfahrung lehret, sehr leicht in den Fehler, daß sie aus langer Weile stets neben der Frau sitzen, von Stadtneugieriten oder von Essen und Trinken mit ihr schwätzen, oder wohl gar die öconomischen Handlanger der endlich auch träge gewordenen Frau abgeben. Bey solchem Verhalten sind sie gewiß auf dem nächsten Wege, einander überdrüssig zu kriegen.

Noch



Noch muß ich eine Unart berühren, welche nicht selten den lieben Weibern eigen ist, nemlich: daß sie so gern in die ernsthaften und wichtigen Geschäfte des Mannes reden. Es giebt Weiber, welche sich um jedes Pappierchen des Mannes bekümmern, oder ihn um alle Kleinigkeiten fragen, die in seinem Amte vorkommen. Wenn er schwach genug ist, sich mit ihr von Amtssachen zu unterhalten, so hat er schon verspielt. Es wird ihm nicht nur bey guter Zeit zur Pflicht gemacht werden, daß er alles ungefragt erzählen muß, sondern man wird ihm auch mancherley Urtheile über diese und jene Sache aufdringen, wird ihn verbinden, sich so dabey zu verhalten, wie man es für gut befindet; mit einem Worte, er wird in kurzer Zeit, will er sich nicht Vorwürfe des Mißtrauens zuziehen, ohne die Frau nicht das mindeste vornehmen können und dürfen. Ich habe mehrere solche traurige Vespiele gesehen, daß Männer von wichtigen Geschäften und großen Einsichten in tausend Verlegenheit kamen, etwas zu entscheiden, was sie nicht vorher mit der Frau überlegen konnten. Diese nach und nach eingewurzelte Schwachheit ist gar nicht auszurotten. Hierbey leiden aber nicht nur die Männer, sondern auch das gemeine Wesen, und es ist gar nichts seltenes, daß der Minister oder die Magistratsperson nur der Mund ist, durch welchen seine Gattin dem Publico ihre Befehle mittheilet. Daher verdient dieselbige Gattin Ruhm, welche sich nichts

nichts um die öffentlichen oder gelehrten Geschäfte des Mannes bekümmert. Und glücklich ist der Mann, welcher männlich genug denkt, einer solchen Schwachheit seiner Gattin durch bescheidene Zurückhaltung im ersten Aufstrome auszuweichen. Denn sie möchte zwar wohl, wenn sie verschwiegen ist, das meiste wissen, aber es bleibt nur selten beym bloßen Wissen. Sie fällt mehrentheils auch Urtheile und thut Vorschläge, und wenn diese, weil sie die Sache im Ganzen nicht übersehen kann, nun nichts taugen, so fällt es dem Manne alsdenn entsetzlich schwer, ihre gefassten Vorurtheile zu verdrängen, und sich für Mißtrauen zu schützen.

War es die Pflicht des Mannes, zu arbeiten, und den nöthigen Unterhalt zu erwerben, so ist es hingegen auch die unausbleibliche Schuldigkeit der Frau, die Oeconomie zu verwalten, und die wirtschaftliche Ausgaben also einzurichten, daß sie die Einnahme des Mannes nicht übersteigen. Leider giebt es so viele Hausmütter, welche vom Hauswesen entweder gar nichts verstehen, oder wohl gar aus Trägheit und Gemächlichkeit sich desselben nicht annehmen wollen. Man sieht mit Jammer so manche Wirthschaft zu Grunde gehen, welche die Frau durch Verschwendung oder durch Nachlässigkeit in dies Verderben brachte. Oft liegt freylich die Schuld mittelbar auch am Manne, welcher sich dergleichen Unarten nicht gefallen lassen sollte. Aber wer kann denn immer zanken, immer hofmeistern,  
immer

immer um alle häusliche Angelegenheiten sich bekümmern. Der Mann hat mit seinen Staatsgeschäften, mit seinen gelehrten Arbeiten, mit seiner Handlung u. s. w. genug zu thun, als daß er sich stets ins Hauswesen mischen sollte. Er verläßt sich in diesem Falle, sobald er verheyrathet ist, ganz auf seine Gattin, und erwartet von ihr, daß sie, ihm zu Liebe und sich selbst zum Besten, auf alle Erfordernisse ein wachsames Auge haben werde. Man verlangt bey der Verwaltung der Küche, des Kellers, des Gartens, der Zimmer, eben nicht ein unablässiges Befehlen oder Fragen nach allen unwichtigen Kleinigkeiten, noch viel weniger eignes Handanlegen, besonders wenn Vermögen oder einträgliche Geschäfte den Mann in den Stand setzen, Bedienungen aus der höhern und geringern Klasse zu halten. Aber es erfordert doch alles eine strenge Uebersicht, eine gehörige Eintheilung, und eine kluge Anordnung. Auch muß die Sparsamkeit nicht zu weit getrieben werden, sobald es nicht dürftige Familienumstände unumgänglich verlangen. Denn die bis zum niedrigsten Geiße ausgeartete Wirthschaftlichkeit steht nicht nur der Frau sehr übel, sondern sie bringt auch dem Manne Schande, er müßte denn auch solch ein elender Knifer seyn, den die Kargheit bereits um alles Gefühl von Ehre und Schande gebracht hätte. Ist es nicht schändlich, wenn die Hausfrau bey jeder Tasse Kaffee, die sie einem Gaste präsentiren läßt, das Maul mit einem

vinem tiefen Ceuffer von einem Ohr zum andern  
zeret, und ihn Schwarzen unter den Toback mische,  
damit er sich gern und willig mit einer Pfeiffs be-  
gnügen lasse? Dennoch sind solche Vespiele sehr  
häufig, und man trifft sie am öftersten bey Lando-  
pfarr-Frauen, oder bey adelichen Damen, die auf  
dem Lande leben.

Es giebt noch mehrere Fehler, die der Oeconome  
mit Nachtheil bringen, unter welchen das Puhge-  
tändel der lieben Weiber nicht den letzten Platz ver-  
dienet. In diesem Falle ist es in unsern Zeiten  
aufs höchste gestiegen. Der Strom des Kleiders-  
luxus reißt Männer häufig, aber das schöne Ges-  
schlecht durch eine allgemeine Ueberschwemmung all-  
gewaltig mit sich fort, daß nichts als strenge Gesetze  
des Landsherrn ihm vielleicht noch einigen Einhalt  
thun können. Auch beherrscht er Frauenzimmer  
aus dem Mittelstande noch mehr als die Großen.  
Es ist einem jungen Manne von mittelmäßigen  
Einkünften oder Vermögen beynabe nicht zu ver-  
denken, wenn er sich nicht entschließen kann, eine  
Frau zu nehmen. Ungerechnet, daß bey der Ver-  
schwendung in Kleidern und Galanterieen unermess-  
liche Summen Geldes aus den freyen Ländern in  
die gesperrten wandern, so werden auch dadurch  
viele tausend Menschen im Lande brodtlos. Hier-  
aus entsteht nun ganz natürlich die Theurung der  
Lebensmittel, welche bey dem ersten Winke durch  
schändliche Aufkäufer beschleunigt wird. Gesetzt aber  
auch,

auch, daß man vor inländische Producte der Galanterie Sorge trage, so werden zwar große Summen im Lande erhalten werden, allein der Ruin einzelner Familien durch die Gewalt des Luxus, kann man denn doch nicht dadurch verhindern. Auch sind recht geschmackvolle Damen, (die eben so gesinnten Mannspersonen rechne ich zum Weibergeſchlecht, denn sie sind eigentlich Weiber,) gar selten mit inländischen Waaren zufrieden, sondern sie suchen es lieber möglich zu machen, entweder den Landesherrn zu betrügen, oder den schweren Zinsofst zu entrichten. Dieser Modenparoxismus ist um so viel lächerlicher, da aller jetziger Staat so windig und vergänglich ist, daß schon hieraus eine beständige Anschaffung neuer Kleidungsstücke nothwendig wird. Unsere Älten waren zwar der Pracht auch sehr ergeben, aber ihr Staat war dauerhafter, war eigentliche Pracht, und nicht solcher flonier Wind. Er hielt daher auch weit länger aus. Ein Stück seidnes Zeug, das vor 50, 60 Jahren verfertigt wurde, ist beynahe unverwüſtlich. Und sollten die aus feinem Golde und ächten Steinen zusammengesetzten Schmucke nicht von reellern Werthe seyn, nicht unendlich länger dauern, als unsere Ohrgehänge, Schleifen und Uhren, die aus böhmischen Steinen bestehen, und aus Golde, wo jeder Dukaten zwey Drittel Kupfer in sich nehmen mußte, und welche dennoch nicht selten eben so theuer bezahlt werden, als ächtes Geschmeide? Hier redet der mährische

Alte, hör ich die Welt sagen. Aber das macht auf mich keinen Eindruck, indem ich den Weg der Wahrheit ungehindert fortlaufe.

Es ist noch eine Regel übrig, deren Beobachtung ich von großer Wichtigkeit zu seyn glaube. Sie ist die: daß sich Verheyrathete nicht zu tief in Gesellschaften verwickeln. Wo Mann und Frau täglich Besuche annehmen oder geben, da ist das Hauswesen stets in Unordnung, ja in Gefahr, ganz zu Grunde zu gehen. Diese Behauptung ist gewiß richtig. Sie wird von tausend und aber tausend Beispielen bestätigt. Der Gang zu Gesellschaften und Lustbarkeiten wird in kurzer Zeit so unmäßig, daß man ihn gar nicht mehr überwinden kann. Hierbey verliert man nicht nur die Zeit, sondern auch die Lust, sich um trockne oder wohl gar beschwerliche häusliche Angelegenheiten zu kümmern. Dies ist aber noch nicht das größte Nachtheil, indem zuweilen durch redliche und fleißige Haushälter die Ordnung erhalten wird. Allein die Nothwendigkeit, Aufwand zu machen, in welcher man sich durch große Gefälligkeit versetzt sieht, hat mehr zu bedeuten. Man sieht diesen oder jenen prächtigen Aufputz, findet seltne Weine oder Speisen, erblickt an Personen von gleichem oder geringern Stande Kleider von großem Werthe; dies alles möchte man nachahmen, dies alles auch besitzen. Man will sich nicht gern schimpfen lassen, will niemanden einen Vorzug einräumen. Kurz, einsuche

sucht es dem andern vorzutun, und die Verschwendung in Meublement, Kleidern, Gastmälern und hohen Spielen wird grenzenlos.

Der Edeldenkende sieht noch mehr schädliche Folgen der unersättlichen Gesellschaftlichkeit. Treu-  
liebende Gatten werden dadurch zu sehr von einan-  
der entfernt, und werden ordentlich fremd gegen  
einander. Sie kommen bey beständigen Besuchen  
nie zu sich selbst, und können sich daher nie ganz  
aus der Hülle ihres Herzens einander mittheilen.  
Durch öftre vertrauliche Unterhaltungen würde ihre  
Liebe gewinnen, sie würde auf unerschütterliche  
Grundfesten gebaut werden. Sie würden gegen-  
seitig ihr Herz bessern, sie würden einander unter-  
richten, würden gemeinschaftliche Rathschläge fassen,  
ihre Familie glücklich und ihr Leben zufrieden zu  
machen. Im Umgange mit wenigen Freunden  
würden sie sich seltner der Täuschung aussetzen, ins-  
dem sie diese wenigen besser kennen lernten. Kurz:  
sie würden mehr sich selbst leben, ruhiger ihres Le-  
bens genießen, als im Gewühl von Scheinsreuden,  
als im täglichen Getümmel des Tanssaales oder des  
Theaters.

O welch eine Seligkeit ist es, jede Stunde im  
süßer Selbstunterhaltung zu nützen, und in der  
Einsamkeit beschäftigt zu seyn, indes Tausende in  
der Gesellschaft einsam sind! Und diese Seligkeit  
gewähren brave Ehegatten einander so aern und so  
willig. Süßer ist dem Weisen nach Mühevollen

Geschäften die Unterhaltung mit einer klugen und aufgeheiterten Gattin, erquickender ist ihm diese Erholung, als eine große Versammlung von alltäglichen Menschen, wo entweder ein Narr das Wort führt, oder wo Männer und Weiber von unwürdigen Kleinigkeiten Seelenlos durcheinanderschnattern.

## Fünftes Kapitel.

### Untreue.

Kein Versprechen wird wohl so oft verletzt, als das Gelöbniß ehelicher Treue. Wenn ich nicht im den Verdacht käme, als wollte ich dem Verbrechen das Wort reden, so möchte ich beynabe behaupten, daß es nicht immer und unter allerley Umständen möglich sey, eheliche Treue zu beobachten. Allein aus Besorgniß mißverstanden zu werden, will ich mich über diesen Gegenstand nicht weiter ausbreiten, und zur Rechtfertigung der sehtgesagten Worte nur so viel beifügen, daß gleich im Anfange der Verbindungs nur zu oft nicht mit inniger fester Ueberezeugung Treue gelobt wird; und daß ferner sowohl moralische als auch vorzüglich physicalische unvorhergesehene Veränderungen sich zutragen können, welche



den Gesinnungen eine andre Richtung geben. Dies letztere ist überhaupt ein sehr gewöhnliches Ereigniß in der ganzen lebenden Natur. Endlich so sind auch die Zusagen der Treue öfters mit Gewalt abgenöthigt, wie kann die Billigkeit Befolgung verlangen?

Doch, dies sey an seinen Ort gestellt, so lange man noch unvermeidlich mit einer Menge Leser zu thun hat, welche nur die Oberfläche eines Gedankens fassen. Ich werde mich gegenwärtig bemühen, das Laster der Untreue in seiner ganzen häßlichen Gestalt darzustellen, und die Pflicht der Unveränderlichkeit mit den Farben der Schönheit, die ihr wirklich zukommen, unpartheyisch zu schildern.

Der erste und fast jedem Menschen bekannte Bewegungsgrund zur ehelichen Treue ist kein anderer, als jener große und allgemeine Sittenspruch der Ältern und neuern Weltweisen: Was du nicht willst, das dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. Ich will nicht, daß meine Frau mit andern Männern einen unerlaubten Umgang führe, also wird auch sie solche Ausschweifungen von mir nicht dulden wollen, und mein Gewissen wird mir gewiß bey jedem treubruchigen Schritte zuflüstern, daß ich nicht recht handle. Sobald also meine Frau im strengsten Verstande nur mich allein liebt, so bin auch ich ihr die strengste Treue schuldig. Ob aber in dem Falle, wenn der eine Theil treubruchig wird, und also das Gelübde aufhebt, der andre Theil auch ein Verbrechen begehe, wenn er sich eben

dieser Freyheit anmaßt, dies will ich nicht entschuldigen. Die Antwort liegt zwar plan am Tage, indem ja die Obrigkeit bey jeder Erweisung der Untreue die Ehescheidung vornimmt. Aber leider kann man sich nicht immer auf die senerliche und weitläufige Art erweisen, wie es die Gesetze vorschreiben, und sie kann demohngeachtet doch wirklich wahr seyn. Auch hat nicht selten die Unschuld in diesem Falle partheyische Richter.

Der zweyte Bewegungsgrund zur ehelichen Treue ist der Lohn, welcher von selbst darauf folget, nemlich gegenseitige Treue, und alles was aus ihr herfließt. Die tägliche Erfahrung lehret, daß eine Gefälligkeit die andre auffodert, und daß ein tugendhafter Mensch den andern durch sein Beyspiel zur Tugend ermuntert. Wie rührend ist es nicht für den Gatten, wenn er die Gattin mit dem lebhaftesten Feuer der Zärtlichkeit um sich her beschäftigt siehet, wie er ihr einziges Augenmerk ist, wie sie kein andres Glück kennet, als seine Zufriedenheit; wie sie sich nach ihm bildet, und alle andre Männergesellschaften mit einer Art von Schüchternheit flieht, wo er nicht dabey ist! Wird er sie nicht, bey'm täglichen Anblick dieser Beweise von Treue, mit jedem Tage mehr lieben, wird nicht seine Treue dadurch immer mehr befestigt werden? So wird auch die Gattin immer fester an den Gatten gekettet werden, wenn sie sieht, wie er für sie sorgt, ihr tausend Vergnügungen zu verschaffen sucht, ihr alles,

was ihm werth ist, anvertraut, und in Gesellschaften andrer Frauenzimmer zwar, seinem angebotenen Muth nach, nicht schüchtern ist, aber sie doch nicht gern ohne seine treue Begleiterin besucht, und dann, wenn sie ihn begleitet, sie mit dem öffentlichen Bekenntniß, daß sie das Weib sey, welches er weit höher als alle andre schätze, in der Gesellschaft auführt. Folgt dieser Lohn auch nicht immer auf edle Treue, so ist schon das Verwurffseyn andrer, die sie kennen, und auch die Ueberzeugung unsers eignen Gewissens von unschätzbaren belohnenden Werthe.

Wie wird es drittens um unser Hauswesen aussehen, wenn wir einander nicht tren sind? Es wird wahrscheinlich zu Grunde gehen. Denn es fehlt die Aufmunterung zur Thätigkeit, der Antrieb zur Vorseorge. Verdruß und Mißtrauen machen uns jede Beschäftigung, welche zur Unterstützung des Hauswesens nöthig ist, verhaßt. Der beiderseitige Theil sucht Zerstreuung und geräth dadurch in Müßiggang, Spielsucht und eine Menge ähnlicher Unarten. Dabey wird die Oeconomie verabsäumt, die Kinder werden schlecht erzogen, und der Staat sieht schädliche Beispiele.

Der wichtigste Bewegungsgrund zur ehelichen Treue ist endlich das Gesetz, welches uns Religion, Kirche und Obrigkeit aufleget. Es ist keine Kleinigkeit, Gelübde zu brechen, die unter der Erlaubniß der Obrigkeit, den Segnungen der Priester und

dem Zeugnisse der Gottheit gelobt wurden, die wir noch dazu öffentlich ablegten, öffentlich als ein Glück für uns anerkannten. Daher ahndet auch die Obrigkeit den Meineyd solcher Gelöbniße, und es ist mit diesen Gelübden nicht, wie etwa mit andern Gelübden, welche wir selbst nach Willkühr wieder aufheben können; wosern wir anders nicht zureichende Gründe dazu haben.

Dennoch, ich sag' es noch einmal, dennoch wird kein Gelübde so oft gebrochen, als das eheliche. Schaudern und Entsetzen würde manchen Jüngling, manches Mädchen aus einer eingezogenen Gegend ankommen, wenn sie die Ausschweifungen großer Städte in diesem Falle sehn sollten. Doch, es giebt heut zu Tage auch kleine Städte genug, welche, wiewohl heimlicher, der Untreue unzählliche Opfer bringen. Ich will, um Unerfahrene nicht Dinge zu lehren, die sie lieber gar nicht erst kennen möchten, mich nicht auf einzelne Deweise dieses Gegenstandes einlassen. Der Grund davon liegt nicht selten in der Erziehung, noch öfter im Beispiel eines überhaupt leichtsinnigen Zeitalters, am öftersten aber in der unermesslichen Reizbarkeit unsrer Nerven, welche ohne strengen Zaum und Gebiß, ohne Befiegung der ersten Lockung, ohne Religion und Klugheit sich selten bändigen lassen.

Die Verführung spielt hierbey eine wichtige Rolle, wie ich hiervon schon im ersten Theile, von der Liebe, mit mehrern geredet habe. Es ist eine  
aners

anerkannte Wahrheit, daß die Weiber mehr der Verführung ausgesetzt sind, als die Männer, und daher auch öfterer untreu werden. Allein es gab von den ältesten Zeiten her auch eine Menge solcher unersättlichen Weiber, welche selbst verführten, und so manchen braven Jüngling ins Verderben stürzten, welcher ohne ihre mächtige Lockungen den Weg der Tugend und Weisheit gewandelt wäre. Das alte Rom giebt uns hiervon einen untrüglichen Beweis, und auch jetzt wird ihm von einigen Königinnen der Städte hierinnen nachgeahmt.

Eh' ich dies Kapitel schliesse, muß ich noch die auf Vernunft gegründete Behauptung äußern, daß der, der einmal fiel, nicht immer wieder fallen, und es kein wahres Sprichwort sey, daß man nothwendig aus einem Verbrechen ins andre sinken müsse. Man stürzt nicht allemal von einer Stufe zur andern die ganze Treppe hinab. Man kann sich auch auf den ersten Stufen erhalten, kann wieder aufrecht stehen. Und die einmal gefallne Tugend ist zuweilen mehr auf ihrer Huth, als die, die auf Sicherheit troht. Es gehört zu den Pflichten der Menschlichkeit, zurückkehrenden Verbrechern auf immer, ohne künftige Vorwürfe, zu vergeben, und bey fortsahrenden eine lange Zeit auf Besserung zu hoffen, ehe wir sie verstoßen. Mehr als einmal sah ich Männer und Weiber vom Pfade der Tugend sich verirren, die in kurzer Zeit von sich selbst zurückkehrten, und dann braver als jemals waren. Aber

freylich gehören solche Beyspiele unter die seltenen, und es ist heilige Pflicht, sich für dem ersten Falle zu hüten!



## Sechstes Kapitel.

### Eifersucht.

Wir stehn an der Thüre einer graunvollen Wohnung, an der Höhle des schrecklichsten Ungeheuers, welches feindseliger als alle andre in Hymens Gefilden wüthet. Es ist um so viel schrecklicher, je gewisser es von einer edeln Mutter abstammt. Denn ist nicht die feurigste Liebe die Gebäuerin der Eifersucht? Anfangs ist sie auch die gewünschte Göttin, welche die Liebe reißender macht, welche Treue beweist und zur Zärtlichkeit auffordert. Aber weil sie eine junge Unbändige ist, die sich keinen Zügel anlegen läßt, und grenzenlos ihren Weg erweitert, so geht sie sehr bald zum Verdruß, dann zur Spitzfindigkeit und endlich zur Wuth über. Gewiß, die Eifersucht macht tausend Ehen unglücklich. Und das Schlimmste ist, daß sie ganz natürlich allemal die schönsten dem Genuß geweihten Jahre, d. i. Jahre der Jugend, begleitet.

Die Eifersucht kann, im eigentlichen und guten Verstande, ohne wahre und feurige Liebe gar nicht

nicht statt finden. Denn die Eifersucht gewisser Eheleute, welche auf eigennützigen oder hochmüthigen Gründen beruhet, ist nicht eine Tochter der Liebe, ohngeachtet sie sich auch unter diese Larve verbirgt. Nach allen Grundsätzen der Vernunft sollte also Eifersucht nur allemal dann erfolgen, wenn wirkliche Untreue vorausgegangen, und vom unzufriednen Theile entweder selbst bemerkt, oder in sichere Erfahrung gebracht worden. Daß diese Eifersucht gerecht sey, daß es sogar, wenn sie hien auf nicht erfolgt, um das eheliche Feuer der Liebe mißlich ausfiehet, wird niemand leugnen. Wer lacht denn nicht über einen jungen Mann, welcher sich zur Ehre rechnet, seine Frau in seiner Abwesenheit, oder auch wohl gar in seiner Gegenwart, von andern jungen Herren vertraulich unterhalten zu wissen? Ich halte mich also hierbey weiter nicht auf, sondern wende mich sogleich zu derjenigen Eifersucht, welche ungerecht ist, und in sofern sie fast immer gerecht zu seyn scheint, die größte Aufmerksamkeit des unzufriednen Theiles auf sich selbst verdienet.

Mann und Frau können sich eine lange Zeit, ohne Eifersucht, treu lieben, können einander auch anhaltend fort treu lieben, und doch kann sich irgend ein Verdacht zwischen ihnen entspinnen. Ich sage kann, nicht als ob ichs für vernünftig hielte, sondern weil es die tägliche Erfahrung lehret. Der Grund hiervon liegt vorzüglich in den verschiednen Verhältnissen

Verhältnissen, in welche man im menschlichen Leben versezt wird. Eben daher haben öfter die Weiber ihre Männer in unnöthigem Verdacht, als die Männer die Weiber, weil die Männer in ihren Geschäften oder Aemtern den Umgang mit allerley Frauenzimmern nicht immer vermeiden können. Die Männer haben seltner Gelegenheit, ihr Herz von der Eifersucht einnehmen zu lassen. Finden sie aber Ursache dazu, so ist sie, was auszunehmen ist, ausgenommen, mehrentheils gründlicher, als jene, indem die Weiber weder Amt noch Beruf haben, mit andern Männern in einigen Verhältnissen zu stehen. Sie sind dem Manne mehr Eingezogenheit schuldig, als der Mann ihnen, indem sie nur dem Manne und seiner Oeconomie gehören, da hingegen der Mann gleichwichtige Pflichten gegen sie und gegen das gemeine Wesen zu beobachten hat. Ich sehe mich gezwungen, zu erklären, daß ich unter Eingezogenheit hier alle Entfernung von öftern Umgange mit dem andern Geschlecht verstehe, welche der Frau fast immer, dem Manne hingegen, aus eben genannten Gründen, nicht immer möglich ist; damit nicht superficielle Leser auf die Gedanken kommen möchten, als wollte ich so parthenisch seyn, von den Weibern ein strenges Nonnenleben zu verlangen, und den Männern ein Schwelgerleben zu erlauben. Daß inzwischen auch die Männer manchmal zu weit gehn, und in jeder unschuldigen Handlung Stoff zur Eifersucht finden, werd' ich niemals widersprechen.

Ohnges



Ohngeachtet also die Eifersucht aus der feurigsten Liebe herfließt, so kann sie doch Vergehen werden, sobald sie keine zureichende Gründe vor sich hat. Noch mehr, sie wird ein tödtendes Gift der Liebe und der Eintracht, raubt Gesundheit und Geisteskräfte, ja sie hat wohl mehrmals der Unschuld ein frühes Grab bereitet. Wie muß es nicht das Herz eines braven Mannes foltern, wenn er seine Frau redlich liebt, redlich von ihr geliebt wird, und sie doch in jeder seiner Handlungen Untreue sehen will, die sie dann entweder mit Spitzfindigkeit oder mit Euzern rüget! Ich sehe den Fall, daß er ein Arzt sey, wird er nicht sehr oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, der Vertraute eines andern Frauenzimmers, noch dazu in sehr geheimen Angelegenheiten zu seyn? Ja wird es nicht sehr oft seine Pflicht seyn, die ihm von andern Frauenzimmern als ihrem Arzte gemachten Entdeckungen allen Menschen, sogar seiner Gattin zu verschweigen? Wenn nun diese darüber empfindlich wird, ihm es zur Last legt, wenn sie wohl gar über jedes Wort, das er mit einem andern Frauenzimmer spricht, unruhig wird, mit kummervollen Mienen herumgeht, und ihn mit höhnischen Worten behandelt — ist das nicht eine höllische Folter für den redlichen Gatten? Er verliert nicht nur die Freuden der Ehe, sondern seine Geschäfte werden ihm dadurch äußerst zur Last, und er wird schüchtern, verdrüsslich in denselben. Und muß er nicht endlich in Verzweiflung

fung gerathen, weil er einsieht, daß er die Beobachtung seiner Pflichten niemals mit dem Unsinn seiner Frau verbinden können? — So giebt es noch mancherley Geschäfte der Männer, in welchen sie zuweilen den genauern Umgang mit andern Frauen und Mädchen nicht vermeiden können, und welche alle anzuführen theils überflüssig, theils für die engen Grenzen meines Buchs zu weitläufig werden möchte.

Aber nicht allein der Umgang mit dem andern Geschlecht in Geschäften, sondern auch der im gemeinen Leben giebt oft zu der lächerlichsten Eifersucht Anlaß. Und hier ist der Fall, wo auch die Weiber nicht selten ungegründeten Verdacht von ihren Männern erdulden müssen. Wenn es aber schon so weit gekommen ist, so hat die Eifersucht den höchsten Gipfel erreicht; denn nunmehr ist sie im Begriff, alle Pflichten gegen den geselligen Umgang unter ihre Füße zu treten. Es ist doch gewiß Pflicht, in gesellschaftlichem Leben die möglichste Höflichkeit und Artigkeit zu beobachten. Ich bin verbunden, mich mit dem zu unterhalten, der in einem engeren Zirkel mit mir ist. Und gesetzt auch, daß sich je zuweilen jemand vom andern Geschlecht etwas zu verbindlich gegen mich betrügt, kann ich davor? verdient' ich darüber angefeindet zu werden? Und ist man allemal gewiß versichert, daß es von jener Seite so übel gemeint war? Man kann auch nicht allemal wider den Strom, nicht immer mit der Thüre ins Haus fallen,

fallen, und öffentliche Verweise geben. Man muß oft aus Klugheit nur nach und nach seine bessere Gesinnung an den Tag legen. Besonders haben diejenigen, welche von der guten Meinung des Publikums gegen sie leben müssen, hohe Ursache, sich alle ihre Mitbürger und Mitbürgerinnen so geneigt als möglich zu machen, so lange es nehmlich ohne Verletzung eines guten Charakters geschehn kann. Sie müssen gesellig und umgänglich seyn, auch oft einen Umgang vertragen, welcher ihnen nicht sehr angenehm ist. Denn der trübselige Kopf, welcher das Licht scheut und sich von allem Umgange entzieht, oder in Gesellschaften mit keinem Menschen spricht, der wird nicht gesucht. Man hält ihn für dumm oder für hochmüthig. Denn solche Philosophen mögen wir heut zu Tage nicht mehr haben, die ihre Weisheit durch Stumm seyn an den Tag legen. Eben so unartig steht es einer Frau, wenn sie sich in Gesellschaften schnüppisch beträgt, wenn sie Pantomime spielt, und nur selten ein einsäztiges Ja oder Nein von sich hören läßt! — Denn noch giebt es so viel solche Starrköpfe, die in jeder freundlichen Miene, welche die Geselligkeit erfordert, Untreue lesen, die den Verweis der Gegenseite schlechterdings in einer Schüchternheit gegen andre suchen, und in einer Keuschlichkeit, daß man ja niemals mit dem andern Geschlecht, sondern immer nur mit seines gleichen spreche. Zu geschweigen, daß diese Thorheiten, welche unsre Nebenmenschen

menschen sehr geschwind gewahr werden, äußerst lächerlich sind, so bringen sie auch großen Schaden, denn der beschuldigte Theil wird ängstlich, schüchtern, wiegt Worte und Handlungen allzu genau, und wird dadurch ein elender Gesellschafter, den niemand gern sieht. Noch mehr: es entstehen aus diesem heimlichen Mißtrauen auch für die Gesundheit sehr nachtheilige Folgen. Denn wenn der Bekannte nun mit der größten Ängstlichkeit sich alle ersinnliche Mühe giebt, jeden Verdacht zu vermeiden, und dennoch nichts ausrichtet, wenn man fortfährt, ihn mit Verdacht und Mißtrauen zu quälen, so kanns nicht fehlen, er trünkt sich heimlich, und der stille Gram verzehrt sein Leben. Glaubt mir, meine Freunde, durch das häßliche Gift der Eifersucht ist schon so mancher aus der Welt gegangen. Heimlicher, anhaltender und schuldloser Kummer ist der Gesundheit weit nachtheiliger, als alle andre bläetische Fehler. Was hilft es, wenn der Beleidigter sich dann bey'm Grabe des Beleidigten die Haare ausraufen will, wenn er ausschreyt, daß er die Ursach seines Todes sey? Der Mord ist vollbracht. Der Entseelte bleibt leblos. Aber auf seiner Stirne, auf seinen Wangen thront noch die Unschuld, die noch einmal ihn rechtfertigt, eh' das Grab ihn verschließt!

Gesetzt aber auch, daß nicht Krankheit und Tod aus dem Kummer über ungerechte Eifersucht erfolgte, so entsteht doch gemeiniglich ein andrer Nach-

Nachtheil daraus, welcher ebenfalls den Beleidigten ausreichend bestraft. Nehmlich, der unschuldig beleidigte Theil zieht sich nach und nach vom beleidigenden ab. Diese Folge ist der Natur angemessen. Denn es fehlt nicht nur jene liebevolle Einladung zur Zärtlichkeit, sondern sie wird sogar gestört, gekränkt, erstickt. Wie kann man immer gleich stark lieben, wenn man vom geliebten Gegenstande unaufhörlich gefoltert, unschuldig angeklagt und zu niedrigen Handlungen fähig geglaubt wird? Es entsteht also Kälte, und aus dieser hinwiederum eine Menge anderer Nachtheile, als Verabsäumung des Hauswesens, schlechte Kinderzucht, Verkleinerungen und üble Nachreden von andern, Mangel u. s. w.

O welch ein Schlangenzüngiges Ungeheuer bist du, grausame Eifersucht, die du deine Waffen aus der Hölle borgtest! Tausend schwächliche Kinder schreyn über dich, die durch dich vom ersten Augenblick ihrer Entstehung an, sich wurden. Dir fluchen tausend vom Grame verzehrte Männer und Weiber, welche dich in ihrem Busen nährten. Du überwältigtest sie, daß sie die Herrschaft über sich selbst verloren, daß sie unaufhaltsam, nicht ihre Feinde, nein! ihre Lieblinge quälten, daß sie endlich sich selbst auf die grausamste Folter spannten, und auf einem Meere Unruhvoller QuaaLEN umher getrieben wurden! Denn der, welcher der Untrugs beschuldigt, ist eben so unglücklich, als der Beschuldigte. Er leidet durch Einbildung, dieser durch

**Vorwurf.** Auch reißt die wüthende Eifersucht, gleich einem Strome, unaufhaltsam alles mit sich fort. Sie achtet keine Gegenvorstellungen, keine Bitten, keine Entschuldigungen. Sie wird schneller im Lauf, mächtiger in der Dauer. Weil sie immer glaubt, sie sey gerecht, so will sie sich auch stets rechtfertigen, sucht stets mit brennenden Blicken Nahrung, und findet sie auch, weil sie nach und nach immer unwichtigere Kleinigkeiten zum Verbrechen macht, ja endlich selbst in die Augen strahlende Unschuld vergiftet. In ihren Augen ist nichts mehr schuldlos, alles verdächtig, alles Betrug. Sie sieht sich nur verachtet, und andre erheben, sieht in jedem Blicke gegen andre Zärtlichkeit, Gleichgültigkeit gegen sich, hört in jedem Worte gegen andre Schmeicheley und gefälligen Zauber!

O Himmel, welche grauvolle Bilder! Betrachtet sie, unglückliche Sklaven der Eifersucht! Sehet euch, Elende, fühlt eure Niedrigkeit und kehret zurück! Erkennt euren Irrthum, und besieget den Tyrannen eures Herzens, der euch zu Sklaven gemacht, und alle eure Empfindungen in seiner Gewalt hat! Sehet nicht immer nur zweydeutige und verdächtige Handlungen an euren Gatten. Vielmehr suchet überall edle Bewegungsgründe auf, die ihn so und nicht anders zu handeln vermochten. Ein unbegrenztes Zutrauen muß zwischen euch statt finden. Auch dann, wenn ihr Handlungen seht, die dem ersten Anscheine nach wirklich verdächtig schei-  
nen,

nen, so verdammet nicht gleich ohne Prüfung. Oft werdet ihr finden, daß feindselige Ränke oder übereiltes Urtheil euch täuschten. Und auch dann noch, wenn eure Untersuchung euch nicht Irrthum, sondern Wahrheit lehret, auch dann noch legt das Vergehen in die Waagschaale mit Bosheit und Ueber-eilung. Vielleicht ist es noch Zeit, den Verirrten, die Verirrte, auf den Pfad der Tugend und der Treue zurück zu leiten. Erhaben ist's, dem Belad- digen verzeihen, himmlisch, ihn lieben. Die Reli- gion giebt uns diese sanfte Regel nicht umsonst. Ihre Beobachtung ist für uns selbst von großem Nutzen. Denn jedes kleine Vergehen mit unver- söhulichem Zorne zu bestrafen, bringe uns selbst noch mehr um unsre Ruhe, macht uns zu Nachsichtigen und beraubt uns der himmlischen Augenblicke der Wiederveröhnung. Nur dann, wenn Bosheit bey der Untreue zum Grunde liegt, oder auch dann, wenn sie eine Folge des nie zu bessernden, nie in sich gehenden Leichtsinns ist, nur dann solltet ihr eure Herzen völlig von den Treulosen abziehen. Denn einen Undankbaren, einen Unverbesserlichen mit anhaltender Treue lieben, und ihm ewige Duldsamkeit erweisen, dies wird keine christliche Moral von euch verlangen.

Sanft und gesellig fließe das Leben sich treu liebender Gatten in der Ewigkeit Schooß! Eins beegne dem andern mit Liebe, und selbst Klebe sey die Strafe der zwischen Verbundnen vorgefallenen

Schwachheiten. Niemals prüfe man zu ängstlich des Vatters Handlungen, denn von Natur ist unser Herz mißtrauisch und findet bey zu vielem Nachgrübeln, aus Verstandeschwäche, oft Fehler, wo wirklich keine sind. Wodurch verdient Redlichkeit eine unaufhörliche mißtrauische Prüfung seiner Handlungen. Vielmehr verdient sie den Lohn des unumschränkten Zutrauens, auch selbst dann, wenn der äußere Schein wider sie ist. Bey der zu strengen Abwägung jedes Blickes, jedes Wortes, glauben wir dann oft äußern Schein der Untreue zu finden, wo auch sogar dieser nicht ist. Und selten belehren wir uns eines bessern, weil wir aus Eigensünnel uns so sehr ungern geirrt haben wollen, und also lieber die Unschuld fortfahren zu tranken, als unsre Uebereilung zu bekennen. — Fern sey von den Feinden der Ehe jene Megäre, die Eifersucht, die mit ihrem ersten Blicke unheilbar vergiftet! Ohne sie ist überall Eintracht und Stille, aber mit ihr überall Zwietracht, ja Vorschmack der Hölle.

Von derjenigen Eifersucht, welche zwischen einem sich liebenden noch unverheyrahteten Paare je zuweilen vorkommt, glaube ich nicht insbesondre handeln zu dürfen. Denn so lange sie sich nur lieben, ohne einander unverbrüchliche Treue und Standhaftigkeit zugesaget zu haben, so lange sind sie Veyde noch frey, so lange findet mithin zwischen ihnen keine Untreue statt, und so lange haben sie also auch gar kein Recht zur gegenseitigen Eifersucht. Lassen sie



sie sich dieselbe aber dennoch beherrschen, so ist sie  
 fruchtlos, und keine Gesetze, weder der Obrigkeit  
 noch der Moral, können sie rechtfertigen; wiewohl  
 ich nicht widersprechen will, daß sie demohngeachtet  
 manchmal die Untersuchung der Billigkeit verdient,  
 um die Gründe zu finden, welche sie nicht selten zu  
 ihrer Entschuldigung aufweisen kann. — Stehn  
 aber die liebenden Unverehelichten schon in dem  
 Verhältniß gegen einander, daß sie sich gegenseitige  
 Treue gelobt, mithin einander alle und jede An-  
 sprüche auf Unveränderlichkeit in der Wahl der Lie-  
 be eingeräumt haben, so gehören sie, meines Erach-  
 tens, unter die Zahl der Vermählten, und wir dür-  
 fen daher kein Bedenken tragen, ihnen alle die  
 Pflichten aus Herz zu legen, welche Vermählte zu  
 beobachten verbunden sind.

Noch fällt es mir ein, daß so häufig Eheleute  
 einander mit Eifersucht verfolgen, welche doch in  
 der ehelichen Treue selbst ausschweifen. Ich kann  
 mich nicht enthalten, über dieses Ereigniß herzlich  
 zu lachen. Jedoch möcht' ich auch zugleich unver-  
 söhnllich zürnen mit jenen Unbarmherzigen, welche  
 den unschuldigen Theil durch Mißtrauen kränken,  
 und doch selbst kein gutes Gewissen haben. Keine  
 Strafe ist für diese hart genug. Ich wag' es nicht  
 ihr Urtheil zu sprechen. Es sey einsichtsvollern  
 Richtern überlassen.

## Siebentes Kapitel.

### Schwangerschaften.

---

Nachdem wir einige moralische Pflichten der Ehegatten erwogen haben, so wird es nicht minder der Mühe werth seyn, unsre Aufmerksamkeit auf einige geschichtliche Eigenheiten des ehelichen Standes zu richten, und sie theils nach ihrer tadelhaften und tadelstreynen Beschaffenheit zu betrachten, theils die bey ihrer Gegenwart zu beobachtenden Pflichten aufzusuchen.

Das gewöhnlichste physikalische Ereigniß in der Ehe ist ehnstreitig die Schwangerschaft. Sie ist das wichtigste unter allen, und dasjenige, welches alle Stände miteinander gemein haben. Ihre Entstehung beruht auf physikalischen Geheimnissen, deren Enthüllung unsermeingeschränkten Auge wohl nie gewährt werden wird, was auch die scharfsichtigsten Physiologen immer erfunden und beobachtet zu haben glauben. Die gegenseitige Wirkung der Vermischung sowohl, als die Art der Entstehung des lebendigen Geschöpfes ist noch bey weitem nicht so deutlich erklärt, als die sich schmeicheln, die alles einzusehn glauben, und allen ihre Meinung mit einem gewissen Stolze auf ihre anerkannte Untrüglichkeit aufdringen. Dem Denker werden in dle-

sem

sein Falle immer noch tausend Zweifel übrig bleiben. Warum erfolgt oft da keine Schwangerschaft, wo Ehegatten mit dem stärksten Feuer der Zärtlichkeit lieben, und Kräfte der Jugend die Fülle besitzen? Und warum kommen oft Weiber, die mit ihren Männern in ewigen Zwietracht, Haß und Unselblichkeit leben, aller 3 Vierteljahr ins Kindbett? Warum zeugen manche Mütter eitel Knaben, andre eitel Mädchen? Warum sieht das Kind oft dem Vater so aufs Haar ähnlich, warum hat es so viel von seinen Eigenschaften und Fähigkeiten, da wir doch in unsern Tagen vor unwidersprechlich annehmen, daß der Urstoff in der Mutter verborgen liege? Warum wirken die Einbildungen und Aeußerungen der Mütter so viel auf die Bildung der Kinder, wenn sie auch schon in ihrem besten Wachsthum begriffen sind; Warum verursachen sie so oft unregelmäßige Gestalten? — Dies alles sind undurchbringliche Geheimnisse der Natur und physikalische Gesetze, die wahrscheinlich ihre bestimmten Regeln haben, ob wir schon alle diese Dinge, um unsrer, uns eigentlich ja doch nicht beschämende, Unwissenheit hierinnen nicht bekennen zu dürfen, Spiele und Abweichungen der Natur nennen. Je weniger Zuverlässiges uns aber von der Geschichte der Erzeugung bekannt ist, desto weniger sind wir im Stande, ihren Mängeln abzuhelpen und ihre Vorkommenheiten zu erhöhen; das heißt, wir können in diesem Falle keine Pflichten festsetzen, deren

Beobachtung von unsrer Seite erforderlich wäre, außer den allgemeinen physikalischen, nehmlich, daß wir unsern Körper nicht entnerven, schwächen und austrocknen sollen, um uns zur Hervorbringung uns ähnlicher Geschöpfe nicht untüchtig zu machen, oder Schwächlinge zu zeugen. All das Uebrige hängt nicht von uns ab. Wir gehorchen dem thierischen Triebe, und erwarten von der Natur die geheimnißvolle Entwicklung seiner Folgen.

Aber genauer ist die menschliche Kenntniß von dem Wachsthum des neuen Menschen unterrichtet. Sie kann daher auch gewisse Regeln festsetzen, vermöge deren Beobachtung er nicht nur für allen Hindernissen in seiner Vervollkommung geschützt, sondern dieselbe auch aufs beste befördert werde. Diese Regeln werden aus der Theorie und aus der Erfahrung hergeleitet. Sie machen einen sehr wichtigen Theil der Diät aus, und dennoch sind sie es, welche, leider! am meisten vernachlässiget werden. Man geht wahrlich mit der Frucht in Mutterleibe zu nachlässig um. Aber es ist im Gegentheil auch gewiß, daß man die Schwängern bisweilen zu sehr verzärtelt. Diese allgemeinen Fehler haben mich bewogen, den Pflichten, die jedem Ehepaar bey der Schwangerschaft obliegen, ein eignes Kapitel zu weihen. Man fürchte nicht, daß ich allzu medicinisch, mithin für allerley Leser unverständlich reden werde. Ich werde mich bemühen, sowohl einige bey dieser Sache allgemein eingetiffene Fehler

und

und Irrthümer zu rügen, als auch bessere Belehrung derselben, nicht minder verschiedene diätetische Regeln der Schwängern in allgemein faßlichen Ausdrücken vorzutragen. Werfet nicht unwillig das Buch hin, und saget: dies gehört für den Arzt, was gehet es uns an? Nein, nein! mit Ärzten rede ich nicht, denn diesen ist alles bekannt, was ich hier sage. Es gehört für die, die es noch nicht wissen und doch als allgemeine Lebensregeln wissen sollten. Wahrheiten und Regeln aus der Diät können nicht oft genug geprediget werden. Und mir deucht es würksamer zu seyn, wenn man sie ganz unerwartet neben andern Unterhaltungen vorträgt, als in einem systematischen Buche, welches von Nichtärzten entweder gar nicht gelesen, oder wegen seiner kunstmäßigen Eintheilungen nicht von ihnen verstanden wird.

Die Pflichten einer Mutter während ihrer Schwangerschaft sind zweifach. Einmal müssen sie auf ihre eigne Erhaltung und zweytens auf das Wohl ihres Kindes gerichtet seyn. Da sie aber, ohngeachtet ihres zweifachen Entzwecks, dennoch in der innigsten Verbindung miteinander stehen, so ist es nicht nöthig, von jeder absonderlich zu handeln.

Die Wahl der Speisen und Getränke sowohl, als die Quantität derselben, ist in der Schwangerschaft unter den diätetischen Regeln eine der ersten. Durch die in diesem Falle begangnen Fehler wird eine zahllose Menge Krankheiten, schwere Geburten

und traurige Folgen nach der Niederkunft veranlaßt. Der Arzt sage, was er wolle, man hört ihn, und glaubt ihm nicht, und folgt seinen eignen Begierden. Aber dumme abergläubische Regeln, die sich aus den Zeiten der Blindheit von Großmütter zu Großmütter fortgepflanzt haben, werden mit Enthusiasmus, mit einem grenzenlosen Vertrauen auf ihre Untrüglichkeit, willig beobachtet. Ich finde es nicht dienlich, einige davon zu nennen, indem sie größtentheils mit dem Schmutze verwandt sind. Hebammen und erfahrene Mütter können in diesem Falle bessere Anstunft geben.

Es verräth keinen geringen Grad von Einsicht, wenn man einer Schwangern die Eingeweide mit erstaunenden Portionen Speise anfüllt, unter dem Vorwande, sie müsse ja für zwey Personen essen. Die Eingeweide können selbst im gesundesten Zustande nicht mehr Nahrungsaft bereiten, als ihre organische Kräfte erlauben. Sobald wir das gehörige Maas von Speise überschreiten, und sie überladen, so empfinden wir Beschwerden, welche gemeinlich nicht eher als durch Erhöhungen, oder durch verkehrte Wirkung der Fibern, das heißt, mit Durchfällen oder Erbrechen sich endigen. Wie viel leichter werden aber nicht die Eingeweide einer Schwangern bey'm Uebermaas der Speisen diesen Folgen ausgesetzt seyn, da sie von der ausgedehnten und schweren Gebärmutter gepreßt, ja aus ihrer gewöhnlichen Lage getrieben werden. Da nun aber  
aller.

allerdings die Mutter in den spätern Monathen der Schwangerschaft, wegen des schnellern Wachsthumes der Frucht, mehreres Nahrungsbedarfes bedarf, als in den erstern, wo noch der kleinste Theil von Pulsaderblute zur Frucht übergeht, so kann sie sich zwar mehrerer Nahrung bedienen, als gewöhnlich, aber sie muß ganz kleine Portionen auf einmal essen, und lieber zehn kleine Mahlzeiten verrichten, als eine einzige große. Auf diese Art wird ihre Verdauung in beständiger Ordnung erhalten, und die Eingeweide werden für zu heftiger Zusammendrückung gesichert, ohne die den Milchsaft und das Blut bereitenden Organen zu überladen. Ueber dieses darf man auch nicht glauben, daß der öftre und anhaltende Hunger der Schwangeren allemal von der zu nährenden Frucht herrühret. Es sammeln sich während der Schwangerschaft, durch den Druck der Gebärmutter auf die Eingeweide, in denselben verschiedne saure und reizende Unreinigkeiten, welche die Nerven der Speisecanäle beständig reizen und dadurch einen stetswährenden Hunger verursachen. Diese lassen sich durch gelinde Abführungsmittel selten wegschaffen, und starke darf man hier nicht anwenden. Man muß sich also diese Beschwerde gefallen lassen, bis nach der Niederkunft, wo die Natur diese Exuberanten nicht selten von selbst abführet, oder doch kleinen Hülfsmitteln Preis giebt. Die Wahl der Speisen dürfte, vorausgesetzt, daß man die Gesehe der geringen Quantität beobachtete, vielleicht

vielleicht so pünktlich nicht seyn; jedoch müssen gewisse Speisen gänzlich vermieden werden, welche aber, weil sie theils zu weitläufig, theils zu verschieden in ihrer Wirkung sind, nur von dem Arzte, oder von der relativen Erfahrung bestimmt werden müssen.

In der Diät des Getränkes fehlt man auf eine entgegengesetzte Art. Man trinkt gemeinlich zu wenig. Schwangere sollten fleißig trinken. Sie werden dadurch der Verdünnung und Stockung des Blutes vorbeugen, welche beiderseits in diesem Zeitpunkte so gewöhnlich sind. Ihr Getränk muß daher verdünnend seyn. Zu diesem Behuf ist das bloße Wasser am besten. Auch das Bier ist unschädlich, ja in einiger Hinsicht sehr nützlich. Besonders muß hier die Gewohnheit zu Raube gezogen werden. Auch selbst geistige Getränke, wenn sie rein sind und mäßig genossen werden, können nicht schaden. Hier kann ich nicht umhin beiläufig ein paar Worte vom Koffee zu sagen. Es ist schrecklich, wie sehr dieser an und für sich nützliche Trank gemißbraucht wird. Man trinkt ihn zum Zeitvertreib und zum Wohlbehagen. Er ist der Labetrank aller Stände, ja die gemeinste Bettelstrolche trinkt ihn täglich zwey bis dreymal. Zwar bereitet sie ihn äußerst dünn und mischt gebrannte Wurzeln und dergl. darunter; aber desto schädlicher ist er. Denn das Oel, der beste Bestandtheil des Koffees, geht durch die allzu starke Verdünnung, öftre Abkochung

und



und Vermischung andrer Oefte fast gänzlich verloren. Ich merke dies deswegen an, weil man insgemein in dem Wahn steht, das Oel des Koffees sey dasjenige, was seinen Gebrauch der Gesundheit nachtheilig mache. Richtig, wenn der Koffee schlecht, alt, mithin sein Oel ranzig ist. Wenn er aber aus einer seinem Wachsthum günstigen Gegend, und überhaupt frisch ist, so sind seine blichten Bestandtheile gewiß dasjenige, was alten oder schwachen Personen Kräfte giebt, Schläfrige ermuntert, Kopfschmerzen hebt und den Stuhlgang befördert. Dies bewirket einigermassen die Verschiedenheit in der Vereitung des Koffees. Derjenige, welcher gewöhnlicher Weise bey der Ghit des Feuers gekocht wird, würket immer weniger gute Folgen auf den Körper, als der, welchen man durch die Filtration bereitet. Jener behält zuviel irrdische Theile bey sich, und sein leichtes flüchtiges Oel wird durch die langweilige Abkochung größtentheils heraus und in die Luft getrieben; bey diesem hingegen wurden die blichten Theile durch die Schnelligkeit der Vereitung mit ausgegoßnem kochendem Wasser völlig aufgelöst und dem Wasser bengewischt, und alle irrdische Theile bleiben im Filtrirtuche zurück. Daß das Oel des Koffees sehr durchbringend und flüchtig, mithin würksam sey, beweiset, außer vielen andern Folgen, auch vorzüglich das Zittern, welches Vollblütige und sehr reizbare Personen bald nach dem Genuße des Koffees bis in den äußersten Theilen

Theilen ihres Körpers empfinden. Hieraus folgt  
 allerdings, daß solche Leute den Koffee gänzlich zu  
 vermeiden haben, wie denn überhaupt jede gute  
 Sache unter gewissen Umständen nicht gut ist. Es  
 folgt ferner hieraus, daß man das Oel des Koffees,  
 ohngeachtet es sein bester Bestandtheil ist, nicht mit  
 gar zu wenigem Wasser auflösen müsse, indem es  
 auf diesen Fall zu kräftige Wirkungen äußert, die  
 leicht nachtheilig werden können. Man sieht leicht,  
 daß ich dem Koffee, im Ganzen genommen, das  
 Wort rede, und dies geschieht keinesweges mit  
 Partheylichkeit. Denn ich vor meine Person trinke  
 früh beym Aufstehn und gleich nach dem Mittags-  
 essen jedesmal eine Tasse schwarzen, filterirten Koffee  
 mit einigen Quentchen Zucker vermischt, woraus  
 man wohl nicht auf eine Leidenschaft für den Koffee  
 schließen kann. Ich rede ihm das Wort, weil er  
 ein nütliches Product der Erde ist, das Tausenden  
 Munterkeit giebt, und, mit gehöriger Vorsicht ge-  
 braucht, den mehrsten Menschen bekomme, auch so-  
 gar die Wirkung einiger Arzneymittel sehr kräftig  
 unterstützt. Aber den häufigen Gebrauch, vermöge  
 welchem viele Personen täglich 6. 8. 12. und meh-  
 rere Tassen trinken, werd' ich nie anders als herzlich  
 mißbilligen, theils weil wir in den meisten Gegenden  
 Deutschlands nur schlechten und ranzigten Koffee  
 bekommen, den wir doch, aus Mangel an bessern,  
 nicht vermeiden können, theils weil auch selbst der  
 beste Koffee durch seinen Misbrauch auf unsre Kör-  
 per

per zu viel Wirksamkeit äußert, so wie alle stärkenden Sachen, im Uebermaas genossen, der thierischen Maschine schaden. Soll ich endlich bestimmen, ob Schwangern der Koffee zu erlauben sey, so möchte ich beynahe Ja sagen, wosern sie nehmlich strenge Mäßigkeit beobachten wollen, und nicht besondre Beschaffenheiten des Körpers, die ihr Arzt untersuchen muß, es verbieten. Ich will meiner Seits nur einen Bewegungsgrund anführen, welcher mir sehr wichtig scheint, dabey aber die andern übergehe, deren noch eine gute Anzahl da wären. Ein für allemal lehrt es die tägliche Erfahrung, daß der Koffee bey sehr vielen Personen die Oeffnung des Leibes befördere; denn wenn es blos allein das warme Wasser thäte, wie die neuern Aerzte wollen, so müßten alle warme Getränke die nehmliche Wirkung thun, welches doch nicht also ist, und von der öftern Erfahrung widersprochen wird. Da nun Schwangere zu Verstopfungen insgemein sehr geneigt sind, so folgt schon hieraus, daß man ihnen den mäßigen Gebrauch des Koffees mit einigem Recht erlauben könne, der übrigen, theils noch nicht anerkannten, theils nicht gehörig untersuchten guten Wirkungen desselben zu geschweigen.

Noch muß ich erinnern, daß der Mißbrauch der warmen Getränke, welcher überhaupt ein wahres Gift ist, auch den Schwangern in vieler Rücksicht schädlich werden könne.

Die folgende diätetische Regel für Schwangere ist, daß sie mit Bewegung und Ruhe, mit Schlaf und Wachen gehörig abwechseln. Verständiges Eitzen mit leichten weiblichen Arbeiten verbunden, ist auf doppelte Art nachtheilig, einmal, weil dadurch eine Stockung in den Eästen begünstiget wird, wozu Schwangere aus mechanischen Gründen überhaupt sehr geneigt sind, und dann, weil sie im Eitzen den Körper immer vorwärts beugen, und dadurch alle Eingeweide des Unterleibes, mithin auch die Mutter, anhaltend pressen. Aber es ist im Gegentheil auch oftmals schädlich, wenn Schwangere heftige Leibesbewegungen und Arbeiten unternehmen. Sie geben dadurch nicht nur Gelegenheit zu unzeitigen und frühzeitigen Geburten, sondern sie setzen sich auch der Gefahr aus, ihre Eingeweide durch schnelle Concussionen zu verletzen. Vorzüglich müssen sie sich in den ersten und letzten Monaten der Schwangerschaft für heftigen Bewegungen, langen Promenaden und schnellem Fahren, besonders in steinigten Wegen, hüten. Es macht keinen Einwurf, daß Weiber auf dem Lande und in den Vorstädten während ihrer Schwangerschaft alle ihre gewöhnliche Feld- und Hausarbeiten ohne Nachtheil verrichten. Denn erstlich glaube ich, es ist noch nicht genug untersucht worden, ob nicht aus dieser Unvorsichtigkeit auch bey dieser Art Leute öfters üble Folgen entstehen, welche man alsdenn gemeiniglich andern Ursachen zuzuschreiben geneigt ist;

ist; und zweyten sind auch die Körper dieser Mütter fester und unempfindlicher, mithin haben ihre Muskelfasern mehr Elasticität und die Verbindung des Kindes mit der Mutter ist dauerhafter, als bey denen durch Luxus oder Verzärtelung geschwächten Städterinnen.

Es folgt aus allem diesen, daß man zwischen Bewegung und Ruhe eine gehörige Mittelstraße wähle, daß man arbeite und gehe, ohne sich zu ermüden, und daß man ausruhe, ohne träge zu werden.

Eben so verhält sich mit Wachen und Schlafen. Zu vieles Wachen würde der Schwangeren eine Wohlthat entziehen, die am fähigsten ist, ihren Körper in der gegenwärtigen Verfassung zu stärken. Zu vieler Schlaf würde ihnen Taumel, Kopfschmerz, Mangel an Eß- und Trunklust zuziehen. Ueberhaupt aber ist der Schlaf für Schwangere eine sehr heilsame Sache, und sie können ganz sicher in dieser Epoche einige Stunden mehr schlafen, als sie sonst zu thun gewohnt sind.

Daß frische Luft der Gesundheit des Körpers unentbehrlich sey, können wir an uns selbst täglich wahrnehmen, wosern wir nicht Zärtlinge sind, denen das bis zum Ersticken eingeheißte Zimmer ein Paradies ist. Wir werden bald die verdrüßlichsten Zufälle empfinden, wenn wir der freyen Luft gewohnt sind, und sie durch irgend einen Zufall auf einige Tage entbehren müssen. Um desto mehr hüte

sich also eine Schwangere, daß sie sich nicht zu lange und anhaltend in einer eingeschlossnen, mit faulen Dünsten geschwängerten Luft aufhalte. Denn ihre Cäfte sind in diesem Zeitpuncte ohnedies mehr als jemals zu einer fauligten Schärfe geneigt, welche durch dergleichen unreine Luft sehr vermehret wird.

Gemeinlich wird die Luft durch die unmäßige Hitze, welche man in den Zimmern bereitet, gewaltig verderben. Wie viel hundert solche Thoren giebt es nicht, welche zittern, in der strengen Winterkälte ein Fenster zu öfnen, geschweige daß sie es eine Viertelstunde offen lassen sollten, und lachen, wenn man im Januar um die Mittagsstunden ins Kerkerthüren geht. Sie kerkeren sich in ihre glühende Stube, warum das Papier trumm läuft, und die Vogel vom Stengel fallen, und wenn sie Gießkaffe abrufen, so pufeln sie ganz entschuldig, obwohl sie gehörig, vielleicht allzusorgfältig, verwahrt sind. Viele Schwangere, besonders die, so es das erstemal sind, vertragen wenig oder gar keine Hitze, weil sie sich Blutswallungen, Uebelkeiten und Ohnmachten dadurch zuziehen. Auch ist die Kälte für eine Schwangere sehr groß, wenn sie nach einem feurigen Giste jahling in die kalte Stube kommt, welches daher so viel als möglich zu vermeiden ist.

Den so schädlich sind den Schwängern alle scharfe Wek, alle starrriechende Gewürze, alle narcotische Pflanzen, und nicht selten auch sogar dieje-

dieserigen sanftriechenden Blumen, welche andern Personen angenehm und erquickend sind. Man muß daher, weil man diese Dinge nicht immer vermeiden kann, sehr vorsichtig mit ihnen umgehen, und ihre Gerüche so viel als möglich in einen weiten Luftraum auszubreiten suchen, welches durch Oefnung der Thüren oder Fenster am besten bewürkt werden kann. Ich habe nicht selten Schwangere in den heftigsten Ohnmachten gefunden, welche ihnen Lilien, Pergamottöl und dergl. zugezogen hatte. Vorzüglich sind alle jene süße Parfüme schädlich, welche der Luxus und die Mode uns auf den Kopf, die Brust und in die Kleider, noch öfter ins Schnupftuch und in den Taback zu bringen lehren. Diese Gewohnheit schadet wirklich den meisten Menschen. Wie viel mehr wird sie nicht Schwängern schaden, deren Nervensystem oft nicht die mindeste Anstrengung duldet?

Noch immer herrschet mit unumschränkter Macht bey dem schönen Geschlecht jene Unart, über glühende Kohlen zu stehen oder zu sitzen. Wollen junge Mädchen sich also vor der Zeit alt machen, und auf solch eine elende Art sich räuchern, meiner wegen, ich will nichts dazu sagen, ohngeachtet schon tausendmaliges Unheil daraus entstanden ist. Aber unausbleiblich ist der Nachtheil dieser Gewohnheit für Schwangere. Diese graden Weges zur Mutter aufsteigende mephitische Lust richtet gewaltige Verwüstungen an, auf deren genauere Erklärung ich

aus zureichenden Gründen mich hier nicht einlassen will.

Ich komme auf die Kleidung der Schwangeren, welche ich auf keinen Fall übergehen darf. Denn auch hierinnen wird eine große Anzahl von Fehlern begangen, die ich nun aber freylich nicht sammt und sonders anführen kann und will, sondern von denen ich nur einige Hauptsachen berühren werde. Die lieben Schnürbrüste ziehn zuerst meine Aufmerksamkeit auf sich. Ich weiß nicht, welcher scindselige Genius dem Erfinder dieser Harnische solch einen wunderlichen Einfall muß zugeflüstert haben. Dieser Anzug schickt sich wohl eher vor einen auf Abenteuer ausachenden Ritter, als vor das friedfertige, zärtliche schöne Geschlecht. Sollte nicht die Sorgfalt, mit welcher man vielleicht in der Vorzeit einigen, unregelmäßig gewachsenen Frauenzimmern, oder solchen, die ihren Körper nicht aufrecht erhalten konnten, zu Hülfe kommen wollte, Gelegenheit dazu gegeben haben? Und das liebe Frauenvolk ist alsdenn vermuthlich insgesammt betrogen worden, es nachzuahmen, theils um ihren leidenden Schwestern Gesellschaft zu leisten, theils sich selbst für ähnlichen Unfällen zu schützen. Daraus ist dann nach und nach eine geschmackvolle Mode entstanden. Doch, es gebührt mir nicht, der Geschichte der Schnürbrüste nachzugrubeln. Ich begnüge mich, zu behaupten, daß das Frauenzimmer ganz gewiß ohne Schnürbrüste grade, und nett gekleidet einhergehen könnte,



konnte, wenn man sie nicht von Kindheit an dazu gewöhnte, und daß also vorläufig diese Mode ganz und gar überflüssig ist. Dies abgerechnet, so sind sie auch äußerst schädlich. Junge Mädchen dürften allenfalls ihre Nachtheile, wenn sie sie einmal gewohnt sind, und nicht übermäßig zusammen schnüren, noch verwinden. Aber die Schwangere sollte, sobald sie die Veränderung merkt, diesen Harnisch schlechterdings wegwerfen. Er benimmt ihren Muskeln die gehörige Elasticität, er schneidet über den Hüften ein, woselbst er die Gebärmutter nebst den Eingeweiden zusammen preßt, und ist dem Körper besonders zu der Zeit sehr hinderlich, in welche er, mechanischen Gesetzen zu Folge, immer höher nach der Herzgrube hinaufsteigt. Er hindert endlich die Brüste, sich gehörig auszubreiten, und die herzufließende Milch in ihre Gefäße aufzunehmen. Kurz, er stiftet mancherley Unheil an, welches hier nicht alles zu berühren ist. Es ist wahr, daß man die übeln Folgen der Schnürbrüste durch wenigstens Zusammenschnüren einigermaßen verhüten kann, aber dann stehn sie auch gewiß sehr elend, und der Körper hat in seinem natürlichen Wuchse alsdenn zuverlässig ein besseres Ansehen; wie denn überhaupt die Nettigkeit der Schnürbrüste, nur eine affectirte Schönheit ist, welche die Mode geheiligt hat, und durch welche die Damen ein Wespenartiges Ansehn bekommen.

Auch ein paar Worte von den Schuhen. Es ist eine schreckliche Gewohnheit, daß die Damen Schuhe tragen, an welchen sich Absätze von 4 bis 5 Zoll messender Länge befinden. Ohne einen äußerst vorsichtigen und tanzmeisterischen Gang ist man gewiß jeden Augenblick in Gefahr, mit diesen Schuhen umzubrechen, und zur Erde zu fallen. Dies möchte denn eine Nichtschwangere noch verschmerzen können, und, um der Mode zu huldigen, willig erdulden. Aber man sieht leicht, welcher Nachtheil einer Schwangeren aus dieser Gefahr zuwachsen kann. Die kleinste Erschütterung ist ihr schädlich; wie viel mehr würd' es also nicht ein solcher unerwarteter Fall seyn, der auf ebnem Wege möglich ist. Ich möchte daher aus wahrer Menschen- und Nächstenliebe die Schwangeren recht dringend bitten, daß sie doch ihre Absätze um einige Töne herabstimmten, um sich und ihre Frucht nicht durch eine so lappische Sache in große Gefahr zu setzen.

Noch sind die Gemüthsbewegungen zurück, welche hier ebenfalls einen sehr wichtigen Platz einnehmen. Die dabey zu beobachtenden Pflichten müssen für allen andern dem Manne zugleich wichtig seyn. Zwar ist er in allen den bisher erwähnten Fällen verbunden, seiner hoffnungsvollen Gattin Sorgfalt und Verstand zu gewähren, aber die folgenden Seiten werden uns überzeugen daß er bey der Verhütung der Gemüthsbewegungen seiner Schwangeren vorzüglich aufmerksam seyn müsse.

Das

Das schöne Geschlecht ist zur Veränderlichkeit in seinen Affecten sehr geneigt. Alle Freuden und Leiden wirken allgemein schneller auf dasselbe, als auf die Männer. Daß es Ausnahmen giebe, versteht sich. Nun entstehen unzählige Krankheiten der Frauenzimmer von dem Etwas der Leidenschaften. Wenn aber bey Mädchen oder nicht schwangeren Frauen die Leidenschaften so oft böses wirken, wie viel mehr werden sie nicht bey Schwangeren thun, deren Reizbarkeit in diesem Zeitpuncte weit größer als sonst ist? Dennoch ist man in dieser Falle äußerst nachlässig. Man schont solche Personen nicht gehörig, man setzt sie ohne Rücksicht auf ihre Verfassung allem Aergernisse aus. Sie selbst geben stürmischen Empfindungen der Zärtlichkeit Raum, oder erlaube den Bey Schlaf, welcher nebst dem Nachtheil für den Körper, zugleich den Geist gewaltig angreift; oder sie ärgern sich über unangenehme Kleinigkeiten in der Concoction bis zum Zittern und Beben, worauf ich nicht selten galliges Erbrechen, Blutspucken oder andre Verblutungen und endlich sogar unzeitige Geburten haben entstehen sehen. Alle diese Dinge muß die zukünftige Mutter sorgfältig fliehen. Sie setzt sich der Gefahr aus, eine Mörderin ihres Kindes oder ihrer selbst, oder wohl gar beider zugleich zu werden. Wenigstens kann sie oder ihre Frucht in der Zukunft einen solchen Körper davon tragen, welcher oft noch unerträglicher ist, als der Tod selbst. Sollten diese

Gründe, deren Wahrheit und Gewicht jeder Arzt bestätigen kann und wird, nicht zureichend seyn; uns zur Vorsichtigkeit aufzufordern?

Hier ist aber auch, wie schon berührt worden, derjenige Zeitpunkt, wo sich die Klugheit und die Särtlichkeit des Mannes am thätigsten äußern kann. Er muß hier nachgeben, so viel, als die Vernunft erlaubt. Er muß kleine Beleidigungen geschwin- der als sonst verschmerzen. Er muß den Eigensinn der Frau, welcher in der Schwangerschaft höher als sonst steigt, oder sich auch wohl bey solchen, die ihn zu andrer Zeit nicht hegen, einfundet, nicht mit dringendem Ernste, sondern mit nachgebender Sanft- muth behandeln. Noch mehr, er muß nicht nur die ihm gegebenen Gelegenheiten zum Zorn großmü- thig übersehen, sondern er muß auch selbst alles vorsätzlich vermeiden, was von seiner Seite zu Zwi- stigkeiten Anlaß geben könnte. Seine Laune muß sich jetzt mehr als jemals in die Fessel der Klugheit schmiegen. Und damit seine Gattin der übeln Laune, wozu sie jetzt mehr als jemals geneigt ist, seltner nachhänge, so muß er ihr, so viel in seinen Kräften steht, anständige Vergnügungen und Zer- streuungen zu machen suchen. Er wird hierbey selbst gewinnen. Seine liebe Schwangere wird ihn weniger mit Grillen plagen, und desto gewisser mit einer glücklichen Geburt künftig erfreuen.

Damit aber diese Nachgiebigkeit des Mannes nicht großen Schaden nach sich ziehe, so sey auch  
die

die Frau daran erinnert, daß sie aus dieser Nachgiebigkeit nicht ein Gesetz, nicht eine Gewohnheit mache, noch es zu andern Zeiten eben so verlange. Noch viel weniger muß sie auf diese Pflicht des Mannes pochen, und in ihrer Schwangerschaft, nach dem Ausdruck des Pöbels, ihn scheeren, in der Zuversicht, daß es ihr vor voll ausgehen werde. Der männliche Geist ist auch unleidlich, wenn er zu sehr gereizt wird, aber aewiß äußerst nachgiebig, besonders gegen die Gattin, wenn sie ihn mit Artigkeit behandelt. Wenn also die Sache zu weit geht, so kann er nicht mehr, und in keinem Zeitpunkt nachgeben, denn er würde seine Rechte verlieren, die Sache zur Gewohnheit werden, und er künftig den Spinnrocken ergreifen oder Kinder warten und wiegen müssen.

Die Pflichten aus der Diät, welche Schwangere von zarter Erziehung beobachten sollten, sind mir überhaupt so wichtig und heilig, daß ich sie mit großer Betrübniß fast täglich verlesen sehe. Denn es werden eine Menge traurige Folgen durch ihre Vernachlässigung veranlaßt, die man im gemeinen Leben immer lieber andern Ursachen aufzubürden geneigt ist. Grobe Fehler in der Diät schaden nicht nur Mutter und Kinde, wie ich schon erwähnt habe, sondern sie verursachen auch künftige Unfruchtbarkeiten, oder öfters auf einander folgende Gefälle der Früchte. Wodurch denn also der Welt viele neue Ankömmlinge nichtsinngig entzogen werden.

Um endlich auch diejenigen Regeln, welche die Erfahrung am besten lehret, nicht zu verabsäumen, so ist es die Pflicht einer jeden jungen Frau, die in den ersten Jahren ihrer Schwangerschaft sich befindet, und welcher mithin vieles noch neu und fremd ist, daß sie unter andern, mehrmals die Geburt und Schwangerschaft überstandenen Frauen, sich eine Freundin wähle, die vertraulich und redlich ihr guten Rath ertheile, und ihr im geselligen Umgange nach und nach beibringe, was sie zu thun und was sie zu unterlassen habe. Die Nützlichkeit dieses Vorschlages ist sehr einleuchtend. Dennoch darf ich auf wenige Befolgung rechnen, denn ich weiß aus der Erfahrung, daß die meisten von denen, welche das erste mal schwanger sind, äußerst furchtsam und schamhaft damit umgehen, und lieber mit Schaden klug werden, als erfahrenen Freundinnen ihr Herz eröffnen.

Aber ich muß abbrechen. Vielleicht hab' ich ohne dies schon den Vorwurf zu gewarten, daß ich zu lang gewesen. Doch, den will ich gern tragen, und um so geduldiger, je weniger ich ihn verdiene. Die Lauterkeit meiner Absicht muß mich entschuldigen. Als Arzt bin ich eigentlich noch viel zu kurz gewesen. Aber da ich für allerley Leser schreibe, so muß ich besorgt seyn, keines Geduld zu ermüden.

## Achtes Kapitel.

### Wochenbetten.

Da die diätetischen Regeln, welche eine Kindbettlerin zu beobachten hat, theils mit den lehrerklärten einer Schwangern in den meisten Stücken übereinkommen, nur mit dem Unterschiede, daß die letztern Wochen nach und nach immer weniger Zwanges bedürfen, theils die Beschaffenheiten der Körper in diesem Falle allzu verschieden sind, indem einige sich äußerst kränklich dabey befinden, andre ein paar Tage nach der Geburt wieder alle ihre Geschäfte mit Munterkeit verrichten, so ist es nicht meine Absicht, den Ton des Arztes in diesem Kapitel anhaltend fortzusetzen. Vielmehr 'werd' ich einige Augenblicke bey den häuslichen Einrichtungen und Auftritten verweilen, welche auf die Geburt eines neuen Weltbürgers erfolgen.

Die Taufe, jene feyerliche kirchliche Handlung, wird vielleicht oft aus Unwissenheit, noch öfter aus Hochmuth, ihrer einfachen Würde beraubt, und unter die Eitelkeiten der Menschen herabgewürdigt. Uebermäßige Pracht im Puzze des kleinen unschuldigen Täuflings und große Verschwendung bey Tauffessen, entheiligen von Seiten der Eltern die Würde der Taufe, theils indem sie überhaupt aus einer rabdelhaften

delhaften Quelle fließen, theils indem sie bey vielen der Oeconomie gewaltiges Nachtheil bringen. Ein Mann von Vermögen kann allerdings einen hierbey geschehenen großen Aufwand leicht übersehen. Aber desto schlimmer für den Unbegüterten, der mit ihm gleiches Standes ist: Angebohrne Ehrbegierde erlaubet ihm nicht, sich dem zweydeutigen Urtheil des Pöbels auszuweichen. Er muß es, nach hergebrachten bürgerlichen Einrichtungen, seinem Vorgänger gleich thun. Was hilft's, daß wir sagen: er kann sich ja darüber wegschicken, und handeln, wie er kann und will! Jeder setze sich an diese Stelle, und urtheile unbefangen. Bürgerliche Gewohnheiten sind oft strengere Gebieter über unsre Handlungen, als die theoretischen nicht immer anwendbaren Regeln aus der Philosophie. Aber einstimmige Abschaffungen solcher Verschwendungen und Mißbräuche, wo die reichsten im Volk die Simplicität bey dieser Sache gemeinschaftlich einführen, würden nach und nach durchdringen.

Hieher gehört auch unsre Einrichtung mit den Gevatterschaften. Eins folgt aus dem andern. Wenn die Eltern des Züßlings verschwenden, wollen und dürfen sich die Vathen auch nicht schimpfen lassen. Dennoch gewinnt von beyden Theilen keiner, nur die Bedienungen, die Kuchenbäcker, Conditoren und Weinhandler werden bereichert. Auch ist es eine äußerst unangenehme Sache, daß es jedem Menschen erlaubt ist, wenn er nur will, zum Vathen seines



seines Kindes zu wählen. Personen, die vermöge ihres Amtes und ihrer Geschäfte mit sehr vielen Menschen in einiger Verbindung stehen, werden des Jahres wohl 15 bis, 20mal zu Gevattern gebeten. Und die Kirche, oder vielmehr die Priester haben sich das Recht angemaacht, daß sie jeden, dem diese Ehre wiederfährt, zur Annahme derselben zwingen wollen. Dies ist ein gewaltiger Despotismus, und ich zweifle, daß er sich auf wirkliches Recht gründet. Der Vornehmere wird durch diese Keckheit, welche die Kirche mit ihrem Ansehen unterstützt, fast alle Wochen von dem Geringern, mehrtheils ohne erhebliche oder wohl bey gar keiner Bekanntschaft, überlaufen, ob schon sein Geldbeutel nicht selten gar schwache Quellen hat. Und wenn die dabey verwendeten Ausgaben nur noch dem Kinde zu Gute kämen! Nein, auch hier geschieht der häufigste Mißbrauch. Eltern vom geringern oft auch vom mittlern Stande, nehmen das Eingebilde, bezahlen davon die Freßereien, und machen sich von den Ueberbleibseln noch ein paar gute Tage. Lößlicher ist die Gewohnheit einiger Vornehmern im Volk, welche nur einige Erfrischungen auftragen, und gar keinen Pathenpfennig annehmen. Doch sind auch hierbey die großen Trinkgelder für die vielerley gegenwärtigen Bedienungen dem nicht reichen Manne schon lästig. Daß übrigen Pathen und Zeugen der Tauffhandlung eingeführt sind, ist sehr löblich, nur sollte man nicht, wie  
bey

bey den Adlichen, Landgeistlichen u. a. m. wohl eine Mandel Gevattern dulden, sondern sie, gleich den übrigen, auf eine kleine Zahl einschränken. Endlich muß ich auch noch berühren, daß die Gewohnheit, Kinder zu Vathen zu bitten, gewiß äußerst lächerlich ist. Warum duldet doch diese die Kirche, da sie in andern Dingen so streng und gewissenhaft ist? Hierbey wird ja der Entzweck der Vathenschaft auf keine Weise befriedigt, und es ist sehr in die Augen fallend, daß man sie aus eigennützigem Absichten bittet. Sie freun sich zwar gewaltig über das ankommende Kuchenwerk, aber das Wort Taufzunge ist ihnen ein leerer Schall.

Wenn denn nun endlich das Kind getauft, alle Freßerey vollendet, und die Ruhe im Hause einigermaßen wieder hergestellt ist, so hebt dann eine neue Unruhe an, welche einige Wochen nach einander, besonders den guten Hausvater, weiblich quälet. Ich meyne die eckelhaften Wochenvisiten, welche der Sammelplatz alles nur möglichen Unsinnes sind. Sie verursachen unübersehbare Unkosten, um so viel mehr, da auch bey ihnen große Verschwendung im Schwange gehet. Einer meiner jüngern Freunde nöthigte ohnlängst seine Frau, daß sie mit Endigung der vierten Woche ihres Wochenbettes den Kirchengang halten mußte, um nur endlich der ewigen Wochenvisiten los zu werden. Er kehrte sich nicht an die Wiederrede aller sich bekrennenden alten Weiber. Ich mußte herzlich lachen, denn

kommt ihm aber meinen Besfall nicht versagen.  
 Ferner sind diese Visiten für die Wöchnerin sehr er-  
 müdend und angreifend. Es ist keine Kleinigkeit,  
 besonders für schwächliche Frauen, sich durch 7 bis 8  
 waschhafte Weiber, denn so viel kommen öfters zu-  
 sarpunen, eine oder zwey Stunden durchzureden.  
 Denn bey den Unterredungen größtentheils zu schwat-  
 zen erlaubt weder die Etiquette, noch eigne, ange-  
 bohrne Geschwätzigkeit. Die abscheulichste aber  
 unter allen Abscheulichkeiten der Wochenvisiten ist  
 die grenzenlose Tadelsucht, welche hier verübt wird.  
 Da wird weder Guter noch Böser gescheut, da  
 hängt man alle Pflichten der Nächstenliebe an den  
 Nagel, suchet die kleinsten Fehler der Brüder und  
 Schwestern auf, weiß jede Neugierde, weiß jede  
 geheime Absicht, warum dieser oder jener so und  
 nicht anders handelt, richtet über alle öffentliche  
 Vorfälle, thut unmaaßgebliche Vorschläge zur Bes-  
 serung dieses Menschen oder jener Sache, rühmt  
 seine eignen Vorzüge, Fähigkeiten und Tugenden,  
 theilt auch selbst den Gegenwärtigen Epiken aus,  
 und geräth überhaupt in einen vertraulichen Enthu-  
 siasmus, der nahe an Wahnsinn grenzet. Auch sind  
 die Gesetze dieser Visiten so strenge, daß keine ver-  
 abäumt werden darf. In diesem Zeitpunkt besu-  
 chen Frauen einander, die sonst nie zusammen kom-  
 men, wiewohl dies freylich öfter in kleinen als in  
 großen Städten der Fall ist. Junge und alte Frauen,  
 Wittwen sogar, strömen in Menge herbey; aber  
 die

die Junafrauen sind dieses Vorzuges nicht theilhaftig, wenigstens werden sie gewiß der Gegenstand der tadelsüchtigsten Aufmerksamkeit, wenn sie sich zufälliger Weise einmal dabey einfinden. Die stolzesten unter den Besuchenden sind auch äußerst empfindlich, wenn sie nicht alles nach ihrem Geschmack finden, und sie können dann gewaltig die Nase rümpfen. Kurz: der entsetzlichen Austritte und Begebenheiten bey Wochenvisiten sind unzählige, und ich muß abbrechen, daß ich nicht in ein Labyrinth verwickelt werde.

Wenn nun endlich alle diese Unruhen überstanden sind, so kommt dann die Ceremonie des Kirchens und Ausganges herbey. Auch hier wüthet das Gift der Verschwendung epidemisch, so wie bey dem Kindtaufen. Es werden große Feste veranstaltet, die Geldkästchen ausgeleert, oder es wird wohl gar das benötigte zusammengeborgt, wobey sich über dieses noch die gewesene Wöchnerin, die das Schwärmen noch nicht recht wieder verträgt, öfters aufs neue den Reiz giebt. Die Zeit des Wochenbettes dauert eigentlich 6 Wochen. Klügere enden sie eher, denn ich sehe nicht ein, warum sie schlechterdings 6 Wochen dauern soll. Hier ist wieder einmal der Aberglaube im Spiel. Die Reinigung der Mutter Gottes geschah nach 6 Wochen. Dies haben wir für alle Mütter, in allen Ländern, in allen Jahreszeiten, unter allen Umständen zur Regel genommen. Und wenn auch diejenigen, welche

schen

schon öfterer gebohren haben, sich nicht so sehr an dies Gesetz binden, so wolle ich doch keiner Erstgebährerin rathen, daß sie einen Tag an den 6 Wochen fehlen ließe. Sie müste gewiß auf der Stelle des Todes zu seyn befürchten.

Zum Beschluß dieses Kapitels muß ich noch ein paar Worte vom Stillen und Entwöhnen der Kinder sagen, damit ich im folgenden Kapitel, wo ich von der Erziehung handle, sogleich bey dem zu etlichen Jahren gediehenen Alter anfangen kann, ohne mich so dann bey den ersten Monathen aufhalten zu dürfen, als wohin doch eigentlich der jetztuberührende Gegenstand gehöret. Hier muß ich aber nun schon wieder einmal als Arzt reden. Man will seit einiger Zeit sogar allgemein über die jungen Mütter schreyen, welche ihre Kinder nicht selbst stillen. Nichtärzten ist dies zu verzeihen, denn sie wissen nicht, daß die Ursachen, die es verhindern, so sehr häufig und mannigfaltig sind. Aber wenn Aerzte so häufig darüber schelten, so kann ichs ihnen nicht vergeben. Es wäre viel zu weitläufig, alle die Ursachen anzuführen, welche das Selbststillen bey zärtern Frauen verbieten können. Und sollte das Kind wohl dabey verlieren, wenn es statt seiner zärtlichen und vom Aergerniß, welches am meisten die Milch verdirbt, geplagten Mutter, eine vollhaftige und starke Ernährerin bekommt? Freylich ist man bey einer Amme zuweilen unsicher. Auch ist es wahr, daß gewisse Charakterzüge sowohl als gewisse Krankheiten durch die Muttermilk

termisch den Kindern mitgetheilt werden können. Aber wer wird auch eine Amme ohne die größte Vorsichtigkeit, ohne die Untersuchung und Beobachtung des Arztes, ohne strenge Erkundigung nach ihrem bisherigen Lebenswandel annehmen? Auch steht es uns ja, bey der ersten Bemerkung, daß das Kind nicht gedeihet, frey, die Amme abzudanken, denn es ist gar nicht zu leugnen, daß man, bey vernünftiger Behandlung, das Kind jeden Augenblick und wenn man will, entwöhnen kann. Wie denn auch überhaupt die Entwöhnung ein sehr gutes Mittel ist, wenn sich die Mutter zum Selbststillen nicht tauglich befindet. Denn es ist besser, das Kind mit schicklichen Vegetabilien zu nähren, als von der zum Stillen nicht recht fähigen Mutter tranken zu lassen, wo es nicht gedeihet, und die Mutter auch selbst mit zu Grunde gehet. Ich sehe so manchen derben und kernvesten Jungen herumlauffen, der in seinem Leben an keine Brust gelegt, sondern blos mit Gries, Haferschleim und einigen Wurzeltränken aufgezogen worden ist, bis er im Stande war, die thierische Milch und nach und nach auch andre Kost zu verdauen. Dies werd' ich inzwischen nie widersprechen, daß Mütter, deren Säfte, Brüste, Gemüthsbewegungen und andre Umstände sie zum Stillen tüchtig machen, sehr tadelhaft handeln, ja ein Verbrechen begehen, wenn sie sich, größtentheils aus Galanterie, Schönheitsucht oder Bequemlichkeit diesem Gesetze der Natur entziehen, welches sie fast jedes Thier erfüllen sehen, hiebey muß ich

ich aber auch noch erinnern, daß es ein großer Fehler ist, wenn man die Kinder allzulange stillt. Mütter, die ihren Zöglingen eine Affenliebe schenken, geben ihnen die Brust nicht selten bis zu Ausgange des zweyten Jahres; ja ich habe Knaben und Mädchen gesehen, welche sich selbst ein Bänkchen holten, darauf stiegen, der Mutter den Busen öfneten und nach Herzenslust ihren Durst stillten. Wie lächerlich sieht dies nicht aus! Und daß das lange Stillen einem Körper in vielen Stücken, die ich jetzt nicht erklären will, nachtheilig sey, wird euch jeder Arzt mit mir einstimmig versichern. Schon ein Jahr deucht mir zu lange. Ich bin überzeugt, daß 4 bis 6 Monath völlig zureichend sind.

---

## Neuntes Kapitel.

### Erziehung der Kinder.

---

Ueber diesen Gegenstand sind schon Millionen Bchern stumpf geschrieben worden. Brächt' es nicht die Eintheilung meines Buches mit sich, gewiß, ich würde ganz davon schweigen, und mich in diese triviale Materie nicht mischen. Aber ich bin einigermaßen gezwungen, davon zu reden. Demohngeachtet werd' ich mir die Freyheit nehmen, nur einige Anmerkungen über diese Sache hinzuwerfen, damit ich den möglichen Widersprüchen der heutigen Erzieher so

viel als möglich entgehe. Denn einstimmig können wir unmöglich alle seyn, besonders in Lehren, die sich besser theoretisch vortragen, als practisch nützen lassen. Und die Verhältnisse sind gar zu verschieden, als daß man sich allemal auf die vorgeschlagenen Anstalten sollte verlassen können, welche demohngeachtet unter gewissen Umständen sehr gut und herrlich seyn mögen.

Tägliche Erfahrung hat mich bestimmt, zu glauben, daß zu einer glücklichen Erziehung der Grund in den frühesten Lebensjahren gelegt werden müsse. Der Zeitpunkt, wo die Kinder ohnlängst angefangen haben, Zunge und Füße zu gebrauchen, sollte in der Erziehung einer der wichtigsten seyn. Hier ist die Pflanze noch in ihrer zartesten Entwicklung. Hier lernt sie Hitze und Kälte, Trockenheit und Nässe vortragen; hier leidet sie, daß man ihr die Bahn ihres Wachses vorschreibe. Die Seele des kleinen Knaben oder Mädchens fängt sich jetzt an, aus ihrer Hülle zu drängen. Der Tag dämmert um sie herum, und fängt an, Schönheiten der Natur zu erblicken. Hier kommt es darauf an, was für Gegenstände man ihr darstellt, die sie beschäftigen, und durch ihre Anzüglichkeit ihre Kräfte anreizen und entwickeln helfen. Allzu gleichgültige Gegenstände werden sie bald süßlos gegen die Schönheiten der Erde machen, wenigstens ihre Empfindungen des nöthigen Schwunges berauben. Sie werden einen Thurm, ein Haus, ein kahles Gebürge anstaunen,

aber



aber bald, des einfachen und einseitigen Anblicks müde, lange Weile äußern, und in ihren Puppenspielen veränderlichere Unterhaltung suchen. Gebt ihnen hingegen Gemälde von mancherley lebenden Dingen, gebt ihnen Instrumente, die bey der Berührung allerley Töne von sich geben, führt sie auf bunte Wiesen, wo Mannigfaltigkeit aus jedem Blümchen lächelt, oder in den prangenden Garten, wo Blumen, Bäume, Nischen, Statuen, Springbrunnen ewig mit einander abwechseln, wo Natur und Kunst so innig mit einander verbunden sind; wie werden sie hüpfen, wie werden sie ihre Spiele vergessen, jeden Augenblick neue Unterhaltungen finden, und nur dann ermüden, wenn ihr Empfindungsvermögen im gehörigen Maaße angestrengt ist. Aber auch dann verliert sich das Ergötzen an diesen Dingen nicht aus ihrer Seele. Sobald sie bey einfachern Beschäftigungen oder im Schlaf wieder ausgeruht haben, so werden sie wieder Begierde nach den genannten Gegenständen äußern, und sie gemeiniglich mit einigen Ungestüm fordern. Man erlaube ihnen hierinnen, so viel es möglich ist, alle Neugierde. Laßt sie die kleine Geige zerbrechen, um zu sehen, was drinn steckt. Wenn sie nichts finden, werden sie bald von selbst die Ursache des Tones in der Saite suchen. Laßt sie ein schwarzes Kupfer ausmahlen, um sich durch selbstgeschafne Mannigfaltigkeit der Farben zu vergnügen, laßt sie Blumen pflücken, und sie in kleine Stückchen zerreißen, denn sie suchen Kern und

Urstoff. Laßt sie Raupen und Schnecken suchen, und nach Schmetterlingen lauffen. Diese Mannigfaltigkeit der Gestalt und Farbe so reizender Geschöpfe in ihrem Besiz zu wissen, ist für sie ein himmlisches Vergnügen. Ueberhaupt müßt ihr sie, wenn sie einmal auf den rechten Weg geleitet worden, ihre Spiele sich selbst suchen lassen. Dabey habe ihr demohngeachtet sehr viel zu thun. Sie werden zwanzigmal in einer Stunde auf ungereimte und nachtheilige Dinge verfallen. Dabey müßt ihr sie ertappen, ihnen die Sache untersagen, die Nachteile davon erklären, und wenn dies nur anhaltend und nie mit ungezügelter Nachsicht geschieht, so werden sie größtentheils bald aufs Wort folgen, ja sie werden sich gewöhnen, bey dieser und jener Sache, ehe sie sie unternehmen, vorhero euer Urtheil einzuholen. Hier ist noch nicht der Zeitpunkt, wo man eben fürchten dürfte, daß ihr Character durch die verschafte Verschiedenheit im Zeitvertreibe buntschäckig werden werde. Jetzt ist noch jede Unterhaltung, die sie mit vielen neuen Gegenständen bekannt macht, für sie angenehm und nützlich; aber einfache Gegenstände ersticken ihre Empfindungsvermögen.

Wenn nun noch einige Jahre dahin geflossen, ihre Fassungskräfte gestärkt sind, und ihre Fähigkeiten sich den Augen ihrer Vorgesetzten allmählig zu enthüllen anfangen, so ist es Zeit, daß man sie nicht nur mit ernsthaftern Dingen bekannt mache, sondern sie auch nöthige, sich anhaltender mit einer Sache zu beschäf-

beschäftigen. Dies ist freylich sehr schwer, und würde leichter seyn, wenn man sie von Anfange zum Stillstehen gewöhnt hätte. Allein es ist sehr einleuchtend, daß dieser kleine Vortheil von Seiten der Erzieher, einen desto größern Nachtheil von Seiten der Kinder verursachen würde. Nunmehr ist es Zeit, daß man sie in die Schule schicke. Hierbey ereignen sich nun insgemein sehr große Fehler. Entweder man giebt ihnen auf einmal viele Stunden oder man übergiebt sie Lehrern, welche sie mit pedantischer Regelmäßigkeit in den Grundlagen der Sprache unterrichten, anstatt daß diese ihnen in spielender Vertraulichkeit sollten beygebracht werden. Auch läßt man sie gemeiniglich nur die Muttersprache lernen, oder zur Noth ein Bißchen Rechnen, Geographie u. dergl. Aber sehr selten sorgt man davor, daß ihnen Begriffe von Dingen beygebracht werden, und sie Erklärungen bekommen von den Gegenständen, welche ihnen in ihrer vorhergegangnen Bildung öfters ohne Erklärung aufstießen. Sie lernen also gar nicht denken, oder nicht richtig denken; ihre Begriffe werden falsch, wenigstens mangelhaft. Es deucht mir ferner auch ein Fehler zu seyn, wenn man ihnen zu zeitig geoffenbarte Religion vorträgt, die für ihre Fassungskraft zu erhaben ist; noch mehr, wenn man sie Sprüche und Glaubenslehren auswendig lernen läßt, wovon sie oft nicht einmal die stummen Wörter verstehen. Endlich so muß man ihnen auch viele Erholung vergönnen. Regelmäßiges Denken greift das

Gehirn sehr an. Laßt sie nach allen ernstest Beschäftigungen ins Freye lauffen, es sey Sommer oder Winter. Sie mögen immerhin, vorausgesetzt, daß es nicht in unartiger Gesellschaft geschehe, auf der Schleife fahren. Ein gesunder und gehörig verwahrter Knabenkörper befindet sich in der Kälte ganz gewiß allemal am besten, auch stärkt sie seine Seelenkräfte ungemein, welches aus physiologischen Gründen zu beweisen ist. Nur leide man, in diesem Zeitpunkt so wenig als in spätern Jahren, keine allzuläppische Spiele bey ihnen. Für Knaben schicken sich keine Puppen; aber den Mädchen lasse man sie einige Zeit, denn sie werden durch das An- und Ausziehen derselben Lust bekommen, weibliche Kleidungen verfertigen zu lernen. Sie werden dadurch ganz unmerkelt mit Nadel und Scheere umzugehen gewohnt werden.

Für allen Dingen aber laffet eure Kinder, so lange sie ihren Verstand noch nicht anhaltend gebrauchen können, nicht zu sehr unter der Herrschaft ihres freyen Willens. Gewöhnt sie in Zeiten daran, daß sie nicht nach dem Geseß der Natur, sondern nach dem Geseß der Klugheit, der guten Sitten und der Religion leben müssen. Gewöhnt sie, daß sie gegen sich selbst mißtrauisch werden, nehmlich, daß sie ihr Unvermögen fühlen lernen, und keine Handlung von einiger Wichtigkeit, ohne euch um Rath zu fragen, vornehmen oder unterlassen. Auch müssen sie aufs Wort merken lernen. Sie müssen ihre liebsten Spiele

Spiele hinwerfen, wenn ihrs verlangt. Sie müssen auf euern Befehl willig zu Hause bleiben, wenn auch Gartenlust, Wachparade und dergl. sie noch so sehr weglockten. Ihr müßt ihnen bisweilen, ohne daß ihr einen wichtigen Grund dazu habt, ihre Bitten rund abschlagen, damit sie auch leicht zu erlangende Sachen entbehren lernen, und dadurch von Lüsternheit und Haabsucht abgezogen werden. Dies kann am leichtesten bey Tische geschehen, wo sie gemeiniglich von allem haben wollen, was sie sehen. Denn zu geschweigen, daß überhaupt die einfachsten Speisen für Kinder die gesündesten sind, so werden sie auch dadurch, daß man ihnen von allem ein Stückchen, ein Epischén, ein Pösselchen u. s. w. wie es die lieben Mütter zu nennen pflegen, darreichet, unausstehlich genaschig, so daß es ihnen fast gar nicht wieder abzugewöhnen ist. Ferner müssen Kinder auch nicht stets das Wort führen, und Erwachsene oder wohl gar Greise ohn' Aufhören überschreyen. Ich habe diese Unart in sehr vielen Familien bemerkt. Alle vernünftige Unterredungen werden durch solche unartige Kinder gestört, und läßt man sich Unzufriedenheit darüber merken, so beleidigt man noch obendrein die Eltern. Noch viel weniger muß es Kindern gestattet werden, sich auf Streitereyen einzulassen und Behauptungen äußern zu dürfen. Sie irren sich doch nothwendig sehr oft, und verstehen dann die Zurechtweisung nicht. Daher ist's besser, sie in gehörigem Respect gegen Erwachsene zu erhalten, und ihre

### Einwendungen auf Seltenheit und Bescheidenheit einzuschränken.

Eltern müssen auch nicht zugeben, daß Kinder einen Augenblick die gehörige Achtung gegen sie aus den Augen sehen. Wenn es geschieht, ist der Nachtheil unermesslich groß, und doch geschieht es sehr häufig. Mehrentheils sind die Eltern ganz allein schuld. Sie werden zu familiär mit den Kindern, beweisen ihnen zu wenig Strenge, und was das wichtigste ist: Vater und Mutter widersprechen sich zu oft in ihren Befehlen oder Verböten. Dieser letzte Fehler ist ganz allgemein. Das Kind sitzt dabey, und hört diese Uneinigkeit. Es urtheilt darüber und erklärt sich ganz natürlich für die Parthey, die seinen Neigungen am meisten schmeichelt. Es verachtet die andre Parthey, und ist von ihrem Irrthum herzlich überzeugt. Künftig ist wieder einmal die Parthey, für die es sich Anfangs erklärt hatte, seinen Wünschen entgegen. Das verdrüßt ihn, es wird unentschlossen, wenn es folgen soll, und findet es endlich am besten, selbst zu entscheiden, ohne Vater und Mutter Gehör zu geben. Diese Bemerkung ist richtig. Jedem Beobachter wird sie die tägliche Erfahrung beweisen. Aber eben so einleuchtend ist der daraus erwachsene Schade, und die Gewißheit, mit welcher die Erziehung durch dies eingeßößte Mißtrauen erschweret wird. Eltern müssen in ihren Lehren stets übereinstimmen. Was eins befiehlt, muß das andre gut heißen. Und wenn der eine Theil irrig ist,

ist, wie dies denn allerdings vorkommen kann, so muß die Verichtigung allein, und nicht in Gegenwart der Kinder geschehen. Aber aus Rechthaberey, Vorurtheilen, Aberglauben, und noch öfter aus Affenliebe gegen die Kinder, können sich die Mütter sehr selten enthalten, den Ermahnungen der Väter in Gegenwart der Kinder zu widersprechen. Der Geist des Widerspruchs erschwert überhaupt, den Eltern sowohl als den Lehrern und Erziehern, die Ausbildung der Kinder ganz ungemein. Denn die frühesten Jahre sind, wie ich schon erwähnt habe, die Grundlage der Erziehung. Werden sie da nicht mit Eintracht und Entschlossenheit behandelt, so gewöhnen sie sich an den Widerspruch. Unter mehrere daher entstandene Fehler ist auch der hartnäckige Uebermuth zu rechnen, mit welchem viele Kinder von jedem ihnen gegebenen Befehle die Ursache wissen wollen. Sie müssen aufs Wort glauben, und überzeugt seyn, daß man ihnen wohl von selbst die Ursache des Befehls eröffnet haben würde, wenn man vor gut und nöthig befunden hätte.

Von den Kinderjahren komme ich nunmehr auf die Knaben und Jünglingsjahre, oder eigentlich auf die spätern Knabenjahre. In diesem Zeitpuncte besfern, was man in Kinderjahren versetzt hat, ist eine äußerst schwere, oft unmögliche Sache. Alle Fehler, die damals aus Verästelung begünstigt und übersehn wurden, bleiben nicht nur immer gegenwärtig, sondern sie werden auch mit den Jahren hartnäckiger ;

ner: so wie hingegen eine strenge, aufmerksame und fleißige Erziehung in den Tagen der Kindheit, Knaben und Mädchen bildet, deren künftige Erziehung mit sehr wenigen Verschwerden verknüpft ist. Es ist aber auch dann noch ein Mittel übrig, die Sache wieder gut zu machen. Nämlich, man muß entweder einem Hausinformer die ganze uneingeschränkte Aufsicht über die Kinder anvertrauen, oder man muß sie ganz und gar von sich entfernen. Dies letztere ist ohnstreitig noch vortheilhafter als das erste, indem bei diesem die Eltern doch alles mit ansehen, was der Erzieher zu ihren Besten vornimmt, und also immer noch aus zu weit getriebener, eigentlich thörichter, Zärtlichkeit oft tadeln und unzufrieden damit fern werden. Nun fragt sich aber, ob man die Kinder am entfernten Orte einem einzelnen Aufseher, oder einer öffentlichen Anstalt anvertrauen solle? Ich fühle mich ganz unvernünftig, dies zu beantworten, so lange die öffentlichen Anstalten noch allzu verschiedenen eingerichtet, ja den unentschiedenen Streitigkeiten unserer Pädagogen von erster Größe noch zu sehr unterworfen sind, und da es ferner auch nicht zu leugnen ist, daß sich Kinder oft auf eine sehr mechanische Art nach denjenigen Erzieher bilden, welchem sie ganz allein sind anvertraut worden, wobei es denn darauf ankommt, ob dieser solche blinde Nachahmung verdiente oder nicht. Man prüfe also die Fähigkeit und die Denkungsart des Knaben sowohl, als die Vorzüge des Lehrers, oder der öffentlichen Erzie-



Erziehungsanstalt, der man ihn anzuvertrauen gedenket, so wird man am sichersten für sein künftiges Wohl entscheiden können. Daß in noch spätern Jahren Söhne in jedem Betracht auf einige Zeit aus dem väterlichen Hause entfernt werden müssen, sie seyn nun wes Standes, Geschäftes oder Gewerbes sie wollen, ist eine allgemein anerkannte Nothwendigkeit. Ich übergehe daher ihre Verweise. Auch lasse ich die Pflichten der Erziehung bey Mädchen unberührt, weil dies mich theils in ein zu weites Feld führen, theils meine Unwissenheit in dieser Sache verrathen würde. Aber die allgemeinen Regeln für die Jahre der Kindheit gelten ihnen auch mit; so wie es ebenfalls auch nicht undienlich ist, heranwachsende Mädchen auf einige Zeit von sich zu entfernen, damit sie theils für dem gewöhnlichen weiblichen Bahn gesichert seyn, alle Einrichten im väterlichen Hause für die besten und einzig guten zu halten, theils damit sie in mancherley weiblichen Wissenschaften desto unbefangner und ungestörter unterrichtet werden können. Allerdings aber ist bey der Entfernung der Töchter die größte Vorsicht nöthig. Denn sie können sehr leicht in schlechte Hände gerathen, da es der Kupplerinnen und Gelegenheitsmächterinnen so unzählige giebet.

Unter den allgemeinen Erziehungsregeln ist es auch eine der wichtigsten, daß man nicht ohne Noth allzustrenge gegen die Kinder sey. Nachsicht und Duldung ist gar sehr oft erforderlich. Auch ist sie  
 lieblich,

söblich, und eine Begünstigung der Freyheit des Geistes. Aber sie darf nur in unschuldigen Nachsichtswürdigen Dingen statt finden. Durch ihre Allgemeinheit schadet sie unwidersprechlich, wie schon erwähnt worden. Keine Strenge der Eltern aber ist nachtheiliger, als die, vermöge welcher man ihnen allen geselligen Umgang verbietet. Der Trieb zur Geselligkeit ist uns eingepflanzt. Wenn Weise in spätern Jahren statt der Gesellschaft die Einsamkeit aufsuchen, so geschieht es theils darum, weil sie in den größtentheils saden Gesellschaften keine Unterhaltung haben, theils weil sie in sich selbst genug Beschäftigung finden, wodurch ihnen auch die ununterbrochenste Einsamkeit nicht lästig wird. Aber Kinder, Knaben und Jünglinge sowohl als Mädchen von allerlei Alter, dürfen sich nicht in sich selbst zurückziehen, ehe sie Beurtheile und Erfahrungen genug gesammelt haben. Die Natur selbst sagt dies ihnen und ihren Vorgesetzten. Sie werden schüchtern, unbiegsam, lästig, wenn sie dann zuweilen die Gesellschaft nicht vermeiden können. Sie lernen die Kabale der Welt nicht kennen, und werden in der Folge, wenn sie nunmehr ohne Aufseher, und sich selbst überlassen sind, öfters betrogen. Sie verrichten ihre aufgegebenen Arbeiten nur mechanisch, ja mit Mißvergnügen, wenn sie besonders von Natur gesellig sind, und, nach erholender Unterhaltung mit andern Kindern sich sehnen. Sie möchten ihre Gefühle, ihre Urtheile gern jemand mittheilen, aber es bleibt alles in ihrem unentwickel-

entwickelten Geiste verschlossen. O unerhörte Grausamkeit, daß man jungen Leuten die Geselligkeit rauben will, jene Erhöhung der Freuden, jenen Trost in Leiden, jenen Verschmack des Himmels! Laßt Kinder vertrauliche Spiele untereinander beginnen! Laßt Knaben und Mädchen gesellig und fröhlich seyn, und gemeinschaftlich in der Natur für sie neue Entdeckungen machen. Laßt auch bey dem kommenden Jünglingsalter eure Kinder sich einträchtig freuen, Hand in Hand ernstere Pfade beginnen, und Pflichten der Sittlichkeit lernen. Auch trennt die Geschlechter nicht. Der Jüngling, der nie mit Mädchen umgieng, das Mädchen, das nie mit Jünglingen umgieng, beyde werden gemeiniglich zügellos, wenn sie in ihre Freyheit kommen. Der Trieb der Natur, der so lange schlafen mußte, erwacht mit Allmacht. Aber wenn wir den Umgang mit dem andern Geschlecht nach und nach gewohnt werden, so wird er uns weniger gefährlich seyn; wie denn überhaupt alle Dinge, die wir immer um uns haben, weit mindern Eindruck auf uns machen, als diejenigen, welche wir Anfangs entbehren mußten, und sie zu genießen auf einmal fähig werden. Daß die Freyheit im geselligen Umgange nicht zu weit ausgedehnt werden mußte, versteht sich von selbst. Verschwendung, Müßiggang, Versäumniß der Geschäfte sind Folgen zu großer Geselligkeit. Eine gutgewählte Mittelstraße wird, wie in allen Dingen, auch hier die glücklichste Wahl seyn.

Kinder

Kinder sind Pfänder der Liebe, die Zeugen unsers Daseyns, der Stoff unsrer Freuden und das Ziel unsrer Wünsche, der Stolz und der Trost unsers Alters. Wir sind ihnen daher nicht nur alle Aufmerksamkeit, sondern auch Aufopferung schuldig. Wir müssen einen Theil unsers Vermögens an sie wenden. Es ist wahres Verbrechen, wenn wir alle Einkünfte auf Pracht und Vergnügungen wenden, und dabei nothwendige Ausgaben zur Erziehung unsrer Kinder verabsäumen. Gleichwohl ist dies Verbrechen sehr gemein. Man ist zufrieden, für die nöthigsten Bedürfnisse der Kinder gesorgt zu haben, ohne an ihre feine Ausbildung zu denken. Wie viel junge Leute, die im Begrif sind, ihr künftiges Glück zu gründen, bedauern, daß sie keine lebendige Sprachen, keine Musik, keine andre bildende Künste gelernt haben! Und wie viel Mädchen würden vortheilhaftere Particien thun, würden bessere Gesellschafterinnen ihrer Männer seyn, ja sich selbst mehr Aufheiterung des Geistes verschaffen können, wenn man sie in den ersten Grundsätzen der Weisheit, in bildenden Künsten und in feinem weiblichen Arbeiten unterrichtet hätte! Oft wird auch noch über dieses sogar das verabsäumt, was zur höchsten Nothdurft erlernt werden sollte. Es giebt solcher traurigen Beispiele unzählige. Kinder wohlhabender Eltern bleiben nicht selten aus Verabsäumung Dummköpfe, und werden dann, wenn das Vermögen verschwundet, nach dem Tode der Eltern Bettler, die dem Staate

Staate zur Last fallen. Und gesetzt, daß solche nachlässig erzogne Kinder von den Eltern noch einiges Vermögen erben, so können sie es nicht also genießen, wie sie es bey aufgeklärten Köpfen genossen haben würden, auch sind sie, ob sie schon dem Staate nicht zur Last fallen, doch tod für denselben. Spart daher nichts, rechtschafne Eltern, eure Kinder dem Throne der Weisheit und der Kenntniß zu nähern. Wendet was in euern Kräften steht an sie, in den Jahren, wo die Seele im Zeitpunct ihrer Entwicklung begriffen ist. Entbehret lieber einige Vergnügungen oder Bequemlichkeiten, um diejenigen, denen ihr auf eignem Antrieb das Leben gabet, nicht in Dürftigkeit des Geistes und Mangel an Kenntniß nach euerm Tode zurück zu lassen.

Erzieckinder müssen eurer Aufmerksamkeit fast so würdig geschätzt werden, als eigne. Indem ihr an die Stelle ihrer verlornen Eltern tretet, so macht ihr euch anheischig, für sie zu sorgen, und sie haben mit Recht auf eure Sorgfalt und Unterstützung Anspruch zu machen. Es ist dieserwegen nicht nöthig, daß eure rechten Kinder daneben verlieren. Eine kluge Einrichtung wird euch fähig machen, ihnen in Gesellschaft mit euern Kindern den nehmlichen Unterricht, welchen diese genießen, zu schenken. Ihr werdet mit leichter Mühe über beyderley Kinder eine gleich aufmerksame Aufsicht führen können, wobey ihr euch aber sehr in Acht nehmen müßet, daß ihr nicht der Partheypflicht Raum gebet, welche einem moralisch guten Character völlig zuwider ist. Bedenkt, wie viel die armen Kinder verloren haben. Fühlt das Unglück, welches sie betroffen, und faßt den großmüthigen Entschluß, den göttlicher Segen belohnen wird, daß ihr ihren Verlust, so viel in euern Kräften stehet, ersetzen wollet. Sie sind unmündig, wie eure Kinder, mithin der nehmlichen Vorforge bedürftig. Ohne euern Ver-

stand würden sie elend, verlassen, dem Staate lästig, vielleicht Verbrecher werden.

Noch muß ich öffentlich mein Mitleid bekennen, welches ich mit Schullehrern und Pädagogen habe. Sie haben wärrlich den sauersten Wiß den Brodt, und ihnen wird am wenigsten gedanket. Wer nur je auf zahlreiche Familien Achtung gegeben, der wird wissen, was solche junge Wildfänge zu schaffen machen. Daber ist ein Hausinformer, der die Kinder Tag und Nacht um sich haben muß, gewiß das aeflagteste Geschöpf unter der Sonne. Er lebt in einem ewigen Kergerniß. Daber muß er sich noch wohl von den Hausmüttern ja sogar von Kindermuhmen und Bedienungen unaufhörlich Gesehe vorschreiben lassen. Demohngeachtet ist sein Lohn sehr dürftig, die Achtung klein, und der Dank fehlt gemeiniglich ganz. Ueberhaupt wird der nützlichste Unterricht junger Leute eben am schlechtesten bezahlt. Wenn der Tanzmeister für die Stunde 12 Groschen bekommt, so ist für den Lehrer der Religion, der Weisheit und der guten Eitten noch vielleicht zwey Groschen zu viel. Schullehrer sowohl, als Instructors müssen bey Männern von beträchtlichen Einkünften für den geringsten Preis unterrichten, und sich noch glücklich schäzen. Bediente und Hausknechte werden oft noch einmal so stark besoldet. Welche widersinnige Dinge in unsern aufgetklärten und lehrbegierigen Zeiten!

## Zehntes Kapitel.

### Spätre Jahre der Ehe.

Das Leben säufelt auf Klügeln dahin, ein Jahr verdrängt das andre, und der Strom der Zeiten  
 reißt

reißt uns mit sich von dannen. Wir erblicken die Gegenstände nach und nach aus einem andern Gesichtspuncte. Unfre Verhältnisse werden verändert, unfre Neigungen umgestimmt, unfre Reizbarkeit wird vermindert. So ist's auch im Stande der Ehe. Das zwanzigste Jahr in derselben deucht uns anders zu seyn, als das erste und zehnte, und das dreyßigste wieder anders als jene. Wir werden nach gerade ernsthafter, weniger theilnehmend für die Freuden, sehnsuchtsvoller nach Ruhe. Gatten erinnern sich der vielen Leiden, die sie Hand in Hand erfahren haben. Dies verursacht, daß sie nicht mehr so belebt von Hoffnungen sind, wie junge Vermählte. Sie erinnern sich ferner auch an die miteinander genoßnen Freuden, und dies überzeugt sie lebhaft von der Vergänglichkeit alles dessen, was uns werth ist. Das Feuer der Zärtlichkeit ist nicht erloschen, es brennt nur mit einer langsamern und stillern Flamme. Die allumfassende Glut ist dahin. Aber endlich, wenn die grauen Haare sich melden, bekommt es eine andre Gestalt, und gleicht dem Feuer der Freundschaft, welches stets in seiner Nachbarschaft loderte. Alle Verhältnisse werden anders. Der Umgang mit andern Personen wird seltner. Gatte und Gattin ziehn sich mehr in sich selbst zurück, als vorhin, sie werden weniger in der Gesellschaft vermißt, auch sind nach und nach viele ihrer Freunde abgestorben. Sie bereiten sich einträchtig, auch den allgemeinen Weg der Sterblichen zu gehen, und der Tod entreißt sie endlich den Fesseln eines müden Lebens.

Dies Gemälde stimmt den Geist zu einer sanften Wehmuth. Aber es sollts auch, denn unfre irdischen Gefühle finden allemal etwas trauriges im verblühen. Daher muß ich dieser unvermeidlichen Traurigkeit übereinstimmend begegnen. Allein auch die spätern Jahre der Ehe sowohl, als das

Alter, gewähren ein nicht geringes Maas von Freude. Gatten lernen sich immer mehr kennen, und kleine Fehler einander übersehen. Sie haben das Vergnügen, sich einträchtig an das zu erinnern, was hinter ihren Rücken ist. Denn wir streun uns gern der überstandenen Gefahren, und gedenken mit Nachgefühl an genossene Freuden. Sie sehn ferner die Früchte von ihrer Ordnung und von ihrem Fleiße. Sie sahen an, den Lohn für die Sorgfalt in der Erziehung ihrer Kinder zu erndten, und dieser Lohn wird in noch spätern Jahren vollkommen. Sie nähern sich dem Ruhme eines gut angewendeten Lebens. Ist es ihr Loos, daß sie unter der Last der Dürftigkeit seufzen müssen, so deuchten ihnen zwar die immer noch mühsamen Jahre sehr beschwerlich, aber sie fangen auch an, gleichgültiger auf die Güter der Erde zu blicken, und ihre Wünsche werden kleinzihliger. Wenn dann endlich die Bahn arbeitsentheils durchlaufen ist, und das Ziel sich nähert, so sehn sie dem Augenblicke der Trennung, mit mehrerer Gelassenheit entgegen, als sie in den Jahren der Jugend gethan haben würden, und sind der baldigen Wiedervereinigung versichert. Auch können sie, wofern nur Tugend und Rechtschaffenheit ihre Pfade bezeichnet, mit stolzer Ruhe in die verlebten Tage zurück blicken, und den Tod, untrübt von Kindern und Enkeln, als den Hellen der ihrer Laufbahn erwarten! — Doch, wenn eins dem andern laue vorangeht, wenn vielleicht schon im blühendsten Alter der unbarmherzige Tod Trennung anrichtet, o dies ist ein hartes, ein nie zu verlassendes Loos! — Ich eile, um im seltsamen Kapitel über diesen Gegenstand ein paar Worte zu sagen.



## Fünftes Kapitel. Krankheiten und Tod.

Bisher hab' ich in einer Art von geschichtlicher Ordnung von den vornehmsten Eigenschaften geredet, welche nach der Reihe in den ehelichen Stand verwebt sind. Nunmehr ist mir noch etwas übrig, welches nicht in festgesetzten noch in gewöhnlichen Perioden sich ereignet, sondern zu allen Zeiten, in jedem Augenblick ersolaen kann, welches weder Jugend, noch mittleres Alter noch Greisalter verschonet. Die Krankheit ist's, und der Tod, jene grausen Feinde ehelicher Freuden. Schon ihr Andenken erschüttert meine Seele. Sey mir, Gedanke an sie, mit Thränen gegrüßet!

Wenn in den ersten Jahren der Verbindung die Gefahr der Krankheit den Gatten oder die Gattin umschwebt, so ist die Theilnehmung des Andern grenzenlos. Er fühlt unaussprechliche Schmerzen, die seinen Geist eben so sehr foltern, als den leidenden Theil die Krankheit selbst. Und wie können wir auch in diesem Falle Trost und Ruhe fassen? Wir wissen, daß der Tod stets im Hinterhalte lauert, daß er oft schnell hereinbricht. Wir fürchten ihn daher nicht ohne Grund, und zugleich alle seine traurige Folgen. Der junge Gatte ist in Gefahr, seine Vertraute, die Versorgerin seiner Oeconomie, seine Erholung nach Geschäften, sein süßestes Kleinod, den Gegenstand ja die Erhöhung aller seiner Freuden zu verlieren! Und die Gattin — o wer vermag ihren Jammer zu schildern, wenn sie ihn dort liegen sieht in der Gefahr des Todes, ihren Versorger, ihren Führer, ihren Stolz, den Heber

ihrer Freuden, den Tröster und Theilnehmer ihrer  
 Beschwerden! — In diesen Augenblicken ist uns  
 die Welt zu enge. Wir genießen kein Künkchen  
 Schloß, unser Mund ist der Speise verschlossen, und  
 öfnet sich nur halbklauten Seufzern, unsre Geschäft-  
 ten bleiben liegen, oder werden mit äußerster Zer-  
 streuung verrichtet. Unsere Augen hangen an den  
 Mienen, an den Lippen des Arztes, und wo nicht  
 göttlicher Trost unsrer Behmuth Grenzen sehet, so  
 sind wir der Verzweiflung nahe. Was hören wir  
 auf die Stimme der christlichen Sittenlehre! Der  
 Schmerz besiegt unsern Verstand, unsre Beurthei-  
 lung. — Aber süßer ist auch nach überstandnen  
 Gefahren die wiederauflebende Hoffnung. Eine  
 nahnulose Bounne durchglüht unsre Nerven, und  
 die Kummerthränen weichen den Thränen freudiger  
 Behmuth. Es ist ein himmlischer Anblick, trenn-  
 liebende Gatten nach wirklich besiegtter Gefahr der  
 Krankheit sich wieder umarmen zu sehen. Vor-  
 schmack der Seligkeit thront in ihren sprechenden  
 Blicken, und auf ihren Stirnen Begierde des Dans-  
 kes! — Doch wenn die Gefahr immer sichlicher  
 wird, menschliche Hülfe verschwindet, und der Tod  
 den letzten Schlag vollendet, dann flieht alle Fasz-  
 sung, oft selbst das eigne Bewußtseyn aus der Seele  
 des Zurückbleibenden. Er zürnt mit dem Tode, er  
 klager die Umstehenden an, er beschuldigt den Arzt,  
 er erlöhnt sich sogar, mit murrenden Augen gen  
 Himmel zu blicken. O vergebt ihm dies, meine  
 Brüder und Schwestern! Es ist die schrecklichste  
 Trennung, wenn die Gattin dem Gatten, der Gatt-  
 te der Gattin in der Blüte der Jahre dahinstirbt.  
 Kein Schmerz kommt diesem gleich. Er füllt die  
 Seele mit Rettungsbegierde, und weil Rettung  
 unmöglich war, so bemeißert sich Verzweiflung des  
 armen Verlassnen.

Gleich groß ist der Schmerz für Verlobte, wenn der Tod sie trennet. Voll feuriger Hoffnungen, sich bald vereint zu sehen, und Hand in Hand vertraulich durchs Leben zu wallen, harrten sie der Stunde ihrer ewigen Vereinigung. Aber der Tod kommt, vernichtet ihre Hoffnungen, reißt sie unbarmherzig auseinander, und — verschwunden sind alle der Erfüllung so nahe Träume von ehelicher Glückseligkeit. Welch ein düstres Loos! Kann der Menschenfreund ohne die tiefste Mühnung und Mitempfindung es sehen.

Aber wie muß dem Manne zu Muth seyn, der seine Frau in Kindesnöthen verliert? wird er sich nicht selbst anklagen, als hätte er Theil an diesem Tode? Werden ihm nicht eheliche Freuden gefährliche Zorheiten deuchten? Irre dich nicht, Unglücklicher, und vergrößere nicht dein Leiden durch diesen Wahn? Dies Loos ist Weisheit Vorsehung, nicht dein Verschulden! Folgt auf eheliche Freuden immer diese Scene? Und hanat nicht des traurigen Verhängniß von widrigen Nebenumständen ab, keines Weibes von dem Werke der Erzeugung selbst? — Und wie erhaben verläßt nicht gemeinlich die werdende Mutter dies Leben! Gewiß, ich hab' es oft bemerkt, daß Mütter, die in Kindesnöthen starben, mit einer gewissen Größe der Seele aus der Welt gehen. Sie fühlen die Würde dieses Augenblicks, und opfern sich williger der Geburt eines neuen Menschen auf, als jeder andern Krankheit. Oft sah ichs, wie sie den Zeugen ihrer Liebe neben sich legen ließen, und dann mit erhabnen Lächeln verschieden. Doch, wenn auch die Frucht verloren gehet, so dann ist das Schicksal eines der traurigsten! Dann stirbt mit schwerem Herzen die Gebährerin, und dem Wittwer bleibt kein Trost, keine wehmüthig süße Erinnerung an die verlorne Freundin.

hin zurück. Ihm ist es beschieden, zu sehen, wie Gattin und Pfand der Liebe, sein Grab sinkt.

Nach in den spätern Jahren der Ehe, wo jedoch das Greisalter noch fern ist, macht uns Krankheit des Gatten gerechten Kummer. Der Tod droht uns mannigfaltigen Verlust, im Umgange, in der Oeconomie, in der Erziehung der Kinder, in hunderten andern Dingen. Erfolgt er wirklich, so werden wir ihn zwar mit einer gemäßigtern Traurigkeit empfangen, aber unser Schmerz wird heimlich nicht minder quälend seyn. Kältere Jahre lehren uns, daß alles Murren fruchtlos ist, aber dieser Trost ist noch nicht ausreichend für unsre leidende Herzen.

Noch gelassener erträgt der Greiß den Tod des Gatten. Zwar, seine Krankheit entpreßt ihm Mitleid und Wehmuth die Thräne, und es kränkt ihn, daß die matten Kräfte des Alters ihm nicht mehr die Abwartung erlauben, die er ihm so gern geleistet hätte. Aber er kennt aus großer Erfahrung zu genau die Rechte der Natur, hat oft an eine wahrscheintliche Trennung gedacht, sich oft darauf vorbereitet, und da sie nun kommt, so tröstet er seine Seele mit der Hoffnung des künftigen Wiedersehens. Er segnet den Scheidenden, drückt ihn verstummend die Augen zu, und seufzt nach Erlösung.

Ihr seht, meine Freunde, daß ich die Empfindungen der Trennung bey Krankheit und Tod Verbundenheit von Seiten der Herzensgüte und des edeln Characters geschildert habe. Allerdings aber giebt es auch oft bey ähnlichen Todesfällen Leichtsinns und Gleichgültigkeit. Doch, immer fließen diese Quarsten aus eigennützigen Quellen, und ihre Ursachen sind so mannigfaltig, daß wir Zeit und Raum nicht verpassen, mich weiter dabey aufzuhalten.

Eine neue Scene des Jammers ist nach dem Tode das Begräbniß. So rührend auch immer diese

diese letzte Feyerlichkeit ist, so deucht es mir doch, daß wir in den meisten Orten damit zuviel Weitläufigkeit treiben. Die dabey übliche Pracht ist zwecklos, schwächt die Verlassenschaft, und stürzt die Seele des Wittwers oder der Wittwe noch einmal in die schrecklichste Behmuth. Es sey ferne von mir, alle Leichenbegleitungen zu tadeln. Es kommt mir vielmehr tadelwerth vor, und zeugt von großem Leichtsin, daß in verschiedenen großen Städten die Leichenwagen, ohne die mindeste Begleitung von Verwandten, zwischen seelichen Kutschen einher durch die Straßen jagen. Auch tadel ich, daß die Mode an einigen Orten alle Frauenzimmer von der Leichenbegleitung ausschließt, mithin nicht einmal Gattinnen ihre Gatten dürfen zu Grabe hinhin gehen helfen. Allein ich kann es auch nicht billigen, wenn man mehr denn hundert Personen zusammen sprenkt, die kostbar gepuzte Leiche in prachtvolle Gräfte setzt, die Glocken läutet u. s. w. Besonders ist nichts abgeschmackter, als die in kleinen Städten eingeführten Leichenreden. Solch ein lächerhafter Panegyricus beschämt mehr, als er erhebt. Da wird dem Todten angedichtet, daß er ganz sehr los gewesen sey. Da werden seine Thaten und Vorzüge herausgestrichen, gleich als könnte dies ihm jetzt noch zu Ruh und Frommen gereichen. Kurz, diese Reden sind überflüssig und tadelwerth, welches ich dem Manne mit Vernunft wohl nicht erst mit Gründen beweisen darf. Dies aber muß ich doch noch erinnern, daß jene Gewohnheit, sich vor dem Einsenken nochmals über den Todten hinzulegen, ihn häufig zu küssen, u. s. w. welche von leidtragenden Wittwern und Wittwen vorzüglich oft ausgeübt wird, höchst schädlich und thöricht sey. So sehr ich geneigt bin, jeden Ausdruck des Schmerzes zu entschuldigen, so ist doch dies wider alle Regeln der Klugheit. Wie vielmal sind nicht Krank-

helten durch diese unvorsichtige Gewohnheit in einzelnen Familien epidemisch geworden!

Die Trauer der Seele durch schwarze Kleidung auszudrücken, ist zwar eine sehr entbehrliche Ceremonie. Allein es liegt doch auch wirklich eine gewisse wehmüthige tiefe Empfindung in dem Gedanken, für der Welt zu bekennen, daß man eine werthe Person verloren hat. Wie viel geneigter wird daher unser Herz seyn, den Gatten oder die Gattin öffentlich zu betrauern. Uebersteigt es nicht das Vermögen, so kann ich diese unschuldige Gewohnheit nicht mißbilligen, wie viele mit Unempfindlichkeit prahlende Philosophen gethan haben. Nur schade, daß sie so oft gemißbraucht und zur schändlichen Heuchelei herabgewürdigt wird!

Es giebt ein Etwas in der Welt, welches nicht selten kräftiger als alle geistliche und philosophische Gründe Gatten über den Verlust der Gatten tröstet. Dies kommt vernünftlich daher, weil es etwas sinnliches ist, und sinnliche Dinge auf die meisten Menschen specifisch wirken. Ich meine nemlich eine ansehnliche Verlassenschaft des oder der Verstorbenen. Sich davon, oder wenigstens von einem guten Theile desselben Herr zu wissen, trocknet Thränen, giebt verlorne Ruhe zurück, stärkt die durch Kummer um die Genesung geschwächten Kräfte wieder. Du siehst so manche junge Wittwe, die mit ihrem Gemahl zufrieden, glücklich, in der zärtlichsten Eintracht lebte, die bey seinem Tode aus wahrer ungeheuchelterm Schmerz sehr viel duldete, die aber, als sie sich nebst ihren Kindern, oder auch allein, in dem Besitz eines großen Vermögens sah, in kurzem wieder auflebte, den Verlust vergessen vergaß, und entweder noch in der Trauer schon wieder auf Erhebungen ausgieng, oder ihre Freiheit um eine Krone nicht verkaufen würde. Auch wirst du finden, wie so mancher frischer Wittwer

wer nach todteten Mädchen schielet, und ihnen seine Mitternäcter oder andres Vermögen ins Auge strahlet, die er von seiner vor einigen Monathen verstorbenen liebenswürdigen Gattin geerbt hat. Nichts wird überhaupt so geschwind vergessen, als Menschen, wenn ihr Tod uns sinnliche Vortheile verschafft. Wir setzen ihnen Mansoläen, die wir aber jahrelang nicht ansehen, ja wir fliehen wohl gar den Kirchhof, um uns durch den Anblick derselben nicht mißlaunig zu machen. So weit geht der Leichtsin der Menschen. Zuweilen ist zwar selbst dieser eine Wohlthat für uns; aber in den jetzt genannten Fällen, welche jedoch so häufig nicht vorkommen, ist er in seiner Ausartung, und zeugt von einem sehr Verderbungs-fähigem Herzen. Es ist Thorheit und Pflichtverletzung, durch übermäßige Traurigkeit Selbstmörder zu werden, aber auch kindisch, faselnd, Schmetterlingsartia, ja niederträchtig, von dem Grabe geliebter Personen heulend und ungebärdig hinwegzuweichen, und nach einigen Wochen ausgelassen auf Tanzsäle zu hüpfen, oder mit Goldstücken lachend zu spielen, die uns ihre schwersterbende Hand reichte.

Ehegatten erfahren auch nicht selten den Kummer, daß ihnen geliebte Kinder sterben. Dies ist äußerst oft der Fall, da die Anzahl der jährlich sterbenden Kinder immer beträchtlich ist. Das Vertrauen der Eltern bey dergleichen Todesfällen ist sehr verschieden. Einige sind so gleichgültig dabey, als ob man ihnen einen Spiegel oder ein andres Geräthe zerbräche. Andre treiben den Schmerz und seine Auslassung so weit, daß selbst der Mann mit natürlicher Religion, geschweige der Christ, erstauern müsse, einen Rasenden zu sehn, welcher erstlich an der Wiege oder am Bette seines sterbenden Kindes betend knieet, und wenn er sieht, daß es vollbracht ist, mit einem Eselsgeheul auffährt, mit den Armen

Mermen um sich herum wirft, die Wände bestürmt, sich dann das Haar austrauft, auf der Erde windet, und Gott anklagt. Nicht selten begehn Eltern solche Thorheiten, am meisten Väter; Denn ob es schon gewiß ist, daß Mütter überhaupt trauriger bey Todesfällen der Kinder sind, als Väter, so toben sie doch selten so mächtig. Ihr Schmerz ist stille Wehmuth, und ihr Trost die Erinnerung, daß sie durch sorgfältige Abwartung dem vollendeten Kinde alle nur mögliche Erleichterung und Erquickung verschafft haben. Sehr selten aber treffen überhaupt Eltern in dergleichen Trauersfällen den glücklichen Mittelweg. Wer wollte nicht mit ihnen weinen, wenn ihre Thränen aus schmachttenden Augen strömend in ihren Schoos fließen? Aber ihre Kalte zeigt uns Unempfindlichkeit und ihre todbende Ruth Manaël an Selbstbeherrschung und Entehrung der Gottheit.

Wenn aber Eltern, die ihre Kinder in spätern Jahren verlieren, betrübt sind, als die Eltern sehr frühzeitig gestorbener Kinder, wenn jene weit später und schwerer den Verlust vergessen, als diese, so ist dies der Natur der Sache angemessen und nicht anbillig. Den Kleinen kennen wir noch nicht. Er konnte vielleicht unsre Plage, vielleicht ein Taugenichtes werden, auch hat die Kürze seiner Gegenwart uns noch nicht so lebhaft an ihn geknüpft. Aber wenn seine Geistesfähigkeiten sich schon entwickeln, oder wohl gar schon auf einer glänzenden Höhe thronen, wenn sein Character in einem Falle schon viel verspricht, im andern schon leistet, Gott, welcher ein Jammer ist es da nicht, solche theure Pfänder der Liebe in die Gruft senken zu sehen!

Nach schon bey dem Krankenbette giebt es mancherley im Schwange gehende Fehler der Eltern. Es ist sehr thöricht, bey Kinderkrankheiten sogleich aus aller Fassung zu kommen, da Kinder überhaupt sehr



sehr vielen Krankheiten nothwendig unterworfen seyn müssen. Man heult und schreyt bey jedem Krankheitsanfälle, als ob sie schon in den Klauen des Todes wären, ehe sie noch wirklich gefährlich sind. Dabey werden sie verzärtelt, weichlich gemacht, und dies hat dann auf ihr künftiges Betragen sehr wichtigen Einfluß. Ein entgegengesetzter Fehler ist auch hier wieder die Nachlässigkeit. Man macht oft zu wenig aus Kinderkrankheiten, man behandelt sie mit unschicklichen Hausmitteln, oder läßt sie durch Alerärzte mördern; gleich als esforderten ihre Körper, weil sie klein sind, nicht eben so gut, als Erwachsene, die Ueberlegung und Hülfe des vernünftigen Arztes. Durch diese Dinge wird oft der Grund zu Krankheiten und Schwachlichkeiten in spätern Jahren, ja nicht selten auch zur Beschleunigung des frühen Todes gelegt. Und wenn dieser nun erfolgt, so quälen die Eltern einander mit wechselseitigen Verwürfen, die ihre Ehe verbittern, und die begangnen Fehler doch nicht wieder gut machen. Es ist nichts unangenehmer anzuhören, als wenn Eltern am Sterbebette des Kindes einander mit Vorwürfen der zu wenigsten Liebe und der Vernachlässigung foltern.

Ich hatte diese Gedanken von den Krankheiten, der Kinder, im Kapitel von der Erziehung aus der Acht gelassen. Doch fand ich es pflichtmäßig, sie noch zu berühren, und hoffe, daß sie hier auch nicht an einem ganz unschicklichen Orte stehn werden.



## Zwölftes Kapitel.

### Schlußerinnerung.

Bald werd' ich schweigen, liebe Leser, und euch, nach vollbrachter Arbeit, das Urtheil überlassen. Zwar wären mir noch einige Gegenstände zurück. Ich könnte noch mein Müthlein kühlen an den ungleichen Verheyrathungen, wie so mancher junger Kasse an der ehelichen Seite einer grauen Matrone wandelt, oder wie mancher alte Geck ein paradiesisches Mädchen zum Traualtar führt; wie mancher Edelmann oder Hofrath den Schneider Schwiegerpapa nennt; wie manches Bettelmädchen anäd'ge Frau auf reichen Rittergütern, und mancher armer Schuhputzer Gemahl einer reichen Dame, und durch ihr Geld Kammer: oder Kommerzienrath wird u. s. w. Aber theils bin ich diesen Dingen im ersten Theile meines Buches schon einigermaßen begegnet, theils ist die Sache zu trivial, abgedroschen, und durch ihr häufiges Vorkommen so bekannt, daß ich, ob sie schon einen sehr reichhaltigen Stoff geben würde, sie zu berühren keinen Verus in mir empfinde. Von den vielfältigen Verheyrathungen zu reden, deucht mir ebensfalls eine sehr künzliche Sache zu seyn. Sie haben so viel vor sich und wider sich, daß ich mit einer ängstlichen Genauigkeit alle Gründe auseinander setzen, die Grenzen meines Raums überschreiten, dem Leser lange Weile machen, und am Ende doch bekennen müßte, es könne in dieser Sache eben so oft eine andre Regel gegeben werden, als vielfältig die Verhältnisse, Umstände und die Lage desjenigen sind, der sich mehrmals verheyrathet. Es giebt sehr

sehr viele, die besser thaten, wenn sie Wittwer oder Wittwen blieben, aber auch nicht wenige, die es nicht bleiben können, oder Thoren sind, wenn sie es bleiben. Daher übergehe ich diese zwei Gegenstände mit Stillschweigen, und nehme von diesen Blättern Abschied. Gehet dann hin in alle Welt, zu predigen Wahrheit, und zu erndten Verfolgung. Laßt euch nichts stören, weder zur Rechten noch zur Linken. Und zeigt man euch Flecken, so sagt, daß sie vielleicht von zu vielen Geschäften und daher entstandner Eilfertigkeit des Verfassers herrührten, welche wo nicht Entschuldigung doch wenigstens Nachsicht und Verzeihung verdienet. Ihr aber, edle Geister, die ihr mit Aufmerksamkeit durch die Welt wandelt, und nicht, wie die Metaphysiker, alles angafft, ohn' es zu sehen, ergreift mit mir den Becher voll rheinischen Nectars! Lasset uns anstoßen, und laut rufen: Es lebe die Wahrheit.



## Inhalt des ersten Theils.

|                                                                  |      |
|------------------------------------------------------------------|------|
| Kap. 1. Von der Liebe überhaupt.                                 | S. 9 |
| — 2. Die Geschlechtsliebe ist eigentlich nur ein Werk der Sinne. | 13   |
| — 3. Romanhafte Liebe.                                           | 29   |
| — 4. Ritterliebe.                                                | 39   |
| — 5. Theaterliebe.                                               | 41   |
| — 6. Klosterliebe.                                               | 52   |
| — 7. Soldatenliebe.                                              | 63   |
| — 8. Fürsten- und Hofliebe.                                      | 83   |
| — 9. Ländliche Liebe.                                            | 89   |
| — 10. Greisliebe.                                                | 100  |
| — 11. Gefängniß- und Lazarethliebe.                              | 111  |
| — 12. Verbotne Liebe.                                            | 113  |
| — 13. Von der Verführung in der Liebe.                           | 121  |
| — 14. Von dem Einflusse der Liebe auf die Gesundheit.            | 127  |
| — 15. Erlaubte und tugendhafte Liebe.                            | 133  |

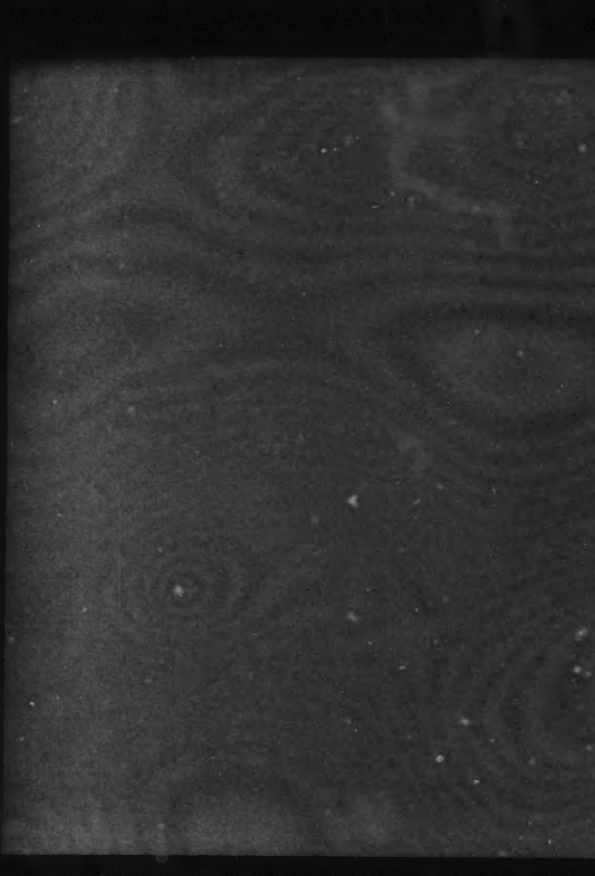
---

## Inhalt des zweiten Theils.

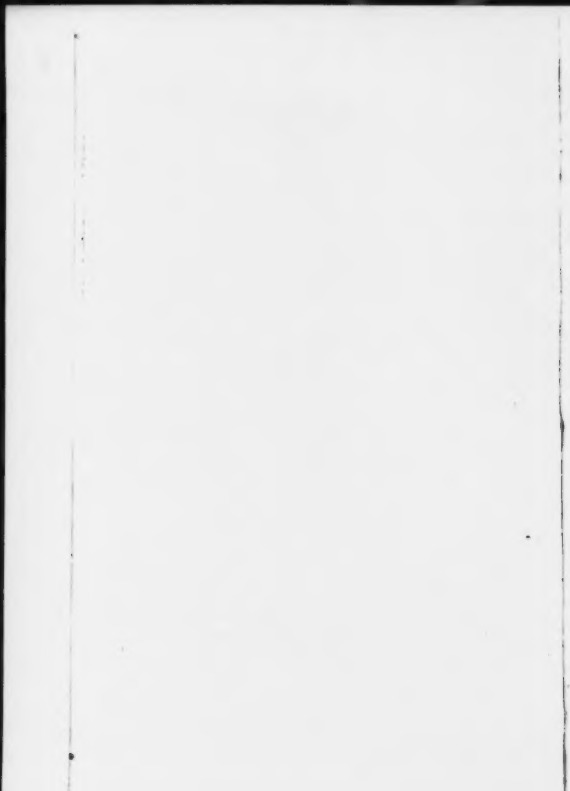
|                                                                |        |
|----------------------------------------------------------------|--------|
| Kap. 1. Von der Ehe überhaupt.                                 | S. 143 |
| — 2. Verlobungen.                                              | 151    |
| — 3. Trauung und Hochzeit.                                     | 156    |
| — 4. Etliche moralische und häusliche Pflichten der Ehegatten. | 162    |
| — 5. Untreue.                                                  | 180    |
| — 6. Eifersucht.                                               | 186    |
| — 7. Schwangerschaften.                                        | 198    |
| — 8. Wochenbetten.                                             | 219    |
| — 9. Erziehung der Kinder.                                     | 227    |
| — 10. Spätre Jahre der Ehe.                                    | 242    |
| — 11. Krankheiten und Tod.                                     | 245    |
| — 12. Schlußerinnerung.                                        | 254    |

---







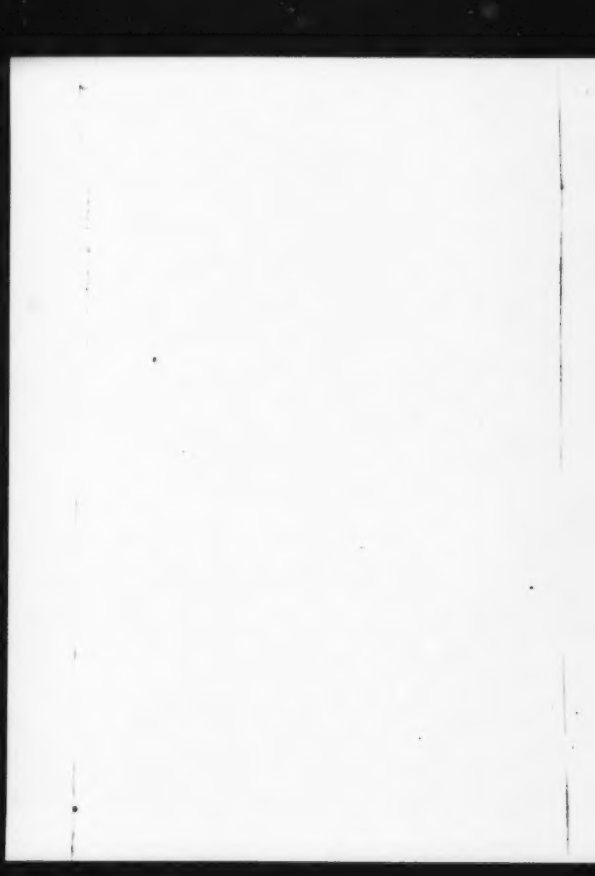




Philipp Zeidelbär  
und  
Vinchen Magensaft;  
oder  
die zwei Stuzperücken  
und  
ihre Besitzer.



Halberstadt  
in der Buchhandlung der Grosschen Erben



Philipp Zeitelbär

und

Bienchen Magensaft:

oder

die beiden Stuhperücken.

I. H. 1711.

Der Prediger zu Längenwaldbau war ein Mann von großem Körper und fleischer Seele. Unter seinen Tritten zitterte die hölzerne Kanzeltreppe, und die Kanzel selbst war seinem stattlichen Bauche zu enge. Seine fleischigten Wangen wälzten sich wie Wogen auf dem Kragen des Priesterrotes, und sah man ihn seitwärts, so schien es fast zweifelhaft, ob er eine Nase besäße. Sein lebeter Großvaterstintl war mit Eisen beschla-

gen. Ein Paar Stiefeln für ihn kosteten dem Schuhmacher allemal zwey vollkommne Kalbfelle. Dieser wohlgenährte Priester hatte ein majestätisches Ansehen, seinen Pfünden zu danken; und da seine Kirchkinder das gute Gedeihen verspürten, überhäuften sie ihn um so wehr mit Wohlthaten, die zu des Leibes Nahrung und Nothdurft gehören, denn diese Art Leute hat großen Gefallen an fetten Seelsorgern. Uebrigens war der Mann gradezu, etwas hartherzig, schlecht und recht, von der alten Welt, orthodox und ganz natürlich also auch ein eifriger Befechter alter Weiden. 1

Mit seiner Ehegattin, einem vornehmen erfahrenen Kammermädchen, die ihm zu diesem Amte verhofft, hatte er verschiedne Kinder erzelet, davon aber nur noch eine einzige Tochter am Leben war. Dies flinke Mädchen, Jakobine genannt, schön an Geist und Körper, hatte nicht eine Ader von ihrem ruheliebenden Herrn Vater. Der Geist ihrer Mutter ruhete hingegen unverkennbar auf ihr, denn sie liebte, so wie diese  
in

in jüngern Jahren, die Welt und die Moden, und ließ sich gern Artigkeiten sagen. Unter den Pflichten der Nächstenliebe waren ihr die gegen die Brüder schätzbarer, als die gegen die Schwestern. Ihr Auge rollte schalkisch unter der immer heitern Stirne umher. Die Grübchen der Wangen luden zum Kuß ein. Ihr schlanker Wuchs reizte den lusternen Blick. Bezaubernde Fröhlichkeit ergoß sich durch ihr ganzes Wesen. Mehrtheils selbst gebildet folgte sie ihrem Hange zur Laune und zum Leichtsinne, gaukelte sorglos durch ihre kleine Welt, und wußte von der Tugend und vom Laster nur grade so viel, als sie ihr eignes Gefühl lehrte. Dies Gefühl ist nicht ganz zu verachten. War oft wäre es besser, wenn man bey jungen Leuten diesem Gefühl erst Zeit liesse, sich gehörig zu entwickeln, ehe man ihm Schulbegriffe und schwankende Urtheile über gut und böse aufdringt.

Jakobinens Vater, Magister Magenst, war ein großer Anhänger der christlichen Sparsamkeit. Er hielt es daher für

eine unnöthige Ausgabe, seiner Tochter einen  
 Infirmator zu halten, sondern übernahm  
 selbst das Geschäft, sie zu unterrichten. Nun  
 weiß man aber schon, wie es mit dem eignen  
 Lehrmeisteramte der Väter bei ihren Kindern  
 herzuachen pflegt. Es kommt selten viel  
 Kluges dabey heraus. Magister Magenstast  
 hatte gar viel Amtsarbeiten. Dabey war er  
 und die Seinigen nicht selten genöthiget, den  
 Tauf- und Hochzeitschmäusen in diesem der  
 Vermehrung sehr ergiebigen Dorfe beizuwoh-  
 nen. Hierdurch gieng so manche Schulstunde  
 verloren. Der Herr Vater war zufrieden, seine  
 Tochter zum heiligen Abendmahl vorbereitet  
 zu haben, und hielt den nachfolgenden Un-  
 terricht für Nebenwerk. Lieber Gott! wie  
 so viele Menschen machen sich dieser unver-  
 zehlichen Thorheit schuldig. Man eilt, um  
 das Töchterchen bald vorbereiten zu lassen,  
 besonders wenn ihr die Natur einen guten  
 Wuchs gab. Sie muß das sogenannte Chri-  
 stenthum binnen kurzer Zeit gleichsam in nu-  
 cleo verschlingen. Ob sie es verdauet hat,  
 darum bekümmert man sich nicht. So bald  
 die kirchliche Handlung das ersiemal vollbracht  
 ist,

ist, hören gemeiniglich die Schulstunden völlig auf, ja die Mädchen schämen sich auch wohl gar, alsdenn noch in die Schule zu gehen. Nicht nur in den niedern Volksklassen ist diese Sitte einheimisch. Man findet sie auch häufig in höhern Ständen, sogar in den Häusern der Gelehrten und der Prediger. — Doch was verweil ich bey Dingen, die tausendmal schon gesagt, und doch eben so oft vergessen worden sind.

Jakobinens guter natürlicher Verstand ersetzte einigermaassen den Mangel des Unterrichts, der ohnehin von ihrem Herrn Papa ziemlich kahl und leer ausfiel. Sie las allerley Schriften, die ihr vorkamen, gute und schlechte, nützliche und verderbliche ohne Auswahl, aber alle heimlich, weil ihr der Vater alle Lectüre durchaus verboten hatte, — entweder weil er überhaupt nichts auf Lectüre hielt, oder weil er sich die Mühe der Auswahl nicht erst auf den Hals laden wollte. Unter den Büchern die sie las, machten nun freylich die romanhaften den lebhaftesten Eindruck auf sie. Denn die Jugend hat größtem-

## 9 Philipp und Jakobine.

theils unwiderstehlichen Hana zum Auserwählten — Uebrigens hatte Jakobine noch einen besondern literarischen Vorzug, der so manchem Frauenzimmer von einigem Stande fehlt. Sie schrieb schön und fertig, schnitzte auch nicht beträchtlich wider die Orthographie. Diesen Vorzug hatte sie ihrem Herrn Pächten, dem Schulmeister des Orts, Namens Zeidelbär, zu verdanken. Dieser strenge Pädagog, der seine Pathe Biemel ohne Entgeld im Schreiben unterrichtete, sah ihr wenig nach, und ihr esner Kopf kam ihr bald in einer Kunst zu staten, die wohl mit Unrecht in unsern Tagen so gleichgültig behandelt zu werden anfängt.

Jakobine ward, als das einzige Kind vom Hause, von ihren Eltern sehr geliebt, mit unter auch, besonders von der Mutter, ein wenig verwöhnt. Doch überweg ihr Leichtsinns den Eigenwillen. Ihre Lustigkeit kannte jezuweilen keine Grenzen, welches der Mama zwar oft Freude machte, dem oaden drei Centner wiegenden Papa aber nicht



nicht selten zur Last fiel. Vinchen fragte jedoch darnach nichts, sondern übte ihre leichtfertige Laune oft sogar an ihm selbst aus, welches nun freylich eben nicht sehr zu loben war. Folgender Ausritt mag hiervon zum Beweise dienen.

Einstmals hatte sich der Herr Pastor Magenfaß seine alte schimmliche Peruke — denn auf dergleichen Eitelkeiten pflegte er nicht viel zu wenden — in der Stadt affommodiren lassen. Dies geschah sehr selten. Weil aber eben das Weihnachtsfest einfiel, so wurde der Perukenmacher in Mahrung gesetzt. Jakobine, die damals erst zwölf Jahr alt war, trieb mit der frisch gepudert ankommenden Peruke ihr Gespött, versah es aber, und warf sie in die Stube. Zum Unglück fiel sie derb auf einen dastehenden Stiefelknecht. Aller Reiz derselben war auf einmal hin. Das arme Ding gerieth in Todesangst. Aber Mama sprach ihr Muth ein, und rieth ihr, die Peruke am Abend, wenn der Vater zu Bette seyn würde, selbst wieder zu frisiren. Dies ward beschlossen, dem Vater verheim-

licht, und die Weihnachtsgeschenke wurden mit großer Laune empfangen. Sobald der Alte seine Predigt völlig ausgeschrieben, seiner beschwerlichen Kleiderlast sich entladen, und mit großem Getöse sich in sein Bette gewälzt hatte, nahm Jakobine den Kamm her, und fing an zu frisiren. Kindische Leichtfertigkeit und trunkne Freude über die Christbescheerung gaben ihr den tollten Einfall alle auferliegende Locken die Länge herunter zu stellen, das vorstehende Tupce recht hoch zu machen, und in der Mitte längs über den Kops hin einen Zopf zu flechten. Die Peruke war von Natur hinten etwas lang, und durch diese neu-medische Tour bekam sie ein äußerst fremdes Ansehen. Am folgenden Morgen war es noch dunkel, als sich Maggenfast anzog. Die Tochter gab ihm die Peruke, er setzte sie wie gewöhnlich ohne Expedel auf, und wälzte sich in die Kirche. Der Herr Gevatter Schulmeister bemerkte, mit Amtsgeschäften überhäuft, anfänglich auch nichts, und Mama hatte eben so wenig darauf Achtung gegeben. Als aber der Herr Pfarr vers Altar kam, da stieß alles die Köpfe

Köpfe zusammen. Zum Glük war das Volk in der Subordination Meister Zeidelbärs erzogen, und mußte also nicht, wiewohl einige Zuhörer auf den Emporkirchen hinter der Kanzel gottlose Pantomimen unter sich spielten, und während der Predigt mit Fingern auf die wackelnden Zäpfel zeigten. Nach der Predigt bemerkte auch ein Kirchvater den Spuk, und suchte dem Herrn Pfarrer seine Verwunderung über diese neue Mode zu erkennen zu geben. Denn da er sonst ein Feind neuer Moden war, und seine Kirchkinder seit seinem Amtsantritt noch nicht die mindeste Veränderung in seiner Tracht erfahren hatten, so machte diese Kleinigkeit großes Aufsehn. Magensast entrüstete sich so sehr über diese Sache, daß er sogleich nach Hause keuchte, und Jakobinen, auf die augenblicklich der Verdacht fiel, ziemlich derb ausprügelte, sie auch zwang, die Peruke sogleich in Ordnung zu bringen, ehe er den Segen sprechen mußte. Nach dem Gottesdienst gieng erst die rechte Lekzion an, wobei er so sehr in Zorn gerieth, daß er folgenden merkwürdigen Fluch ausstieß: Ich wollte, daß du alle Haare  
vorn

vom Kopfe verlorst, und daß in Zukunft eine Perücke dir tausend Unglück zuzöge!

Doch, weiter in der Geschichte! Jakobine trat mit diesen oben erwähnten Eigenschaften, gemischt aus Leichtsinne, gutem Herzen, wenigen Vorzügen aber auch unbedeutenden Fehlern, auf den Schauplatz der Welt. Dieser war für sie jetzt noch klein, ward aber in der Folge desto größer. Der Herr Pathe Zeidelbär konnte Winchen wohl leiden, und sah sie gern zu sich kommen. Auch kam sie gern zu ihm, aber sicher nicht aus gegenseitiger Zuneigung, sondern vielmehr aus einer geheimen Sympathie gegen eine gewisse obzwar mehrentheils entfernte, aber doch zu diesem Hause gehörende Person. Diese war der junge Johann Philipp Zeidelbär, einziger Sohn des Schulmeisters. Er war zwar nicht mit Jakobinen aufgewachsen, indem er mehrere Jahre zählte als sie. Aber sie war ihm doch als Kind schon gut gewesen, und er besaß auch wirklich viel Einnehmendes. Nach einer langen Entfernung von etlichen Jahren kam er jetzt von der sächsischen Kürschenschule nach Hause, und brachte so viel Ar-

tigkeit,

rigkeit, fröhliche Laune und Jugendgeist mit, daß Jakobine durchaus nicht umhin konnte, den Jüngling sehr liebenswürdig zu finden. Philipp fand auch das Mädchen, die indes herangewachsen war, liebenswürdig. War dies der Erfolg von gleichgestimmten Geesest-eigenschaften, oder nur von der Freyheit, in welcher sich der sonst von Mädchen ganz abgesonderte Jüngling auf einige Zeit versetzt befand, das kann ich nicht bestimmen. Jakobine gieng während seiner Gegenwart hurtiger als jemals in die Schreibstunde, und besuchte ihren Herrn Pauthen auch außer der Zeit. Der alte Zeidelbär bemerkte dies, schwieg aber, weil er eine mögliche künftige Verbindung seines Philipp mit der einzigen Tochter eines wohlhabenden Geislichen, und die vielleicht damit verbundene Selangung desselben an seine Stelle, so uneben nicht fand. Die Frau Schulmeisterin verstand von alle dem nichts, oder glaubte vielmehr, nach Maasgabe der dörslichen Sitten, die Freyerey sey unter jungen Leuten etwas sehr Artiges, woran sie denn auch so ganz unrecht nicht hatte, wenn man die Sache blos nach dem Laufe der Ma-

tur betrachtet. Durch diese heimlichen Vergünstigungen wuchs die Vertraulichkeit der Liebenden, deren wachsende Gefühle ich ihrer Allrätlichkeit wegen nicht erst schildern will, mit jedem Tage. Die Natur lehrte sie losende Künste, und die Sinnlichkeit hatte daran einen nicht geringen Antheil.

## 2.

Die Wochen des Urlaubs waren verstrichen, und die Subordination der Schulmonarchie rief unsern Philipp zurück. Die Trennung kostete von beiden Seiten Thränen. Um der sichern Erinnerung willen wollte man noch einmal traulich zusammen kommen, und zwar im Pfarrbüschchen, welches hart an die Wiedemuth des Predigers stieß. Man verabredete die Stunde! und stellte sich ein. Nun war eben damals Magister Maggenfaß mit der Sommerfaat beschäftigt; denn meine Leser müssen wissen, daß dieser Geistliche es nicht zu niedrig fand, sein Feld zum Theil in eigener Person zu bestellen. Er pflügte, eggte, säete, und half bey der Erndte

Erndte einfahren. Diese Geschäfte hatte ihm sein Chirurgus angerathen — wahrlich ein trefflicher Rath für den dicken Pastor, dessen Befolgung ihn wenigstens vor dem Ver-  
 sten schützte! Er bediente sich desselben, so sauer es ihm auch wurde, ohne Einwendung, weil dabey sein Geiz einigermaassen seine Rechnung fand, denn dieser überwand noch seine Trägheit. An dem heutigen schönen Maytage war nun eben der Alte aufs Feld gefahren, und säete Hafer. Nachdem er eine Weile die Furchen mit nicht geringem Keuchen durchwaded hatte, und einen Augenblick ausruhte, hörte er in seinem Wäld-  
 chen einen lauten durchdringenden Schrey. Er warf seinen Sack auf die Pferde, und wankte nach der Gegend hin. So sehr er auch keuchte, daß man ihn hundert Schritt weit hören konnte, so bemerkten ihn doch Phi-  
 lipp und Jakobine nicht eher, als bis er vor ihnen stand, und sie in einer ziemlich verdächtigen Stellung fand, die zu schildern ich wegen der Gegenwart eines Priesters nicht wagen darf. Vater Magensast erzürnte sich gewaltig, nahm ein Stück Reisig, und  
 sieng

hing an, gewaltig auf den armen Philipp los zu prügeln. Dieser nahm Reißhaus, und entkam bald. Jakobine raste sich schnell zusammen, fiel ihrem Vater zu Füßen, und erweichte ihn durch Thränen, dieses allmächtige Veröhnungsmittel, das die Frauenzimmer allezeit in Bereitschaft haben. Philipp kam nach Hause, gestand dem Vater etwas von der Sache, und bewirkte, nach einigen erhaltenen Maulschellen, durch seine Bitten doch so viel, daß man ihm sealeich Urlaub gab, und die Reise nach der Kunstschule zu Fuß antreten ließ. Mogensast befahl der Tochter, sich auf den Letterwagen zu setzen, und da zu harren, bis er sein Tagewerk vollendet hätte, welches er, ohnachtet des gehaltenen Schreckens, mit ziemlicher Gelassenheit vollbrachte. Hier saß nun Jakobine und hatte Zeit genug, über den sonderbaren Abschied von ihrem Geliebten nachzudenken, indes Mama zu Hause über ihre lange Entfernung sich verwunderte. Endlich brachte Papachen sein Töchterchen auf dem Getraidewagen gefahren. Mama war froh, denn dieser Auftritt war so selten nicht. Als sie aber von  
ihrem



ihrem Gatten mit Verdruß und Murren empfangen wurde, gerieth sie in Sorgen. Er half ihr aber bald daraus, indem er den ganzen Vorgang erzählte. Ist's sonst nichts, als dies? dachte sie bey sich selbst, und erinnerte sich an ihre Jugend. Doch mußte sie äußerlich böse scheinen, und dem Töchterchen einen Verweis geben. Der Vater aber war nicht so schnell versöhnt. Er schrieb den folgenden Morgen an den Rector der Fürstenschule, und sein Brief langte mit dem jungen Zeidelbär ziemlich zu einer Zeit an. Hier war die Strafe hart. Man wollte ihn anfänglich gar austreiben, verwandelte aber endlich die Abndung in vierwöchentliches Karzer. Hier konnte er nun über den fatalen Abschied von Jakobinen noch reiflicher nachdenken, als diese auf dem Letterwagen. Indessen kriegte auch der Herr Magister den Schulmeister vor, und las ihm eine derbe Lektion, welcher sich aber mit völliger Unwissenheit entschuldigte, und seinen Eohn so gut, als bey der etwas weiten Entfernung möglich seyn würde, abzustrafen versprach.

## 18      Philipp und Jakobine.

Inzwischen hatte doch die Szene im Wäldchen die Zärtlichkeit der jungen Leute eher vermehrt als vermindert. Philipp sann auf Mittel, einen Briefwechsel mit Jakobinen anzufangen, und es gelang ihm eines zu finden. Er hatte nemlich in dem nahe bey Langenwaldau gelegnen Städtchen einen Freund, der Kandidat des Predigts amts war, und alle hohe Feste beym Herrn Pastor Magensast predigte. Dieser hieß Zimminandel, ein artiges süßes Männchen, roth und weiß wie Milch und Blut. Aber es ist der Mühe werth, diesen geistlichen Adonis etwas näher kennen zu lernen. Man denke sich ein junges Herrchen von etwa 28 Jahren, mütter Statur, hager, wohlge wachsen, rosigt das Antlitz, und blau der Bart, auf der modischen Deutelpetuke ein Härchen so gleich als das andre geklämmt, in den Hosentaschen zwey Uhren, und ungeheurer große Schnallen in den Schuhen, zu greulichem Aergeruß der kleinen groß sehn wellenden Stadt, in der er lebte. Man sollte meynen, dies seine Männchen werde auch in der Liebe einen zarten Geschmack,

schmack, und nur für ein eben so galantes und weichlich erzogenes Mädchen Gefühl gehabt haben. Aber nicht also. Eine feiste Bäuerinn erregte in ihm mancherley starke männliche Empfindungen, und er predigte gern bey den Herren Geistlichen auf dem Lande, weil ihm die frischen Landpfarrstöchter besser gefielen, als jene liebäugelnde Dirnen, die zwar mit allerliebsten weichen weißen Fingerchen, aber auch mit hysterischen Zuckungen, neben ihm am Klavier in süßen Harmonien dahin schmolzen. Also von dieser Seite ein Mann von richtigem Geschmack und wahrem Natureesühl. Nur sein Herz taugte nicht viel. Wenigstens war er stolz, trug Beleidigungen lange nach, und ließ sich aufbrausende Hize und andre Leidenschaften oft zu nicht sehr moralischen Handlungen hinreißen.

Dieser Kandidat war nun der Freund des jungen Zeidelbärs, und der Vriessbeller der Liebenden. Er predigte daher nach gerade öfterer in Langenmoaldau. Wenn ihn seine pädagogischen Geschäfte, denn er

B 2

inset.

## 20 Philipp und Jakobine.

infirmirte gewaltig viel, einmal ein paar Tage Erholung übrig ließen, so brachte er diese beim alten Magensaft zu. Auf diese Art war es denn nun sehr leicht, die gegenseitigen Briefe der Liebenden zu bestellen, die zwar voll von Härtlichkeitszusagen, aber doch nicht in dem tadelnden oder steuwartischen Tone geschrieben waren, der sonst gemeinlich dergleichen Briefen eigen ist. Die Natur sprach aus allen Tugenden, und reines Gefühl wahrhaft Liebender, doch nicht schwärmerisch tobender Herzen herrschte in allen. Daß sie übrigens keinen sonderlich wichtigen Inhalt hatten, versteht sich von selbst. Doch mögen zwey von diesen Briefen zur Probe hier stehen, um den Lesern die Uebersicht der Charaktere dieser jungen Leute zu erleichtern.

### Philipp an Jakobinen.

Liebes Mädchen!

Sie haben mit Ihrem letzten Briefe mich so herzlich erfreuet,  
daß

daß ich den ganzen Tag vor Wollust und Vergnügen in den Schulstunden auf nichts Achtung gegeben, und mir etliche Verweise von unsern alten Vorfühnern zugezogen habe. Die schönen Halsbinden und Busenstreifen, die Sie mir geschenkt haben, werden meinen Kommilitonen brav in die Augen stechen. Aber ich werde sie recht auslachen, denn die armen Teufel werden glauben, ich bilde mir auf diese Sachen selbst etwas ein. Darinn aber betrüben sie sich gewaltig. Denn der größte Werth, den sie in meinen Augen haben, ist der, daß sie von meinem süßen Herzensmädchen sind. — Was macht denn unser liebes Wäldchen? Ich erinnere mich noch immer mit Entzücken der Abschiedsküsse, ob wir gleich auf eine so fatale Weise gestört, und trostlos auseinander gerissen wurden. Ich könnte sagen, daß Sie durch Ihr

B 3    Schrey.

Ehrenden daran Schuld waren, da die Auswallungen meiner Zärtlichkeit gewiß nichts so Böses zum Ziel hatten, das Ihnen Gefahr bringen konnte. Doch ich will Ihnen darüber nicht erst weiter vorlamentiren, oder Bormärse machen, und es bleibt in diesem Falle bey dem, was ich Ihnen in meinem ersten Briefe nach meiner Entfernung darüber gesagt habe. — Es ist doch in der Welt nichts läßlicher, als das Leben auf der Kürstenschule. Die fatale Schallanne und das Frühaufstehn möchte noch hingehn. Man wird des Dinges gewohnt. Aber daß man den ganzen Tag nicht allein ist, so viel lernen und arbeiten, und doch dabey Abends nach zehn Uhr kein Licht mehr brennen soll, das ist unaussprechlich. Ich muß mir die Augenblicke, in denen ich an meine liebe Jakobine schreiben will, abstehlen, und es ist nur  
noch

noch gut, daß ich ein Oberer bin, so hat mir doch niemand auf der Zelle etwas zu befehlen; obzwar die kleinen Schurken auch naseweiß genug sind, auf Alles zu lauern, und es bald höhern Orts anzeigen würden, wenn sie etwas ausspürten. Zum Glück wird das mühselige Leben nun wohl nicht lange mehr dauern. O ich wollte, daß die Universitätsjahre auch schon überstanden wären, so könnte ich doch mit Ehren in Ihrem Hause wieder erscheinen, und Sie, mein liebes Mädchen, oft sehen! denn ich darf doch wohl hoffentlich nicht besorgen, daß Ihr Papa mir den letzten unangenehmen Vorfall so lange nachtragen wird? — Aber nun noch eine Frage, mein gutes Biendchen! Sind Sie mir auch noch recht treu? Und erinnern Sie sich auch noch mit Vergnügen der Süßigkeiten einer zärtlichen Umarmung? Besuchen

B 4      Sie

24 Philipp und Jakobine.

Sie auch oft das trauliche Bäschen, und die Ulme, die unsre Namen trägt? Daß doch der fürchterliche Gedanke mich so oft quält, Sie würden nicht Geduld genug haben, so lange auszuharren, und noch so viel Jahre zu harren, bis auch nur einiger Anschein zu einer festen Verbindung unsrer Herzen möglich ist. — Aber weg mit diesem beleidigenden Gedanken! Sie könnten wohl böse darüber lernen, und ich kenne kein traurigeres Gefühl, als wenn ich mir vorstelle, daß Sie böse auf mich sind. Nein! meine liebenswürdige gute Jakobine, Sie sind mir treu, Sie lieben mich, und erwarten standhaft den Augenblick, in dem ich wieder in Ihre Arme sinke, und mit dem Zaubergefühl der fruchtigsten Liebe Ihren schönen Busen an mein Herz drücke. — Ob nicht das verdamnte Visiten schon wieder los geht! Geschwind,  
ich



ich muß mein Licht auslösch'n. Leb wohl, wohl! mein goldnes Mädchen, und vergiß Deinen treuen Philipp nicht.

Jakobine an Philipp.

Liebster Freund!

Ich nehme immer mit einer gewissen Schüchternheit die Feder, wenn ich an Sie schreiben will. Sie sind ein so geschickter junger Mann, wie ich zu meinem großen Vergnügen oft von Ihrem Herrn Vater und vom Herrn Magister Zimmernandel höre, und da fürchte ich immer, Sie werden mich auslachen mit meinem Geschreibe. Gleichwohl suche ich mich so gern mit Ihnen zu beschäftigen, und es ist mir so wohl ums Herz, wenn ich denke, daß Sie über meine Briefe einiges Vergnügen empfinden, in sofern sie Ihnen Beweise meiner Zärtlichkeit sind. — Ach mein  
 D 5                      guter

26 Philipp und Jakobine.

guter Philipp, für mich und meine Tante dürfen Sie gar nicht in Sorgen seyn. Ich bin Ihnen so gut, als so herzlich gut, und liebe Sie wie mein Leben. Und wer könnte auch einem so lebhaften Junge, der so artig schreibt, so fröhlich umarmt, so herzlich freudt, nicht aber alles in der Welt gut seyn? Aber der Vater, der Vater! Der kann es immer noch nicht vergessen, daß er uns im Waldchen so allein bey einander traf. Aberlich wars auch ein wenig verwegen von Monsieur Zeidbar, daß er mich durch seine Unarten zum Schreien nöthigte \*). Und dann kann der gute Vater noch gar nicht vergessen. Die Mama, die schon nicht so eigensinnig ist, hat

\*) Jakobine hat aber dem verächtlichen Zimmern:del in der Kiste offenberaus gestanden, das sie nicht so laut anschauen haben würde, wenn sie die Hand nicht zurück gezogen, und nicht geglaubt hätte, daß sie im Augenblick nicht gesehen würde.

hat mir noch nie einen Vorwurf darüber gemacht, als blos im Anfang. Sie gab mir sogar den Rath, ich sollte den Papa nur immer geduldig ausschmähen lassen, und gar nichts dazu sagen, so würde er schon nach und nach von selbst aufhören. Dies ist nun auch meine Hofnung, und ich folge ihrem Rathe treulich.

— Sie hochmuthen \*) mich wohl ein wenig, wenn Sie mir über die Wäsche so viel Angenehmes sagen. Die Arbeit eines einfältigen Landmädchens wird wohl nicht viel Aufsehn unter Ihren Freunden machen. Doch bin ich dabey roth geworden, als ich dies las, und mein Herz straste mich dabey der Eitelkeit. Die schöne Beubung, die Sie den Lobsprüchen geben, und die Ihrem Verstande eben so viel Ehre macht als Ihrem Herzen,

erzengt,

\*) hochmuthen, mit etwas aufsehn, hotten.

28      Philipp und Jakobine.

erzeugte in meiner Seele auch eine große Veränderung, und ich vergaß alle Eitelkeit über dem Gedanken an Ihre edelmüthige Liebe. O was ist doch das Herz eines Mädchens für ein schwaches Kind! Ich habe das in einigen Buchern gelesen, die Sie mir gegeben hatten, und seitdem habe ich es gar oft an mir selbst bestätigt gefunden. — Ich schickte Ihnen hier auch noch einen recht großen Ziegenkäse, den ich selbst bereitet habe \*). Meine Ziege ist heuer recht ergiebig gewesen, und ich bin dem Thiere auch recht gut, weil sie uns immer nachzoddelte,  
wenn

\*) Man ist gewohnt, daß in einem so genannten Liebesbrieue von Jovencel die Rede ist, der weiß die Natur in ihrer Einsamkeit nicht zu schätzen, und hat keinen Begriff von dem Stolz, den ein weibliches auf den ganz erhabenen Mädchen empfindet, mochte sie ihren entzückten Liebsten mit etwas von ihrem eigenem kleinen Tracottume beschenken kann, das er gewöhnlich vollständig getraut ist.

wenn wir auf der Wiedemuth \*) mit einander spazieren gingen. Wenn Ihnen der Käse schmezt, so melden Sie mir es, damit ich so gleich zu mehrern Aufsatze machen kann. Meine Mutter weiß von allem, was ich Ihnen schreibe, und das ist für mich eine große Herzenserleichterung. Gleichwohl fällt mir manchmal der Gedanke wie ein Stein aufs Herz, daß ich den Vater so hintergehe, und einen Jüngling liebe, auf den er böse ist. Er predigte neulich sehr scharf übers vierte Gebot; da war mirs immer, als thäte er das bloß meinem wegen, und ich konnte ihm die ganze Predigt durch nicht einzugsamal ins Gesicht sehen, ob ich ihm schon grade über sitze. — Dennoch denke ich immer wieder meinen lieben Philipp, und der

Ge.

\*) Die Felber und Wieden, die der Vater eines  
Corst zum Weinbrauche hat

Gedanke ist mir schon so zur andern Natur geworden, daß er mir stets gegenwärtig ist, und von jener Furcht nicht verdrängt werden kann. Dürfen Sie nun wohl noch fragen, mein Lieber, ob ich oft an Sie denke, und Ihnen treu bleiben werde? Gut, daß Sie selbst umkehren, sonst würde ich mich wohl ein paar Augenblicke gekränkt haben, daß Sie an meiner Treue noch zweifeln können. — Mein heißester Wunsch ist Gesundheit für Sie, und recht viel Mühe, recht oft an mich schreiben zu können. Ihre Briefe sind mir allemal eine Art von Christbescherung. Könnt' ich doch einen Theil meiner Zeit mit in den Brief packen, und Ihnen überschicken. Ich habe deren genug, habe oft lange Weile, und ize Abends schlafend an meinem Spinnrädchen, indes mein armer Philipp noch studiren, oder sich die Augenblicke abstehlen muß,

muß, an seine Freundin zu schreiben. — Aber nun muß ich im Ernst aufhören. Mein Geschwätz wird Ihnen längst lästig gewesen seyn. Ich hoffe indes, daß Sie es dem armen Landmädchen werden zu Gute halten. Leben Sie recht wohl, mein Vetter. Erheitern Sie sich durch Hoffnung einer glücklichen Zukunft die trüben Stunden, und lassen Sie den Gedanken an Ihre entfernte einsame Jakobine Ihre liebste Erholung seyn.

Dergleichen Briefe sind mehrere vorhanden, die ich aber, da sie vom Faden der Geschichte nichts enthalten, und mitunter gar nichts Auszeichnendes haben, hier billig übergehe. Auch werden die zwei hier mitgetheilten wohl hinreichend seyn, in die Herzen der Liebenden einen Blitz thun zu können, und über ihre Gesammungen zügeltes Licht verbreiten.

## 3.

Wir nähern uns nun einer wichtigen Epoche in der Geschichte unsrer Liebenden. Verſelung iſt von jeher das Loos der Treue gewesen. Wollte man auch das Entgegenarbeiten der Eltern, das dabei ſo eſt verkennt, nicht für Verſelung gelten laſſen, weil dies Wort die ursprünglichen Rechte der Eltern zu kränken ſcheint, ſo giebt es doch auch nur allzu- eſt noch andre Arten von Verſelungen, und nicht ſelten abſurde, wie die iſt, die ich zu erzählen ſo eben im Begrif bin. Meine Leſer belieben ſich einmal zurück an den Kandidat Zimmtmandel zu erinnern, und insbeſondre an das, was ich von ſeinem Geſchmack in der Liebe geſagt habe. Es konnte nicht fehlen, daß Jakobine dieſem theolo- giſchen Handlanger ſehr wohl gefiel. Denn ſie war ein volles derbes Mädchen, und doch dabei ſchlank und flüchtig, ſanft und freundlich von Geberden, ſentimen- tiellen Blicks, zart von Lippen und Wangen. Das behagte Alles dem ſchmerzenden Zimmtmandel weidlich; und Jakobine hatte ſich über dieſes auch da- durch einen Stein bei ihm ins Bret geſetzt, daß



daß sie seinen wirklich guten Predigten oft beywohnte, sie gern hörte, und ihnen oft zu Hause gebührendes Lob ertheilte. Loben läßt sich nun allerdings jeder Prediger gern. Mancher fordert das Lob als einen Tribut; denn die Freyheit, vor dem Volke ohne Widerspruch stundenlang reden zu dürfen, macht mehrentheils stolz, und glauben, man sei insallibel. Auch ist nicht jeder so delikat, daß es ihm etwa einen mächtigen Unterschied machen sollte, von wem er gelobt wird. Aufrichtig zu gestehen, so war auch in ganz Langenwaldau Jakobine die einzige Person, die den blumigten Redner ein wenig beurtheilen konnte; wiewohl sie ihn auch nicht selten schwülstig und unverständlich fand. Water Magensast hörte ihn nicht gern, denn es war ihm vorgekommen, als ob zuweilen ein wenig Heterodoxie hinter seinen Reden stecke. Zwar glaubte der ehrliche Kandidat steif und fest an die meisten Lehren der symbolischen Bücher. Aber, mit der Erbsünde da haperte es ein wenig; und der Kandidat hatte hiernächst auch einmal hämisch gelächelt, als er die Libros Concordiae aus

C

dem

dem sehr wenig bewohnten Depositorium des Herrn Pfarrers lanate, sie auch gleich wieder zuschlagen und hängesezt. Seitdem traute ihm Maq. nfast nicht mehr recht, und hatte ein wachsamcs Auge auf seine Verträge. — Vergeben Sie mir, liebe Leser und Lesersinnen, diese kleine Auskeweißung. Sie stand auch nicht ganz umsonst da. — Dieser Kandidat Zimmernandel nun verliebte sich mit Leib und Seele in Jakobinen. Anfangs merkte sie davon im mindesten nichts. Denn die Aeußerungen von Wohlwollen, die er ihr zuweisen gab, hielt sie blos für Freundschaft. Aber er war damit nicht zufrieden. Er glaubte jenen Naturforschern nicht, die ihren Schülern die Warnung geben, sie sollten sich doch nicht in ein Mädchen verlieben: denn wenn sie sich nur die Mühe nehmen wollten, die Haut eines bewunderten schönen Arms oder Busens mit ihrem Brennglase zu betrachten \*), so würden sie bald überzeugt werden,

\*) Wenn man diesen Dingen schon so nahe kommen darf, daß man sie mit dem Vergrößerungsglas betrachten kann, so mißacht jene überaus gang



ich nicht geneigt dazu war. Er lautete folgendermaßen.

### Schönste Ihres Geschlechts.

Gebendet von den durchdringenden Sonnenstralen, die aus Ihren feurigen Augen unablässig hervor schießen, würd' ich es kaum wagen, Sie noch einmal anzublicken, wenn nicht die Allgewalt der Liebe mir Muth einflößte. Ach sanfte Herzenstönniginn! wie soll ichs Ihnen länger verberaen, daß ich Sie wie meine Seele liebe, und nach Ihrer Geadenliebe schmachte, wie der Schmetterling nach dem Honigsafte der Linde, oder wie der gitternde Zauber nach der Erhörung seiner zärtlichen Gattin. Zaubermädchen, ein freundlicher Blick von Ihnen hebt mich zum Himmel; aber ihr zürnender Blick würde den Stab über mich brechen:

den; und unaussprechlich würde mir düstres Grab zu Theil werden, wenn Ihr sanfter Mund mir ein trauriges Urtheil spräche. Zwar, Sie lieben einen andern Jüngling, der noch dazu mein Freund ist. Aber sollte Ihr wohlwollendes Herz nicht Raum für zwey Liebliche haben? Und wenn dies nicht ist, wollten Sie wohl noch so viele Jahre auf Wiedervereinigung harren, indes Ihnen voller Genuß von einer andern Seite so nah liegt, daß Sie ihn jeden Augenblick ergreifen können? O fühlten Sie, wie dies Herz feurig und liebevoll für Sie schlägt, dieser Arm zittert, Sie zu umfassen, diese Wangen glüht, an Ihrem Busen zu ruhen, dieser — doch vergeben Sie der Kühnheit eines tiefverwundeten Herzens, das von niemand als von Ihnen geheilet werden kann. Was ich nicht Muth hatte,

C 3

Ihnen

Ihnen persönlich zu sagen, daß mag dies stumme aber lautsprechende Blatt erklären. O würdigen Sie mich bald einer Antwort, und sagen Sie mir, daß ich bald mit Hoffnungsvollem Blick wieder in Ihr Haus kommen darf. Schnell wie ein Reh will ich dann nach Langenwaldau fliegen, und Weilen sollen wie bloße Stunden seyn. — Ich küsse im Geist Ihren Rosenmund, und meine glühende Wange ruht auf der Ihrigen, indes mein Herz Ihnen tausendfältig sagt, daß ich nur Ihnen mit Leib und Seele auf ewig angehöre.

Siegfried Arkadius Zimmtmandel,  
der Weltw. Doktor u. d. freyen Künst-  
lic Magister.

Dieser sehr erbauliche Brief war mit grüner Tinte geschrieben, und mit goldnem Siegellack gesiegelt. Man sieht, daß er  
das

das Mädchen von der eiteln Seite angriff, und sie von da aus zur Sinnlichkeit überführte. Die Niederträchtigkeit, die er dadurch an seinem Freunde beweist, sucht er nicht erst zu entschuldigen, sondern gleichsam noch als eine Wohlthat für das Mädchen anzugeben. Die Antwort erfolgte bald, war kurz, und überhebt den Geschichtschreiber der Schilderung der Eindrücke, die Zimmtmandels Brief auf das Herz des schuldlosen Mädchens machte.

Hochzu Ehren der Herr Magister.

Ueber Dero Zuschrift würde ich erstaunt seyn, wenn ich nicht längst an Ihrem Betragen gewerkt hätte, daß Sie sehr verliebt in mich sind. So wie ich nun diesen Vorzug überhaupt nicht zu schätzen weiß, und Ihre für mich viel zu gelehrte und hochtrabende Erklärungen nicht einmal recht verstehe, so scheint mir auch die Sache um so weniger zur Ehre zu gereichen, da unsre Magd sowohl

C 4

als

als unsre Rühhirtinn sich einer besondern Herablassung von Ihnen öffentlich im Dorfe rühmen. Uebrigens bin ich als ein Landpfarmädchen nicht so eitel, wie die Wamsellen in der Stadtetwasenn mögen, daß ich mich von Ihren Lobeserhebungen blenden ließe. Und ob gleich der junge Zeidelbär nur noch ein Schüler ist, so sagt mir doch mein Herz, daß er meine Liebe verdient, und ich werde ihm niemals untreu werden. Vergeben Sie mir also, Werthester Herr Magister, daß ich Ihnen keine erwünschte Antwort geben kann. Indessen glauben Sie, daß ich stets Ihre Freundin bleiben, und es gern sehen werde, wenn Sie uns fleißig besuchen. Ich wünsche Ihnen recht wohl zu leben und verbleibe

Dero

ergebene Dienerin und Freundin

Jakobine.

Ganz



Ganz darfte sie es freylich mit ihrem Unterhändler nicht verderben; sonst hätte sie den treulosen Freund gewiß nicht ihrer Freundschaft versichert. Sie beanügte sich daher blos mit einigen beißenden Verweisen. Dies sah denn unser zärtlicher Herr Zimmermanns Del auch wohl ein. Er schnob Rache, und brütete von diesem Augenblick an über Entwürfe der Tücke, da es ihm auf dem graden Wege nicht gelingen wollte. Er verbarg sein wahres Gefühl mit ausstudirter Klugheit, als er wieder zu Jakobinen kam, bat kriechend um Vergebung, und gelobte dem leichtgläubigen Mädchen an, nie wieder ein Wort von Liebe gegen sie zu erwähnen. Er, der erröthen konnte, wenn er wollte, gab sich das Ansehn beschämter Reue; und Jakobine, die ganz unbefangen seine Auslassungen für Wahrheit hielt, vergaß mit ihrem gewöhnlichen Leichtsinn in wenig Tagen den ganzen Vorgang. Nicht also der Kandidat. Der nächste Brief, den er von der unverrichtigen Jakobine zur Bestellung auf die Post an Philipp übertam, ward zurückgehalten, gelesen, verbrannt. Sehr roman-

E 3

haft,

hast, sehr alltäglich, werden Sie vielleicht sagen, liebe Leser! Kann seyn. Aber, erlauben Sie doch einmal, muß denn alles neu und ungewöhnlich seyn in einem Roman? Und wird er nicht natürlicher, wahrscheinlicher, wenn in denselben ungewöhnliche Begebenheiten auf alltägliche gegründet werden? Zudem kann ich nichts dafür und dawider, daß diese Begebenheit in meiner nicht ganz unwahren Geschichte wirklich vorgekommen ist. Also weiter. Zimmmandel that, was so oft schon in der Welt ein eienwüthiger Vertrauter, ein zum Gärtner gesetzter Dieb gethan hatte, er schlug die gegenseitig gewechselten Briefe insgesammt unter. Monsieur Zeddelbär harrete wochenlang umsonst auf Jakobinens Federzüge, und murrete gewaltig, als sie nimmer erschienen. Er schrieb dreß, vier Briefe, beschwor den Kandidaten ihm eine Erklärung zu geben, wandte sich endlich unter irgend einem Vorwande an seine Mutter, und — erfuhr nichts; denn Zimmmandel schwieg ganz, und die Mutter wehete, daß sich Jakobine, so viel sie wußte, wohl befände, im Uebrigen aber nichts

nichts Veränderliches vorgefallen sey, außer daß ein gewisser junger schöner Leinweberpursche, dessen Vater ein Vermögen von 50000 Rthlr. besitze, auf der Pfarre jetzt aus- und eingehe, und das Dorf schmeichle sich, des Pfarrers Tochter könne ihn wohl mit der Zeit noch heirathen. Philipp brauste gewaltig auf. Er glaubte nun alles zu wissen, schalt Jakobinen untreu, und gerbete sich so zerstreut, daß seine kleinen Studienkamraden stumm und ängstlich ihn anstarrten. Er gieng zum Rektor, schüzte jählinge Krankheit seiner Mutter vor, und wollte Urlaub haben. Der Monarch schlug, wie billig, das Gesuch ab, und verlangte, auf Zeidelbärs dringendes Ansuchen, den Brief, der diese Nachricht enthielte, zu sehen. Philipp verrieth sich durch versängliche Antworten als Lügner, ward drey Tage ins Karzer gesperrt, und alle Briefe, die er von nun an erhielt oder fortschickte, wurden untersucht. Was halfs nunmehr, daß Jakobine des Unterhändlers niederträchtigen Betrug zu bemerken anfieng, und Gelegenheit fand, einen Brief an Philipp durch andre

führe

sichre Hände auf die Post zu bringen? Ihr Brief kam in des Rektors Hände, der ihn für Kinderposse hielt, ihn ohne weiteres Aufheben verbrannte, und dem Schüler bloß einen herben Verweis gab, daß er mit Mädchen Briefe wechselte, ohne ihm vom Innhalte je ein Wort gesagt zu haben, welches nun freilich eine sonderbare Zumuthung war. Philipp wußte indessen nun doch so viel, daß ihm seine Ehre geschrieben hatte. Aber voll ungegründeten Verdachts träumte er sich bloß kahle Entschuldigungen, als den wahrscheinlichen Inhalt des verbrannten Briefs. Er qualte sich Tag und Nacht mit Projekten, und brachte keines zur Reife.

Jakobine, die nun noch keine Antwort erhielt, ward endlich auch böse, und ihr Leichtsinns rieth ihr, den Undankbaren zu vergessen, obgleich ihr gutes Herz sich mit ganzer Gewalt dawider sträubte. Die Sache mit dem jungen Leinweber, dessen Vater wirklich viel Vermögen hatte, ein schönes Haus besaß, und den Leinwandfaktor machte, war nicht ganz ohne Grund. Dieser

flinke

Ein zwanzigjährige Putsche, Hans Heinrich Schlichtebren genannt, hatte eine Erziehung genossen, die etwas von der gewöhnlichen Dorferziehung abwich. Er spielte die Flöte, die Cyther, die Violine, die Orgel und das Klavier, konnte singen, tanzen, schreiben, rechnen und ein wenig französisch. Er war ein paar Jahr in der Stadt gewesen, und hatte da obige Kenntnisse gesammelt, auch Manieren gelernt. Zwar trug er sich ganz ländlich, aber eben dies gewann ihm um so mehr die Herzen, da man sonst unter dieser Kleidung selten so viel auszeichnende Geistesverzüge findet. Ein Kopf voll krauser Haare, die sich um seinen weißen Nacken rollten, hob den Anstand des männlichbraunen Auges; ein Paar große schwarze Augen drehten sich funkelnd in den festen Augenlidern; ein nettes Wesen von seinem Tuche zeichnete seinen trefflichen Wuchs, seine breite Schultern aus; ein seidner Strumpf bedeckte des Sonntags seine volle Wade, und eine breite Goldkette schmückte den rothen Brustlapp, indes eine schwarze Bandschleife nachlässig auf dem runden Hute rochte.

Man

Man wird es sehr natürlich finden, daß dieser Pursche in der Liebe ebenfalls einen verfeinerten Geschmack bekommen hatte, und daß ihm die zartere Pfarrtochter besser gefiel, als die auch ohne Betrachtung durchs Dreinglas mitunter ziemlich grobhäutigen Dorfknumpfen. Zwar hatte er bei allen seinen Vorzügen auch noch viel Ländliches an sich und würde in einer eleganten Städtischen Gesellschaft eine ziemlich minotaurische Figur gespielt haben. Aber Jakobine mochte ihn doch ganz gern um sich leiden. Er brachte ihr oft neue Klaviersachen, sang mit ihr, brachte ihr seine Leinwand zu Hemden, bunte Schürzen, Tüfel und dergl. von seinem Vater und durch dies letztere gewann er das ganze Vertrauen des alten Wagensast. Er spielte oft die Orgel in der Kirche, wobei man bemerkt haben will, daß er allemal länger und schöner präluirte, wenn Bischen im Pfarrstande zugegen war.

Kaum merkte der alte Zeidelbär, daß Heinrich seinen Fuß auf der Pfarre zu fassen anfing, als er ihm sogleich vom Herzen feind

seind wurde, denn er hätte eine künftige Verbindung seines Sohnes mit Jakobinen gar gern gesehen, und träumte im Geiste schon oft, daß sein Sohn in Zukunft die hiesige fette Pfründe wegschnappen würde. Mittlerweile bekam auch seine Ehegahlin den Brief von ihrem Sohne, der Klagen über Jakobines Nachlässigkeit und Trübschweigen enthielt. Dies trieb das Feuer vollends in Glut. Was dachte dem guten Paare natürlicher, als daß Heinrich an allem Schuld sey? Und wie konnten sie die Verrätheren des Kandidaten ahnden? Sie verfolgten den armen Heinrich nun grausam. Sie mißdeuten ihrem Sohne, was auf der Pfarre vorgehe, und gaben die bisher nur noch im Stillen vermuthete Verbindung Heinrichs mit Jakobinen schon für entschiedne Wahrheit aus. Daran handelten sie nun sehr thöricht. Verfolgung vermehrt die Liebe, beschleunigt Unternehmungen. Heinrich dachte wahrscheinlich noch nicht an Heirath, war schüchtern, gieng ruhig seinen Gang fort. Jakobine hätte vielleicht noch lange auf Philipps wiederkommende Liebe geharrt. Aber  
das

das Gebrumme des Zeidelsbärs, und das Posaunen der Frau Schulmeisterinn erweckte erst den Jüngling aus dem Traume; er fand es nun erst möglich, daß er sich doch wohl an die Psarttochter wagen dürfe, und glühte vor Verlangen, dem Schulmeister einen Posaunen zu spielen. Jakobine war schwach. Anstatt daß Philipps Eltern sie durch Liebe wieder zu gewinnen und für ihren Sohn hätten einzunehmen suchen sollen, (da sie sie nun einmal für schuldig und veränderlich hielten,) so behandelten sie sie schlecht, hämisch, anmaßend. Das Mädchen ward erbittert, und gab Heinrichs Erklärungen Gehör. Schon waren die jungen Leute bis zu verstoßnen Küßen gekommen.

Philipp that, was unter solchen Umständen die allermeisten Menschen gethan haben würden. Anstatt mit kaltem Blute zu untersuchen, oder sich wenigstens mit Gründen von seinem Verdacht zu überzeugen, war er leichtgläubig, sah nur in seinem nunmehrigen Merkensübler sein ganzes Unalut, und vergaß, was er so leicht hatte entdecken können, daß  
irgend



irgend ein Betrug vorausgegangen seyn müsse; denn auch Zimmtmandel schwieg noch in mer.

Dieser böse Magister war in einer verzweiflungsvollen Lage. Seine Verräthercy hatte ihm nicht nur nicht das Mindeste geholfen, nicht nur seinen Freund um sein Mädchen gebracht, sondern vielmehr eine für ihn ganz hoffnungslose Wendung genommen. Er fühlte die gerechte Rache des Schicksals. Er konnte vor Schaam und Unwillen sich nicht entschließen, nach Langenswalden zu kommen, und niemand war dort, der ihn bat. Magensast hielt ihn für heterodox; die Frau Pastorinn war mehrmals von seiner Satyre beleidigt worden; Jakobine verabscheute ihn. In dieser stürmischen Lage ergrif ihn plötzlich die Neue, wie das bey solchen Sündern gar oft der Fall ist. Er setzte sich hin, schrieb an Philipp, bekannte Alles, gab ihm von der ganzen dringenden Lage der Sachen Nachricht, bat kriechend um Vergebung, und gelobte endlich mit Schwüren, durch künftige unverbrüchliche Treue sein Verbrechen wieder gut zu machen.

machen. Wie sich Philipp, der jetzt nicht mehr der Driefzenjur unterworfen war, nach Erhaltung dieser Aufschlüsse benahm, das werden meine Leser bald erfahren.

## 4.

Mittlerweile giengen die Angelegenheiten auf der Pfarre in Langenwaldau mit starken Schritten vorwärts. Hans Heinrich ward immer galanter, schmeichelte sich immer mehr ein, gewann Jakobinens Herz. Das gute Mädchen war freylich nicht ganz zu entschuldigen; aber ich wolte mich fast zu jeder Bette veräthen, daß unter fünfzig Mädchen neunundvierzig in eben der Lage eben so wie sie behandelt hätten. Man vergesse hier zu ihrer Entschuldigung auch nicht den vom Rektor verbrannten Brief, dessen Schicksal sie nicht wußte, und dessen Unbeantwortetbleiben daher freylich ihrer Abhänglichkeit an Philipp den letzten Stoß gab. Heinrich war dem Mädchen nun einmal lieb geworden. Sie war an seinen täglichen Umgang gewöhnt, sie konnte nicht mehr ohne ihn leben. Zwar hatte sie an ih-

rem

rem Vater bis jetzt noch immer einen sehr strengen Keuschheitswächter. Aber desto nachgiebiger war die Mutter, die aus gewöhnlichem Leichtsinne um den jungen Zeitelbär sich nichts weiter bekümmerte, und den schönen, flinken, reichen Heinrich für ihre Tochter sehr liebenswürdig und schicklich fand. Als es auch endlich mit der Sache noch mehr Ernst wurde, Heinrichs Vater im Mahnen seines Sohns seine Worte anbrachte, und nach einer zum Schein genommenen kurzen Bedenkzeit das Jawort von allen Seiten erhielt, da wachte Magensast nicht mehr so eifrig, warnte blos vor Ueber-eilung, bestellte sein Feld, und überließ die jungen Leute seiner leichtsinnigen Frau und ihrem Schicksal. Aber sicher konnte er auf Jakobinens Unschuld jetzt noch am meisten bauen.

Nunmehr wurden alle Anstalten zur Hochzeit gemacht. Vater Magensast mästete Gänse und Schweine, nicht selten mit eigener Hand. Es gieng fleißig an ein Federnschließen. Heinrich und sein Vater web-

## 52      Phllipp und Jakobine.

ten Juncke, Ueberzüge und Brautwäsche. Lehtrer gab her was verlangt wurde. Ihn kitzelte das Ding gewaltig, eine Pfarrtochter, die noch dazu ein artiges und liebenswürdiges Kind war, zur Schnur zu haben. Er kaufte dem Sohne ein schönes Haus, verschönerte es noch mehr, ließ es städtisch ausmeubliren, und richtete überhaupt Alles so ein, daß das Mutterköbchen in Zukunft bloß müßig gehen, oder, wenn es ja etwas thun wollte, doch nur Klavier spielen, oder in seiner Wirthschaft herumspazieren durfte. Mitunter ward auch schon vom Ankauf eines Rittergütchens gemunkelt, und festgesetzt, daß Jakobine ihre bisherige Kleidertracht beibehalten solle. Die Heirathsnotel ward entworfen, Jakobinen darinn sechstaufend Rthlr. vermorgengabt, die Hochzeit anberaumt; die ganze Gemeinde schwebte in entzückendem Taumel. Diese Heirath war der Gegenstand des Gesprächs aller Lichtengänge und aller Spinnstuben.

Water Zeidelbär schnob Rache. Er, der seither bym Herrn Sevatter Pfarrer viel

viel galt, und nun nur über die Achseln angesehen wurde, er mußte als Schulmeister nun noch obendrein die Hochzeitanstalten treffen helfen. Das war hart. Er nahm sich die Freyheit, dem Hochzeitpapa einige Vorstellungen über die Schädlichkeit ungleicher Verheirathungen zu thun, ward aber mit unsanften Worten, und dem Bedeuten, daß er es wohl nicht besser verstehen werde als sein Beichtvater, abgewiesen. Er zog also seine Pfeiffe ein, zwang sich, schwieg, war dienstfertig, und erschnappte sonach noch ansehnliche Spenden von diesen Zurüstungen auf eine fette Hochzeit. Er dachte sehr vernünftig, daß es besser sey, lieber etwas zu nehmen, als gar nichts, und fing schon an, seinen Sohn mit göttlicher Ehitung zu trösten.

Allein dies wollte bey dem guten Fürstenschüler nicht so recht anschlagen. Schwermuth hatte sein Herz ergriffen, als er Jakobins erste Unschuld erfuhr, und daraus sogleich den ganzen Zusammenhang einsah, vermöge welchem das liebe Mädchen gar nicht so hart anzulagen war, daß sie ei-

D 3

nen

nen Jüngling vergaß, der sie, ihren Gedanken nach, zuerst verließ, und daß sie in der Folge einem andern ihre Hand zusagte. Er war todt für jede Beschäftigung, und dachte nur an seinen Verlust. Er zog sich dadurch manchen Verweis von seinen Obern zu. Aber das prallte sogleich ab von dem Juhllosen. Das Klügste, was er, seinem Bedünken nach, gethan hatte, war, daß er an seinen Vater schrieb, und ihn bat, seinen Sohn unter irgend einem dringenden Vorwande zurückzufordern. Der Alte ließ sich von der Mutter dazu bereden, bat sich seinen Sohn zurück aus, und erlangte seinen Willen ohne Umstände, theils weil Philipp nicht mehr Guts that, theils weil die Zeit seines hiesigen Aufenthalts ehnehin zu Ende lief, und nur noch einige Monat übrig waren. Jetzt wagte es Philipp noch einmal, an Jakobinen zu schreiben, und zwar wieder durch den Kandidaten, der den Brief auch diesmal treulich in ihre Hände liefern ließ, indem er vor Verdruß und Schaam noch immer nicht selbst nach Langenwaldau kam. Dieser Brief aus dem Herzen fürs Herz

Herz geschrieben, wirkte mit elektrischer Schnelligkeit auf Jakobinen. Sie weinte laut darüber, bedauerte herzlich ihren ersten Liebling, verwünschte den Rektor, klagte sich selbst des Leichtsinns an, und der arme Heinrich verlor in einer Minute das ganze bisher für ihn so schön gestandne Spiel. Wer aus einiger Erfahrung weiß, wie unaussprechlich süß versöhnte Liebe ist, wenn sie vollends durch Enthüllung der Unschuld veranlaßt wird, und wie weit sie da die Annehmlichkeit jeder neuen Verbindung hinter sich zurückläßt, den wird dies gar nicht befremden.

Solche Dinge kommen in der Welt häufig vor. Aber Pastor Wagenseil hatte davon keinen Begriff, daß ein Mädchen sich so schnell in ihren Gesinnungen ändern könne. Als demnach Heinrichs Vater unter vier Augen ihm klagte, daß Jakobine seinem Sohne schändliche bezeuge, und gar acstern die merkwürdigen Worte habe fallen lassen: es werde wohl aus ihrer Hochzeit nichts werden; so unterbrach dies seine Ruhe im mindesten nicht. Er tröstete den ab-

ten Schlichtebrey mit der Versicherung, daß die Sache ungehindert ihren Gang gehen sollte, und erklärte Jakobinens Betragen für bloße Ziererey, nahm sich auch anfänglich nicht einmal die Mühe, die Sache zu untersuchen. Dies Nachtwort des Pastors erhielt die Hochzeitanstalten im Ganzen, und man achtete wenig darauf, daß die Braut bald weinte, bald stundenlang sich in ihre Kammer verschloß, bald dem Bräutigam einkünftig begegnete, oder ihn wohl gar einsam im Fenster oder am Klavier stehn ließ, gleich als ob er nicht da wäre. Endlich ward durch dies Benehmen und durch den nachfolgenden Vorgang auch der Pastor aus seiner sorglosen Ruhe aufgeschreckt. Eine Antwort von Jakobinen an Philipp, den die Arme aus der Tasche gerissen hatte, ehe sie ihn fortschicken konnte, ward von Heinrichen aufgesangen, und ohne weitere Einleitung dem Herrn Papa überbracht. Grimmig erzürnte sich Vater Magensast, stampfte mit seinem ehernen Stiefel gewaltig gegen die Erde, und tobte wie ein Sturm, daß die Balken der Decke erbeben. Er ließ das lieben-



der Mägdelein rufen, und sie, ihres Ver-  
 stes sich bewußt, erschien bleich und bebend,  
 mit stiegendem Haupthaar, denn sie war  
 eben an ihrer ländlichen Toilette. Also er-  
 schien einst Agondeta vor ihrem hocherzürn-  
 ten Vater, dem Könige der Norven. „Un-  
 gerathenes Kind“, donnerte er ihr entge-  
 gen, „willst du deinen alten Vater mit Ver-  
 zeleid unter die Erde bringen? Ha, das  
 „ist ein Mangel zu meinem Sarge. Nicht  
 „genug, daß ich deine Vertraulichkeit mit  
 „des Schulmeisters Jungen nicht bestraft,  
 „sondern vergessen habe; mußt du meine  
 „Nachsicht auch noch damit lohnen, daß  
 „du mit diesem Menschen Briefe wechselst,  
 „ja gar um seiner willen deinen Bräutigam  
 „vernachlässigst? —“ Es möchte nicht  
 erbaulich seyn, alle die langen und breiten  
 Vorwürfe hier zu lesen, die dem armen, er-  
 schrocknen und sprachlosen Mädchen jetzt ge-  
 macht wurden. Die Mutter ward auch her-  
 bey gehohlt, und stark in Anspruch genom-  
 men, daß sie wohl um das Geheimniß wis-  
 sen werde. Sie konnte ihre Unschuld dar-  
 thun, und ward in Gnaden entlassen. Wah-

rend ihres Daseyns hatte sich Jakobine ein wenig gefaßt. Sie ergrif voll Zuversicht die Hand ihres Vaters, tunkte sie, suchte ihn um Vergebung, und versicherte, daß sie Menschen nicht weiter lieben könne; es wäre dies Intrinalität und Ueberredung von seiner Seite gewesen, was sie zu dem Entschluß bezogen hätte, ihm ihre Hand zu versprechen. Aber die zarten Finger erweicheten nicht die harte breite Hand des alten Sammaes und Priesters. Er blieb mit vollender Stimme bei seinem Entschluß, und dacht unerbitterlich mit Anathema und ganzlichem Verfluchen, wenn sie sich noch weigerte, den Schlichtebrey zu heirathen. Thränen waren jetzt das Einzige, was Jakobine antworten konnte. Sie schlich in ihre Kammer, und wagte es viele Stunden lang nicht einmal sich der Mutter zu nähern. — Diese aber suchte sie gegen Abend selbst auf. Sanft und mütterlich verwies sie ihr ihre Thorheit. Sie redete ihr noch ans Herz, und erinnerte sie an alle die Kelgen, die ihre veränderte Gesinnung nach sich ziehen könnte. Dies wirkte mehr als die Härte  
des

des Vaters. Jakobine versprach vor der Hand, Philippen wenigstens nicht zu antworten. Sie wagte es, wieder beim Abendessen zu erscheinen. Aber da soll es so still hergegangen seyn, daß man einen Flech hatte springen hören können, das Geräusch des Tischgeräthes ausgenommen. Der Alte hing die Lippe übers Kinn herunter, Mama kuschelte, Jakobine schmolzte, schwieg und aß nicht. Heinrich blieb einen ganzen Tag aus. Alsdann aber konnte er nicht länger anhalten. Er kam wieder, allein — sein Hochverrath hatte ihn dem Mädchen noch verhaßter gemacht. Höchstgezwungen sprach sie mit ihm, hätt' es sicher gar nicht vermocht, wenn nicht das Zureden der Mutter und das Väterngesicht des Vaters sie dazu genöthigt hätte. Die Hochzeitanzustalten gingen fort. Jakobine zwang sich aus Klugheit immer mehr, und, gutherzig von Natur, ließ sie es, um ihre Eltern nicht zu tranken, geschehen, daß der Hochzeittag nochmals angesetzt wurde.

Witterweile lanate Philipp, etwa eine Woche vor der Hochzeit, in Langenwaldan

## 65 Philipp und Jakobine.

dan an. Sein lamentabler Brief war, wie wir bereits wissen, unbeantwortet geblieben. Es schmerzte ihn tief, aber er hoffte noch immer. Sein pädagogischer Herr Vater empfing ihn mit einer derben Lekzion, daß er sich so frühzeitig in Verbindungen mit Weibervolte eingelassen habe. Aber die Mutter, lesend und froh, den Schmerzenssohn wieder zu sehn, revalidirte ihn mit allen den seine Herzensangelegenheit betreffenden Neuigkeiten, die sie bey ihren weitläufigen Milchweiberbrunnenschaften in Menge erfahren hatte. Es ergab sich aus diesen, daß es Philipp nicht wagen durfte, sich auf der Pfarre niederzulaßen, oder mit Jakobinen irgendwo zusammen zu kommen. Da auch die Hochzeit so nah vor der Thüre war, so hatte es das Ansehn, als ob er nicht weiter viel ausrichten werde, und er sieng schon an, sich in heitern Stunden in sein Schicksal zu ersehen. Möchte sein Genius ihn in dieser glücklichen Stimmung bestärkt haben, er wäre großen Leiden entgangen. Aber Wahrheit sagt ja, daß der Determinismus unwiderleglich sey, und wenn es Wahrheit sagt, wie darf

darf sich da jemand erkühnen, etwas dawider einzuwenden? Philipp mußte folglich absolut grade so handeln, wie er handelte. — Er fand inzwischen keine Gelegenheit, Jakobinen einen Augenblick zu sprechen, denn man kann leicht denken, daß Heinrichs Familie den unwillkommenen Besuch im Dorfe mit Argusaugen bewachten. Auch hatte der Vater Magensast den Schulmeister ziemlich derb erinnert, dafür zu sorgen, daß sich sein ungerathner Sohn ruhig verhielte; denn beim mindesten Verdacht irgend einer Schisane von ihm würde er ihn sogleich in den Stok werfen lassen. Ein durch einen gewöhnlichen Bettler dem Mädchen zugesendetes Briefchen blieb unbeantwortet, doch, wie die Folge zeigte, nicht ohne Wirkung, denn Jakobine ward wieder aufs Neue starrköpfig, und wollte sich sogar am Morgen des Hochzeitstages nicht als Braut antheiden lassen. Die geläufige Zunge der Mutter brachte sie wieder in die alte Stimmung zurück. — Die Stunde der Trauung schlug endlich.

## 6: Philipp und Jakobine.

3.

Schon rüstete sich der siegreiche Herr Papa, das Pärchen selbst zu trauen, und der Tochter im Sermon nebenbey über ihren Ungehorsam eins ars Dein zu geben. Schon stiegen die Sippschaften der beyden Verlobten von auf- und absteigenden Linien als Hochzeitgäste gravitatisch hinter dem Paar in die Kirche, und der Schulmeister spielte ein schlechtes Präludium; indes fast alle Einwohner des Dorfs aus Süden, Osten und Westen herbeystömten, der seltenen Feuerlichteit, die ihres Gleichen in den Jahrbüchern des Orts seit Jahrhunderten nicht, und vielleicht niemals gehabt hatte, mit osnem Munde bezuzwehnen. Unter den neugierigen Schaaren war auch Philipp, der seit seiner Ankunft noch keinen Fuß aus dem Schulhause gesetzt, und sich begnügt hatte, die nahliegende Pfarrwohnung oft mit trauriger Anbetrachtung zu betrachten. Er stellte sich, ob noch das meiste Volk hereinbrana, auf eine Emporkirche neben dem Altar, stand da wie ein Vermittelter, nur von Wenigen bemerkt, und die heißen Thränen

nen rollten ihm über die Wangen herab. Jetzt schlug Jakobine noch unterm Liede die Augen auf, und traf mit ihrem Blut grade auf Philipp. Es war ihr schon zuweilen nicht wohl gewesen. Innerer Kampf hatt' ihre Gesundheit geschwächt. Dieser Anblick gab ihr den letzten Stoß. Sie ward lichenblaß, stand auf, wollte heraus gehn, vermochte nicht, sank um, und ward ohnmächtig herausgetragen. Niemand brachte sie wieder zu sich, bis endlich Philipp sich durch die Menge drängen konnte, und ihr Jakobine stark ins Ohr rief. Sie erwachte. Aber sie bebte am ganzen Leibe. Alles gerieth in Alarm. Die Braut ward nach Hause getragen, die Trauung vor heute aufgeschoben. Philipp hatte hohe Zeit, sich aus dem Staube zu machen. Schon prüfte Heinrich seinen Arm, und grif nach dem Stok eines seiner dastehenden Freunde. Aber der flüchtige Kandidat der Akademie war doch geschwinder, als der Leinweber. Er gelangte ohne Anstoß, als man noch immer unter der Menge ihn anzuspähen suchte, durch die Hintertbur in die Schulwohnung.

Hier

Hier verbarg er sich auf den Boden ins Hen-  
 Vater Zeidelbär kam bald nach ihm zu  
 Hause, des erustica Willens, den Sohn sei-  
 ner Lenden einmal recht derb auszuprügeln,  
 weil er ihm so viel Verdruß zuziehe, die gan-  
 ze Gemeinde verunruhige, und, was noch  
 mehr war, die Eltern um den schönen Hoch-  
 zeitsmauz bringe. Allein die Frau Ka-  
 mia sorgte auch hier wieder, daß dergleichen  
 Ausbrüche des Vulkans in *ridiculum mu-*  
*rem* verwandelt wurden; denn man muß es  
 im Durchschnitt überhaupt den guten Müt-  
 tern lassen, daß sie die Unschuld der Söhne  
 gegen den ausbrauhenden Unwillen der Vä-  
 ter am eitelich in Schutz zu nehmen wissen.  
 Philipp kam diesen Tag nicht weiter zum  
 Verstecken, und den folgenden Morgen war  
 der Alte wie ein Lamm. Ein paar weibli-  
 che wegen ihrer Seltenheit ihm jetzt mehr  
 als sonst fürte deuchtenden Karschen, und ein  
 ruhiger Schlaf hatten Herzvaterchen besäu-  
 tigt. Von dieser Zeite also war die Gefahr  
 überstanden. Aber größer war sie von einer  
 andern. Hans Heinrich und sein Vater  
 schliefen die ganze Nacht nicht. Der acäste  
 Frau-



Bräutigam sann auf bittere Rache. Er setzte als natürlich voraus, daß der junge Zeidelbär bey seinem Vater stehe. Dert konnte er ihm freylich nichts anhaben, denn der Schulmeister blieb doch einmal eine Respektperson im Dorfe; auch hatte Philipp keinen Erzeß beangigen, hatte blos ruhig in der Kirche gestanden, und weder Magensast noch der Bräutiaam konnten ihm von Rechts wegen etwas anhaben. Aber letzterer entwarf einen Plan, ihn unterm Vorwande der Verabung ins Freye zu locken, und ihn mit Hülfe eines Kamraden halbtodt zu prügeln. Allein Philipp roch den Braten. Der Gruß, den ihm Heinrich sagen ließ, klara ihm wie Ausforderung, und er hatte nicht so viel Sekundanten zu hoffen, wie der reiche Faktorssohn. Er verließ also seine Freystatt bey Nacht und Nebel, und gelangte ohne Aufstoß ins nächste Dorf, wo er sich einige Tage in der Schenke aufhielt.

Indessen war es mit Jakobinens Krankheit ernst geworden. Ein im Dorfe befindlicher verorbener Chirurgus, der Leibarzt  
der

der Pfarrfamilie, weil seine praktischen Forderungen immer nur in der Groschenzahl blieben, ward gerufen, und übernahm ohne Bedenken die Kur. Denn diese Art Leute ist dreist, und übernimmt mit unerschrockener Miene auch die gefährlichsten wichtigsten Krankheiten. Die meisten Menschen, Leute sogar, von Stadt und Land, die sich klug dünken, halten dies sehr ruhige Uebernehmen der Kur schwerer Krankheiten für innres Gefühl von Kenntniß des Ackerarztes, für Folge reeller Erfahrung, und bedenken nicht, daß bey den allermeisten dies Betragen gerade der Beweis von ihrer Unwissenheit ist, vermöge der sie die verschwebende Gefahr gar nicht kennen, also natürlich dabey sehr ruhig bleiben. Dieser Doctor also erklärte die Krankheit für ein leichtes einfaches Gallenfieber, (das schon an sich nicht ohne Gefahr ist), und wußte nicht, daß er es mit einem entzündlichen Nervenfieber zu thun hatte, das Jakobinen schon am fünften Tage an den Rand des Grabes brachte. Freylich war Galle im Spiel, und das war nachdem, was sich zugetragen hatte, nicht schwer zu vermuthen

then. Aber merket euch, ihr Herren, oder, wenn ihr, wie es wohl billig seyn sollte, lieber euern Scharschmid, Plainer oder Richter in die Hand nehmt, als einen Roman, so werdens vielleicht einige eurer Bekannten euch sagen, daß man nicht immer blos auf die ersten Ursachen der Krankheiten, sondern auf die zweyten, das heißt, darauf aufmerksam seyn müsse, was die ersten Ursachen grade in diesem Körper wirken, wie sie wirken und wenn sie wirken. —

Jakobinens tödliche Krankheit mußte nothwendig auf den Pfarrer, da sie sein einziges Kind war, ungewöhnlichen Eindruck machen. Er weinte, was er seit seinen Kinderjahren fast noch nie gethan hatte; er ließ einen Arzt aus der Stadt holen, was seit der Zeit seines Hierseyns noch nie vorgekommen war; er vergaß seiner Tochter, was bey seiner eisernen Härte ohne diese Höhe der Krankheit nie geschehen wäre. Heinrich benahm sich bey dem allem nicht zum besten. Die Rache hatte sein ganzes Herz verstimmt.

Sein Vater ward die Sache überdrüssig, rieth ihm selbst, von dem Mädchen abzustehen und er hing daher jetzt an, Jakobinen seltner zu besuchen. Vielleicht beschleunigte seine Entfernung ihre Genesung. Am sechsten Tage brach sich die Krankheit, und schon am vierzehnten konnte sie ein Stündchen außer dem Bette dauern. Doch, mit ihrem zurückkehrenden Leben bekam auch Heinrichs Liebe neues Feuer. Er gieng wieder auf der Pfarre aus und ein, und machte dadurch dem wohllebrwürdigen Herrn Pastor Magenstast eine große Freude. Er verbarg seine wahre Gesinnung gegen Philipp und suchte das Mädchen durch demüthige Liebe, unterstützt von niedlichen Geschenken, aufs Neue zu gewinnen. Wenn man bedenkt, daß Jakobine doch in Rücksicht Zeitelbärs ihrer Verschwendung nie ein Ende sah, daß sie nun wieder einmal nichts von ihm wußte noch zu erfahren Hofnung hatte, und daß endlich die geschwätzige Mutter alle Künste der Mutterserasfalt austramte, so dürfte man sich wohl nicht wundern, wenn sie, des ewigen Drängens müde, endlich nachgegeben, und den jungen

jungen Faktor geheirathet hätte, der seine Rechte auf sie nun wieder mit allem Ernst geltend zu machen suchte. Aber nein! Widersezung stählt den Muth. Sie betrug sich in der Hauptsache hartnäckiger als jemals und erbitterte dadurch den zuvor so gerührten Vater gewaltig, der bey überstandner Gesfahr in sein altes Phlegma mit Leib und Seele zurück gekehrt war. Er behandelte sie etlichemal mit Ohrseigen, und als diese so wenig als irgend etwas anders versanaen wollten, so ersann er bei einer schlaflosen Nacht endlich ein torturartiges Zwangsmittel, das seinem Charakter eben so angemessen war, als seinem Verstande. Er befohl nehmlich, Jakobinen bey Nacht in die Kirche zu sperren, wenn sie sich länger weigern würde. Dies Urtheil ward der Inquisitin angekündigt. Sie hörte es sehr gelassen an, und lächelte dazu, ohne ein Wort zu sagen. Die Nacht kam, und man bedrohte sie nochmals, wie ein Kind, dem man mit dergleichen Strafen Folgsamkeit abzwinget. Sie erklärte standhaft, daß si den Menschen nie heirathen würde; der sich bei

ihrer Krankheit so schlecht benommen, und dadurch sein böses Herz zur Gnüge verrathen hätte. Da ergrimmte der allgewaltige Magenfaß, durch seine Feldarbeiten stark wie ein Löwe, eratis das sich sträubende Mägdlein, und trug sie stumm wie ein Lamm, das vor Entsetzen nicht zu schreien vermag, halb unterm Arm in die Kirche. Er warf sie hinein und schmiß die große Flügelthüre mit solchem Getöse zu, daß alle Kirchstühle und Fenster knisterten und knasterten, und ein langanhaltendes Getöse dadurch im Gewölbe veranlaßt wurde. Nimmermehr hätte Jakobine geglaubt, daß dies Geschehnis so furchtbar sey. Trotz ihres ziemlich abgesetzten Geistes, trotz alten lebhaften Vorstellungen, daß ihr nichts widerfahren könne, und sie ja — wie kommt eine Pfarrtochter, ein nach den gewöhnlichen Katechismen erzogenes Mädchen anders denken, — in einer Kirche in der Hand Gottes, und vor allen Verfolgungen des leidigen Beckelbub sicher sey, zitterte sie doch am eigenen Leibe. Dies war die Frucht der leidigen Gespenstergeschichten von schwarzhaften Sündermühen, die ihr ohnstreitig in ihrer Jugend

Jugend

Jugend häufig mitgetheilt worden waren. Mancher ehrliche Mann muß all sein Wissen Philosophie ausbüten, um nur die in Kinderjahren durch dergleichen Graemstände ihm tief eingeprägte Furcht im männlichen Alter wieder los zu werden. Wie darf mans einem jungen flüchtigen Mädchen verargen, wenn sie sich in diesem Aufenthalte nicht stark genug fühlt, die Schreckenbilder ihrer gereizten Fantasie zu überwinden? Zwen groteske Apffel standen mit ausgebreiteten Armen da, sie zu umfassen. Ueberall gukten heilige Engel aus allen Winkeln. Einige Gemälde vom Teufel — sie sah sie nur in ihrer Einbildungskraft, weil sie sie genau kannte, und alle Sonntage ihnen grade über sah — erregten Grausen in ihr. Neben ihr standen zwen Fectenbahren. Ueber ihr und um sie her knirten und knarnten die Emporkirchen und Stände, die empfindliche Orgel gab diese Töne wieder, und der durch Wolken schimmernde Mond warf durch ein schmales uraltes Fenster nur grade so viel Licht herein, als hinreichend war, alle Gegenstände in Riesengestalt zu erblicken, indes rings um den

heiligen Wohnplatz Todtenstille über den Gräbern von Tausenden ruhte, nur zuweilen unterbrochen von dem Rascheln des Gliederstrauchs an der Thüre des zum Kerker herabgewürdigten Bethauses. Jakobine war still — und Beben überfiel sie. Sie suchte durch Geräusch der Furcht zu wehren — aber zehnfach kauselte dies Geräusch zurück in ihr Ohr, und vermehrte den Schauer. Sie stieg an zu weinen, sie schrie und wie Löwenstimmen tönten ihre Klagen aus allen Winkeln des Gewölbes, und verhallten in der Stille der Mitternacht. Unausprechlich ward ihre Noth. Sie schlug mit beyden Händen an die Thüre — lange vergebens — lange noch der Gefahr, die eigentlich keine war, überlassen. Sie hüllte ihren Kopf in die Schürze, und lehnte sich schweigend und bebend an die Thüre — hörte endlich die Stunde der Mitternacht schlagen, die vom Kirchturme hinter der Orgel herab gräßlich in ihr Ohr sumnte, und schlug noch einmal mit Häuten verzweiflungsvoll an die Thüre. Da erschien endlich eine Stimme vor derselben. Mit erstikten furchtsamen



samen Worten fragte der Schulmeister, wer hier in der Kirche eingesperrt sey? Jakobine war ihm gleich durch ihre Stimme kennbar, und klagte wehmüthig ihre Noth. Der alte Zeidelbär war eben im Bearif, sie mit dem Schlüssel zu erlösen, als Magensast herbeyschuchte, und ihn Kraft seines tragenden Hintes von dannen trieb. Er fühlte das Gewicht des Stärkern, und floh. Aber mit kaltblütigem Ton fragte nun der unbarmherzige Vater die geängstete Tochter, ob sie gehorsam seyn, und augenblicklich erlöst werden wolle? Sie versprach Alles, Alles — und ward frey. — Zahllose Thränen neigten nun ihr einsames Bett. Sie hätte am andern Morgen gern alles widerrufen, aber sie wagt es nicht. Alles, was sie sich unterstand, war, um einen einzigen Monat Frist zu flehen, der ihr denn auch, wiewohl nicht ohne aufgeworfne Lippen, und bloß aus Furcht, daß man durch Verweigerung ihre vorigen Krankheitszufälle wieder erregen werde, zugestanden wurde.

Unterdessen hatte sich Philipp auf den umliegenden Dörfern herumgetrieben. Mithingends wollte man ihn lange dulden. Ein Wirth hielt ihn für einen Vagabunden. Der Andre kannte ihn, und wollte sich in diese fatale Angelegenheit durch seine Bisherber- gung nicht verwickelt sehen. Ein dritter merkte, daß sein Geldbeutel sehr dünne seyn mochte, u. s. w. Kaum erfuhr der Flüchtling durch seine Mutter, daß Jakobine wieder aufsehe, und der Verbindung mit Heinrich sich standhaft widersetze, als er einen Plan entwarf, sie zu entführen. Er ging, in eine Bettlerkleidung geworfen, bey der Nacht nach Lanaenwalden, patrouillirte unaufhörlich vor dem Pfarrhause herum, und als es tagte, verbarg er sich in eine nicht weit davon befindliche Heidekluft. Eine mitgenommene Semmel war den folgenden Tag über seine ganze Nahrung, und sein Getränk ein wenig faules Wasser aus einem stehenden Eumrse. Die Nacht erschien wieder, und Philipp patrouillirte wie gestern. Es war Vollmond. Jakobine sah tieffinnig aus dem Fenster, das auf die Straße gieng. Der

Jüng-

Jüngling gewahrte sie; er pffif, er räusperte sich; sie ward aufmerksam, sie sah eine Menschengestalt übern Thorweg hinaus auf der Straße stehen. Ein leise gesprochenes Jakobine! machte ihn kenntlich. Sie antwortete: Philipp! — aber was halfs? Hof und Thorweg waren zwischen ihnen; sie konnten sich nicht verstehen, ohne laut zu reden, endlich wagte es Philipp, da ihm kein andres Mittel möglich schien, und rief laut: „Morgen um Mitternacht über den Schuppen heraus! Ich werde harren.“ — Unerwartet war das dem Mädchen. Sie erschrak und antwortete nichts. Im Augenblicke erschien der Nachtwächter. Er hatte Lärm gehört, und glaubte Besessene zu finden. Philipp verschwand und ward nicht entdeckt. Aber aufmerksam war nun einmal der Nachtwächter geworden. Der arme Eschelm verbarg sich wieder in seine Höhle, und hungerte den ganzen Tag.

Jakobine war lange unentschlossen. Versprochen hatte sie nichts. Noch konnte sie thun, was sie wollte. Thörigt erschien sie sich als flüchtiges Mädchen mit einem Jüng-

Jüngling ohne Stand und Vermögen oder Verforung. Aber herzlich müde war sie auch der Verfolgungen. Und die Kirche, die Kirche! Der Vater war ihr durch seine Grausamkeit gleichgültig, Heinrich mit seinem Anhang, der dazu ohnstreitig den Ton angegeben hatte, gar verhaßt geworden. Nur die gute Mutter zu verlassen schmerzte sie tief. — Doch, der Determinismus! — Sie mußte fliehn. So wollt' es ihr Schicksal. Ohne festen Entschluß machte sie doch immer einige Anstalten. Sie packte nehmlich etwas Bafche, eine goldne Kette, und ein Paar von ihren Vatheu ihr geschenkte Ringe ein. Den von Heinrich ließ sie zurück, verariff sich auch überhaupt nicht an dem mindesten aus dem väterlichen Hause, was nicht ganz eigenthümlich ihr gehörte. Die Abendmalzeit kam. Jakobine faß schweigend, und aß nicht. Sie mußte vor Schlafengehn den Abendfegen beten. Stotternd vollendete sie ihn. Die Nacht erschien. Sie gieng auf ihre Kammer, sie weinte, sie betete. Auch die Mitternacht ward noch unentschlossen aber in voller Vereiffchaft herbey geseufzt. Sie eilte

eilte vorüber — und Muth kam mit dem von Philipp festgesetzten Zeitpunkt in Jakobinens Herz. Sie stieg aus dem Fenster (es war breit, und die hölzerne Treppe herunter wollte sie wegen Geräusch nicht, noch weniger die zehnfach verriegelte Thür), auf den Holzschuppen, von da in den Hof, dann mit leichter Mühe auf einen aufgekasteten Holztisch hart am Thorwege, von wo aus sie mit einem raschen Sprunge sich auf der Straße befand. Aber ihr Gefährte? Er schwieg. Sie rief, sie war in Todesangst — Alles still um sie her. Der arme Philipp konnte sie nicht hören, denn schon ward er als Gefangener in den Krebsscham geführt. Der Nachtwächter, der des Tages vorher Unrath gemerkt hatte, war auf seiner Hut. Er hatte seinen Sohn, einen baumstarken Kerl, mit sich genommen. Sie kamen beyde leise geschlichen, und ertappten den unglücklichen Donquixot, als er eben im Begriff war, über die Mauer des Hofes auf das Holz zu steigen, um zu sehen, ob Liebchen erschiene, daß er ihr beystände. Sie hielten ihn für einen Dieb. Er konnte ein verdächtiges Vorha,

Vorhaben nicht abzulegen, sagte kein Wort, wollte sich loswinden, ward fest gehalten, und glaubte endlich, er werde durch das Verständniß, daß er der Schulsohn sey, freigelassen werden; denn in der düstern umwölkten Nacht, die den Mond verbarg, und in der zerlumpten Kleidung kannte man ihn nicht. Aber er bewirkte hierdurch grade das Gegentheil. Die Kerls hielten ihn nun um so fester, denn sie waren Kreaturen und Arbeiter vom alten Schlichtebrey. Sie waren froh diesen Fund aethan zu haben, und träumten schon von Goldstücken zur Belohnung. Da sie ihn indessen als einen Schalk erkannt hatten, so führten sie ihn auch als solchen in die Gerichten, und er ward ohne Barmherzigkeit in den Stok geworfen. Hier saß er stumm und betäubt; indeß die Klagen seines verlassenen trostlosen Mädchens im Pfarrküschchen, dem vormaligen Sammelplatz zu zärtlichen Freuden, ihm unerbärlich verhallten, und indes der alte Magenfaß ruhig schwitzte und schnarchte.

Der Morgen brach an, und Jakobine war unentschlossen, ob sie fliehen oder bey ihren Eltern zu Kreuze kriechen solle. Die Vernunft rieth ihr das letztere. Ihr Herz widerrieth es. Treulos konnte sie sich Philipp nicht auf einmal denken. Sie ahndete die Wahrheit, oder sie fürchtete auch unrecht verstanden zu haben. Vielleicht that sie wohl, zu seiner Mutter zu eilen, die um die Flucht wußte. Aber das fiel ihr nicht ein. Der fatale Determinismus! Sie wählte grade das Unsicherste, sie floh, ohne zu wissen wohin. Die Furcht hielt sie von jeder andern Unternehmung zurück. Fehlschlagene Wagstücke machen muthlos. Sie floh in leichter weiblicher Kleidung, und hoffte, daß Philipp, er sey nun wo er wolle, sie wohl auspäen werde.

Es bedarf kaum der Beschreibung, wie es am Morgen auf der Pfarre hergieng, als Jakobine nicht in der Wirthschaft erschien, und man das Nest leer fand. Mägensast leuchte Trepp' auf, Trepp' ab. Seine Frau weinte und mach' ihm Vorwürfe,

würfe, die er mit Brummen beantwortete. Das Gefinde war niedergeschlagen, und schon trompetete Fama von Haus zu Haus die Neuigkeit, daß die Pfarrtochter entlaufen sey. Auch wußte man im Pfarrhause noch nicht, daß Monsieur Zeidelbär ertrayt sey, und im Krebscham Kalender mache. Aber der Nachtwächter säumte nicht lange, diese erfreuliche Nachricht zu bringen. Sie durchdrang den Alten wie ein Blitzstrahl. Er hörte nicht auf die weitläufig erzählten bey seiner Gefangennehmung voraefallnen Umstände, bebt vor Unwillen und Freude, und lief halb angetheilt zum Richter, wo er dem erschrocknen jungen Menschen eine Gesezpredigt hielt, daß die Cäule in der Schenkstube knasterte, und die Leute haufenweis bebend an den Fenstern von außen stehn blieben. Der alte Zeidelbär kam mittlerweile auch dazu, und suchte die Moral noch mehr zu versinnlichen, indem er den Hrn. Zehn mit dem spanischen Rehr tüchtig durchaehrte. Fruchtlos waren diesmal die Bitten seines Weibes, die hinter ihm stand, und seinen stärkern Arm vergebens zurul zu halten



halten strebte. Mehr als alles dies schmerzte den Gefanenen der Gedanke, daß Jakobine nun verlassen herum irre; denn es war bis jezt noch sein einziger Trost gewesen, daß sie wohl nicht werde herabgestiegen seyn, da sie ihn nicht gemerkt habe. Als er aber ihre Entweichung erfuhr, da tobte der Gram mit Allgewalt in seinem Busen. — Der Lärm ward nun allgemein. Aber was war damit ausgerichtet? Die klügere Mutter Jakobinens hatte indes Leute ausgesandt, das Mädchen wieder zu finden, und sie mit Güte oder Gewalt zurück zu bringen. Aber sie kamen alle, zum Theil erst am zweiten oder dritten Tage, leer nach Hause. Allgemeines Wehklagen verbreitete sich nun im Pfarrhause, und der Herr Pastor verzehrte sechs niederschlagende Pulver.

Philipp ward nach einigen Tagen vom Gerichtsverwalter vernommen. Diebstahl konnte man nicht auf ihn bringen, weil die Absicht seines Hinaufstiegens am Tage lag, die er auch nicht erst läugnerte. Aber als attentirender Räuber eines Mädchens war er  
K
noch

noch strafbarer in den Augen der Justiz, die nicht aus dem Zusammenhange und mit psychologischen Gründen eine Handlung zu beurtheilen gewohnt ist. Auch drang man sehr in ihn, den Aufenthalt des Mädchens zu entdecken, weil man glaubte, dieser werde zwischen beiden schon festgestellt gewesen seyn. Da er aber nichts gestand, so ward er zu einmonathlichem Gefängniß im Thurne bey Wasser und Brod verurtheilt. Sein Vater hat mit allem Nachdruck für ihn. Aber die Verbitterungen des Pfarrers waren bey dem Gerichtsoerwalter kräftiger, und zum Unglück befand sich der Gerichtsherr des Orts eben auf Reisen. Die Strafe ward also vollzogen, die Philipp mit heroischem Muth ausstand. Vier Wochen, dachte er vielleicht bey sich selbst, sind keine Ewigkeit, und ich werde mein Mädchen doch wieder auffuchen. Aber wo sie jetzt sey, und wie es ihr gehe, das beschäftigte, das verwundete sein Herz. Nach dreyn Wochen ließ ihn der Gerichtsoerwalter los, mit Handelsbrieffen, daß er Jakobinen nicht nachreisen, oder daß er, wosfern er sie zufällig fände, ihren Eltern anstie.

ausliefern wolle. Ein sehr einfältiges Verlangen. Aber Philipp gelobte es unverzüglich. Er sah leichenblaß aus, als er aus dem Thurme kam, und bei Brodt und Wasser war er ziemlich zusammengeschrumpft, wie die Langenwaldauer sagten. Aber, mehr hatte gewiß der Gram als die einseitige Kost an ihm genaget. Das ganze Dorf hatte Mitleid mit ihm, nur die Schlichtebrens und Magensast nicht. Die Frau Pastorin that ihrem Manne den Vorschlag, man solle sich mit dem jungen Zeidelbär verständigen, und ihm den künftigen Besiz Jakobine's zusagen, wenn er sie auffände, so werde er Himmel und Erde bewegen, oder, wenn er sie wisse, sie wenigstens zurück bringen, und sie die Freude haben, ihr Kind wieder zu erhalten, welches im Gegentheil vielleicht auf immer verloren gehen, und wohl gar in niedrige Hände gerathen könne. Aber sie predigte tauben Ohren. Versöhnlichkeit war durchaus nicht die Sache dieses wohlbeachteten Seelforgers. — Philipp blieb also seinem Willen überlassen. Er bekam von seinen Landsleuten aus Mitleiden

## 84 Philipp und Jakobine.

manchen halben Gulden. Sein Vater verzieh ihm, jedoch mit scharfer Ermahnung, das Mädchen zu verzeihen, und schickte ihn auf die Universität nach Halle, weil er es für thua hielt, ihn so weit als möglich von hier zu entfernen. Die Mutter nahm ihm sechs Dukaten in den Hosensack; Philipp schüttelte den Staub von seinen Füßen, und reiste ab. Er nahm seine Tour so weitläufig, machte so viel Seitensprünge, und suchte so genaue Erkundigungen von Jakobinen einzuziehen. Daß man hätte glauben sollen, er müsse sie auspähen. Aber alles vergebens. Er entdeckte nicht die kleinste Spur von ihr, und kam nach einer vierwöchentlichen Reise nach Halle.

### 7.

Ob nun aber gleich Philipp Jakobinen noch nicht wieder fand, so ist's doch zur Fortsetzung unsrer Geschichte hoch vernünftig, daß wir sie wieder zu erhaschen trachten. — Das arme Mädchen hatte sich in einem nahen Walde bis zum Anbruche des Tages verbergen, denn im Pfarrbüschchen glaubte sie sich

sich nicht sicher genug. Als die Sonne den trüben Himmel ein wenig aufheiterte, lief sie wie ein schüchternes Reh durch Thäler und über Berge. Es begegneten ihr verschiedne Landsleute, die stehn blieben, und ihr nachgafften. Es war nicht schwer zu sehen, daß sie keine gewöhnliche Reisende war. Ihr Anzug, ihre Schüchternheit, ihre Jugend, alles war ihrer Reise zu Fuße nicht entsprechend. Auch erfuhr sie verschiedene Aventuren; daher ich nicht umhin kann, hier eine kurze Reisebeschreibung des schönen Flüchtlinges mitzunehmen.

Nachdem sie zwei starke Meilen mit aller Anstrengung ihrer Kräfte zurückgelegt hatte, und die Sonne nun schon ziemlich heraufgerückt war, konnte sie vor Hitze und Müdigkeit nicht weiter kommen. Sie wagte es, in einem Bauernhäuschen einzukehren, und um etwas Brod und Milch zu bitten. Eine geschäftige Bäurin sah sie der Länge nach an und sagte endlich:

Sie hat wol an weiten Bag gemacht, Lumpfer?

Jakob. Ja, gute Jungfrau, ich habe mich verirrt, und bin da drüben im Walde von meinem Wege abgelenkt, der nach Ludwigsdorf gieng.

Bäur. (erstaunt) Nah Luasdorf, do heat sie nicht gefahrt, doas is Lugsdorf.

Jakobine war in der äußersten Verwirrung. Sie wußte, daß ohngefähr da herum ein Ludwigsdorf sey, hatte es aber auf einer andern Seite der Gegend vermuthet. Ungeübt im Lügen verrieth sie sich durch ihr Betragen, und wußte nichts darauf zu sagen, als ein kahles: so? — Indessen war die Frau nach der Milch gegangen. Sie brachte sie, und ein ganzes Brod dazu, auch einen Kasten frische Butter.

Bäur. Nahm sie mers nich übel, Junger, is sie nich de Pfarrachter von Langenwale?

Jakob. (über und über roth und stotternd) Nein, das bin ich nicht.

Bäur. (lächelnd und guthmüthig.) Lek se mers at nich irrt. Ich wer amol ze Langenwale.

genwale ze Marke; al scho se, do quoom se mit 'n Schullun gespaziert, do furt a se an Arm, und do soatens de Leite, daß se 's Pfarres Tochter wár. Aber ver mer hoat se Nuh, wenn ses ne will Woort han.

Ee hoat kwiß weas usn Garzen? 'n sus glei.

Verrathen über und über war Jakobinen das Leugnen nicht länger möglich. Und da sie die Daurin so gutmüthig fand, so hieß sie sie zu sich ins Gras setzen, und entdeckte ihr einen Theil ihrer Begebenheit, bat sie auch, daß sie sie einen Tag beherbergen und verbergen halten möchte. Die Frau war durch Jakobinens dabey häufig fließende Thränen gerührt. Wenn ein liebenswürdiges Mädchen weint, so wirkt das fast auf jedes Herz elektrisch. Sie konnte ihr nicht abschlagen, und führte sie in die Stube. Schüchtern stieg Jakobine über die große Schwelle, und fand in der Stube den Mann ihrer freundlichen Wirthin. Gierig betrachtete sie ihn, um zu sehn, was sie zu hoffen hätte. Sie entdeckte bald an ihm einen Einfaltspinsel, der sich

sich um sie wenig bekümmerte, und ruhig zuhörte, als sein Weib ihm sagte, sie werde die Junaser bis Morgen beherbergen.

Jakobine athmete ein wenig ruhiger. Aber sie hatte die Gefahr noch nicht überstanden. Als sie gegen Abend nur einen Augenblick vor die Thüre heraus gieng, sah sie in einiger Entfernung — ihr Auge war scharf und durch kein Fernglas verderbet — ihres Vaters Pferdetracht reuten. Daß dieser sie suche, lag am Tage. Noch einmal erwachte jetzt in ihr die Neigung, zurück zu kehren, und alle Pflichten des vierten Gebots traten vor ihr Auge. Sie fühlte, daß dies Gebot in der Natur gegründet sey. Aber es fehlte an Muth und — der Determinismus — sie lief in die Hütte zurück, und ließ den einsigen Jakob — vorbeitreuten? Nein! Er stieg, als er näher kam, vor ihrer Freystatt ab. Das Mädchen glaubte nun ganz gewiß verrathen zu seyn. Aber er fragte bloß, ob man nicht eine städtisch gekleidete Weibsperson vorbeigehn gesehn habe; denn das Haus lag hart an der Straße. Eben traf er mit seiner Frage auf den Alten, und bald



bald hätte dieser in seiner Dummheit ein Geheimniß verrathen, von dem er selbst wenig oder gar nichts wußte. Zum Glück sprang sein Weib sogleich herbey, und wußte dem armen Knechte mit so schönen Reden zu begegnen, daß er sich unwillig auf sein Pferd setzte, und davon trabte. Sie wundern sich, meine Freunde und Freundinnen, daß diese Frau so willfährig war, und das Mädchen auch dann noch standhaft verbara, als sie ihre Eltern suchen ließen. Aber sehn Sie, jener allgewaltige Despot über unsre Handlungen, Geld oder Geldeswerth, hatte auch auf sie in diesem Falle beträchtlichen Einfluß. Ein schönes baumwollenes Halstuch, das Jakobine bey sich hatte, aber entbehrlich fand, und ihr schenkte, nahm sie so für den an sich schon liebens- und bedauernswürdigen Fremdling ein, daß Jakobine von nun an dreuſt auf ihren Bestand rechnen konnte. Diese Gefahr war also überstanden.

8.

Am folgenden Morgen setzte das Mädchen seinen Stab weiter. Die Bäurin begleitete

90      Philipp und Jakobine.

sie eine halbe Meile weit, und gab ihr Brod, Butter, Schinken und Wurst mit. Das kam ihr sehr zu statten; sie konnte im Freien ihre Mahlzeiten halten, fand an vielen Orten kristallhelle Quellen, aus denen sie mit der Hand schöpfte und trank, und durfte erst wieder am Abend Quartier suchen. Dies fand sie für ihr Geld leicht, und da sie nun heute wieder an vier Meilen zurückgelegt hatte, so war sie weit genug von Langenwaldau entfernt, und hier in der Dorschenke, wo sie blieb, vor allen Nachforschungen sicher. Aber zu Verfolgungen bestimmt, erfuhr sie auch hier die Tücke des Schicksals. Sie bekam, wie das in Dorschenken üblich ist, blos eine Streu in der untern Stube. Damit zufrieden, warf sie sich ganz sorglos drauf hin, und schlummerte, da sie herzlich müde war, soaleich ein, nachdem sie vorher die Wirthsleute gebeten hatte, die Fensterladen gut zuzumachen, und die Thüre zu verschließen. Eben mußte sichs sagen, daß ein Preussischer Offizier dieselbe Straße zog, und, weil ihn die Nacht überreilte, mit seinem Bedienten hier ankehrte. Wie schnunzelte der jun-

ge Herr, als er ein so artiges Mädchen schlafend auf der Streu fand, und noch dazu von der Wirthin erfuhr, daß sie allein zu Fuße gekommen sey, woraus er den sehr weisen Schluß zog, sie müsse eine mitleidige Schwester, oder sonst ein läderliches Frauenzimmer seyn. Zum Unglück hatte sie eine verrätherische Lage angenommen, und ein schönes Kniebles gegeben, das dem Junker gewaltig ins Auge stach. Gelegenheit macht Diebe, ein ewig wahres Sprichwort. Er erlangte von der Wirthin leicht, was er auch mit einigem Recht fordern konnte, ihm in diesem Zimmer auch eine Streu zu machen, und sein Kerk sollte bey den Pferden im Stalle bleiben. Alles natürlicher Gang der Sachen. Die gute Jakobine schlummerte da so sorglos, so schuldlos, und ein fremder Krieger träumte ihre Entehrung. Unverausgesehene Gefahr eines flüchtenden Mädchens! Und das verzweifelte Knie! Eehn Sie, mein guter D. Faust, hätte das Mädchen Hosen getragen, sicher wäre die Leidenschaft des Offiziers nicht so sehr in Flammen gerathen. Und Sie wollen gar alle Hosen aus der Welt wegbannen.

hannen. Im Vertrauen, mein Herr, ohne mich auf alle die Gründe, die gegen ihre Hefenverläumdung gar sualich und in Menge einzuwenden werden können, hier einzulassen, will ich ihnen nur versichern, daß eben das ohne Hefen Gehen der Frauenzimmer gar viele derselben wellustig macht, und daß diese Tracht dem männlichen Geschlecht Gelegenheit zu so manchem freundschaftlichen Griff giebt. Würde nicht bei Ihrer neuen Tracht der Fall auch umgekehrt statt finden? Noch mehr, würde nicht mancher Knabe und Jüngling es sehr annehm und bequem finden, wenn er dem Wellusttriebe so leicht fröhnen könnte. Wenigstens ist mir häufig bekannt, daß so mancher junger Herr bis Mittag ohne Hefen im Schlafrock herum geht, und daß sein Wäscher mädchen diese Sache sehr wohl weiß, und sich zu Nuzen zu machen versteht. Gelegenheit macht Diebe, könnte es alsdenn auch hier heißen. Unse Erzieher tadeln die Schlafrocke, und Herr Jansst wollen uns mit einer Tracht beehren, die nicht um ein Haar besser ist. — Aber weiter vorwärts in der Geschichte. Die Wirthin war ein schallisches

ches Weib. Sie machte die Stren, lächel-  
te und gienq. Der Reutknecht war auch  
schläfrig, fragte, ob noch etwas zu befehlen  
sey und gienq. Nun ihr unsichtbaren Mäch-  
te des Himmels, bewachet die Unschuld eines  
einsamen verlassnen Mädchens, das unirtät  
und flüchtig herumirrt! — Wunderlich sah  
in dem Busen des von Emmerhausen aus.  
Er nahm das Licht, er betrachtete die schlafen-  
de Schöne, und seine Begierde — ward  
nicht vermehrt. Er glaubte aus ihren Mien-  
en zu lesen, daß sie tugendhaft, nicht zum  
allgemeinen Gebrauch, daß sie unglücklich,  
nicht ausschweifend sey. Aber in der gleich  
drauf folgenden Minute sagte er sich auch wie-  
der, daß er ein Thor sey, daß er sich irren  
könne, und daß er wohl Ruchtel verdiene,  
wenn er eine so treffliche Gelegenheit ungenützt  
lasse. Er geht auf und ab, wird wärmer  
und wärmer, und das schöne Knie — wel-  
che unsichtbare Macht hält ihn ab, es zu be-  
rühren? Er ärgert sich über sich selbst, und  
wirft den Stiefel, den er so eben auszieht,  
mit etwas Nachdruck hin. Jakobine er-  
wacht, dehnt sich, sieht den Offizier, und

was ist natürlicher, als daß sie laut aufschreit? — „Fürchten Sie nichts, schönes Kind!“ ruft ihr der Lieutenant mit unglaublich sadem Anstande entgegen.

Jakob. Schönes Kind? Schämten Sie sich, ein armes Mädchen mit einem solchen Aussehen zu nennen! Wüßten Sie, wie unglücklich ich bin, Sie wären nicht so dreuß gewesen, mir auch dies armselige Plätzchen der Zuflucht zu rauben. Mit diesen Worten stand sie auf, und wollte aus der Stube.

Offizier. Wo wollen Sie hin, gutes Mädchen? Was fürchten Sie denn von mir? Den allein, was heilig ist —

Jakob. Halten Sie ein! Ich kann, ich darf hier nicht bleiben. Die Nacht ist schön. Ich werde ein Lager unterm Himmel finden. Leben Sie wohl! und wenn Sie einigz Gefühl von Mitleid haben, so folgen Sie mir nicht an die Thüre. — Ein kritischer Augenblick. Der Offizier vertrat über die Thüre. Seine Leidenschaft war abgeköhlt. Aler Hochachtung gegen das Mädchen trat an ihre Stelle, und er wollte sich länger mit ihr unterhalten. Das wußte, das vermuthete

thete Jakobine nicht. Unbekannt mit den  
Ebenen der sinnlichen Wollust stellte sie sich  
die Gefahr vielleicht größer vor, als sie war.  
Sie machte Verm. Die Wirthin, die gra-  
de über der Stube ihre Kammer hatte, kam  
nach einer Weile herbey, und anstatt dem  
Mädchen beizustehn, verwies sie ihr vielmehr  
ihre Unart und sagte, sie könne ihrer Wege  
gehn, wenn sie solchen Verm im Hause ma-  
chen wolle. Dies war ja eben Jakobinen's  
Wille, oder sie hat sichtlich wenigstens um  
eine abgesonderte Kammer, und um etwas  
Stroh, sie wolle es doppelt und dreysach be-  
zahlen. Die Wirthin schlug es ab, und  
glaubte durch ihr Betragen dem Offizier, dem  
sie einen gespiktern Beutel zutraute, noch so  
sehr zu gefallen. Aber sie irrte sich sehr.  
Edel von Natur hatt' er schon längst seine er-  
ste Absicht fahren lassen. Nicht jeder, der  
sich die Gelegenheit zu Nuze macht, mit ei-  
nem nachgiebigen Mädchen Schäf.stunden  
zu halten, ist dechhalb vollständig und von  
schlechtem Charakter, oder süßig, die Unschuld  
zu verführen. Man irrt sich ohnfehlend gar  
oft in der Welt, wenn man jeden, dessen  
von

96      Philipp und Jakobine.

von Natur starker und feuriger Trieb in schwachen Stunden aufgereizt wird und unterliegt, da unterliegt wo es weder Verbrechen noch Schande war, nun nichts Großes und Edles weiter zutraut. Der Offizier gab einen Beweis vom Voreurtheil. Er schalt die Wirthin eine Gelegenheitsmacherin, und befahl ihr mit militärischem Ton, augenblicklich die beste Kammer aufzuschließen, und sie dem Mädchen einzuräumen, auch ihr ohne Widerrede den Schlüssel einzuhändigen. Werde wußten nicht, ob sie ihren Augen und Ohren trauen durften, und Jakobine konnte sich nicht enthalten, dem Offizier — ehrenwürdig war sein Anstand und seine Miene bei jenem Befehl — die Hand zu küssen. Anmuthig umarmte er sie mit dem reinsten Gefühl von Achtung. Sie gieng mit Thränen in den Augen nebst der Wirthin fort. Stumm ward ihr die Kammer angewiesen, in der ein ländliches Pette stand. Stumm nahm sie sie an, verschloß sich, und — schlief fast die ganze Nacht nicht, denn sie war zu voll von dem, was vorgefallen war, und begann nun darüber nachzudenken,



in welcher ansehnlichen Gefahr ein flüchtiges unbefangenes Mädchen sich fast jede Stunde befinde. Aber sanft entschlummerte auf seinem Stroh der junge Krieger, und ruhiger schlief sein Herz, als in den Augenblicken der Versuchung, da noch das schlafende Mädchen, einladend hingestreckt, brennenden schwachen reiz erhöhenden Lichte, vor ihm lag. Als der Morgen dämmerte, ließ er die Wirthin wecken, bezahlte für sich und Jakobinen, und ritt früh von dannen, theils um neuen Versuchungen auszuweichen, theils um dem Mädchen Beschämung zu ersparen. Daß die Beispiele von der Art selten sind, geht ich gern zu. Aber wer könnte auch leugnen, daß es nicht noch so manchen edeln Krieger aus der vornehmern Klasse gebe, der ihm nach zu handeln fähig wäre. Und sollte es wohl so ganz ein Hirnspinnst seyn, wenn man behauptet, daß die Vorlesung über der Unschuld eines guten unverderblichen Mädchens wache? —

Erst als er erwachte Jakobine nach einer traumvollen Stunde Schlaf. Sie bezahlte

zahlte die Wirthin reichlich, die auch nieders-  
trächtig genug war, es anzunehmen, und  
setzte bekannt ihren Weg fort, den die au-  
tmüthige Däurin ihr angerathen hatte. Ihr  
Plan, mit dem wir die Leser nun bekannt  
machen müssen, war, nach Breslau zu ehn,  
und dort Dausle zu nehmen. Der Gedanke  
war der natürlichste, und gründete sich eben-  
falls auf den Rath der Däurin, denn sie  
hatte bis Breslau von hier nur noch 16 Meis-  
len, da hingegen Halle auch schon von ihrem  
Geburtsorte viel weiter entfernt war. Auch  
mußte sie allerdings fürchten, daß man sie  
dort am ehesten vermuthen und entdecken wür-  
de; daher sie sich blos mit dem Vorlas be-  
gnügte, nach Halle an Philipp zu schreiben,  
so bald sie in Breslau setzen Fuß gefaßt haben  
würde, indem sie nicht ohne Grund vermu-  
then konnte, daß er wenigstens künftig dort-  
hin kommen werde, da der alte Zeidelbär  
von jeher große Einken auf diese Universität  
gehalten hatte. Sie suchte jetzt auf ihrem  
Weg überall abgelegene Gegenden, und  
wollte lieber später an den vorgesezten Ort  
kommen, als auf der eignen Straße neue Ge-  
fahren

fahren laufen. Ganz richtig war diese Vorstellung vielleicht nicht, aber doch der Schüchternheit natürliche Folge. Die folgende Nacht brachte sie zwar wieder in einem Wirthshause zu, aber nicht mehr solchen Verfaßten Preis gegeben, weil sie so vorsichtig gewesen war, ein besondres Verhältniß zur ersten Bedingung ihres Quartiers zu machen. Sie hatte von hier aus nur eine Stunde bis zur ersten Poststation, und ihr Wirth rieth ihr daher, ihren Weg dorthin zu nehmen, und mit der polnischen Post nach Breslau zu gehen. Müde des Laufens besolarte sie endlich diesen Rath, nach so manchen vom treuerherzigen Wirth gebotenen Zweifeln. Sie kam nach \* \* \*, ward eingeschrieben, und schon diesen Tag gegen Abend gieng die Post weiter. Ihre Reisegesellschaft war ein Jude, zottig von Bart und Haaren, etwas schmutzig, aber Seelenhat und aufgeräumt; ferner ein Afzishedierter und ein Auditeur. Also wieder allein in männlicher Gesellschaft. Die Nacht war düster und voll Gewitter. Jakobine seufzte unaufhörlich. Der Regier und der Auditeur, ganze Weltmänner, hiel-

ten Jakobinen für das, was sie nicht war, und ihre Euffer für Tugenden. Sie trugen kein Bedenken, allerley unartige Reden gegen sie zu führen. Der Jude schalt sie, und ward für seinen guten Willen angeeladet. Der Postillion, der inderlichste Aushund von allen Postillions, erariff den verlohrnen Faden immer wieder; doch blieb es bles bey unzüchtigen Reden, und zu Jakobinens herzlicher Freude trach endlich der Wraga an. Man konnte wieder Wiese, Baum und Verra unterscheiden; es ward dem Mädchen leichter ums Herz, sie leuzte nicht mehr. Ihre unartigen Gelellchaffter schloffen ein, und nun begann der Jude — zur Schande der Menschheit dürfen diese armen Leute an öffentlichen Orten immer nicht den Mund aufthun, so lauer es den Christen beliebt zu reden — mit dem Mädchen ein Gespräch, das hernach von großen Folgen war. Ich will meine Leser damit nicht erst beschäfftigen, weiß auch, die Wahrheit zu gesehn, nicht mehr genau, was sie alles miteinander gesprochen haben. Nur dies hab ich behalten, daß er ihr zu erkennen gab, er halte sie für eine Kammerjungfer.

Junaser, die dienstlos sey, und er werde sie, da er mit Herrschaften in Breslau viel und mancherley zu thun habe, zu empfehlen suchen. Jakobine sah ihn seitwärts an. Das gute Mädchen wußte viel was ein Jude sey. Nach den ihr beygebrachten christlichen Theorien ihres toleranten und aufklärten Herrn Pappas hielt sie die Juden für ein böses, verwerfnes, betrügerisches Volk, das kaum verdiene, dem lieben Viche vorgezogen zu werden. Wie kanns auch anders seyn, als daß noch viele Menschen diese schändlichen Begriffe haben, so lange noch Unterobrigkeiten von den Juden einen Leibzoll einfordern, wodurch sie sie ohnachsähr den polnischen Negern gleichstellen. Jakobine wußte nicht so recht, wie sie sich bey dem Auerbieten benehmen solle. Sie sagte ein kaltes Compliment, und den Ebräer befremdete das nicht, weil er kein bessres Betragen von den Christen gewohnt war.

Unterdessen kamen sie an die zweyte Station, und hatten nun nicht mehr weit bis Breslau. Im Posthause zeigten sich die

eben erwähnten zwey christlichen Gesellschafter in ihrem ganzen Lichte. Die Frau Postmeisterin erschien im äußersten Negligee. Sie war wirklich reizend, und — eine Postmeisterin zu seyn ist keine Kleinigkeit. Klein, Verführung, Gelegenheit ist — versteht sich auf einzelnen Stationen oder in den meisten kleinen Städten — zu mächtig. Der Leichtsinn und der Wechsel werden Gewohnheit, und ich habe wohl eher Postmeisterstöchter gekannt, die fast mit jeder Rückkehr einer Post einen neuen Liebhaber hatten. Sehen Sie nur, meine Herren Meralisten, das Ding geht so zu. Sezen Sie den Fall, sie kommen als einnehmende junge Mannspersonen von einer nach Gelegenheit weiten Reise. Der Wagen hat Ihre Leidenschaft ein wenig gereizt. Es ist Nacht oder Morgen. Sie sind frohlich oder müdtern. Ein niedliches Weibchen oder Mädchen kommt im leichten Anzuge, weil sie auf den ersten Ton des Posthorns aus dem Bette zu fahren, und dienßfertig — so ist sie gewöhnt oder erzogen — um ihres eignen Nutzens Willen heiden zu eilen pflegt, fragt freundlich was Sie

Sie verlangen — bringt Ihnen wohl gar mit gefälliger Miene den warmen erquickenden Koffee oder den begeisterten Wein selbst, oder bedauert ihre Strapazen u. s. w. sagen Sie, finden Sie das nicht ausgemein sehr angenehm? Und wer ist so hölzern, daß ihm das nicht wohl dünken sollte? Natürliches Gefühl nöthigt einer nicht verstimmtten männlichen Seele ein paar Artigkeiten ab. Sie werden wohl aufgenommen — der Pestillenz stößt ins Hern, und der Traum ist vorüber. Aber eitel wird doch die Dame durch solche Szenen, und wer mag's ihr verdenken, wenn sie den Wagen lieber voll als leer ankommen sieht, geschäftiger läuft, wenn artige junge Männer, als wenn mürrische Alte oder Frauenzimmer absteigen, aufmerkamer horcht, wenn Extraposten kommen, weil sie gar oft freundliche Passagiere unerwartet herführen? Doch, ich muß einmal wegen meiner Ausschweifungen um Verzeihung bitten. Es liegt so in meiner Natur, Fehler meiner Nebenmenschen wenigstens gegen die in Schutz zu nehmen, die menschlicher Schwachheit gar nichts zu Gute gehn lassen wollen, und sich wohl

G 4

selten

selten oder nie die Mühe nehmen, über Ursachen und Wirkungen nachzudenken. Unſre Frau Poſtmeiſterin war ein gutes Weib, aber ſie war kokett, und Jakobine, die noch ſo viel als gar nichts von der großen Welt wußte, ſah ſie mit verächtlichem Blick an; da hingegen jene zwey Herrn auf einer andern Seite zu weit anſahen, und die Frau für eine eckſtärkte Prieſte anſahen. Sie betrug ſich ſelbſtlich alſo, wie es mir nicht geziemet, hier nach zu erzählen. Sie wurden zwar abgewieſen, aber Jakobine hatte ſie doch nun ganz kennen gelernt. Dem Juden traute ſie auch nicht recht, blos weil er ein Jude war. Und ſo entſchloß ſie ſich, nicht weiter mit zu reiſen. Das führte ſie auch aus, ſagte, ſie wolle hier herum auf dem Lande eine Freundin beſuchen, und bis zum Abgange der nächſten Poſt ſich aufhalten. Die Geſellſchaft hatte hiervon nichts gehört. Sie ſchlich ſich unbemerkt mit ihrem Bündel fort, und der Fuſſſteig führte ſie durch ſandigte, dürre und einſame Felder.



9.

Sehr sauer ward ihr die Reise nun, und als sie fast zwey Meilen zurück gelegt hatte, schlug sie an einem Erlenwäldchen ihr Mittagsmal unter freyem Himmel auf, das aus Brodt und einem Kläschen Milch bestand. Noch war sie damit beschäftigt, als ein vom Wäldchen herkommendes Geräusch sie in Furcht setzte. Auch hier, dachte sie, bin ich Arme nicht sicher! O wär ich in Langenwaldau geblieben! Eine ihr ganz fremde Figur erschien, ein Mönch aus dem Orden der Barmherzigen Brüder. Wer diese braven Ordensbrüder kennt, der wird hieraus dem Mädchen soaleich nichts Uebels prophezeihen. Sie aber gerieth in Schrecken. Auch die Katholiken und besonders die Ordensverwandten hatte ihr intoleranter Vater ihr bey jeder Gelegenheit verhaßt zu machen gesucht. Sie hielt sie dem zu Kolae für eitel böse Menschen, die es ganz unmöglich mit ihrem Nächsten ausmeinen könnten. O Vorlesung, welche Prüfungen lässest du mich erfahren! so dachte sie, und indes war der Bruder ihr näher gekommen, ein noch junger, aber durchaus ehrwür.

106      Philipp und Jacobine.

wündiger Mann      Er grüßte sie freundlich, und fragte, ob es ihr schmecke? Noch tief im Verurtheil stehend beugnete sie dem Krater für'de, und wündigte ihn keines Blickes. Der gute Mann ließ sich nicht abdrücken. Sie sieht kränzlich aus, Jungfer, sagte er mit-leidia. Sie hat wohl viel Kummer, viel-leicht könnte ich ihn erleichtern, wenn Sie mit ihm mittheilen wollte.

Jacob. Herr Vater, ich habe allerdings großen Kummer, aber Sie werden ihn wohl weder lindern können noch wollen, da sie ein Ordensgeistlicher sind, der sich nur um den Himmel und sein Paternoster bekümmert.

Bruder. Sie hat sehr irrige Begriffe von einem geistlichen Ordensbruder. Wenigstens ist es in dem Orden, in welchem ich stehe, heilige Pflicht, daß man so viel als möglich menschliches Elend zu mindern und zu lindern trachte. Ich bin von die Barmherzigen. Hat sie nie etwas von dem Orden gehört? Ich sage wohl nicht zu viel, wenn ich behauptete, daß dieser Orden dem menschlichen Geschlecht zur wahren Wohlthat gereiche. Wir speisen

fressen die Hungrigen, tranken die Durstigen, pflegten der Kranken so lange es nöthig ist, und niemand geht ohne Trost und Beystand aus unsern Thoren hinweg.

Jakob. Ich habe davon nie etwas gehört, Herr Vater. Aber wenn ich es auch glauben will, so ist doch mein Kummer von der Art, daß ein Klosterbruder ihn nicht lindern kann.

Bruder. Was gilt's, unglückliche Liebe? Nicht wahr? Ja, ja, getroffen, denn sie schlägt die Augen nieder, und wird roth. Freylich gehört es eben nicht zu unsrer Regel, daß wir die Leiden der Verliebten lindern sollen. Aber laß hören, ob nicht eine Ausnahme statt finden kann. Jeder Leidende hat Ansprüche auf unsern Beystand, wenn er edel und brav ist. Und Sie sieht mir so unschuldig und gut aus. — Wo geht Ihr Weg hin?

Jakob. Ich weiß selbst nicht recht. Vielleicht nach Breslau.

Bruder. Vielleicht? Unablässliches Geschreie. Sie geht also in der Irre herum. Daraan thut Sie nicht wehl. Aber ich will Ihr keine Vorwürfe machen. Nur glaube Sie, daß Sie da den Verstand eines Varns herrlichen Bruders sehr wohl nützen kann. Wenn ich auch ihr Herz nicht heilen könnte, so braucht sie doch auf einer so traurigen Reise wehl auch noch andre Hülfe. Entschließen Sie sich, mit mir zu gehen. Zwey starke Meilen von hier liegt ein Kloster, in das ich so eben reife. Es ist ebenfalls ein sehr wohlthätiges Eust, das Kranken und Reisenden beisteht, und ein eignes Gasthaus hat. Auch ist der Prier ein sehr menschenfreundlicher Mann. Sie entfernt sich zwar ein wenig vom graden Wege nach Breslau. Aber was schadet, da sie ohne hin noch nicht fest entschlossen ist. Hier kann sie etliche Tage ausruhen, und dann weiter reisen.

Jakob. Sie scherzen mit mir, Herr Vater, ich soll in einem Mönchskloster ausruhen. Solche Zumuthung hätte ich von Ihnen nicht erwartet.

Bruder. Armes Mädchen, ich sehe wohl, daß Sie sich von einem Kloster wunderliche Begriffe macht. Aber warte Sie. Jene Bäurin, die dort im Felde arbeitet, soll mich rechtfertigen.

Er rief sie herbei. Sie kam ehrerbietig, und der Bruder fragte sie: ob sie seinen Orden kenne, ob nicht das Kloster \* \* \* zwey Meilen von hier läge, und ob nicht Personen beyderley Geschlechts daselbst nicht selten verpflegt würden. Die gute Frau, keine Katholikin, brach in Lebesehebungen über den Orden der Barmherzigen Brüder sowohl als über jenes Kloster aus, und sagte unter andern, daß sie selbst vielleicht noch mehr leben würde, wenn die Barmherzigen sie nicht einmal einige Wochen vor dem Hungertode geschützt hätten. Dieser Zeuge hatte Gewicht bey Jakobinen, und stößte ihr Vertrauen zu dem Frater ein. Er bemerkte es, und setzte noch hinzu, daß sie auch weiblichen Unmuths finden solle, und sich auf seine Ehre vor nichts fürchten dürfe. Der Erfolg war, daß Jakobine aufstand und mitging.

Der fromme Bruder unterhielt sie auf dem ganzen Wege mit lehrreichen Gegenständen. Ihr fiel kein Gedanke an Furcht mehr ein, ob sie schon durch ziemlich einsame Gefilde wandeln mußten, und sie ward überzeugt, wie überflüssig es sey, wenn man Herz und Denkart eines Menschen nach seinem Stande oder nach seiner Religion abmisset. Begegnete ihnen ja jemand, so schlug sie doch noch die Augen nieder, denn sie war in ihrem Leben nicht mit einem Mönche gegangen, und fürchtete, daß sich jedermann darüber aufhalten werde. Aber sie irrte sich, und sah bald, daß gar niemand darauf als auf etwas Verwunderliches Rücksicht nahm. Der Bruder bediente sie übrigens unterwegs öfters mit ein wenig Wein und Backenbrot, welches er auf der Reise zur Erquickung bei sich führte.

Der Weg war vollendet, und sie schritten an das Kloster. Es war noch hoch am Tage. Mit Schaamröthe trat Jakobine in den Kreuzgang. Aber als sie sah, daß kein Mensch über ihre Ankunft vernahm:

schien, und daß sie von allen Seiten freundlich begrüßt wurde, welches freylich eine Folge von der Achtung gegen ihren Bealeiter war, so verlor sich ihre Furcht ganz, und in eben dem Grade als diese sich verlor, vermehrte sich die Hochachtung gegen den Frater. Er stellte sie dem Prior, der eben die Zeilen revidirte, nach ehrerbietiger Begrüßung vor. Dieser sagte ihr einige Artigkeiten, und ließ, nachdem er einige Worte lateinisch mit dem Frater gesprochen hatte, ein Zimmer in dem an die Prieren anstoßenden Closthaufe für Jakobinen anweisen, wo sie alle Bequemlichkeit fand, die man in einem Kloster verlangen kann. Es erschien bald eine weibliche Bedienung, die ihr Brod, Salz und Wein brachte, und sie fragte, ob sie zu Abend eine Suppe essen wolle? Sie bat sich diese Gefälligkeit aus, und zur nächsten Zeit erhielt sie eine feine Abendmalzeit, die aus Suppe und Gemüse, nebst etwas leichtem ungarischen Weine bestand. Ihr Bealeiter hatte sich noch eine kurze Zeit bey ihr aufgehalten, und war dann seines Weges gegangen, um im Konventualengebäude sein gewöhnliches Plätz-

Plätzchen, ohnweit von den Zimmern des Priors, der ein besonderer Freund von ihm war, einzunehmen. Er versicherte ihr im Wegsahn, daß sie heute weiter keine Mannspersonen zu sehn bekommen würde. Das traf auch ein. Jakobine verschloß, als es um sie her still wurde, ihr Stübchen, warf sich auf die hier befindlichen Matrazen, und schlief sanft bis an den hellen Morgen. Als sie erwachte, brachte sie der Vorsehung ihr Dankopfer für ihre weisse Fuhruna. Sie segnete in ihrem Herzen den menschenfreundlichen Brater, der sich nicht nur äußerst bescheiden gegen sie aufzufuhret; sondern auch nicht einmal mit einem Worte nach ihrem Geheimniß geseht hatte. Fast befremdete sie dies, denn sie glühte vor Verlangen, sich ihm zu entdecken. Dies war sehr natürlich. Wenn man viel ausgestanden, viel erfahren hat, so sehnt man sich nach einem Vertrauten, und wer war ihres Vertrauens würdiger als dieser gute Bruder? Die weibliche Bedienung, die ihr agiern das Abendbrod gebracht hatte, erschien auch jetzt wieder mit einem Beuklen und einer Tasse, unterhielt sich sehr freundlich



lich mit ihr, und sagte, daß sie diesen Vormittag von einer vornehmen Dame Besuch zu erwarten haben werde. Jakobine erschrak ein wenig, faßte sich anbey, und fragte, ob sie sich nicht unterstehn dürfe, den Bräuter, der sie gestern hingedracht habe, um seinen Zuspruch zu bitten. Wenn sie es erlauben, sagte die Frau, so wird er gleich erscheinen. Sie holte ihn. Er grüßte Jakobinen freundlich, und schien es gern zu hören, als sie ihm sagte, daß sie sich auf seinen Besuch gefreut hätte. Er sagte ihr zugleich, daß er sie nicht würde besucht haben, wenn sie es nicht verlangt hätte, weil das wider die hiesige Einrichtung sey. Jakobine nahm, als die Aufwärterinn weggegangen war, keinen Anstand, ihm ihre Geschichte kürzlich zu erzählen, und ihn um seinen guten Rath zu bitten. Er versicherte sie, daß er herzlichsten Antheil nähme, verwies ihr ihre Entfernung von Langenwaldbau als eine Thorheit, doch billigte er es, daß sie, da sie nun einmal geflohen sey, jetzt nicht wieder zurückkehre, weil sie da sogleich wieder in die alte Lage versetzt würde. Auch billigte er es, daß

H

sie

sie nach Breslau reisen, und da Dienste nehmen wolle. Nur rieth er ihr, ihren Namen zu verändern, ihre Augenbraunen zu färben, und wegen ihrer Verfassung gegen jedermann auf eincisen Liebe zu bleiben, übriggens aber ihre Schüchternheit abzulegen, und sich ganz freymüthig zu betragen, weil sonst gleich jedermann mißtrauisch gegen sie werden würde. Er gab ihr noch eine Menge Lehren, die vortreflich waren, und sich auf Erfahrung und Weltkenntniß gründeten. Noch waren sie im ernsthaftesten Gespräch, als die angemeldete Dame herein trat. Der Frater wollte gehn, aber die Fremde bat ihn zu bleiben. Dies geschah. Sie setzten sich, und die Dame, ein feines Weib von ehnaechse vierzig Jahren, nahm Jakobinen durch ihr Betragen so ein, daß dem Frater bange wurde, weil er in seinem Herzen erwägte, daß diese Person Jakobinen ganz unbekannt sey, und weil sie ein etwas freymüthiges Wesen an sich hatte. Indes schlug eine ihn zu geistlichen Geschäften abrufende Stunde. Er beurlaubte sich, und Jakobine bat ihn dringend, sobald als möglich wieder zu ihr zu kommen.

kommen, welches er auch zusagte. Kaum war er fort, als die Dame mit unbeschreiblicher Annehmlichkeit in Jakobinen drang, ihr ihren Stand, und die Ursache ihrer Reise zu entdecken. Ganz konnte das Mädchen nicht widerstehn. Sie sagte ihr also nur, daß sie Therese Rosenblatt hieße, und die Tochter eines Schulmeisters sey, die zu einer Heirath mit einem reichen siebenzigjährigen Guthsbesitzer hätte sollen gezwungen werden, welches ihr aber unmöglich gewesen sey, und sie hätte sich also von ihnen obnehin armen Eltern entfernt. Die Erdichtung konnte leicht Glauben finden, da sie doch Flucht zugab, die man Jakobinen ansah, und da ihr Anzug übrigens auch verrieth, daß sie nicht aus einer Stadt kam. Und was wollen Sie, sagte die Dame voll Zutraulichkeit, in aller Welt nun anfangen? Kaum hatte ihr Jakobine gesagt, daß sie in Dienste bey einer Herrschaft in der Stadt gehen wolle, so umarmte sie die Dame innig, und sagte: so soll auch niemand ein so liebenswürdiges Kammermädchen mir rauben. Du ziehst zu mir, wenn du Lust hast, und es soll dir gewiß

H 2

weil

wohl aehen. Jakobine war um eine Antwort in Verlegenheit. Sie freute sich, so bald eine dem Anschein nach vortrefliche Herrschaft gefunden zu haben. Gleichwohl wollte sie ohne den Rath des Braters nichts zusagen. Aber die Dame drang in sie, mahlte ihr goldne Berge vor, sagte, ihr Mann sey die Güte selbst; Sie wohne im Sommer oft Wochenlang mit ihm auf dem Lande, wo es sehr gesellschaftlich herginge, und auch in der Stadt lebten sie sehr vergnügt. Sie hätten keine Kinder, giengen oft weg, bekämen oft Zuspruch. Jakobine solle wie ein Kind von Hause gehalten werden, bloß die Toilette der Frau besorgen, und das Essen anordnen, ihr selbst mit bey ihrem Tische essen, und die Gäste unterhalten helfen. Jakobinen mußte nothwendig der Antrag sehr schmeichelhaft seyn. Sie konnte ihr Jawort nicht länger zurückhalten. Die Dame war erfreut darüber. Jakobine nahm sich nun die Freiheit, sie um ihren Namen zu fragen, den sie ihr denn auch ohne Anstand sagte, und setzte hinzu, sie sey auf einer Reise nach \*\*\* begriffen gewesen, habe in einen ohnweit davon

von liegenden Dorfe den Wagen zerbrochen, und habe, weil sie da kein anständiges Logis finden können, ihre Zuflucht in dies Kloster genommen; da habe sie denn von der Aufwärterin gehört, daß der Frater \*\*\* ein vortrefliches unschuldsvolles Mädchen mitgebracht habe, und weil es ihr eben an einer Kammerjungfer (oder, setzte sie schmeichelnd hinzu, wenn du lieber willst Gesellschafterin) gemangelt, so habe sie die Schöne gern kennen wollen, und sey nun herzlich erfreut, daß das Schicksal ihre Wünsche auf einmal so vergnüglich erfüllt habe. Sie brach nun geschwind auf, versprach Nachmittags wieder zu kommen, und ließ Jakobinen in süßen Träumen zurück. Als das Mittagessen, welches Jakobine auf ihre Zelle erhielt, vorbey war, erschien der Frater. Er hatte die fremde Dame gesprochen, und trat mit etner gewissen Kälte ins Zimmer. Jakobine erfuhr bald, daß er es übel nahm, daß sie ohne seinen Rath sich zu der Dame vermietet hatte. Indeß ward er bald wieder freundlich, denn die Unschuld des Mädchens rührte ihn. Er gestand ihr seine Besorgniß,

H 3

daß

daß er die Frau für eine Gelegenheitmacherin hielt, weil er schon in Breslau zweilen verdächtige Urtheile über sie gehört, obgleich er sie vorher nicht persönlich gekannt hatte. Jakobine konnte sich das nicht vorstellen, und hatte auch überhaupt davon keinen rechten Begriff. Nun, sagte der Frater nach einigen Wortwechsel, ich kann mich auch irren. Versuche sie in Gottes Namen. Gefällt es ihr nicht, so komme sie in unser Kloster. Ich werde bald wieder zurück nach Breslau kommen, und in dem Falle vor sie treten helfen. Jetzt will ich ihr nur noch zwey gutgemeinte Regeln geben. Bleibe sie immer in einer gewissen Zurückhaltung gegen ihre Herrschaft, und lasse sie sich nicht blenden, wenn sie sich über Gebühr zu ihr herablassen. Die andere Regel betrifft ihre Liebchaft. Ich habe ihr unterwegs versprochen, daß ich ihr doch auch darin vielleicht einen Rath geben könnte. Wiße sie dann, daß ich ihre Treue gegen den jungen Menschen nicht mißbillige; sie wird sie wahrscheinlich vor Ausschweifung und Verführung schützen. Aber wenn sie meinem Rathe

Rathe folgen will, so suche sie ihn nicht auf, wenigstens nicht, daß ers weiß. Kann sie ihn ausspahen, so habe sie im Stillen ein wachsamcs Auge auf ihn. Liebt er sie recht treu, so wird er sie schon mit der Zeit wieder finden. Sie ist noch jung, und versäumt nichts. Siebt er sich aber wenig Ruhe, und vergift sie bald, so hat sie an einem solchen leichtsinnigen Menschen wenig verlohren. Jakobine fand diesen Rath der kalten Vernunft sehr angemessen, aber der feurigen Liebe ganz entgegen. Doch versprach sie ihn zu befolgen. Der Bruder trennte sich nun mit wahrer Redlichkeit von Jakobinen, sagte, daß er sie nun nicht weiter sprechen könne, weil er sich zu seiner morgen weiter fortzusetzenden Reise aufschicken müsse, und Jakobinen standen die Augen voll Wasser. Er ging mit jenem ruhigen Bewußtseyn, sein Wort erfüllt, und der Fremden, so viel als es ihm möglich war, Beystand geleistet zu haben.

Wald darauf ließ die Dame, die ihr Zimmer auf einem andern Flügel des Gebäudes hatte, Jakobinen zu sich rufen.

Noch war das Mädchen nicht aus dem Zimmer gekommen, als etwa bis in den nahenstoßenden Hof. Sie wagte es nun dreuster, ihre Augen aufzuschlagen. Es kamen hier und da Leute aus den Zimmern. Sie sah überall Leben und Eregfalt, sah mehrere Kranke im Kreisgange herumwandeln, sand Bettelnde an dem Hauptthore, die reichlich besaßt wurden, andre, die ausgehungert auf den Straßen saßen, und gescheit wurden. Ihr Herz fühlte Ehrsucht gegen diesen Zufluchtsort leidender Menschheit, und gerührt kam sie auf das Zimmer der Dame. Sie fand hier alles genau so, wie sie es hatte, und bemerkte mit Vergnügen, daß man sie, die nur zu Fuß gekommen war, nichts schlechter bewirthet hatte, als die Dame in der Kutsche. Diese kam ihr traulich entgegen, sagte sie bey der Hand, und sagte, daß sie morgen in aller Frühe fort wolle. Sie bemerkte bald an Jakobinen, daß diese etwas zurückhaltend war. Fein und voll Weltkenntnis wußte sie dem Mädchen bald alles Mißtrauen rein aus dem Herzen hinweg zu jaubern. Sie entließ nach einigen Stunden



den Jakobinen, die sich nun noch etwas in der Gegend umjah, die sie zwar an sich traurig, aber durch den Fleiß und die Einrichtungen der Klosterökonomie sehr verbessert und verschönert fand. Dann gieng sie auf ihr Zimmer, genoß ihr Abendbrot, legte sich ruhig schlafen, ward früh geweckt, wollte ihrer Aufwärterin ein Trinkgeld geben, die es aber durchaus nicht annahm, und fuhr, nachdem sie sich dem Prior und ihrem guthertigen Frater noch dankbarlichst hatte empfohlen lassen, mit der Dame schnell von dannen.

## 10.

Die Reise war nun etwas langweilig, denn was sollen zwey Frauenzimmer, die sich noch nicht kennen, immer mit einander sprechen? Sie schlossen daher eine um die andere. Nach und nach ward die Gegend lebhafter und volkreicher, je näher sie Breslau kamen. Sie fuhren schnell zu, um noch am Mittage in der Hauptstadt einzutreffen. Als sie aber noch eine Stunde davon entfernt waren, und auf eine Dorfschenke zufahren,

schrie auf einmal die Dame, daß ihr Mann  
ihr entgegen gekommen sey, indem sie dort  
sein Pferd sehen sehe. Das war auch rich-  
tig. Ein kleines nettes Männchen hupfte in  
Stiefel und Sporn auf den Wagen zu, ließ  
halten, setzte sich ein, und befahl dem hinten auf  
stehenden Bedienten, daß er das Pferd nach  
Hause reiten solle. Also eine neue Bekannt-  
schaft. Der junge Herr, er war kaum dreyßig,  
that so bekannt gegen Jakobinen, als ob er  
sie seit langer Zeit kenne. Er schwatzte ziemlich  
frey mit Worten, wünschte seiner Frau Glück  
zu einer so schönen Haushälterin, sagte ihr  
übrigens, daß er sich in ihrer Abwesenheit  
recht wohl veramut, auch noch gestern Abend  
von der Frau Kriegsgräthin \*\*\*, dreihun-  
dertzig Louisd'or im Spiel gewonnen habe,  
worüber die e Dame ziemlich aufgebracht sey.  
Seine Gemahlin lachte laut auf, und sagte,  
sie wollte ihr wohl noch einmal so viel abge-  
wonnen haben, wenn sie an ihres Mannes  
Stelle im Glück gesessen hätte. Jakobinen  
fiel bey dieser Unterredung nichts Uebels ein.  
Sie staunte die vielen Thürme an, die sie  
sah, denn der Wagen kam der Stadt im-  
mer

mer näher, und sie hörte nur halb was gesprochen wurde. Jetzt fuhren sie durchs Thor und jetzt in die Stadt hinein. Wer noch nie eine große Stadt sah, noch darzu auf dem Lande erzogen wurde, und nichts als ländliche Wohnungen zu sehen gewohnt ist, auf den macht der Anblick einer großen und volkreichen Stadt unglaublichen Eindruck. Als ich einst von Leipzig, das doch gewiß auch ansehnliche Gebäude und Straßen hat, nach Berlin reiste, und zum Potsdamer Thore herein durchs Achtek, die Leipziger Straße hinauf, zuerst auf den Parkhof, und von da nach vielen Wendungen übern Schloßplatz auf die Postfuhr, da war ich so begeistert, von der Menge großer Paläste, ungeheurer langer Straßen, und der daher auf beyden Seiten entstehenden, sich ins Endlose verliührenden Prospekte, daß ich diesen Eindruck gewiß in meinem Leben nicht wieder vergesse. Wer mehr reist, wird in der Folge solche Eindrücke gewohnt. Es wirkten nicht mehr beträchtlich auf ihn. Aber Jakobinen konnte wohl Breslau allerdings in Erstaunen setzen. Sie vergaß Alles, selbst

selbst ihren Philipp einige Minuten darüber. Ihre Herrschaft bemerkte mit Vergnügen, daß es ihr hier gefiel. Jetzt ward gebitten. Da niemand da war, der den Wagen öffnete, so sprang Herr \*\*\* soaleich herunter, und half selbst erstlich seiner Frau, dann Jakobinen heraus. Stumm gieng die Treppe hinauf. Aber groß war Jakobinens Erstaunen, als sie sah, wie der Herr die entgegenkommende Waid, im Beyseyn seiner Gemahlin, in die Arme knippte, und sein Schatzchen nannte, indes dies Narrchen sich erzwungen schnöde dabey benahm, und mit lautem Gelächter zurück in die Küche lief.

Jakobinen ward nun soaleich ein Zimmer angewiesen, das recht artig war, und, was sie am meisten freute, vorn heraus auf die Straße aienq. Denn sie hoffte nichts weniger, als ihren Philipp einmal ganz unermartet auf der Straße herum patrouilliren zu sehn. Und eben die Hofnung, ihn an einem vollreichen Orte am ersten wieder zu finden, hatte sie auch zu dem Entschluß bewogen, ih-

ren Aufenthalt an einem solchen Orte zu wählen. Es erschien bald darauf eine Art Jungmädchen, die sich zu ihrem Dienst anbot, aber mit so einer Art, daß Jakobine bald Hochmuth, Scheelsucht und Neid an ihr bemerken konnte. Sie verbat sich freundlich allen Beystand, und sagte, sie werde sich schon selbst bedienen. Diesen ganzen Tag blieb sie von allen Dienstleistungen verschont. Am folgenden Morgen ward in ihrer Gegenwart dem sämmtlichen Hausgesinde angedeutet, daß es dieser neuen Haushälterin aehöriqae Achtung beweisen, und in ihrer Abwesenheit wie der Herrschaft gehorchen solle. Hömisch lächelte Senes, und diese schämte sich. Auch dieser Tag veraieng geschäftlos, außer daß Jakobine am Nachmittage auf Befehl der Herrschaft mit der Jungemaad ausgehen mußte, um einiqae Straßen und Plätze kennen zu lernen, und am Abend die Madam auskleiden half. Es fiel dem armen Mädchen auf, daß der Herr zu gleicher Zeit sich auch von seinem Bedienten auskleiden ließ. Aber sie alaunte, es sey einmal so Sitte in großen Städten, und beruhigte sich darüber.

Am

## 126      Philipp und Jakobine.

Am dritten Tage, als sie an ihrem Fenster stand, blieb auf einmal jemand stehen, und sah sie genau an. Es war der Jude, den sie auf dem Postwagen kennen gelernt hatte. Er erkannte sie trotz ihrer gefärbten Augenbraunen sogleich, kam herauf, und bat, Jakobine möchte einen Augenblick mit ihm in seine Heimath gehen, indem er ihr etwas wichtiges zu sagen habe. Das hielt schwer, denn ein Jude ist doch ein böser Kerl von Natur. Zum Glück hatte Jakobine schon gestern etlichemal Christen und Juden mit einander gehen sehen. Sie bat sich also bey der Madam aus, einen Gang weegehen zu dürfen, um sich etwas einzukaufen. Sie schlenbertete nun mit dem ehrlichen Edräer fort, bis in seine Wohnung die nicht weit davon war. Ein galant gekleidetes Mädchen kam ihnen entgegen, und Jakobine erstaunte, als sie hörte, daß diese die Tochter des Juden sey. Sie hatte immer geglaubt, die Jüdinnen wären lauter Zigeunerartiges Gesindel. Als sie sich gesetzt hatte, auweichte der Alte gewaltig im Zimmer herum, daß die arme Mansell an diese Herrschaft gerathen sey. Jakobine erschrak.

Sie

Sie fraate hostig um die Ursache, und ersuhr, daß die Madam eine vornehme Kupplerin sey, die dies Handwerk zwar sehr heimlich, aber auch desto verderblicher triebe. Sie halte immer auf schöne Dienstmädchen und Haushälterinnen, spiele stark, lobe durch ihre reizenden weiblichen Bedienungen die reichen Herren an sich, und gewinne ihnen sodann das Geld ab. Wann ein solches unauflöfliches Geschöpf versührt worden, gemißbraucht und wohl gar schwanger sey, ihre Reize verloren, oder eine häßliche Krankheit davon getragen habe, so jage sie sie ohne Erbarmen fort, und lasse sie hütflos verschmachten. Jakobine zitterte am ganzen Leibe. Sie wußte nicht, ob sie dem Ebräer trauen dürfe. Gleichwohl traf alles mit des Braters Verdacht sowohl als mit dem, was sie bereits gesehen und gehört hatte, so ziemlich überein. Was war aber nun zu thun? Hier zeigte sich, daß der Jude ihr wirklich aus aufrichtigen Herzen seine Dienste in Breslau anboten, und wie unrecht sie gethan hatte, daß sie ihn auf der Post eben so wenig zurraute, als den zwey andern Gefährten. Sie fraate ihn

ihn jetzt voll Zutrauen und mit Thränen in den Augen, was sie thun solle? setzte auch hinzu, sie könne sich unmöglich entschließen, wieder hinzugehen. Der eheliche Alte, gerührt von ihren Thränen, gab sich alle Mühe sie zu beruhigen, sagte ihr aber auch, daß dies nicht rathsam sey, gar nicht wieder hin zu gehen. Denn die Gesindeordnung sey hier sehr scharf, und da die übrigen Bedienten ihrer Herrschaft sie mit ihm hätten weg gehen sehen, so würden sie sich, da er in allen Häusern bekannt sey, augenblicklich an ihn halten; sie würde ihm sonach unaussprechliche Verdrüsslichkeiten zuziehen. Indessen möchte sie nur getrost hingehn. Da sie einmal die Gefahr wisse, so könne sie sie um so eher vermeiden. Vielleicht könne sie nach und nach mit guter Manier loskommen, und sie solle sich getrost auf ihn verlassen, einen andern Dienst zu bekommen. Jakobine glaubte in eine andre Welt versetzt zu seyn, und hatte sich nicht träumen lassen, daß ein Jude so denken und handeln könne, besonders wo er augenscheinlich keinen Vortheil voraus sah. Auch war sein ganzes Betragen



gen dem Eigennuz im mindesten nicht ähnlich. Sie fühlte sich gekränkt durch sein Zureden, hat sich die Freundschaft seiner Tochter aus, und kehrte schüchtern in ihre Wohnung zurück.

Von heut an ward sie in der Wirthschaft gebraucht. Ich übergehe, um nicht weit-  
schweifig zu seyn, so manche charakteristische  
Kleinigkeiten, die insgesammt Jakobinen  
deutlich sagten, in welche Hände sie gerathen  
sey. Indessen muß ich einiges anführen.  
Es war es zum Beyspiel Sitte, daß der  
Bediente der Frau den Thee oder Koffee  
brachte, und daß sie beym Herrn dies Ge-  
schäfte verrichten mußte. Da ward ihr denn  
oft eine Note ins Gesicht gesagt, sie auf den  
Sofa hinzusetzen, oder gelüßt u. s. w. Ihre  
ernsthafte Weigerung hatte indessen bisher  
noch immer verursacht, daß es blos bey der-  
gleichen Kleinigkeiten geblieben war. Wenn  
Gesellschaft da war, so wurden die ärgerlich-  
sten Reden geführt, die indes das unschuld-  
ge Kind nicht einmal alle verstand. Die  
Frau bekam oft männlichen Zuspruch, wenn  
sie kaum aus dem Bette und noch kaum halb

anackleidet war, gleichwohl ward er ohne Anstand vorzulassen, die Thüre abgelschnapt und dergleichen. Viele Wäscherinnen oder Zudinnen kamen zum Herrn und blieben Stundenlang da. Das Auffallendste war ihr, daß es, wenn Gesellschaft da war, ein Paar davon, sich in eins von den kleinen Zimmerchen verlor, die an dem Zaskammer anabracht waren, und zu andrer Zeit immer herakaltis verschlossen wurden. Dort blieben sie est geraume Zeit. Auch segar die Köchin und Junackmoob hatte sie zu solchen Zeiten hinein gehen sehen, und fast machte sie dies neuackertig auf diese Zimmer, weil sie gewöhnlich sehr veremnat heraus kamen, ob sie sich schon sonst immer spreck und mackrisch stellten. Doch beschloß sie sich vor diesen Gemächern zu huten.

Jakobine hatte aleich einige Tage nach ihrem Hiersinn verschiednen jungen Herren ins Anae acklochen, die ihrer Herrschaft die Ackwartung machten, und sich nebenben mit ihr zu unterhalten suchten. Man that ihnen allen Verschub, aber Jakobinns Erwackteit

Zeit und wenns Noth that, Unhöflichkeit, hielt sie lange im Zaum. Daß „longe“ hier nur einige Tage heißt, wird der Menschenkenner schon von selbst verstehen. Endlich aber hatte einer von ihnen den Entschluß gefaßt, seine Absicht auf ein Art zu erreichen, es koste was es wolle. Einst ward zahlreiches Souper gegeben. Kurz vor Ankunft der Gäste lies die Frau vom Hause Jakobinen rufen, befahl ihr, in eins von den mysteriösen Zimmerchen zu gehn, wozu sie ihr auch den Schlüssel gab, und sagte, sie würde gleich nach kommen, und ihr Serviettenformen mitbringen, die sie nachbilden lernen solle. Jakobine gehorchte. Sie bebt vor dem Gemach; aber was konnte sie hier vor Gefahr laufen? Die Gäste waren noch nicht da, und die ihr aufgetragne Arbeit höchst wahrscheinlich. Sie schloß auf, gieng mit niedergeschlagenen Augen hinein — aber fast wäre sie zurück gelaufen. Sie glaubte in einen Feenpallast gezaubert zu sehn! Doch, alles, was sie so in Erstaunen setzte, war nichts weiter, als drei große Spiegel, die fast die ganzen Seitenwände nach der Hö-

he und Quere einnahmen, und ein in der Mitte hängender kleiner Kronleuchter, mit 6 Wachlichtern. Das arme Mädchen war geblendet. Sie sah mehr als hundert Lichter und sich selbst wohl zehnmal von vorn und von hinten. Sie schamte sich. Aber wenn es ihr nicht zugleich ein Bischofen gefallen hätte, so wäre sie fort gelaufen. Sie blieb und blieb gern. Hier konnte sie so gefahrlos nicht fern, dachte sie, denn die Vollust scheut ja das Licht. Sie setzte sich auf den dastehenden Sopha, und glaubte aus der Welt zu fallen. Aber es sah sich gut. Sie blieb, und blieb gern und hoffte, daß die Servietten sich hier recht gut brechen würden. Fast eine Viertelstunde blieb sie allein. Sie wurde den blendenden Glanz nach gerade gewohnt, und je mehr sie sich umsehen konnte, je reizender fand sie dies Zimmerchen. Einige kleine Statuen von röthlichem Marmor, die in den Ecken standen, gefielen ihr so wohl, daß sie sie unaufhörlich betrachtete, und sie wunderte sich bloß, daß sie nackt waren. Ein wenig erschrak sie wohl über eine Antike, einen Priap von Bronze.

Bronze, der auf dem Kamin stand. Aber sie sah ihn nicht weiter an, und blieb in ihrem Wohlbehagen. — Schändliche Menschen, daß ihr euren Verstand und eure Zeit blos dazu anwendet, um die Sinnlichkeit eurer Nebenmenschen mit Gewalt aufzureizen, und die Empfindlichkeit für körperliches Wohlbehagen auf den höchsten Grad zu bringen. — Jakobine saß vertieft in diese Annäherlichkeiten sorglos da, als statt der Frau der fremde Herr herein trat, der schon lange um ihre Gegenliebe gebuhlt hatte. Auf einmal war ihre süße Ruhe dahin. Sie schrie laut, denn ihr Herz machte sie augenblicklich mit der Gefahr bekannt, in der sie schwebte. Diesmal nahm dieser Herr eine Warte vor. Er stellte sich beleidigt über ihr Geschrey, that, als ob er die Frau vom Hause suche, die man ihm hier zu seyn bestimmt hatte, und versicherte, daß Jakobine nichts von ihm zu fürchten habe. Was wollte das Mädchen nun thun? Sie mußte bleiben. Aber der Herr, der die, seinem Vorgeben nach gesuchte Frau nicht fand, blieb doch auch. Er nahm ein verlegnes Betragen an, und bat endlich Ja.

J ;      kobinen

feinen, daß sie so gut seyn, und ihm eine  
 von seiner Matratze, so eben abgerissne  
 Spitze annehen möchte. Auf diesen Vor-  
 wand war er vorbereitet. Denn als Jak-  
 bine nach Nadel und Zwirn gehen wollte,  
 lanate er geschwind ein Souvenir heraus,  
 in dem sich beides befand. Das arme Mäd-  
 chen konnte vor heimlichem Lachen kaum ein-  
 sprechen. Die Arbeit gieng lanaweilig, und  
 kaum hatte sie den Faden abgeschnitten, als  
 sie der junge Herr schon so fest in seine Arme  
 schloß, daß sie sich nicht rühren, und nicht  
 schreiben konnte. Er trug sie auf den Sopha,  
 und erlaubte sich verschiedene Unanständigkeit-  
 en. Jakobine rana zwischen Sieg und  
 Verlust. Der achte Wellensturm traf ihre  
 empfindlichste Seite, und war stark; Sie —  
 schwach, sinnlichen Eindrücken jetzt offen, über-  
 rascht, unentschlossen, ob sie schreiben oder  
 entlaufen sollte, und doch konnte sie beides  
 nicht. Der reizende Boudoir vermehrte die  
 Gefahr auch jetzt noch. Zwar schloß sie ver-  
 schaam die Augen, aber sie konnte sie doch  
 nicht immer schließen, und noch war der So-  
 pha weich und elastisch zum Entzulen, schön  
 und

und lauft der Jüngling, schön die Eta-  
 lien, alles um sie her athmete Woh-  
 lust. Schon wich der Genius der Unschuld  
 weinend in die Ecke des Kerkers, als schnell  
 die Thüre aufging. Jakobinens eigne  
 Frau, die sie verführen wollte, mußte sie  
 retten. Sie hatte nicht gewußt, daß der  
 Herr bereits da sey, und war gekommen, dem  
 Mädchen zum Schein eine Arbeit aufzutra-  
 gen. Auch nun mußte sie das zum Schein  
 thun, und, wollte sie nicht ihre ganze Char-  
 te an ein ihr noch fremdes Mädchen verrä-  
 then, sich über des Herrn \* \* \* Gegenwart  
 und verdächtigtes Betragen zum Schein ent-  
 rüsten. Der Verräther schämte vor Wuth,  
 und entfernte sich, kam auch den ganzen  
 Abend nicht weiter zum Vorschein. Jakobi-  
 ne lief auf ihre Stube. Eine Maske von  
 scharlachrothem Sammt bedeckte ihr ganzes  
 Gesicht. Sie ließ sich dreymal rufen, ehe  
 sie von der Tafel erschien, wo man denn auch,  
 entschlossen den schönen Neuling in die Ge-  
 heimnisse einzuführen, auf den Veraang  
 Anspielungen machte, und dadurch Jakobi-  
 nens Schminke den ganzen Abend aufrecht  
 erhielt.

175      Philipp und Jakobine.

erhielt. Die Frau vom Hause betrug sich abtrünnig, als ob nichts vorgegangen sey. Alle korreketen Jakobinen mit auszeichnen-der Gout.

Die folgende Nacht war für das arme Mädchen schlaflos. Ihr Herz trat in seine alten Rechte ein. Die Täuschung war vorüber. Alles erschien ihr in einem andern, und im wahren Lichte. Sie verabscheute den phönicen Fremdling, und seine Bosheit. Sie haßte die Niederträchtigkeit ihrer Herrschaft. Sie fühlte, daß ein höherer Grad von Wollust das Lichte nicht mehr schenkt, sondern es nur, den Genuß zu erhöhen. Der Zweck des Bendeire, im ersten Entzücken darüber vor ganz fremd, lag deutlich vor ihren Augen. Endlich erschien auch Philipp. Wo war der Kame jetzt? Vielleicht im Hunger und Elend? Vielleicht durchirrte er Wüsten, um Sie zu finden? Indes sie, der Unruhe so nah, im Schwefe der Wollust sich wiegte, und in weichen Betten herumwälzte. Der Gedanke erfüllte sie mit unauflöslicher Schaam. Lange quälte sie sich mit eiauen Verwürfen. Das Resultat ihres Nachdenkens



leus war endlich, daß sie Morgen der Herrschaft den Dienst aufsagen, und wenn sie diese nicht gutwillig entließe, heimlich fortzukommen suchen und Breslau verlassen wolle. Dieser Entschluß ward auch ausgeführt. Gleich am folgenden Morgen bey der Toilette, als Madam \* \* \* sie noch mit der gestrigen Geschichte aufzog, bat sie sie um ihre Dienstentlassung. Die Dame hielt es Anstands für Ziererey. Sie scherzte blos damit, und fand es nicht erst der Mühe werth, eine ordentliche Antwort darauf zu geben. Der Tag verstrich, für Jakobinen voll qualender Ungewißheit. Am folgenden Morgen bestand sie auf ihrem Verlangen. Die Dame drohte ihr mit Zwange, weil sie sich auf ein Jahr anheischig gemacht habe. Aber Jakobine war dreust genug, ihr den Daum aufs Auge zu setzen. Sie drohte alles zu verrathen, was sie bereits wisse, und die Ehre dieses Hauses überall zu brandmarken, dahingegen sie unverbrüchliche Verschwiegenheit versprach, wenn man sie in Frieden ziehen ließe. Was wollte die Dame thun? Obnehin hatte sie mit dem Mädchen ihren Zweck nicht ganz er-

reicht. Es schien ihr zu mühsam, dies in der Entfernung von der großen Welt erzoogene Landmädchen in ihr Inneres zu ziehen. Und da die zwendentige Wahl hinzukam, ihr auch als einer Dame, die wenigstens nicht öffentlich in schlechtem Rufe stand, daran gelegen war, nicht dazwischen zu kommen, so entschloß sie sich kurz nach Jakobinen zwei Dukaten, und ließ sie mit verachtendem Stelze sogleich aus dem Hause gehen. Jakobine packte ihre wenigen Haabseligkeiten zusammen, und gieng noch in derselben Stunde fort, bedauert vom Herrn, und beschüttelt vom Gesinde. Sie suchte ihren ehelichen Israeliten auf, und fand ihn mit bereitwilligem Herzen, sie einige Tage bei sich aufzunehmen. Man beehrte ihr hier mit zunehmender Freundschaft. Freilich gieng es nicht so glänzend her, als im Hause des Herrn \* \* \*. Aber den Haushälterischen Tisch wüßte die Etsamkeit und den Voudeir ersetzte eine reinliche Schlafkammer, mit nicht so weichen aber auch weniger zur Sinnlichkeit reizenden Betten. Etwas lang, ward freylich Jakobinen die Zeit. Die Frau und Tochter des Juden

Juden arbeiteten für Geld, waren fleißig und kamen wenig aus. Sie wollten Anfangs nicht gestatten, daß Jakobine ihnen hülfte. Als aber nun dies zugelassen wurde, so hatte das Mädchen Unterhaltung genug, und die Bekanntschaft ward genauer zwischen diesen drey fleißigen Frauenzimmern. — Jakobine sprach einigemal von dem Orden der Barmherzigen Brüder, den man ihr auch sehr heraus strich; doch wollte man nicht zugeben, daß sie sich dorthin wendete, weil sie doch keinen zureichenden Grund an- geben könne, und es sich also für sie nicht recht schicken wolle. Der gute Frater ward also vergessen.

Einſt kam der Vater ſchnunzelnd nach Hauſe, und erzählte, indes er ſich den Bart ſtrich, daß er einen ſchönen Dienſt für Jakobinen in Vorſchlage habe, „hob lange „aſaelauert, ſaate er, biß ich der Wamſell „ebbes en hüſſchen Dienſt verſchaffen könnte. „Aber verſchwarzen ſoll die gnäde Fra, doß „ſie mir von ſe'n geringen Lohn ſchmießt. „Doch, der Herre wird wuhl ebbes zulegen. „Eis

„Eis halt e braver Herre. Ich hohe man  
 „den schönen Schacher mit em gemacht.  
 „Greifen zu, Mansfellen, mit beiden  
 „Händen. O' seyn a paar einzelne Leute,  
 „heben ach kain Kind. Sie können halt  
 „ihr Gluk da machen.“ Jakobine dankte  
 dem Alten herzlich. Sie erfuhr nun die Be-  
 dingungen, und daß sie sich morgen präsen-  
 tiren solle. Um o e gesetzte Stunde aienz  
 sie mit ihrem ehelichen Wirthe zum Herrn  
 \* \* \*. Sie schien beiden zu ersallen, denn  
 sie mietheten sie sealeich, und verwilligten  
 ihr einen weit bessern Gehalt, als sie An-  
 fangs geäußert hatten. Jakobine war in-  
 nist veranuat. Sie drückte dem Alten die  
 Hand beim nach Hause gehn. Nach etlis-  
 chen Tagen trat sie ihren Dienst als Ausga-  
 berin bei der erwähnten Herrschaft an. Sie  
 beschenkte die Tochter ihres uneigennütigen  
 Wirths, den eine anacotne Vergütung bald  
 beleidigt hätte, mit einem kleinen Diamant-  
 ringe. Alle Drei waren gerührt bey ihrem  
 Abschiede, und Jakobine verließ das gutmü-  
 thige Aleeblatt mit herzlichen Thränen.

Die neue Laufbahn, die Jakobine nun antrat, war für sie von großer Wichtigkeit, und hatte auf ihr künftiges Leben beträchtlichen Einfluß. Es wird die nunmehrigen Verhältnisse und Aussichten Jakobine's in ein helleres Licht setzen, wenn ich hier ein kleines Gemälde von ihrem Herrn sowohl als von ihrer Frau entwerfe. Herr \* \* \* ich weiß nicht war er Kriegs- oder Domainen- oder sonst ein Rath, befand sich in dem Alter, das man gewöhnlich die besten Jahre nennt, in den Vierzigern. Er war ein dürres Männchen, voll Welt, nicht ohne Verstand, Kenntnisse, und gutes Herz, gegen das schöne Geschlecht nur allzu gefühlvoll, übrigens reich und dem Vergnügen ergeben. Madame \* \* \* war ein herzensgutes Weib, die es mit jederman trefflich meinte, aber mehr zum Ernst als zur Freude bestimmt, gern einsam, kinderlos und misanthropisch darüber, im höchsten Grade eifersüchtig, übrigens mittler Statur, nicht schön und nicht häßlich, und mit ihrem Gemahl von gleichem Alter. Dieser letzte Umstand, verbunden mit der ihr bewohnenden Eifersucht, hatten das

Herz

Herz des Mannes, der ihr vormals innigst ergehen war, ein wenig von ihr abgewendet. Zwar schätzte er sie als Gattin unverwandelbar, und war fast immer in ihrer Gesellschaft. Aber er suchte sich oft nach andern Umaange, und suchte nach gerade das bei andern Frauenzimmer zu finden, was er bei seiner Frau nicht mehr fand, nemlich feurige Zärtlichkeit und gesellige Fröhlichkeit. Ich mag nicht entscheiden, ob er hierüber Tadel verdient oder nicht, da ich blos erzähle. Genaug, daß meine Leser nun wissen, in welchem Verhältnisse sich diese beiden Eheleute mit einander befanden, und leicht abnehmen können, daß hieraus für die neue Junaser Ausackerin mancherley Leiden herfließen mußten. Indessen waren doch die ersten Monate ihres Dienstes sehr ruhig. Die Herrschaft war mit ihr, sie mit der Herrschaft zufrieden. Man begegnete ihr mit vieler Artigkeit. Jakobinen fing es an in Breslau zu gesellen.

## II.

Nun müssen wir aber doch auch einmal sehen, wo unser armer Philipp geblieben

ist. Er hört in Halle fleißig Collegia, und ist ein starker Anhänger von dem geachteten bösen Dohrde, der sich selbst der ganzen Welt zum Abscheu, in einem Pferdehufe hat abkonterfeien lassen. Zwar hatte ihm sein christgläubiger Herr Vater Schulmeister gar eifrig vor allen jezt im Schwange sehenden Neuerungen gewarnt, und hätte er gewußt, daß Dohrde in Halle lehrte, nimmermehr hätte er ihn dorthin ziehen lassen. Aber dieser Defensor fidei war damals erst in Halle einzutreffen. Wie bekannt, fand er dort großen Verfall. Ein Student lief dem andern zu Gefallen in seine Verlesungen. Je mehr ihn seine Kollegen verfolaten, desto mehr bekam er Zulauf. Das geht in der Welt gewöhnlich so. Ein großer Mann, der nicht verfolgt wird, bleibt im alltäglichen Gange, und wird nicht sonderlich bemerkt. Sobald der Meid seinen guten Namen oder seine Verdienste anzutasten sucht, so werden alle Augen auf ihn gerichtet. Man prüft — und findet oft das Gegentheil. Hätten Dohrdes Antipoden, die es zum Theil nur aus Politik waren, nicht so unbarmherzig auf

144      Philipp und Jakobine.

auf ihn hinein gepeitscht, er wäre nicht so schnell in Ruf und Beyfall gekommen. — Unser Philipp war also auch unter denen, die seine Verdienste zu schätzen wußten. Und weil die Natur ihn mit richtigem Gefühl beschenkt hatte, so schätzte er seine Vorträge, ohne seinen Handlungen zu folgen, ehrte seinen Verstand, ohne den moralischen Werth seines Herzens, und seines Charakters zu prüfen. Auch war der gute Jüngling überhaupt sehr fleißig, fand an seiner Theologie wahren Geschmack, sündigte sie mit Eifer, und — hätte bey einem Haare Jakobinen darüber vergessen.

Ich sehe mich genöthigt, in der Geschichte unsrer Helden einen Sprung von beynabe zwey Jahren vorwärts zu thun, weil während derselben wenig Merkwürdiges vorfiel. Beide hatten in diesem Zeitraum sich weit von einander entfernt, und daran war ein unglücklicher Zufall schuld. Jakobine hatte nemlich, so bald sie in Breslau angelanget war, an Philipp nach Halle geschrieben, weil sie vermuthete, daß er dorthin kommen  
wüßte



würde. Man erinnere sich hier zurück an seinen Arrest und an seine lange Reise, so daß er also erst einige Monate nach der unglücklichen Entführungsnacht in Langenwaldbau, in Halle ankam. Während dieser Zeit hatte Jakobine noch einmal geschrieben. Sorgsam hatte sie beyde Briefe frankirt, und das war in diesem Falle ihrem Zwecke grade nachtheilig. Man weiß, wie schwer es auf frequenten Akademien überhaupt hält, junge Leute zu finden, wenn auf den Briefen keine Adresse angegeben ist. Nun war vollends Zeidelbär gar nicht zugegen, war noch nicht hier gewesen, sein Name noch nicht bekannt, die Briefe obendrein frankirt, und so blieben sie denn natürlich in einem Winkel der Expedition liegen, dem Staub und Schmutz Preis gegeben. In der Folge, als Philipp wirklich da war, dachte man nicht mehr an die Briefe; und wie ist es auch zu verlangen, daß Postsekretärs ein paar einzelne Briefe bey so unzähligen andern Geschäften monatelang im Kopfe führen sollen? Unterdeß fügte sich am Ende des zweyten Jahres, seit Philipp hier war, daß zufällig die bey-

## 146      Philipp und Jakobine.

den Briefe dem Briefträger des Viertels, wo Philipp wohnte, in die Hände fielen. Sie wurden ihm gebracht. Er brumte gewaltig, als er ihr Alter inne ward. Aber was halfs? die Schuld konnte durchaus niemanden bemessen werden.

Die Seele des Jünglings gerieth in eine Art von Aufrühr, als er die Briefe gelesen hatte. Ein Etwas, das wir Gewissen zu nennen pflegen, sagte ihm, er hätte Jakobinen nicht so bald vergessen oder ihr wenigstens, doch nicht untreu werden sollen. Denn er hatte, unter uns gesagt, jezuweilen vertrauten Umlaang mit einigen hiesigen Schönen gepflogen. Einmaermaafen war ihm das wohl zu verzeihen, wosern er anders in den Grenzen der Tugend und Sittlichkeit geblieben ist; denn einmal hörte er nie etwas von Jakobinen, und dann gehörte sie auch für ihn unter die verbotnen Früchte. Aber man weiß schon, wie es mit jungen Leuten auf Akademien herzu gehen pflegt, und ich mag es nicht wagen, seine Unschuld in Schutz zu nehmen. Uebrigens hätte er auch weaen  
seiner

seiner gebrochenen Treue nicht erst so gar schwärzig seyn dürfen. Denn auch Jakobine war im Taumel der großen Welt ein wenig fortgerissen worden, und hatte wenigstens den jungen Zeidelbär so ziemlich vergessen, wie wir bald ausführlich vernehmen werden. Zwar versichert mich eine ihrer Freundinnen, die in Breslau oft mit ihr umging, daß sie nie ausschweifend gelebt hätte, und sie wollte tausend gegen eins wetten, Jakobine habe ihre Unschuld gegen männiglich tapfer behauptet. Auch kann ich dies gern glauben, da Jakobinens Herz von Natur gut und für die Tugend voll Ehrfurcht war, auch es übrigens zu meinem Plane nicht weiter gehört, die Grade ihrer Schuld oder Unschuld aus dieser für die gegenseitigen Verhältnisse meines Paares gänzlich verlorenen Epoche zu untersuchen.

So viel aber dient zu wissen, daß die alte Liebe nach Lesung der erwähnten Briefe in Philipps Busen wieder erwachte. Er setzte sich sogleich hin, und schrieb an Jakobinen, meldete ihr, wie es mit den Briefen zugegan-

gen, versprach, innerhalb 4 Wochen nach Breslau zu kommen, und adressirte sein Schreiben, Jakobinens in ihrem zweyten Briefe gegebenen Anweisung zufolge, an den edlichen Juden, von dem ihn auch das Mädchen richtig erhielt, und zwar noch unter der Adresse: Therese Rosenblatt, die indessen nun schon lange nicht mehr nöthig gewesen wäre, denn Jakobine hatte schon beym Antritt ihres zweyten Dienstes ihren rechten Namen wieder angenommen. Sodann schrieb er an seinen Vater, bat um Erlaubniß zu einer Reise nach Wittenberg und Berlin, und zugleich um etwas Geld dazu. Der Alte entzückt über die schönen Attestate, die Philipp von Zeit zu Zeit von seinen Professoren eingesendet hatte, vermochte ihm nicht abzuwischen. Erlaubniß und 6 Dukaten kamen, wiewohl mit großem Gepinsel von Unvermögen, nach 14 Tagen an. Philipp machte sogleich Anstalt zur Reise, und kam nach einer 6 tägigen Reise über Leipzig, Oßboz, Griesenhorn, Kamenz, Görlitz, Dunsau, Paganz und Neumark mit der Post nach Breslau.

Jako.

Jakobine war durch Philipps Brief nicht sowohl in Freude, als vielmehr in große Verlegenheit gesetzt worden. Doch hatte sie nicht das Herz, ihm seine Herteise zu widerrathen. Auch ihr sagte das liebe Gewissen ein Wörtchen. Ueberdies stand sie mit ihrem Herrn in einem so wunderlichen Verhältnisse, daß sie selbst nicht wußte, ob sie Philipps Antunst jetzt erwünscht oder nicht finden sollte. Dieser für Weiberliebe allzuempfindliche Mann hatte auf Jakobinen gleich anfanglich ein Auge geworfen. Er ließ einige Monate verstreichen, eh er sich blos gab. Seiner eifersüchtigen Frau war es indessen doch nicht entgangen, daß er das Mädchen gern leiden mochte, obschon diese noch nicht das Mindeste davon gemerkt hatte. Sie grämte sich darüber, ward mürrisch, und entfernte den Mann dadurch natürlich immer mehr von sich. Er ward mit jedem Tage gefühlvoller für Jakobinen. Er fing an, es ihr merken zu lassen, unterhielt sich länger mit ihr als zuvor, knipp sie in die Wangen, sagte ihr Artigkeiten, und was dergleichen Pösschen mehr sind, wenn man

entweder wirklich verliebt ist, oder doch auf Erbehrungen ausseht. Jakobine benahm sich dabei zweydeutig. Sie gab nichts und nahm nichts. Ihr Betragen war aber auch nicht so, daß es den Herrn zurückschreckte. Das gieng jedoch alles nicht schnell hinter einander, denn der Herr Rath war ein gelehrter Mann, der seine gute Sache durch Ueberzeigung nicht gern verlieren wollte. Evidenter kommt man freylich durch einen festen Plan zum Zweck. Nur daß bey solcher Langsamkeit und Ueberlegung die meisten Mädchen, ehe man sich versteht, in einem andern Garne gefangen sind. Ueberzeugt hat der Herr Rath doch daran große Mühe, daß er seiner Frau mittheilen wurde, ob sie schon seine ungetheilte Liebe nicht ganz zu verdienen schien. Seelengröße, die nicht Gleiches mit Gleichem vergilt, adelt den Mann, und man glaube ja nicht, daß ich ihm seine Theilheit vor gut spreche, wenn ich ihn gleich, aus angebohrner Menschenliebe, und aus genauer Bekanntschaft mit der Gewalt der Leidenschaften über die armen Erdbewohner, einigermaßen entschuldigen muß.

muß. Ich erzähle blos, und folge dem Gange der Geschichte als Biograph, nicht als Richter.

Die Frau Ráthin grámte sich mit jedem Tage mehr. Sie ward bleich, bager, alt. Grau ward ihr Haar fur Verdruß. Ihren Wangen war das Lächeln fremd geworden. Sonder Erquickung war ihr Schlaf, bitter die Delikatessen ihrer Tafel, öde fur sie die schöne Natur. Sie sah Jakobinen mit Verdruß, und hatte doch nicht das Herz, ihr den Dienst aufzusagen, theils weil sie der fleißigen, reinlichen, überall zuvorkommenden Wirthschafterin nichts vorzuwerfen hatte, theils weil sie fürchtete, ihr Mann möchte sich dieser Verabschiedung nicht erzeigen, und dadurch ihren Verdruß unendlich erhöhen. Alles andre Böse, das einz, Pandore, aus Deiner Dúchse kam, ist zusammen genommen nichts gegen die tödliche Leidenschaft Eifersucht. O wie schrecklich zerrüttet sie die vortheilhafteste Seele, und wie tief erniedrigt sie das edelste, sanfteste Herz! Nicht genug, daß Menschen, besonders Weiber, die diesem Gefühl vom Ewigal Preiß

gegeben sind, ungerecht gegen alle andre ihres Geschlechts sind, nicht genug, daß sie in jeder freundlichen Miene schädliche Belust, in jedem feurigen Blick Geschlechts Lust, in jeder Theilnahme an Vergnügen Verlesung der ehelichen Treue, und in jedem oft schuldlosen Schritte unlenkbaren Ehebruch sahen. Sie vergaßen auch die reinste Unschuld durch ihren unaufhörlichen Verdacht. Das Mißtrauen ward ihr zu Gewohnheit. Sie plagten ihre Matten oder Gattinnen mit ihrem Verdacht gleich den Jurien, werden mit ihrer Felle, die jenen wohl eher in einen Kerkersicht einsperren möchte, ihnen zur Last. Sich selbst und ihnen rauben sie schlechterdings alle irdische Freuden, und werden endlich sogar ganz feindlich gegen die Freude und sie zu genießen unfähig. Ein trauriges Beispiel hiervon gab Jakobinens Gebieterin. Sie verfolgte ihren Mann mit Eifersucht, als er ihr noch völlig treu war. Sie selbst machte ihn untreu, indem sie ihm ein Vergehen vorwarf, an das er noch nicht gedacht hatte, und das durch ihre Beschuldigungen erst in seinem Herzen einen Platz gewann. Er verließ



ließ die Frau, die ihn keines freundlichen Blicks mehr würdigte, nicht ganz; aber er liebte sie nicht mehr. Sie selbst hatte ihn von sich entfernt. Ein Schritt folgte auf den andern. Er ward wirklich untreu. Sie merkte es, und ihr Betragen ward bitterer, mürrischer. Er entfernte sich noch mehr, und ihr Unwille wuchs in eben dem Grade. Jakobine und ihr Mann waren beyde ihr tägliches Aergerniß, und doch liebte sie beyde, ward von beyden geschätzt, und wäre auch sicher von Beyden geliebt worden, hätte sie mit weiblicher Sanftheit den Mann zu seinen Pflichten zurückgeführt. Wahrscheinlich hätte denn auch Jakobine, gerührt von ihrer Seelengröße, ihrem Herrn weniger Gehör gegeben.

12.

So standen die Sachen, als Philipp nach Breslau kam. Sein erster Gang war zu dem Juden, der ihn wohl aufnahm, und Jakobinen sogleich Nachricht davon gab. Aber anstatt daß Jakobine noch vor einem Jahre hieüber in Entzücken gerathen wäre,

kam sie jetzt in Verlegenheit, und ließ Philipp einen ganzen Tag auf sich warten. Sie fand es bedenklich, ihn in ihre Wohnung kommen zu lassen. Sie versprach demnach zu ihm zu kommen, so bald es ihre wirthschaftlichen Pflichten erlaubten. Dem jungen Herrn ward die Zeit nicht wenig lang, und ein Stüt für ihn, daß er den Umgang mit Linden schon von Halle her gewohnt war. Endlich erschien die Herzogstönigin, die ihn zu Liebe aus dem Fenster ihres väterlichen Hauses in der Mitternacht herabstieg, und der zu Liebe er vier Wochen im Thrum schmachtete. Naht und albern war ihr angenehmer Empfang. Jakobine entschuldigte sich, daß sie nicht noch gestern Abend gekommen, weil es ihr Dienst unmöglich erlaubt hatte. Philipp bat um Verzeihung, daß er sie in Verlegenheit setzte. Sie sahen einander nicht anders als mit stüchtigem Mut an. Das Thermometer blieb bis zum Ausmünderachen, das nach einer Stunde erfolgte, unterm Freispunkte stehen. Es ward festgesetzt, sich morgen hier wieder zu sehen.

Als Jakobine fort war, begann in Philipps Herzen ein stummer Menellog, den ich seiner natürlichen Trosttheit wegen meinen Lesern nicht aufrischen möchte, wenn er auch hörbar gewesen wäre. Das Resultat davon war Murren und Verdruss über die Metamorphose, Gemeinplätze über die Veränderlichkeit der Mädchen, Reue, hieher gereist zu seyn, und sich um Ruhe und Glück gebracht zu haben. Er konnte es nicht über sich gewinnen, seinen Verdruss ganz zu verbergen. Er klagte über Jakobinens Kälte gegen seinen Wirth, der indessen für seine Klagen wenig Gefühl hatte, weil er alt war. Theilnehmender war seine Tochter, die ohnehin schon seit einiger Zeit große Veränderung an Jakobinen bemerkt hatte. Sie fand sie stolz und eitel. Eigenschaften, die Jakobine vormals nie besaß, und die ehnstzeitig nur von der Vertraulichkeit mit ihrem Herrn herührten.

Am folgenden Tage kam Jakobine wieder. Der Thermometer war ein wenig gestiegen. Vielleicht hatte die Herzogin vergangene Nacht nicht geschlafen und an

156 Philipp und Jakobine.

die vermaligen Zeiten sich erinnert. Aber was halfs dem guten Philipp? Sie konnte nicht lange hier bleiben, weil zu Hause Gesellschaft erwartet wurde. Einmal hatte sie den festen Entschluß gefaßt, den jungen Mann nicht zu sich kommen und ihrer Herrschaft nicht bekannt werden zu lassen, denn sie befürchtete, wohl nicht mit Unrecht, daraus allerley Unheil. Also hatte Philipp wenig Aussicht, den alten Faden der Vertraulichkeit mit ihr wieder anzuspinnen. Uebrigens war seine Herreise auch noch in einer andern Rücksicht mit Nachwehen verbunden. Er hatte, wie man im Sprichworte sagt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Ohne darauf Rücksicht zu nehmen, daß er Jakobinen immer mit Gewißheit in Dresden vermuthete, weil sie vor zwey Jahren von dort aus geschrieben hatte, welches ihm doch leicht hätte fehl gehen können, so hatte er sich auch so schlecht mit Gelde versehen, daß die vom Vater gesandten sechs Dukat, und das etwa eben so viel betragende Darlehn eines Freundes nun nach vollbrachter Reise von mehr als vierzig Meilen ziemlich

auf

auf die Reize gieng. Von seinem Wirthe konnte er nicht viel hoffen; denn da dieser sah, daß Jakobine wenig aus dem fremden Herrn, der ihr Liebhaber zu seyn versprochen hatte, machte, so ward er ziemlich kaltfinnig gegen ihn, und würde ihm wahrscheinlich die Fortdauer des Quartiers aufgekündigt haben, hätte nicht die Tochter dem liebenswürdigen Fremdling die Stange gehalten.

Es vergingen einige Tage, und Jakobine ließ sich nicht sehen. Endlich kam sie an einem Morgen, und erzählte hastig, daß ihre Frau gestorben sey. Sie hätte nur zwey Tage krank gelegen, und da habe sie nicht von ihr gedurst, indem sie zuletzt noch sehr liebevoll gegen sie gewesen sey, und ihr allen angethanen Verdruß abgedeten habe. Es herrschte eine gewisse Fröhlichkeit auf Jakobinens Gesicht, die Philipp unertlarbar war. Er nahm sich die Freiheit, das Mädchen deswegen zu fragen. Sie ward roth, sie wollte sich entschuldigen, und verrieth dadurch nur noch mehr, daß dahinter irgend ein Geheimniß stecke. Auch ward sie von  
dem

dem Augenblick an unruhig, und entfernte sich schnell, unterm Verwande häufiger Geselschaft, und ohne das Versprechen wieder zu kommen. — Philipp war äußerst betrübt. Er sagte man den festen Entschluß, worüber er schon einige Tage gebrütet hatte, Jakobinen ganz zu verlassen, und sich weiter nicht um sie zu bekümmern. Noch fester ward dieser Voratz, als die etwas geschwätzige Juden ihm das Geheimniß entziffelte, und ihm ihren Verdacht mittheilte, vermöge welchen es ihr schien, als ob Jakobine mit ihrem Herrn im Einverständniß sey, und beim Tode seiner Gemahlin wohl gar Frau Nathin zu werden hoffen möchte. Das ließ sich hören. Die Walle trat Philipp in den Wagen. Er beschloß rasch Breslau so gleich zu verlassen, und ohne Abschied von dem treulosen Mädchen abzureisen. Ihr zeitweiliges Betragen rechtfertigte seinen schnellen Entschluß. Da Jakobine am folgenden Tage sich wieder nicht einfand, so nahm er noch denselben Nachmittag von seinem Wirth Abschied, der ihn in Frieden von dannen ziehen ließ. Er schüttelte den Staub von

von seinen Füßen, und verließ Breslau, das er in den paar Tagen kaum dem äußern Ansehen nach kennen gelernt hatte, mit Unmuth und leerem Beutel.

Es darf demnach wohl nicht erst erwähnt werden, daß er die Reise zu Fuße antret. Ein Dukaten und eine Rolle preussische Eechser waren sein ganzes Vermögen. Für einen Handwerksburschen ist das viel Geld, denn der bekommt hier und in den Städten neuen Zuwachs. Aber wir Gelehrten haben unter uns keine solche Gebräuche eingeührt, ob sie gleich sehr heilsam sind. Freylich würden sie auch manchen Taugenichts und Wusfiggänger mehr machen. Aber sie würden auch gewiß manchen esnen Kopf aufheben, Länder und Völker kennen zu lernen, und seinen Nebenmenschen durch nützliche Bemerkungen zu bereichern. Philipp legte diesen Tag noch zwey Meilen zurück. Wenn man etwas im Kopfe hat, da läuft man in tiefen Gedanken fort, und sieht in kurzer Zeit große Strecken hinterm Rücken. Er nahm sich vor, in dem nächsten Dorfe zu übernachten,

als

als es anfieng dunkel zu werden. Im Wirthshause wollte man ihn Anfangs nicht beherbergen, vermuthlich weil er zu Fuße kam. Dieser Umstand, nemlich, daß die Gastwirthe den zu Fuße Reisenden entweder nicht recht trauen, oder nicht für voll ansehn, ist das Unangenehmste bey dieser Art zu reisen. Wäre dies nicht, so würde ich sie allen andern vorziehen. Denn wer gesund und bey Kräften ist, der wird sicher an Freyheit in der Beobachtung unendlich gewinnen, wenn er zu Fuße reiset. Der Wirth legte unserm Reisenden verschiedne Fragen vor, die diesen verdrossen. Eben war er im Begriff weiter zu geben, als eine bekannte Stimme aus dem Fenster schrie: je Zeitelbär, wo kommst denn du hieher? Zualeich kam ein bekannter Hallenser herausgelaufen, und umarmte unsern Philipp. Der Wirth ward nun soaleich höslich, bat den Fremden hereinzukommen, und Philipp besann sich nun, daß der Freund ein Eohn eines Geistlichen aus hiesiger Gegend sey, der ohnlängst von der Akademie abgegangen war. Der Zufall war Philipp



erwünscht. Der junge Kandidat nahm ihn mit sich zu seinem Vater, etwa noch eine Stunde von dem Dorfe, wo sie jetzt waren. Hier blieb er zwey Nächte und einen Tag. Er genoß tausend Höflichkeiten, und, was das beste war, die Tochter vom Hause war ein artiges flinkes Mädchen, zur Freude geschaffen, gefellig, und mochte die Männer gern leiden, ohne sich ihnen aufzudringen.

17.

Die Sonne vergoldete die Grenze des Himmels majestätisch, als Philipp, von seinem akademischen Freunde und dessen lebenswürdigen Schwester begleitet, den wohlthätigen Aufenthalt verließ. Ueberall fand er fleißige Leute im Felde; auf den Teichen zappelten Heerden von Enten mit großem Getöse, und der Tauber girte im halben Zirkel um seine Gattin her. Muntre Heerden brüllten auf der Weide, unterbrechen vom Gemecker der Ziegen und dem einsaltigen Flöten der Schaaf. Bunte Blumen schufen den schönsten Teppich der Natur auf fetten Wiesen, glänzend vom Thau und lieb-

lich durch ihren Aushauch. Fernher wälzte sich ein schäumendes Wasserchen zwischen Erben und Weiden durch kumpfigte Felder. Nichts fehlte, als ein majestätisches Gebäude, um die Landschaft malterisch und erquickend zu machen. Aber mehr noch als dies fehlte seinem Bauder zum Obelisk für diese Ehrenbeuten ihre Ruhe. Nur unterbrechen hatte der tragliche Aufenthalt bey seinem Freunde seinen Kummer, nicht verschacht. Er lehnte mit ganzer Gewalt zurück. Der reizende Friede der Natur stimmte ihn nur noch mehr zur Trauer, und machte sein Herz weidmuthig, das zuvor beim Jorne sich befeuert befand. Erregt und vertieft in seine Entwürfe ward er es erst um zwei Uhr Nachmittags inne, daß es Essenzzeit sey. Er fragte im nächsten Dorfe darum an, ward ländlich bedient, und erfuhr hier, daß er heute bereits vier Meilen zurückgelegt habe. Er pöhlte wirklich Ermüdung. Man bezeugte sich im Wirthshause sorgfältig, und bot ihm gutes Nachtquartier an. Er entschloß sich, hier zu bleiben, denn Haus und Geräthe waren reinlich. Der Nachmittag verjrich lang.

langweilig. Philipp besah die Gegend, die nachgerade schöner zu werden anfing, je mehr er sich den zur linken Hand liegenden schlesischen Gebirgen näherte. Wegen Abend begann es in der Schenke lebhaft zu werden. Es war Bierabend, den ein Brautpaar anrichtete. Die jungen Kerls im Dorfe versammelten sich in großen Haufen. Die Mädchen kamen in Reihen, gleich Enten ihnen nachgezogen. Es ward viel getanzet, und der Abend ließ sich lustig an.

Unter den gegenwärtigen Personen befanden sich ein paar Herren, die halb militärisch gekleidet waren. Philipp wurde sie für Studenten gehalten haben, wenn in der Nähe eine Universität gewesen wäre. Sie saßen für sich an einem Tische, und niemand wollte sich ihnen nähern, ob sie schon sehr artig sich betrugten, und thaten, als ob sie hier zu Hause wären. Philipp merkte hierauf, daß es wohl Werber seyn möchten. Ein Gedanke von Furcht stieg in seinem Herzen auf. Er dachte schon darauf hier nicht zu übernachten. Doch, da der Wirth ein offe-

ner Mann zu seyn schien, so beschloß er, diesen vorher um die beyden Herren zu befragen. Der Wirth versicherte ihm, daß es keine Weiber wären. Es wären verabschiedete Officiere, deren Eltern in der Nachbarschaft Oäter hätten, und die ein wenig loder lebten. Philipp ließ nun alle Furcht fahren. Er gesellte sich zu den fremden Herren, weil er sich natürlich bey ihnen mehr Unterhaltung versprach, als bey den Bauern. Die Fremden betrugten sich anfangs frostig. Es schien darauf angelegt zu seyn, daß der Student ihnen die Hand bieten sollte. Nur nach und nach näherten sie sich ihm. Sie gewannen dadurch in der That sein Zutrauen, und er bedachte sich nicht, einige Bouteillen Ungerwein mit ihnen auszuleeren, den er ohnehin sehr liebte. Kaum merkten dies die saubern Herren — denn sie waren wirklich Werber, die mit dem Wirth unter einer Decke stellten — als sie mehr Wein geben ließen, und dem jungen Herrn tapfer zu- tranken. Denen, die es vielleicht unwahrscheinlich finden möchten, daß man in einer Dorfchenke Ungerwein gefunden habe, dient zur

zur Nachricht, daß in Schlessen hier und da, auch auf dem Lande, ein leichter nicht alter Ungerwein in den Krebschmern geschenkt wird. Indessen gelang die Absicht in so weit nicht ganz, da Philipp eine tüchtige Portion vertragen konnte. Zwar fühlte er die Wirkung des geistlichen Getränks. Aber er war nicht so betäubt davon, daß er das absichtliche Bestreben der beyden Herren, ihn sinnlos zu machen, nicht zu merken angefangen und eben daraus ihren wahren Charakter erkannt hätte. Er ließ sich nichts merken, ging hinaus und suchte durch die Hinterthür zu entkommen. Aber der Wirth folgte ihm auf dem Fuße, und wies ihm eben ein Apartment an, weil er Abends die Hinterthür niemals aufmache. Philipp ward verdrüsslich. Er fragte nach seiner Zeche, und wollte aufbrechen. Der Wirth sagte, er müßte wohl seinen Verstand verlassen haben, weil er jetzt fort wolle, da die Nacht vor der Thüre sey, und er bis zum nächsten Dorfe eine große Strecke habe. Philipp bestand auf seinem Verlasse. Jetzt warfen die fremden Herren ihre Mäste ab.

166      **Philipp und Jakobine.**

Einer setzte ihm seinen Hut auf, und der andere zeigte ihm ein Dutzeltchen mit preussischen Drittelskaten, das er ihm Handgeld geben wolle, wenn er sich entschlösse, Soldat zu werden. Philipp wollte sich lehrwinden. Unversch! Man band ihm Hahde und Fule, ach vor er is betrunken, und entlaes zu sein Leben für Erze. Er ward in eine kuffte Kammer gewiesen, und seinem Oram überlassen. In einer Weile sah man wieder nach ihm, und als er sich noch immer weigerte, so zeigten sich die zuvor so freundlichen Herrn als wahre Dackeren. Sie gaben ihm nicht nur die ganze Nacht keinen Trupfen Wasser, welches für ihn auf das viele Beunruhigen etwas Grausames war, sondern sie ließen ihn auch in der Kammer liegen, wo Mäuse, Katzen, Wanzen und Aube sah um die Wette becußten, ihn zu quälen.

So brachte der arme geplagte Jüngling seine Nacht hin, indes Jakobine vielleicht Liebserklärungen von ihrem Herrn annahm, oder wenigstens glänzende Aussichten von Rang und Vermögen träumte. Tausendmal

mal bereute er seine Leichtgläubigkeit. Ber-  
 zweiflung verleitete ihn zu dem Entschlusse,  
 Kriegsdienste anzunehmen, wozu Jobi-  
 nens Untreue wohl nicht wenig beitragen  
 mochte. Als der Morgen dämmerte, schlug  
 Philipp mit Faust an die Thüre, nach-  
 dem er die Nacht über schon etwas leiser aber  
 ungehört gepocht hatte. Der Wirth erschien,  
 und fragte was er wolle?

Philipp. Soldat werden, daß dir Schur-  
 ken dereinst desto besser den Lohn für deine  
 Niederträchtigkeit geben zu können. Der  
 Wirth brausie auf. Er riß die Thüre auf,  
 und wollte mit einem dahangenden Binde-  
 seil auf den armen Rekruten losprügeln, als  
 der eine von den saubern Herrn, ein Unter-  
 offizier, eben herbey kam, und ihn in den  
 Arm fiel. Er überhäufte Philippen mit  
 Liebkosungen, fragte ob er seinen Rausch  
 ausgeschlafen, und ob er auch sein gegebenes  
 Wort noch halten, und Soldat werden wol-  
 le? Versprochen hatte nun wohl Philipp  
 noch nichts. Doch trante er sich selbst nicht  
 recht, weil er gleichwohl eine Art von Rausch  
 gehabt hatte. Erwähnte sogar, gegebenes

## 168 Philipp und Jakobine.

Wort und Widerruf desselben habe ihm vielleicht die traurige Nacht zugezogen; daher legte er sich aufs Bitten, und versicherte, daß er nicht Soldat werden könne. So gleich nahm man die vorige Härte wieder an, und der Wirth erhielt Erlaubniß, sich wegen des Schwur zu rächen. Philipp sagte nun ausendentlich wieder, er wolle Soldat werden. Nun hatte der Werber was er haben wollte: denn daß er dies gegen den Matuschon gekauft, wußte der Unteroffizier noch nicht. Er ließ sogleich, und helte den Offizier, der gute und böse Engel zum Zeugen war, daß Philipp schon gestern Abend Soldat geworden sey, und seinen Hut getragen habe: das ganze Dorf könne es bezeugen. Er besorgte ihm sehr liebevoll, und gab ihm sechs Dukaten Handgeld. Stumm wie ein Lamm ließ sich Philipp von nun an alles gefallen. Seine Fantasie beschäftigte sich nun mehr als jemals mit Jakobinens Unterne, die ihm dies Elend zugezogen hatte. Voll Verzweiflung achtete er kaum auf das, was um ihn her vorgieng.



## Philipp und Jakobine. 169

Die Werber machten sogleich Anstalt, ihn zu transportiren. Sie ließen drei Pferde vorführen, und ritten, den armen Philipp in der Mitte, von daanen. Unmöglich wars, ihnen zu entweichen, denn die Werber hatten leichte Reitsperde, Philipp aber einen alten, schweren und stolpernden Altklepper, der ihm alle Eingeweide hinaus zuschütteln drohte. Nach einem Wege von etlichen Meilen ward vor einem Wirthshause gehalten, und abgestiegen. Als sie in die Schenkstube kamen, fand Philipp andre Rekruten, und etliche Werber dabei, die zu jenen gehörten, und mit dem Transport voraus gereist waren. Seine Freyheitsdicke sprachen leicht mit den hier haufenden Werbern, und entfernten sich schnell. Philipp bekam sie nicht wieder zu sehen. Er mußte hier von seinem angsamem Gaudacte zehren. Die Nacht bekam er nicht seinen neuen Kameraden eine Streu in der Schenkstube, und die zwey Werber legten sich mit darauf, an jedem Ende der Streu einer, beide mit bloßem Legen und geladenem Pistol, welches den Rekruten, die alle außerhalb Schlei-

P 3

sien

ken gewaltsam angeworben waren, zu ver-  
suchen gezeihen wurde. Ermüdet schliefen sie  
le fest ein. Die große Vorsicht war diesmal  
unnüthig. Als der Morgen grante, wun-  
den sie gewelt, und ohne Lymen vorher ein  
Fruhstuck zu verasernen, alle sechs, denn so  
viel waren ihrer, auf einen Korbwagen ge-  
set, indes die beiden Werber mit bloßem  
Doan neben ihnen herritten. Der Zug  
gieng flüchtig, denn sie hatten beständig vier  
Pferde vorgespannt. Keiner wußte, wo die  
Reise zugienz. Keiner wagte es auch den  
andern zu fragen, denn ihre Aufseher hatten  
sie alle in große Furcht gesezt. Die Ketten  
waren Weibchen aus allen Etänden.  
Geldlose, Handwerker, Kaufmannsdienet  
und Windische Bauernutöpel. Einer reich  
nach Tabak, indes ein anderer Lavendelwa-  
fer um sich her duftete, ein dritter durch  
Zahnaermis seinen Etand ankündigte,  
und ein vierter sich nach Bauernutöpel eine  
Schmupfsmid schmeuzte. In den Wirtsh-  
häusern waren ihre Bedürfnisse sehr verschie-  
den. Die Wenden kamen natürlich hier  
am besten weg, denn ihre Bedürfnisse waren

kleinzählig. Allen wurde die Zeit jämmerlich lang. Wäre das entzückende Joujou de Mandie schon erfunden gewesen, dieſer König aller Spiele hätte ihre ſchlumme Laue ungemein verlaſſen können. Was Prinzen von Geblüte zur Zeit einer ſchimpflichen Flucht beſüſtigt, in Exaltation verſetzt, das wird doch armen Neut. u. wenigſtens angenehmen Zeitverreib gewähren.

Nach einigen Tagereifen kam es unſerm Philipp vor, als ob er ſich auf einem bekannten Boden befände. Sie fuhren noch ein paar Stunden, und er unterſchied deutlich die Langenwaldauer Thurmſpize. Sie kamen näher und näher, und es entwickelte ſich ein Gegenſtand nach dem andern. Auch das Pfarrbuckchen und die Wiedenmuth erſchien. Jetzt erwachten unbeſchreibliche Regungen in des Jünglings Bruſt. Man getrennt, edr niemals, dachte er. Als man nahe beim Pfarrhofe war, ſchüzte Philipp Nothdurft vor, und bat, ſich eines hier innerhalb des Hofes, jedoch gleich beim Theweg ſtehenden Abtreiters bedienen zu dürfen. Das ward ihm

ihm ohne Umstände zuerkanden. Er ging hinein, und ein Werber poirte sich an das Thor. Ohne Bedenken kroch der Gefangene nun durch die Weille, denn hinterwärts waren unten die Bretter los, und der Abtritt stieß hart an die Scheune. Von hier kroch er durch einen schmalen Lustzug in die Scheune, und aus der Scheune in den Stall. Eden wurde hier gemolken. Die Mägde schrien, und riefen die Frau Maagsterin herbei. Sie kam. Philipp wäre ihr genug zu Fußsen gefallen, wenn er nicht so schmutzig gewesen wäre. Er bat sie mit Thränen, ihn zu verberaen, indem er preussischen Werbern entfermaen wäre. Seine Kofarde beiläufigte dies Verachen. Ohne auf die alten Feindschaften Rücksicht zu nehmen, hieß sie ihn in einem anordbrachten Vercklage ins Henkriechen. Er kroch, und die Pfarrfrau warf die Thure zu, und befahl den Mägden, zuzusehensumstehen.

Witterweise fluchte der außen haltende Werber von allen Teufeln, daß der Dickrut nimmermehr fertig würde. Verwundert, keine einzige Antwort zu bekommen, stieg er ab.

ab, rüßte an der Thüre, vernahm noch keinen Laut, gukte durch die Spalte, und fand das Nest leer. Ohne Verzug lief er in das Pfarrhaus, und fing einen gewaltigen Lärm an. Er drohte mit Feuer und Schwert den Rekruten herauszugeben, oder wenigstens die strengste Untersuchung nicht zu verweigern. Magensast verstand keinen Spaß. Er sagte dem Werber mit ziemlicher Stimme die Wahrheit, doch verweierte er die Nachsichung nicht. Man fing im Hause an; der Werber verlangte Beystand. Aber die Pfarrfrau sagte schnippisch, sie brauche ihre Leute selbst. Der andre Werber mußte bey den übrigen Rekruten bleiben, und so war dieser gezwungen, allein zu suchen, außer daß man immer seitwärts ein wachsamcs Auge auf ihn hatte. Mittlerweile hatte auch die Frau Magisterin dem Herrn gesagt, daß der Entprungne Philipp sey. Er entrißte sich, und wollte den Schurken (sein kernigster Ausdruck) ausliefern. Zum Glück hatte Philipp, als er die Frau um Schutz bat, zugleich in der Angst mit einfließen lassen, er bringe gute Nachrichten von ihrer Tochter.

Dies

Dies erweichte das Herz des Alten. Er beschloß, dem Austritt sogleich ein Ende zu machen, erhob seine Stimme und donnerte den Werber mit solchen Grebheiten an, daß dieser entrüstet nach dem Pfarrherrschaften schlagen wollte. Im Augenblick sprang der nicht weit davon stehende Pferdeknecht mit einem zerbrochenen Deichselstiel herbey, der Pfarr nahm eine Spießgerte, und so lachte man des bleichen Deacons des Werbers, den man ihn in kurzem aus der Hand schlug. Das Pistol hatte er nicht bey sich, und so war er genöthigt, Reißaus zu nehmen, und sich auf sein Pferd zu schwingen, auch schnell vorwärts fahren zu lassen, weil er versichert seyn konnte, daß die übrigen fünf Rekruten augenblicklich der Opaenpartei beystreten würden, sobald sie nur das Mindeste davon merkten, daß zwey so starke Holsen den vermissten Rekruten in Schutz genommen hätten. Der Transport entfernte sich folglich mit großer Eile, und Philipp war gerettet.

## 14.

Indes wäre der arme Schelm in seinem Heue fast erstickt. Als die Werber weit genug

nug weg waren, lief die Frau Magisterin, und erlöste den Gefangenen. Er dankte ihr mit Thränen in den Augen, und wollte zum zu seinem Vater gehen, weil er vor Magen-  
 fast zitterte. Aber die Pfarrfrau sprach ihm Muth ein, und erinnerte ihn an sein Versprechen. Philipp hatte gern sein Wort zurückgenommen, denn obschon Jakobine so treulos an ihm gehandelt hatte, so liebte er sie doch noch zu sehr, um sie gern zu verrathen. Gleichwohl war hier keine Ausflucht möglich. Und Undank war ohnehin nicht auch Philipps Fehler. Während er noch überlegte, waren sie an des Alten Stube gekommen. Philipp trat glühend und demüthig herein. Magenfast hienq die Lippe, und wollte schon zu schmälen ansanzen. Aber Philipp kam ihm zuvor. Ohne wegen der vormaligen Ausritte erst lange um Vergeltung zu bitten, welches hier ganz zwecklos gewesen wäre, beschäftigte er lieber die gespannte Neugierde, und stieß geschwind heraus, daß sich Jakobine in Breslau in guten Händen befinde, und vielleicht bald die Frau eines vornehmen reichen Herrn werden würde.

würde. Magenslast spitzte gewaltig die Ohren. Sie war in guten Händen — sie hatte glänzende Aussichten — und, was das beste war, sie hing nicht mehr an Philipp, denn sonst wäre dieser nicht hier, oder hätte wenigstens nicht gleichgültig erzählt, daß sie bald einen Andern heirathen werde. Die Frau Magisterin schwelte in Entzücken. Also mußte der gehasste Schul-Philipp noch ein Friedensbote werden! Man gab ihm auf alle Art Beweise der Zufriedenheit, und Magenslast beehrte ihn sogar mit der Erlaubniß, in seiner Gesellschaft Tabak rauchen zu dürfen. Weil er auch den Berbern noch nicht recht traute, so aienq er diesen ganzen Tag nicht recht traute, so aienq er diesen ganzen Tag nicht aus. Der Schulmeister, der mit dem Pfarrer seit jenen Austritten keine Freundschaft mehr hielt, erkundigte sich nicht erst genau nach dem Vorfalle auf der Pfarre, wovon man sich durchs ganze Dorf mit sehr widersprechenden Nachrichten trug, und so blieb Philipp diese Nacht wo er war. Man erzeigte ihm die Ehre, ihn in Jakobinens Kammer, in ihrem Bette sogar, schlafen zu lassen. Sehr romantisch, aber wahr! Thä-  
nen



nen traten in Philipps Augen, als er sich niedergelcat hatte und sein Blick beym schwachen Mondschimmer an dem Fenster hängen blieb, durch das Jakobine zur Flucht herabgestiegen war. Ihm zu Liebe wagte sie diesen Schritt. Aber eben dieser Beweis der Zärtlichkeit ward die Quelle seiner großen Leiden.

Am folgenden Morgen suchte sich Philipp, seine Eltern zu sehen. Er hatte den Abend vorher von den übrigen Umständen, die zu Jakobinens Entdeckung gehören, dem Alten zwar nicht reinen Wein eingeschenkt. Doch erahb sich daraus, daß er sie in Breslau gesehen, also persönlich dort gewesen war. Gleichwohl sollte dies sein Vater nicht wissen, der ihn in Berlin glaubte. Er war in Verlegenheit, entdeckte sich der Mutter. Sie traf einen Mittelweg. Der alte Heidelbär ward geholt. Er kam, und vor Freunden, seinen Sohn so unerwartet zu umarmen, noch mehr, ihn oern gesehen in einem Hause zu finden, wo man ihn noch vor kurzem tödlich gehaßt hatte, dachte er kaum

W                      daran.

daran, auf ihn zu zürnen. Er weinte Thränen des Danks, als er erfuhr, daß Philipp der enstehung und vom Herrn Magister gerettete Rekrute sey. Im Lannel der Freude küßte er den Pastor die Hand, der das auch mit der Würde eines geistlichen Monarchen annahm. Indes hatte eine Maad auch die Frau Schulmeisterin herbey gerufen. Nun ward viel geweint, viel Unsinu geschwätzt. Es löste sich ein Räthsel nach dem andern. Na einen Verweis, daß Philipp den Vater beslegen hatte, und statt nach Berlin nach Breslau gereist war, war gar nicht erst zu denken. Die Zusammenkunft dauerte über eine Stunde, und endigte sich mit allgemeiner Versammlung. Dieser Tag diente der Frau Schulmeisterin einer der glücklichsten ihres Lebens. Sie hieng sich an den Arm ihres Sohns, und alle drey giengen traulich auf die Schule.

Die folgende Nacht träumte Philipp, als wäre er wieder in Breslau, und als drohte ihm Jakobine mit dem Finger, daß er sie verrathen hatte. Sicher rührte der Traum von den Verwürfen her, die er sich

den vorigen Abend gemacht hatte. Gleichwohl hatte er im ganzen Ernst daran nicht tadelhaft gehandelt. Er rettete dadurch nicht nur seine sonst vielleicht auf ewig verkehrte Freiheit, sondern er schadete auch Jakobinen durch diese Verrätheren im mindesten nicht, da sie ihn einmal nicht mehr achtete. Ward sie die Gattin des Raths, so hätte sie doch sicher ihren Aufenthalt über kurz oder lang von selbst entdeckt. Ward sie es nicht und ließ sie sich vielleicht bereden, bloß als Maîtresse bei ihm zu bleiben, so rettete Philipp sie durch seine Entdeckung von dieser Schmach, indem er die Eltern in den Stand setzte, sie mit List oder Gewalt zurück zu bringen. Dennoch fühlte Philipp diejenige innere Unannehmlichkeit, die man Gewissensvorwurf nennt. Was ist also Gewissen? Ich sehe es ungerne, wenn man diesem sogenannten innern Richter zu Folge über gut und böse aburtheilen will, weil mir so viele Beispiele bekannt sind, daß unzählige Menschen entweder aus zu vieler natürlichen Empfindlichkeit oder aus irgend einer obwaltenden Leidenschaft, über Handlungen sich Gewissen machen,

chen, die oft nicht einmal zwendentia, vielmehr entscheidend gut waren; Da hingegen das Gewissen in unzähligen Sünden schweigt, oft bei einer Zentnerlast von Verachnungen schweigt, niemals aufwacht. Richter ist wohl der Richter Verstand, der nach dem Geiz der Natur, der Sitten und der Tugend entscheidet und über sich selbst aburtheilt. Das Gewissen ist bloß Aufforderung zur Prüfung. Doch wir lassen Philipp seinen Traum. Wenn er ausgeträumt hat, wird er im Wachen desto klüger urtheilen.

Bei dem gestrigen Betragen des alten Marenstast lag etwas Politik zum Grunde. Er hatte den Jungling mit seiner Herablassung so nah, daß dieser desto bereitwilliger bekennen sollte. blieb er künster, so wären ohnfechtig Philipps Geständnisse kürzer ausgefallen. Nun er von allen Jakobinen betreffenden Umständen genaue Nachricht hatte, ward es ihm leichter, die nöthigen Wasserregeln zu nehmen. Er redete dem zerstreuten Philipp zu, den Bitten seiner Mutter Gehör zu geben, und einen Monat im

im väterlichen Hause auszurufen. Auch das war Politik. Hatte der junge Mensch ihm Wind vorgemacht, so konnte er das während dieser Zeit erfahren, und ihn sodann beim Fragen nehmen. Hatte er aber wahr geredet, so schadete seine Gegenwart nichts mehr, denn es war alsdenn zuverlässig, daß er sich mit seiner Tochter einzweigt hatte.

Von den Schlichtebrens war nichts weiter zu fürchten oder zu hoffen. Der alte war gestorben, und hatte dem Sohn ein Vermögen von beynahe 70000 thlr. hinterlassen. Dieser hatte sich mit einem galanten Stadtmädchen verheirathet, die ihm endlose Hörner aufsetzte, sich täglich mit ihm zankte, und schlechte Wirthschaft trieb. Er hatte sich ein großes Rittergut gekauft; und da dies neu Ding war, so gieng noch alles in Lusten, und die ärmern alten Ritter aus der nahen und fernen Nachbarschaft ritten fleißig bey dem neuen gestrengen Herrn auf der Burst herum. Den alten Magensack dauerte nur das schöne Vermögen, das seiner Tochter auf eine so fatale Weise vom Schicksal war entrissen worden.

Einige Tage nach Philipps Ankunft, den man im Dorfe bald wieder lieb gewann und hochschätzte, schrieb Vater Magens. st. an seine Tochter nach Breslau. Er ließ sie hart an, doch verschwieg er den Anker, welches er auch unserm Philipp unverbrüchlich angelehrt hatte. Hier ist der Brief.

### Ungerathnes Kind.

Alldieweil es die weise Führung des barmherzigen und allwissenden Gottes veranstaltet hat, mir Deinen Aufenthalt auf eine wunderbare Weise zu offenbaren, so will ich aus christlicher Erbarmen Dir hiermit durch dies Schreiben anzeigen, daß ich Deine Zukunft nacher Langenwaldau je eher je lieber erwarte. Ob nun war Dein Betragen und Aufführung von einer solchen Art gewesen, daß du hinführo auf meine Liebe nicht weiter Rechnung zu machen hast, maassen ein verkaufnes Mägdlein nichts als Verachtung und Verhöhnung, gleich einer lichterlichen Weibsperson, von Rechtswegen

gen zu erwarten hat, so kann ich doch  
 als ein berufener und verordneter Diener  
 des Wortes Gottes nicht umhin, mei-  
 nen Kirch- und Beichtkindern mit dem  
 löblichen und Gottgefälligen Beispiel  
 der Versöhnlichkeit voran zu gehen, und  
 Dich wiederum im väterlichen Hause  
 auf und anzunehmen. Keines Weges  
 aber werde ich hinführo dergleichen  
 heimlichen verliebten Umgang mit jun-  
 gen Mannsvolke, sie seyn nun wes  
 Standes sie wollen, gestatten, noch  
 auch zugeben, daß du ohne mein Vor-  
 bewußt irgend jemand Hand und Herz  
 zusahest. Wie ich mich nun des Kind-  
 lichen W. h. o. sams, den du seit Jahr  
 und Tag so leichtsinnig aus den Augen  
 gesetzt hast, von Deiner Seite versche,  
 und hoffe, Du werdest mit Fortsetzung  
 Deiner ärgerlichen und verdächtigen  
 Lebensart Deinen grauen betagten Va-  
 ter nicht länger fränken, so bitte ich  
 auch Gott, daß er Dich in seinen geheil-  
 igten Schutz nehmen, vor Sünden und  
 Gefahr bewahren, und Deine Reise  
 M 4                      Dich

Dich gesund und glücklich anfangen und beschließen lassen möge. Sollte es Dir an Gelde zur Reise fehlen, so meide mir es, so werde ich mit der höchsten Nothdurft bezustehen nicht ermangeln; ob schon jetzt sehr schwere Zeiten sind, und die christlichen Gesinnungen derer Menschen gegen die Kirche und ihre Diener gar sehr erkalten, und bey der schädlichen Aufklärung und Freygeisterey immer mehr und mehr gar abnehmen. Deine Mutter läßt dich grüßen, und dich an die Rückkehr zu Deiner Pflicht mütterlich erinnern. Der ich übrigens verbleibe

Dein

gekränkter und bekümmelter Vater

M. Blasius Jeremias Wagensast

Pastor loci.

Jakobine beute am ganzen Leibe, als sie die Hand ihres Vaters auf dem Briefe sah, den der Briefträger mit vollkommen richtiger Adresse, ohne die mindeste Theilnehmung, in ihre Hände lieferte. Wirklich



lich stand sie mit ihrem Herrn in ziemlich engen Verhältnissen, und obschon seine Frau erst vor etlichen Wochen begraben war, so hatte er doch Jakobinen bereits sehr vortheilhafte Anträge gethan, wenn sie sich entschließen könnte, seine Haushälterin und Gesellschafterin für Tisch und Bett zu werden. Nach Jakobinens Geschmak war zwar der Antrag keines Weges. Dennoch schwankte sie zwischen Ja und Nein, fast entscheidend hingeneigt auf das Erstere; Denn eine geheime Hoffnung zeigte ihr in der fernern Zukunft glühnde Verge, Rang und Vermögen, wenn sie auch jetzt auf eine Weile in einen sauern Apfel beißen müßte. Man sieht also, daß aus Jakobinen dem vormaligen Kinde des Lichts, ein Kind der Welt geworden war, weil sie bereits mit Klugheit zu wählen suchte, und ihr Herz später befragte als ihren Verstand. Der Herr, seines Sieges in seinen Gedanken gewiß, glaubte ein Recht zur Neuauferde auf Jakobinens erhaltenen Brief zu haben. Noch nie war der Briefträger zu ihr gekommen. Die Sache fiel ihm selblich auf. Er machte sich etwas auf

ihren Zimmer zu schaffen, und erschrak nicht wenig, als er sah, wie seine Schöne leichenbläß da stand. Seine Neugierde verwandelte sich in Mitleid. Er bestürmte Jakobinen mit Fragen, und diese, infolgedessen einer Erklärung, wählte den kürzesten und klügsten Weg, sie gab ihm den Brief selbst zu lesen. Er verschlang ihn; aber er erblaßte nicht, sondern lachte, und sagte, indem er ihn hinlegte: Du bleibst in meinem Hause, und beantwortest den Brief gar nicht. Jakobine ward jetzt zum erstenmal in ihrem Leben böse auf ihren Herrn, und beäugelte ihn ziemlich unartig. Gutes Herz und guter Naturel der Brandon zeigten ihr auf einmal, daß sie größere Pflichten gegen ihre Eltern, als gegen ihren Herrn und einen wenigstens den Landbesitzern nach verbotenen Liebhaber habe. Sie bestand darauf, daß sie nach Lanaeuwaldau zurück wolle, und beachtete ihre Entlassung. Jetzt mußte sich der Herr Rath auf's Bitten legen. Das that er auch mit der ganzen Kraft seiner Gerechsamkeit, erlachte aber damit nichts, als dies, das Jakobine ihrem Vater antworten, daß er selbst einen Brief

Brief belegen, und sie beide die Eltern um Erlaubniß bitten wollten, daß Jakobine noch ferner bey ihm in Dienste mit ihrer Genehmigung bleiben dürfe. Mit der den folgenden Tag wieder die dorthin gehende Feur antretenden Post ward dieser Entschluß schon ausgeführt. Ich trage aber Bedenken, meine Leser mit diesen lamentablen zum Theil sehr ins geistliche spielenden Briefen zu unterhalten.

Schlaf und Seelenruhe stoh Jakobinen bis zur wiederkommenden Antwort des Vaters. Sie sah ihren Herrn mit schüchternem Blick an, und alles sein Zureden war fruchtlos. Und wer hatte ihren Aufenthalt den Eltern entdeckt? Der erste Verdacht fiel freylich auf Philipp. Aber was konnte den zu dieser Verrätheren bewegen? Weidruß? Rache? Ja, ja! Und er hatte Recht dazu. Ich Nichtswürdige, ich Verworfne behandelte den edlen Jüngling so schändlich, ward ihm untreu, war leichtsinnig genug, ihn auch sehr noch zu vergessen! So fantasirte sie des Nachts im Bette herum. Endlich fiels ihr wieder ein,

ein, daß Philipp ihren Eltern feind war, daß er sich zuverlässig nicht selbst nach Langoewalden zu reisen werde entschlossen haben, daß er überhaupt keiner so absichtlichen Mischei fähig sey. Ihr Herz entschuldigte ihn nun ganz wieder, und ihr Verdacht blieb — so sehr umkehren wider die unerwartete Situation den Verstand der Menschen, daß sie erst gerade das Unwahrscheinlichste glauben — an dem unschuldigen Brater hängen, der es wohl übel genommen haben möchte, daß sie sich in Breslau nicht an ihn gewendet, auf seinen vielen Reisen in die Gegend ihres Geburtsorts gekommen, und dem Vater ihren Aufenthalt wohl verrathen haben würde. Der gute Brater hatte sich in Wahrheit nicht weiter um Jakobinen bekümmert, da sie ihn nicht selbst aufsuchte; und sein menschenfreundliches Herz fand täglich zu viel andere Vorsehung, mannigfaltiges größeres menschliches Elend zu lindern.

Es verzielenen ebenfals 14 Tage, ehe die Antworten ankamen. Sie enthielten, wie leicht zu errathen, nicht viel Erbauliches.

Magen.

Magensafe bestand auf der Nachhaufkunft seiner Tochter, und hatte, um sie zu gewinnen, seinen Brief diesmal mit mehr vaterlicher Freundlichkeit gewafnet. Dem Herrn Rath beacnete er zwar sehr höflich, und dankte ihm für alles, seiner Tochter bisher erzeigte Gute, faate ihm aber auch frey heraus, daß er seine Absichten, warum der Herr das Mädchen bey sich zu behalten so eifrig wäre, werke, und er feliglich nach Pflicht und Gewiffen um fo weniger einwilligen könne. Am Schluffe gab er ihm zu verfprechen, daß er nichts dawider haben würde, wenn der Herr Rath fich entfchlößen wollte, seine Tochter gefezmäßig zu ehelichen. Diefes Briefe machten sehr verschiedne Eindrücke. Jakobine war feft entfchloffen, nach Hauſe zu reifen. Der Rath war außerft betreten, zeigte Jakobinen feinen Brief nicht, betrug ſich murrifch gegen ſie, und brachte dadurch ihren ehnehin gefaßten Entſchluß nur noch früher zur Reife.

## 15.

Unterdeffen hatte Philipp das Landleben überdrüssig. Und da Magensast, äußerst zufrieden mit seiner aeredeten Wahrheit, ihm sagte, daß er von Jakobinen Antwort erhalten habe, ihm aber verschwiegen, daß sie hauptsächlich nach Langenwaldau zurückkehren werde, sondern vielmehr sich so betrug, als ob er sie dort zu lassen gedächte, so beschloß Philipp, das untreue Mädchen ganz zu vergessen, und sein Studiren mit desto größerem Eifer fort zu setzen. Er verließ daher Langenwaldau, nachdem die Frau Magisterin ihn reichlich beschenkt und seine Eltern mit aller möalichen Anstrengung ihrer Kräfte ihm adermals den Hofenamt gespielt hatten. Wegen der bereits erzählten Werbergeschichte nahm er seinen Weg äußerst behutsam, so viel als möalich mit der Post oder in einem gemietheten Wagen, oder zu Fuße. Denn man glaube ja nicht, daß in allen Gegenden einander nahegelegene Oerter durch fahrende Posten Gemeinschaft mit einander haben können. Dies natürlich nur für diejenigen gesagt, die von dergleichen Dingen keine Kennt-

nisse

nisse haben. Seine Reise war ohne besondere Merkwürdigkeiten, eine einzige Begebenheit ausgenommen, die wir hier berühren müssen.

Philipp reiste eine große Strecke zu Fuße, wo er eben keine andre Gelegenheit fand. Der Weg ward ihm durch sandigte öde menschenarme Gefilde ziemlich lang. Er gieng in den unachtern Walden, die an den Grenzen Brandenburgs und der Niederlausiz liegen, oft stundenlang, ohne ein lebendiges Geschöpf, geschweige denn einen Menschen, wahrzunehmen, und wenn er nun einen ganzen Vormittag seinen Wanderstab ununterbrochen fortgesetzt hatte, in ein Wirthshaus kam und fragte, wie viel Meilen er zurück abgelegt habe, so hieß es: zwey Meilen. Denn man muß wissen, daß hier herum nach den alten wendischen Meilen gezählt wird, deren eine unter 3 bis 4 Stunden zu Fuße nicht zurück abgelegt werden. Nebenem hatte er sich auch oft verirrt, und er brachte also drey volle Tage in diesen waldigten Gegenden zu.

Einst als er am frühen Morgen um 12 Uhr aus einem im Walde gelegenen Wirthshause aufgebrochen und etwa eine Stunde fortgewandert war, hörte er bey der ferverlichsten Stille in einem nicht weit entfernten linkerhand befindlichen Gestrüppe ein klagliches Gewinsel tragend eines leidenden Geschöpfes. Inneres Pflichtgefühl trieb ihn an, die Sache näher zu untersuchen. Er gieng drauf zu, bahnte sich nicht ohne Herz klopfen und bangen Erwartung, einen Weg durchs Gesträuch, und sah da eine halb in Ohnmacht liegende menschliche Figur, über und über blutig, und an Händen und Füßen gebunden; Uebrigens nur im Hemdel und schlecht bekleidet. Der Unathliche schlug beim kommenden Geräusch die Augen auf, und sein erstes Wort war: Wasser. Philipp band vor allen Dingen ihm Hände und Füße los, lief dann, nach der Versicherung gleich wieder zu kommen, zu einem klaren Quell, dem er im Herkommen bequeuet war, schöpfte in seinen umgekehrten ledernen Tobaksbeutel Wasser, und brachte es so geschwind, als ihn seine Füße tragen wollten.

dem



dem Leidenden. Unausprechlich erquilt fühlte sich dieser, und er dankte dem jungen Manne mit Händedruck und Thränen. Jetzt fragte ihn Philipp um die Veranlassung zu seiner traurigen Lage. „Räuber,“ erwiderte er, „haben mich in diesen Zustand versetzt. Sie haben mir alles, was ich für die leidende Menschheit auf meiner Reise von edlen Herzen zusammengebracht hatte, abgenommen, und mich, als ich mich widersetzte, an vielen Orten verwundet. Auch meinen Ordenshabit haben sie mir ausgezogen, und weggeworfen. Als denn banden sie mich, warfen mich in dies Gesträuch und eilten davon. Es ist nun schon über vierundzwanzig Stunden, daß ich trostlos hier liege, und meinem Ende schmachend entgegenseh. Sie haben mir das Leben gerettet, mein Herr, das ich, wenn ich es noch erhalte, nun um so mehr zur Ehre Gottes und zum Besten der hilfslosen Brüder anwenden will. Fahren Sie fort mir beizustehen, es soll Ihnen alles reichlich vergolten werden.“ Gerührt, und mit Thränen in Augen bat Philipp den Gemüths-

delten, ihn mit solchen Versprechungen zu verschonen, und ihm das Vergnügen zu gönnen, ohne Wiedervergeltung einem seiner duldenden Nebenmenschen einen kleinen Dienst zu erweisen. Er that ihm hierauf den Vorschlag, ihn in das Wirthshaus zu führen, das er so eben verlassen hatte. Der Verwundete verhoffte, ob er gehen könne, und es gieng. Er nahm hierauf etwas bey sich habende Arznei, die ihm die Räuber, sicher nicht aus Vorforge, gelassen hatten, auf Inkr ein, worauf er sich noch mehr erholte, und im Stande war, mit festem Schritt bis an das Wirthshaus zu kommen. Die Wirthin, eine redliche anmuthige Frau, nahm sich hier seiner sorgsam an. Philipp half die Wunden verbinden, der Kranke hatte Hoffnung, in einigen Tagen seine Reise weiter fortsetzen zu können. Jetzt nahm er sich die Freiheit, unsern Philipp um seinen Namen zu fragen. Zeidibar? sagte er zerkümmert und nachsinnend, als ihn dieser gesagt hatte. Sind Sie nicht eines lutherischen Predicants Sohn in einem \* \* \* schen Dorfe? Und haben Sie nicht gewisse Verbindungen mit

mit einem jungen Frauenzimmer, die Ihnen zu Liebe ihre Eltern, jedoch mit unglücklichem Erfolge, verließ. Philipp staunte, doch sagte er zu beyden Fragen ja, weil ihn seine traurige Geschichte des Geheimnisses nicht mehr werth zu seyn dünkte. Nun so seyn Sie mir noch einmal so lieb, sagte hierauf der Frater, eben derselbe, der vor zwey Jahren Jakobinen auf ihrer Flucht traf, und ihr in dem Kloster \*\*\* erquickenden Aufenthalt verschaffte. Philipps Herz bebt für Wehmuth, als der Frater ihm den ganzen damaligen Vorgang erzählte, und ihn versicherte, daß dies Mädchen ihm mit unvergleichlicher Treue zugethan sey. So gut war sie, dachte er stumm, und doch ward sie mir untreu, so schwach ist das menschliche Herz! Er erzählte hierauf auch dem Frater, was sich alles zugetragen, der nun seine Prophezeungen bestätigt fand, und auch den Herrn dem Nahmen nach kannte, wo sich Jakobine jetzt aufhielt. Er erbot sich, das Mädchen zu ihrer Pflicht zurückzuführen, indem er sich zugleich freute, zu wissen, daß sie noch in Breslau gegenwärtig sey. Aber Philipp

N 2

verbat

verbat sich diese Dienstleistung mit allem Ernst, indem er sich fest vorgenommen hatte, Jakobinen gänzlich zu verachten. Diese Bitte war dem dankbaren Krater Beschl. Philipp verweilte noch einige Stunden, nahm dann zwei Dukaten aus seinem Gefuagert, und bat den Krater, sie anzunehmen. Dieser war freilich jetzt des Geldes sehr bedürftig. Er nahm es so an, wie man Gefälligkeiten von Personen annimmt, von denen man versichert seyn kann, sie kommen aus gutem Herzen, nämlich ohne kriechenden Dank, aber auch ohne verstellte Weigerung. Doch beschloß er bei sich selbst, sie künftig dazusetzt und dazusetzt zu verachten. Darauf trennten sich diese zwei Personen von einander, einer gerettet, und seines Lebens auf; Neue stob, der andere mit einem verwundeten Herzen, aber nicht ohne Hoffnung der Genesung. Philipp gelangte ohne weitem Aufloß, etwas langsam, aber glücklich in Halle an, bezog ein andres Pödel, und weihete sich aufs Neue mit Eifer der Erziehung, und dem Predigen. Der Krater verließ am dritten Tage nach seiner Errettung,

nach-

nachdem er durch ausgeschickte Boten auch sein Ordenskleid im Walde wieder gefunden hatte, das Wirthshaus, wo selbst man ihm so wenig abforderte, daß er kaum den dritten Theil von Philipps Darlehn hier nöthig hatte, und nun um so gemächlicher seine weitere Reise fortsetzen konnte.

16.

Im Hause des Herrn Raths in Breslau gieng es seit dem aus Langenwaldau erhaltenen Briefe ziemlich wunderlich her. Ein reicher ansehender Mann sollte sein Kammermädchen bitten, bey ihm zu bleiben; oder er sollte sie verabschieden, und doch sprach sein Herz so laut für sie. Sie war gut, wirthlich, fleißig, verständig; sie war schön, jung, nicht kokett, doch auch nicht geziert. Aber ein Kammermädchen heirathen? Was wird die Welt denken? Und werde ich nicht Hörner zu fürchten haben? Er bedachte vor diesem letzten Gedanken zu sehr, als daß er einen bestimmten Entschluß fassen konnte. Und weil er nicht wußte, wie er sich gegen Jakobinen benehmen sollte, so vermied er sie

so viel als möglich ganz. Jakobine fühlte nun erst, daß sie ihren Herrn wirklich ein wenig achte hatte, denn sie kränkte sich darüber. Verdruß und Unville bezeichneten ihr launiges Gesicht unverkennbar. Sie setzte den Taa ihrer Abreise fest, ohne den Herrn erst weiter darum zu fragen. Doch machte sie ihre Veranstellungen nicht heimlich. Der Herr ward es inne. Er versuchte noch einen Sturm. Aber Jakobine schlug ihn standhaft ab. Außerst beleidigt über einen entehrenden Antrag außerordentlichen vertrauten Umanzes, den sie vor der Zurückkunft ihres Vaters so übel nicht nahm, erklärte sie sich jetzt frei, daß der Herr Rath mit dergleichen Zumuthungen sie schlechterdings versehen möchte, und bezeugte ihm mit Verachtung, ob er ihr schon ein über alle Erwartung ansehnliches Jahrgeld anbot, und sie in seinem Testamente als Universalerbin seines beträchtlichen Vermögens zu bestimmen versprach. Der Rath ward nicht böse. Er war gerührt von diesem standhaften und edlen Betragen. Doch verließ er sie, und gieng auf sein Zimmer, ohne Jakobinen den ganzen

zen Tag über weiter zu sehen. Obſchon ihre Abreiſe zu merzen früh feſtgeſetzt war, zu der er keine Pferde aus eigenem Antriebe verſprochen hatte, ſo gab er doch weiter keine Erklärung von ſich, bis ſpät am Abend, wo er Jakobinen den rückſtändigen Lohn, nebst einem Reiſegelde von ſechs Louisd'or zuſtellen, und ihr alles Wohlſeyn, nebst einer glücklichen Reiſe anwünſchen ließ. — Jakobine weinte, und ſchlief die ganze Nacht nicht.

Der Morgen brach an. Es ſienq an laut auf der Straße zu werden. Die Eierer ſummten vier Uhr, als Jakobine das Reiſehaſtruch umlegte. Noch ſetzte ſie es mit den unverſöhnlichen Feinden des männlichen Geſchlechts, den Stedenadeln, befeſtigen, als plötzlich die Thüre aufgieng, und der Herr Nach völlig angekleidet ins Zimmer trat. Er faßte Jakobinen faßt bey beyden Armen, ſah ihr ſtarr ins Geſicht; ſie erröthete — eine Thräne trat ihr ins Auge — er drückte ſie feſt an ſein Herz, und ſagte: Du biſt von heut an meine rechtmäßige Gattin, wofern ich anders hoffen darf, daß Dir meine Hand werth iſt.

Stumm blieb frevlich das Mädchen bey diesem unerwarteten Austritt. Aber ihr Blick sagte so etwas, das sie Verfall, Verarmen, Noth, und sie weiaerte sich auch nicht, als der Herr dem Rätiber sagen ließ, daß die Pferde nicht verkauft werden sollten. Zudem machte er unter den Domestiken seine Wahl bekannt, jedoch unter dem strengen Befehl der Bescheidenheit, weil er sich noch in tiefer Trauer befand. Alle liebten die Haushälterin, wegen ihres sanften und fröhlichen Wesens, alle hatten ihr dies Wohl geahnt, und alle beeiferten sich nun, der künftigen Frau Rathin ihre Ehrfurcht und ihre Theilnehmung an den Tag zu legen. Wie einem solchen Mädchen bey dergleichen Situationen zu Muthe seyn muß, das läßt sich leicht denken. Sie blickte in die Zukunft, und sah sich in goldenen Staatswagen fahren, mit Prunk in die Loge des Schauspielhauses treten, umringt in der Gesellschaft von jungen Herrn und der Gegenstand der Aufmerksamkeit in den Assemlen. Die große Welt konnte sie nun. Es war ihr davor nicht bange. Sie wußte sich zu benehmen.



men. — Philipp trat vor ihr Auge, und — verschwand wieder. In dem Bufen eines Mädchens sind doch gemeinlich, freylich nicht immer, die letzten Eindrücke die stärksten. So war es auch wohl hier. Philipp verlor das Spiel gegen den Rath, Langenwaldau gegen Breslau. Dieser ganze Tag verfloß ihr in nie gefühlter Zerstreuung.

Am folgenden Tage wurde nach Langenwaldau geschrieben. Der Herr Pastor Mauser:st schwunzte nicht wenig, als ein königlich-rath sich als sein zukünftiger Schwiegersohn anmeldete. Seine Ehechulfin weinte gar Freuden. Sie träumte schon von einem für sie sehr angenehmen Zufluchtsorte bey ihrer Tochter, wenn ihr Eheherr mit Tode abgehen sollte, welches vielleicht bald zu besorgen stand, da er sich kausallia zu machen anfieng. Meine Leser wissen schon, daß die gute Frau ein wenig eitel und dem Vergnügen erachen war, welches mit den Jahren sich nicht verliert, blos in die Vergierde, wenigstens gern dabey zu seyn, verwandelt; und diese Leidenschaft hat also na-

türlich in einer großen Stadt mehr Aussicht befindet zu werden, als auf dem Lande. In Lauenwaldau lief die Nachricht wie das Feuer vom Sturze durch alle Häuser. Sie ward im Kreischen immer größer, und es gab schon Menschen, die achzt eber gesagt hatten, die entlassne Pfarr Tochter würde einen Grafen, andre, sie würde einen Minister heirathen. Auf den Schulmeister und seine Frau machten diese Nachrichten sehr widrige Eindrücke. Doch beruhigte es den alten Zeidelbär ein wenig, daß aus seiner ehemaligen Schülerin eine so große Dame würde.

Ich kann an die Erzählung dieser Szenen jedoch die hochzeitlichen Merkwürdigkeiten anschließen, da in der Hochzeitzeit nichts Erhehlisches vorkam. Der Schulmeister meldete seinem Sohne diese glänzende Verbindung seiner Pöche Dinel mit lastigen Umschweifen. Philipp war darüber zwar einige Tage niedergelassen, und philosophirte über Determinismus, und über Veränderlichkeit der Mädchen, sagte sich aber bald, weil er diese Begebenheit vorausgesehen hatte, und es ge-  
lang

lang ihm, die Ungetreue immer mehr zu vergessen. — Jakobine machte mitterweile ihre Hochzeitsanstalten gemacht. Als die tiefste Trauer überstanden war, wurden von Freunden und Bekannten Glückwünschkavistiten angenommen. Die Braut erschien fast täglich in neuer oder veränderter Kleidung. Geist und Leben schwebte im Hause des Rath's. Er, tief in die Vierzig, verjüngte sich dem Adler gleich, und kleidete sich modischer als jemals. Mit dem Schlusse des halben Jahres seines Wittwerstandes netto, ward die Hochzeit anberaumt, die jedoch nur aus einer kleinen auserlesenen Gesellschaft bestehen sollte; und die Trauung ward auf einem nicht weit entfernten Dorfe bestellt. Acht Tage vor derselben kam Mama nach Breslau, von dem Reisewagen der künftigen baldigen Frau Rätlin eingeholt, um verschiedene Anstalten treffen zu helfen. Auch der Papa hatte versprochen, dem Feste beizuwohnen, und traf den Abend vor der Trauung, ebenfalls abacholt, richtig ein. Der Herr Rath erkaunte nicht wenig, einen so stattlichen Schwiegervater zu bekommen, der durch  
die

die halbe Rhodethüre nicht herein ins Besuchszimmer konnte, und in der ersten Stunde ihm seinen besten französischen Willenkerha, mit guten antiken Füßchen, an Schanden saß. Doch weil er die etwas beirubten Frauenzimmer sehr leiden mochte, so lächelte er, und sagte sich heimlich, daß die Tochter dieses Mannes, jetzt schon rund und voll, in Zukunft untersezt werden würde.

Die Trauung ward ohne Schwierigkeiten vollbracht. Sie hatte dem Hochzeitspapa außerordentlich wohl gefallen, theils weil sie von einem alten guten Amtsbruder gehalten wurde, theils auch weil sie Sirach, 26. 27. zum Text hatte, den welcher Gelehrter der Predner, der ganz natürlich das Eigenthum seines Textes auf das Brautpaar anzuwenden suchte, viel schöne Vertheidigungen aus der Landvortragschaft antrug. Nach Vollendung derselben ward im Pfarrhause mit Erfrischungen bedient, und sodann gleich zum in die Stadt gefahren. Ein sehr glanzendes obzwar nur auf zwanzig Kouverts eingeschränktes Souper beschloß diesen merkwürdi-

würdigen Tag. Dieses Mahl ausführlich zu beschreiben, würde ein eben so unannehmliches und für die Leser lästiges Unternehmen seyn, als es für die Lustgier verdrüsslich ist, wenn gewisse Schauspielerverfasser Nachtzeiten auf dem Theater vorstellen lassen. Ich beannue mich, hier blos einige Zuträumen davon aufzustellen.

Jakobine erhielt über der Tisch einen Brief, über dessen Lesung sie bald sehr bald blas wurde. Er war ohne Namensunterschrift, und enthielt sehr anzügliches Etliches über ihre Verbindung. Die Zaelichkeit des Herrn Naths zum Ehestande ward darinnen sehr in die Klemme genommen, welches man aus seinen Ausschweifungen in frühern Jahren, und aus dem Außerbleiben seiner ersten Gemahlin herleitete, und man prophezeite ihm daraus allerley Unheil, das insgesammt auf die abschreckenden Spätterren von gekrönter Stime hinarief. Kurz vor lezte man der Braut ihre an Philipp bezeugte Untreue sehr ans Herz, beschuldigte sie des Hochmuths, und äußerte neben-

daß sie auf ihren Reisen, und bey ihrer ersten Herrschaft wohl auch schöne Erfahrungen von den Reizen der Ehe möchte gemacht haben, weil sie es nicht länger erwarten konnte, und was dergleichen Gemeinplätze mehr waren; die jedes freylich, was die Untreue betraf, nicht ganz am unrechten Orte standen. Zum Eitel verlangte der Bräutigam den Brief nicht zu lesen, weil er eben in eifrigem Gespräch mit seiner zweyten Nachbarin der Hochzeitmama betiffen war, und also fast gar nicht darauf achtete. Der Schreiber dieses Briefs ist nie an den Tag gekommen. Der Predacht blieb in der That auf Zimmmanheln hängen, der noch immer Kandidat des Predikants war, weil er durch seine mannichfaltigen Kabalen und durch seine Süßigkeit sich überall Feinde zugezogen hatte.

Der Hochzeitpapa trug ein gesticktes schwarzes Kleid mit großen weiten Aufschlägen; dazu Weiße und Weinkleider von wolneten Plüsch, nebst rheinischen Strümpfen, runden Schuhen, und extrakleine Schnallen drinne. Auch hatte er sich zu

d. 17

dieser Feuertlichkeit eine neue Peruke machen lassen, auf die der Verfertiager eine etwas zu modische hohe Tour gesetzt hatte; auch die Locken waren nett und modisch, welches denn nun von dem übrigen Anzuge nicht wenig abschloß. Auch ward eben diese Modeperuke, über die er gleich beim Empfang senkte, ihm beim Gastmal Aergerniß und Thorheit. Man hatte aus Versehen den einen Wandleuchter ein wenig zu tief gehangen. Magensast mußte wegen eines gewissen Bedürfnisses oft aufstehen und herangehen. Er stieß einmal den Stuhl zu weit zurück, und die Peruke sang sichsterloh an zu brennen. Alle Anwesende sprangen mit den Wasser- und Bierkannen herbei, und der wohl ehwürdige Herr ward über und über getauft. Alles dieses Verstandes ohnachtsicht konnte doch nicht verhindern werden, daß fast alle Veken Brandbalden oder Einflurz erlitten hätten und hiernächst auch ein häßlicher unvermeidbarer Gestank im Zimmer entstand. — Ueberdies war auch dem guten Vater der unerschonte Champagner- und Steinwein unter einander nicht wenig in den Kopf geflogen, und er war

## 208 Philipp und Jakobine.

war genöthigt, sich mit flammelnder Zunge und wankendem Fuße schon um zehn Uhr zu Bette zu legen. Der Haussch hatte indes nicht viel zu bedeuten, da dies Schicksal mehreren von den Vätern wiederfahren war. Noch habe ich veranlassen zu bemerken, daß Maggenst sich zwischen zwei jungen modischen Damen ziemlich sonderbar ausnahm, und auch ihm diese Gesellschaft nicht sonderlich behagte.

Wahres Verbrechen wäre es, wenn ich das von Maggenst seinen Kindern überreichte Gedicht ganz mit Stillhörsen übersehen wollte. Aus christlicher Sparsamkeit, und weil dergleichen Sachen ehnen immer nicht nach Würden *seorsaltia* aufbewahrt werden, war es mir geschrieben, nicht andruckt. Dieses Gedicht ganz einzusetzen würde kaum von allen Seiten getheilt werden, ich beannae mich daher, bloß folgende vier kernigte Strophen mitzutheilen.



Philipp und Jakobine. 209

Der Ehestand ist dann nur Wehstand zu  
nennen,

Wenn sich so Mann als Frau wie Hund  
und Kaze beißt;

Wenn sie voll geiler Brunn nach andrer  
Liebe rennen,

Und wenn nach kurzer Frist der Treue  
Knothen reißt.

\* \* \*

Es dehnet sich das Weib, der Mann ist laß  
und müde,

Denn beyde trugen schwer des Tages Hitz  
und Last;

Sie gehn zu Bette nun, nach frommen  
Abendliche,

Und nach vollbrachter Pflicht genießen sie  
die Rast.

\* \* \*

Wenn Gott ein Weib beschert, der findet  
eine Perle;

Ein tugendsames Weib ist mehr als Gol-  
des werth:

O

Eie

210 Philipp und Jakobine.

Sie dreht im Hause sich gleich einer munteren  
Schmucke,  
Und sorgt mit Bienenfleiß für Keller  
Küch und Heerd.

\* \* \*

Sogar giebt's im Ehestand auch manchmal  
Kummerthränen  
Von Krankheit, Kindertod und andrer  
Widrigkeit,  
Da fließen Zähren viel, die sich wie Seile  
dehnen;  
Doch nur auf Gott gehofft, er wendet  
alles Leid!

Doch, die Fortsetzung künftig! — Wenn  
dies Pröbchen nicht gefallen hat, der bedenke,  
daß die Gelegenheitsgedichte selbst in un-  
sern Tagen und von jüngern Dichtern oft  
nicht viel besser sind, gesetzt auch, daß sie  
ein etwas galanteres Gewand hätten. Das  
Gedicht ward auf einen porzellanen Teller  
herum gegeben. Jedes gukte einen Augen-  
blick hinein, und sagte, es sey schön, ohne  
eine ganze Strophe gelesen zu haben.  
Gleich-

Gleichwohl nahm der gute Pastor das Lob für baare Wahrheit.

In der Reihe der Begebenheiten folgte nun auf die Hochzeit die Brautnacht, die zu beschreiben ich aber keinen Verus habe. Es ist in der Folge davon gesprochen worden, daß Philipp diese ganze Nacht hindurch sehr ruhig geschlafen habe, welches ein ganz verzweifelter unglaublicher Strich ist, da doch sonst bei dergleichen wichtigen Begebenheiten die Person, die sie am nächsten angeht, acmetniglich sympathetische Abudungen empfindet.

Am folgenden Morgen wurden wieder Glückwünschungsvisiten angenommen. Jakobine, nunmehrige Frau Ráthin, fand sich vortreflich in ihren neuen Stand. Niemand hätte glauben sollen, daß sie des alten Magensafis Tochter sey. Nachmittags ward spazieren gegangen. So wenig auch sonst in großen Städten auf einzelne Personen gesehen wird, so machte doch der Hochzeitpapa, am Arm einer weißgekleideten schlesischen Dame, die mit jener dem schlesischen Frauenzimmer ganz eignen und natürlichen Unge-

zwunghenheit, neben dem der Mutter Natur fast ganz unbekannten Magister herabschlenderte, hier nicht wenig Aufsehn. Die zum Theil obachtraunte Peruke war von einem geschiften Friseur gleich wieder in Ordnung gebracht, und mit neuen Locken ausgefüllt worden.

## 17.

Nach einigen Tagen rief den alten Magenst sein Amt nach Hause. Er fuhr mit seiner Helfte verquält aus der Hauptstadt weg, nachdem der Herr Schwiegervater beide reichlich beschenkt hatte. Solche Schwiegerelöhne würden sich wohl die meisten Väter wünschen, denen sie nicht nur nicht die mindeste Ausstattung gewähren dürften, sondern von denen sie auch noch ansehnliche Geschenke zu erwarten hätten. Das Liebste war dem Alten ein Kastenfutter mit altem Ungarwein, das er sich wohl auch allenfalls hätte ergenügen können, aber nicht auf sich waagte: denn, unter uns gesagt, der alte Mann sammelte Geld, ob er sich schon immer sehr dürftig stellte.

So lange die ersten Unruhen der Vermählung dauerten, kam die neue junge Frau wenig zu sich selbst. Als es aber ruhig und still um sie her wurde, fiel ihr der über dem Hochzeitmahl erhaltene Brief ein, und mit ihm auch der verlassne Philipp. Späte Neue ist ein fruchtloses Ding, und doch kommt sie so oft. Häufiger als je dachte jetzt die Nathin an ihren vormaligen Liebling, und stärker als je peinigte sie der Gedanke an ihre Treulosigkeit. Was half es dem Armen nun, daß sie nicht ausschweifend, im Geräusch der großen Welt nicht verführt, im Hause ihrer ersten Gebieterin nicht verderbt worden war? Was half es ihm, daß Zimmtmandel und Schlichtebrey zurückgewiesen worden waren, und daß sie an ihrem jezigen Gemahl größtentheils nur Stand und Vermögen liebte? Philipp blieb doch verlassen, verabschiedet auf immer. Ihr Gemahl fing an zu merken, daß irgend ein neidischer Borm an seiner Gattin Nagte. Er drang in sie um Entdeckung, aber sie gestand nichts, und nahm nun außerlich den Schein der Zufriedenheit an, in-

des der innere Vorwurf desto stärker tobte. Ihn zu vermehren, mußte Ja<sup>c</sup>obine auch einst zufällig auf einem einsamen Spaziergange den Frater, ihren vormaligen Reisebegleiter, antreffen. Er begrüßte sie mit seiner gewöhnlichen freundlichen Offenherzigkeit. Sie, bekümmert über ihre Nachlässigkeit, mit der sie ihn seit der langen Zeit ihres Hierseyns vernachlässigt hatte, schlug die Augen nieder. Doch flößte das freundliche Zureden des Fraters ihr bald wieder Muth ein. Er erzählte nun die im Brandenburgischen Walde ihm zugesessene Begebenheit mit allen Umständen, rühmte die Cerafakt, mit der Philipp ihm bezaubert hatte, und wußte überhaupt den Charakter dieses jungen Mannes sehr auffallend herauszustreichen. Jakobine hätte zerspringen mögen. Obschon der Frater Philipps Verlauden, Jakobinen keine Vorwürfe zu machen, genau befolgte, so waren doch die Lobeserhebungen, die er seinem Erretter machte, für sie Vorwurfs genug; und sie fühlte es nur allzugut, daß des Fraters Stillschweigen über diesen Punkt bloß absichtliche Schonung war. Auch fürchtete

rete sie sich für gemeinschaftlicher Erinnerung an die vormaligen Zeiten, und suchte bald wieder von einem Manne loszukommen, der ihr eigentlich sehr ehrwürdig war. Der gute Frater durchschaute ihr Herz. Er merkte was in ihr vorzieng, und bemitleidete sie. Gern hätte er ihr Trost zugesprochen, ihr gesagt, daß ihr Vergehen in der That nicht so groß sey, als sie wohl glaubte, und daß man der Klugheit in der Welt auch so manche uns herbe dünkende Pflicht schuldig sey. Aber einmal war ihm über diesen Punkt Stillschweigen geboten. Und da Jakobine ihm selbst auch keine Gelegenheit gab, vielmehr sersältig auswich, so mußte er seine wohlacmeinten Erinnerungen in seinen Busen verschließen. — Jakobine gewöhnte sich in so weit an ihren Lieblingsgedanken, daß sie ihm nur ihre einsamen Stunden weihte, in der Gesellschaft ihres Mann's aber, und in der großen Welt aufgeräumt war. Mit dieser Stimmung war ihr Gemahl zufrieden. Er ließ allen Verdacht fahren. Jakobine ward überall geschätzt. Sie machte ihrem Gemahl Ehre. Niemand fiel es ein, ihre

216      Philipp und Jakobine.

verausgegangene Verhältnisse mit ihrem nunmehrigen Vatten ihr 3 r Schande zu machen. Selbst ihre erste Gebieterin, die noch immer stark spielte, aber die Gelechtsmachten nachgerade fahren ließ, wick ihr aus, und hatte Achtung vor ihr. So manche junge Leker prallten beschädigt von ihr zurück. Der Rath hatte also für sein Theil bis jetzt glücklich gewählt, denn er führte mit seiner Gemahlin eine zufriedne Ehe.

Ohnachtsr ein halbes Jahr nach Jakobinens Verbindung mit dem Rath starb der alte Zeidelbär an hartnäckigen Obstruktionen, nachdem er nur wenig Tage krank gelegen hatte. Er hatte einen einträglichen Dienst gehabt, und hinterließ doch bei seinem Tode so wenig, daß seine Wittwe kaum auf dürftiges Fortkommen rechnen durfte. Natürlich hatte das auch auf unsern Philipp großen Einfluß. Die monatlich gesendeten 12 thlr. hörten nun auf. Der arme Schelm sah sich auf einmal ganz verlassen. Die Mutter konnte ihm keinen andern Rath geben, als daß er so bald als möglich nach Hause



Hause käme, oder sich in irgend eine Stadt als Lehrer der Jugend und Kandidat des Predigamts wendete. Zwar ersuchte sie den Herrn Gevatter Pfarrer um Beystand und Unterstützung für ihren verlassnen Sohn. Aber dieser der christlichen Sparsamkeit sehr ergebne Priester konnte sich zu keiner Beysteuer entschließen, klagte gewaltig über schlechte Einnahme und rückbleibende Dezugelder, und langte mit schweren Seufzern einen blanken Louisd'or aus seinen dreysach verschlossnen Silberschranke, den er der Frau Schulmeisterin als Präsent für ihren abwesenden Sohn einhändigte. Philipp fühlte diesen Schlag des Schicksals hart. Aber sein Muth verließ ihn darum nicht. Er bedauerte bloß, daß er dieses Umstandes wegen sein liebgewonnenes akademisches Leben werde abtürzen müssen; denn er hörte so viel Verlesungen, und war für sich zu Hause so unablässig fleißig, daß er seiner Gesundheit dadurch unersetzlichen Schaden zufügte. Doch beschloß er, noch ein halbes Jahr hier zu bleiben, und sich mit karglicher Einrichtung zu behelfen. Es fiel ihm nicht ein, sich weder

an den Brater noch an Jakobinen oder andre Freunde bittend zu wenden, weil der Entschluß zu so etwas ganz außer seinem Charakter lag. Da er übrigens in Halle wegen seiner einsamten Lebensart wenige Bekannte hat e. so blieb er sterblich in seinem Beharrte fast ganz ohne Unterstützung. Diese zusammenfassenden unangenehmen Zufälle veranlaßten demnach, daß der arme Philipp sich oft äußerst mißseelig behelfen, und mit trockenem Brod e oder Brodt mit schlechter Milch, oder Erbsinnen und dergl. zufriedenseyn mußte.

Einst war ihm sogar der Hunger mit allen seinen traurigen Folgen ziemlich nahe. Seine silbernen Schnallen und guten Oberhemden waren bereits verschluckt, und der von Jakobine erhaltene Kinn stand Gevatter. O wie oft wünschte er sich jetzt einen großen Langenwaldauer Ziegenkäse, oder ein Ferkelchen von Jakobinens wohlschmeckender Butter, um sein Brodt damit annehmbarer für die Kehle zu machen. Jetzt in der äußersten Noth, wo ihm der sonst eiserne Muth fast

fast entflohen wäre, erschien auf einmal der Briefträger und langte ihm aus dem Quittungsbuche einen Brief hin, mit der Erinnerung, ihm ein reichliches Briefträgersohn zu geben. Denn auf Akademien haben die Herrn Briefträger den Gebrauch eingeführt, von gutwilligen Studenten für Geldbriefe allemal ein verhältnismäßiges Douleur zu verlangen. Philipp sand in der Aufschrift 6 Louisd'or, quittierte eh er den Brief öfnete den Briefträger, und gab ihm einzukt seine letzten 5 Preussischen Sechser. Dieser murte darüber und gieng ohne Abschied fort. Philipp öfnete nun mit freudigen Beben den Brief. Wem sollte wohl nicht einfallen, daß dies Geld von dem eſterwähnten Frater gekommen ſey? Die Vermuthung iſt auch richtig. Mit den lebhaſteſten Ausdrücken des Danks hat dieſer edeldenkende Mann ſeinen Lebenserretter, dieſe Kleinigkeit bloß als Wiederbezahlung ſeiner mit Zinſen angewachſenen Schuld anzunehmen. Philipp glaubte, (man bedenke, daß er ein Theologe war), in dieſem ganzen Vorgange unteugbar den leitenden Finger Gottes zu ſpüren, der ihn eben

eben damals, als der Frater trostlos zwischen Tod und Leben rana, jenen einsamen Weg suchte, um denselben zu retten, und nun dafür in der Zeit der Noth Verstand, Belohnung und Freude zu erndten. Philipp bezahlte sogleich alle seine kleine Schulden, kaufte sich einige nothwendige Bücher und behielt noch die Hälfte des Geldes übrig. Was den Kauf der Bücher betrifft, so werden manche meiner Leser, und besonders Leserinnen das sehr unüberlegt und überflüssig von dem guten Zeidelbär finden. Aber ich bitte herzlich, zu glauben, daß einem Gelehrten, der die Wissenschaften wirklich liebt, alte Bücher eben so nah am Herzen liegen, als das liebe Vreid. Dies war der erste väterliche Seeqen, der unsern Philipp zu Theil wurde. Ein zweyter folgte bald nach.

Der Frater hatte seitdem, als er Jakobinen auf der Promenade traf, mehrmals Gelegenheit gesucht, sie zu sehen, denn es war seinem Herzen nun seit seiner großen Lebensgefahr und dadurch entstandnen Ver-

künd-

bindlichkeit gegen Philipp gleichsam zur Pflicht geworden, an dem Geschie dieser jungen Dame Theil zu nehmen. Nun hatte Philipp ihm gleich nach dem von ihm erhaltenen Geschenk geantwortet, unter andern seine jezige armseliche Lage rührend beschuldert, und versichert, daß er ohne diese das Geschenk nicht angenommen hätte, jezt aber darzu gezwungen gewesen sey, und hinzugesagt, daß er nunmehr dem Frater eben so viel und noch mehr Verbindlichkeit, als dieser ihm, schuldig zu seyn glaube. Dieser Brief rührte den Ordensbruder ungemein. Er trug ihn beständig bey sich, mit dem festen Entschlusse, ihn Jakobinen bey der ersten schicklichen Gelegenheit zu zeigen. Diese fand sich bald. Jakobine las — und die hellen Thränen flossen auf den Brief. Es jammerte die gute Frau unaussprechlich, daß der arme Philipp in solchem Elende schmachte, indessen sie ihre Tafel tädlich mit Delikatessen besetzt fand, und in Karossen fuhr, so oft es ihr beliebte. Das Elend des Jünglings zu mildern, war ihr fester Entschluß, aber ihre Baarschaft war zu geringe, um dem Beystande Gewicht zu geben, denn

## 212 Philipp und Jakobine.

dem ihr Gemahl gab ihr wenig Geld für sich, weil sie wenig brauchte und auch keine verlangte; und über die wirthschaftlichen Ausgaben sehr sie fert, ihm so wie ihrer als Haushälterin Rechnung abzulegen; welches er sich auch gefallen ließ, weil er ein edelmüthiger Mann war. Sie sagte also den Muth, sich Verhalt an ihren Gemahl selbst zu wenden! Sie sagte ihm, daß der Ranzewaldauer Schulmeister verstorben sey, und einen Eohn hinterlassen habe, der zusamt seiner verwittweten Mutter sich in sehr dürftigen Umständen befinde. Er studiere zu Halle die Gottesakademie, und weil er sehr fleißig sey; so schickte er ihm gar sehr oft an den dringendsten Bedürfnissen. Der alte Zeidelbar sey ihr Pathe und Lehrmeister gewesen, und sie bäte daher, daß ihr lieber Mann diesen armen Menschen einiger Unterstützung würdigen möchte. Der Rath gerührt über ihre gerühete Bitte, die sie mit nassen Augen vortrug, versprach ihr soaleich 100 Thaler für diesen ihren alten Bekannten, wozu er ihr auch nach demselben Tag eine Anweisung an ein angesehenes Haus nach Halle einhandelte.

Jako-

Jakobine war unentschlossen, ob sie selbst an Philipp schreiben oder die Anweisung durch ihre Eltern sollte befolgen lassen. Sie war schlaue genug, ihren Mann um Rath zu fragen, ob es sich für sie wohl schienen möge, an einen Studenten zu schreiben. Der Rath lachte über ihre Delikatesse, und sagte, daß es bloß auf den Inhalt ankomme. Solche Briefe müsse man kurz machen. Jakobine, noch immer unentschlossen, bat den Rath, ihr einen Brief zu diktiren. Er that's. Sie siegelte vor seinen Augen. Was sollte ihm da vor Argwohn einfallen? Daß Jakobine nicht ein zweites Bräutchen verstoßen beylegte, geschah darum, weil sie nicht so recht wußte, wie sie sich benehmen sollte, und weil sie sich schämte.

Philipp war sehr erschrocken, als er Jakobine's Hand in der Aufschrift erblifte. Er konnte sich lange nicht entschließen den Brief zu öffnen, und als er's that, geschah es mit Zittern. Daß ein so zarter Beweis des Andenkens darinne liege, verrieth ihm freylich äußerlich nichts. Uebrigens war er
 auch

auch mehr erstaunt als erfreut darüber, als er ihn fand. Und der treue fremde Ton, mit dem die Dame an ihn geschrieben hatte, schmerzte ihn tief. Ob er schon ihrer jezigen Lage anaemessen war, so ward doch eben dadurch sein Herz an seinen Verlust, und an die große für ihn traurige Metamorphose erinnert, die mit Jakobinen vorgegangen war. Er hina diesen quälenden Gedanken nach, bis er die 20 schönen Goldstücken in Händen hatte, die vermöge der ihnen eignen ursprünglichen Aufreiterungskraft ihn wenigstens in eine ruhige Stimmung zumit brachten. So viel Geld hatte er in seinem Leben noch nicht beisammen gehabt. Er schloß es in seinen Koffer, wickelbasierte gut, sang aber doch wider an, im Gasthose zu speisen, und je zu weilen ein Glas Wein zu trinken. Er merkte bald, daß bey dieser veränderten Drat sein Studieren wieder besser von staten gieng. An Jakobinen so wohl als an den Rath schrieb er verbindliche Danksaumabriefe, und beyde waren mit seinen Neusamungen vollkommen zufrieden.



Jakobine, die von Seiten des Unterhalts Philipps neu beruhigt war, erinnerte sich nun um so mehr an ihre verletzte Pflicht und war darüber sehr traurig. Was half aber dies? Da meine Leser bereits eine Perfection Leichtsinns in ihrem Charakter werden bemerkt haben, so wird es sie wohl nicht bestreiden, wenn ich ihnen sage, daß die Frau Rätlin nach langem Kampfe, endlich den Entschluß faßte, ein neues Verhältniß mit unserm Philipp anzufangen, und ihm ohne Vorwissen ihres Mannes zu schreiben. Sie bat ihn um Verzeihung wegen ihrer begangenen Untreue, suchte sie einigermaßen durch seine allzu große Empfindlichkeit und durch seine heimliche Abreise von Breslau zu entschuldigen, und kam so nach auf den Punkt der Ausöhnung zurück, von dem sie ausgegangen war. Sie fügte hinzu, daß Philipp gewiß in allem Betracht glücklich wählen würde, wenn er Halle nun bald verlasse, und sich auf einige Zeit nach Breslau begäbe, wo sie denn nicht nur in Stande zu seyn hoßte, ihn zu unterstützen, sondern ihn auch mit der Zeit eine Versorgung zu verschaffen. — Ein

Lichtstrahl fuhr durch den Busen des Jünglings, als er diesen Brief las. Wo waren jetzt seine Entschlüsse, Jakobinen zu vergessen, auf einmal hin? Er fand den Vorschlag so trefflich, den Brief seiner ehemaligen Freundin so einladend, ihre Vorkungen so unwiderstehlich, daß er nicht mehr lange Ruh und Rast in Halle hatte, obgleich dieses neue Verständniß seinem Religionssystem gänzlich widersprach. Wie sollte er aber Jakobinen antworten? Sie hatte ihm hierzu keine Anweisung gegeben. Sollte er sich an den Krater wagen, einen religiösen Mann, der auch schon von Seiten seines edlen Herzens ein solches Verständniß kaum billigen konnte? Doch, nichts ist erfindungsreicher als die Liebe, und ein Fall erzeugt immer den andern. Er, der einmal von seinem festen Verlasse, Jakobinen zu vergessen, abgegangen war, und dem sein Herz nichts darüber sagte, daß er der Itherheit nahe sey, bedachte sich auch nicht lange, seinen edeln Freund zu belügen, und ihn um die heimliche Vorkellung eines Briefes zu bitten, der nichts als Danksagungen für ein zugesandtes Geschenk

Geschenk enthielte, das Jakobine ihm heimlich gesendet habe. Der Frater, der von den ersten diese Angelegenheit betreffenden Briefen noch nichts wußte, freute sich des Auftrags, ohne zu träumen, daß der Brief Liebeserklärungen enthielte. Es gelang ihm, denselben bald abgeben zu können, und Philipp hatte dafür gesorgt, daß Jakobine mit ihm auf einerley Rede blieb.

Daß eine solche Liebe, die den Gesetzen einmal zuwiderläuft, sträflich sey, beweist schon die unausbleibliche Nothwendigkeit, beständig lügen zu müssen. Wer heimliche Verbindungen eingehen und fortsetzen will, der muß auf das Verdienst, ein esner grader deutscher Mann zu seyn, durchaus Verzicht thun. Es war also die erste Lüge Philipps und Jakobinens, die sie an ihrem edlen Freunde verübten. Es folgten deren mehrere nach, die den Roman glücklich fortführten, bis auf eine entscheidende Katastrophe, wie wir bald hören werden.

Philipp verließ Halle nach einigen Monaten. Er besuchte seine Mutter in Lan-

genwalddau. Der alte Magensast war nicht so ganz zufrieden damit, daß er sich nach Breslau wenden wolle. Er rath ihm vielmehr in hiesiger Gegend zu bleiben, und versichert zu seyn, daß er sich seiner bestens annehmen werde. Der Verstand mußte diese Vorschläge sehr annehmbarwerth finden. Aber das Herz des jungen Mannes empfand sich dawider. Neue Vereinigung mit Jakobinen war sein Alldank, sein unablässiges Streben, und jedes Wort in Jakobinens Briefe war in seiner Seele ein Wohlklang der schmeichelnden Harmonika. Himmlisch süß ist verübte Liebe. Und nicht bey einer Frau, bey einem der großen Welt nicht unkundigen jungen Manne die Wellen an dieser Liebe großen Theil gehabt haben? — Der Pastor und Philipps Mutter versuchten es auf alle Art, ihn hier zu behalten. Aber alle Bemühungen waren vergeblich. Sie predigten tauben Ohren. Philipp versprach, um sie los zu werden, daß er zurück kommen wolle, wenn er dort sein Unterkommen nicht fände, verließ mit jubelnder Seele Langenwalddau, und

gelangte

gelaugte mit pochendem Herzen in Breslau an.

Als Philipp zum erstenmal in dieser Stadt seinen Einzug hielt, geschah es mit einer Art von tobendem Ungestüm, und mit banger Erwartung. Jetzt tingen ihn die Kitzige der verführten Liebe hieher, und es waren süßere Hoffnungen in seinem Herzen, als damals, wo eine geheime Ahnung ihm sein Schicksal weißagte. Um von keiner Seite Verdacht zu erwecken, nahm er einstweilen Logis in einem Gasthose. Er ging gleich am folgenden Morgen zum Rath, und bat, seine Aufwartung machen zu dürfen. Bey einem Haare hätte diese Drückigkeit das ganze Spiel verdorben. Jakobine gieng eben über den Versaal, erschrak, sagte sich aber, nickte Philippen freundlich zu, drückte ihm mit dem Finger, und schlüpfte in ihr Gemach. Der junge Mann verstand Alles. Dieser stumme Emphasa entzückte ihn. Er sagte mehr als alle bewillkommende Worte. Aber wie leicht kam nicht Jakobine in Verlegenheit, wenn jemand dabeystand. Wie

leicht war nicht alles verrathen. Doch, jezt in das Zimmer des Raths! Philipp hatte sich als einen Studenten von Halle anmelden lassen, den der Herr Rath bereits aus einem Briefe kenne, und der die Ehre zu haben wünschte, seine schuldige Aufwartung zu machen. Er ward verlaßsen. Ein Herz voll Hofmann hat Muth die Fülle. Unser Philipp spielte seine Rolle so gut, nahm den Rath so ein, daß dieser nicht nur, wider seine Gewohnheit, sich in lange Unterredung mit ihm einließ, sondern auch seine Frau rief, und sie ihrem Landesmann vorstellte. Dieser erste Besuch lief glücklich ab. Philipp war auf Morgen Mittag zur Tafel geladen.

Aber eh der morgende Tag anbrach, hatte Jakobine schon Mitt- und Wege gefunden, ein geheimes Verständniß mit ihrem Lieblinge anzufangen, für den sie nun wieder von ganzem Herzen alühte. Ein alter Hausknecht kam, als es dunkel geworden war, in sein Loais, und brachte ihm ein Briefchen, folgendes Inhalts:

Es ist

Seit ich Sie, mein Lieber, in Breslau weiß, schlägt mein Herz unruhig, aber freudig. Ich habe noch einmal so viel Muth hier zu leben, da Sie auch hier sind. Lassen Sie sich ja nicht einfallen, je wieder weg zu kommen, es sey denn mit den glücklichsten Aussichten für Sie. Daß ich die Gattin eines andern bin, soll unsre Vertraulichkeit nicht stören. Ich habe gelernt, wie man in großen Städten leben muß, und bin nicht mehr so schwach, an gewissen Vorurtheilen zu hängen. Fern sey es zwar von mir, jemals lasterhaft oder aussetzend zu werden. Ich liebe meinen Mann so sehr, als man nur immer einen Mann von seinen Jahren und seiner ernsthaften Stimmung lieben kann. Ich ehre und schätze ihn wie meinen Vater. Aber Sie haben ältere Rechte auf mein Herz, und ich begehe gewiß kein Verbrechen, wenn ich Ihnen auch jetzt noch ein Plätzchen in demselben einräume.

Nur bleiben sie mir immer fein artig, und erwarten Sie nie zu viel Nachsicht von einer jungen Frau, die zwar Liebe für einen Jüngling empfinden kann, aber darum doch niemals die Pflichten gegen ihren Mann aus den Augen setzen wird. — Sie werden hier durch die Empfehlung meines Manns schon fortkommen. Nur benchmen Sie sich morgen über Tische klug, daß er die Ursache ihrer Außerokunft ja nicht etwa merke. Was in meinen wenigen Kisten steht, werde auch ich zu Ihrer Unterstützung beitragen. — Auf den alten Niklos, der Ihnen den Brief gebracht, können Sie sicher trauen. Er ist treu und verschwiegen, und mir sehr ergeben. — Meine werden wir uns anfänglich wohl nicht oft sprechen; aber mit der Zeit wird sich das schon finden. — O ich bin so froh, so hoffnungsvoll! Lachen Sie mich nicht aus, Philipp. Ich hätte mich Ihnen nicht so bloß geben sollen. Aber Sie kennen ja von  
 alten



alten Zeiten her die offne, gutmüthige,  
Ihnen so herzlich ergebene

Jakobine.

Ein solcher Brief macht Eindruck auf das Herz eines liebenden jungen Mannes. Philipp konnte ihn noch vor Mitternacht mit allen Interpunktionen anwendig. Es kam wenig Schlaf in seine Augen. Am folgenden Vormittage putzte er sich gewaltig heraus. Seine Person hatte obzuehin etwas Annehmliches. Der Spiegel sagte dem Docten, er sey schön. O wärest du, guter Junolting, deinem Entschlusse, Jakobinen zu veraessen, treu geblieben! Du betriffst eine schlüpfrige Bahn, und die Eitelkeit so wenig als die verbotne Liebe schiken sich zu deiner religiösen Bestimmung. Aber der Taumelkelch der Leidenschaften ist süß, und die Lockungen eines schönen Weibes, deren Reize man schon ein wenig näher als nur obenhin kennt, sind unwiderstehlich! — Es schlug 1 Uhr, die dem gebetnen Gaste festgesetzte Stunde. Er flog in das Haus des Raths. Es waren noch einige Freunde vom Hause, Schmaruzer im

## 234      Philipp und Jakobine.

gemeinen Leben genannt, bey der Tafel. Dies half das Betragen der Liebenden er-  
 leichtern. Die Unterhaltungen bestanden  
 meistens aus Aesagen des Noths über Halle  
 und Lannaeswalden. Philipps Antworten  
 waren alle kerniat. Sie veranlaßten den  
 Noth; Er brachte auch theolaische Gegen-  
 stände auf die Bahn, und bemerkte mit  
 Veranlaß, daß Philipp in seinem Fache  
 gut zu Hause sein mochte, weil er mit ruhiger  
 Bisherigkeit von diesen Dingen sprach,  
 so sprach, wie man gegen solche, deren  
 Hauptgeschäfft dieser Gegenstand nicht ist, dar-  
 von sprechen muß. Endlich wurde das Ge-  
 spräch auch auf Philipps künftiges Fortkom-  
 men gelenkt. Weit entfernt, sich für Bres-  
 lau zu erklären, betrug er sich vielmehr so,  
 als ob er nicht wisse, wo er sich hinwenden  
 solle, und als ob er sich nicht von weitem un-  
 tersuche, einen Ort wie Breslau zu seinem  
 Aufenthalte zu wählen, der mit würdigen  
 Fortgelehrten ohnstreitig sehr überhäuft sey,  
 und wo mancherley eiane Einrichtungen die  
 künftige Verheirathung einem Fremdlinge nicht  
 wenig erschweren würden. Jakobine ward  
 roth.

roth. Es war unmöglich ihr einen Wink zu geben, wann nicht das ganze Spiel verrathen werden sollte. Das gute Weib ward Philipps Schlaueit nicht inne. Er wußte sehr wohl, daß die meisten Menschen gern widersprechen, und gemeinlich grade das rathen, wofür man sich fürchtet. Besonders gehörte der Rath zu dieser Gattung von Menschen. Er sah es immer gern, wenn sein Wort galt, und hatte in so manchen Dingen seine eignen Meinungen, von denen er schwer abgieng. Er nahm jetzt das Wort, und behauptete, daß ein Anfänger in einer großen Stadt fast in jedem Hause mehr Aufsichten habe, als in einer kleinen. In so manchem Betracht war das wahr. Es ward ihm natürlich von allen Seiten zugegeben. Vergnügt über den Beyfall wollte er an Philipp ein Beyspiel statuirt wissen, und rieth ihm mit allem Ernste, sein Fortkommen in Breslau zu suchen. Die List war also gelungen: Philipp hatte weiter nichts zu thun, als sich noch ein wenig furchtsam zu stellen, und dann zu sagen, daß er sich doch wohl vielleicht darzu entschließen könnte,

könnte, da sein einsichtsvoller Herr Wirth ihm darzu rathe, wosern er nur hoffen dürfe, daß dieser ihm seine hohe Protection angedeihen lassen werde, als welches freilich bey seinem Waqsfuß seine aufsteigendste Aussicht seyn mußte. Der Rath lächelte, versprach es mit abkhnender Bescheidenheit, und es war so gut als entschieden, daß der Herr Kandidat hier bleiben werde. Jetzt merkte Jakobine ihres Liebings List. Sie freute sich des Gelingens, und ein großer Stein fiel von ihrem Herzen. Die Schwärzger redeten noch ein lauges und ein breites von der Sache, und blieben insbesondere dabeistehen, daß der Herr Kandidat es ohne das mindeste Bedenken wagen könnte, da der Herr Rath ihm ihre hohe Protection zusicherten. — Das Gespräch ward nun unbeschreiblich fade. Der Wirth brach es ab, stand auf, und gab mit höflicher Manier zu erkennen, daß er allein seyn wolle. Philipp ward acheten, zuweilen einzusprechen, und ihm gesagt, daß er immer willkommen seyn werde. So schloß sich dieser Tag für die Liebenden. Philipp, der auf der Fürstenschule erzogne  
und

und auf seinem Studierzimmer ausgebildete Philipp, wagte sich in die große Welt, thats mit Verfall; niemand merkte ihm sein Thorheitelken an; ihm selbst war es fast ein Räthsel, daß alles so gut von statten gieng. Es ist doch viel, daß manche Menschen sich augenblicklich in jede veränderte Situation werfen können. Diesen Nachmittag besah Philipp das Aeußere von Breslau. Er besuchte den Juden, der ihn kalt empfing, als er aber sagte, daß er Herrn Rath \*\*\* gekannt, und dieser ihm gerathen habe, hier sein Glück zu versuchen, so ward er nach gerade verbindlicher, und erbot sich zu Philipps Diensten. Ueber alles freundlich empfing ihn die Tochter. Sie schien es gar nicht verbergen zu wollen, daß ihr der schöne christliche Schriftschrifter nicht wenig gefalle. Aber ihr Wohlwollen brachte ihr keinen Gewinn. Denn jetzt war Philipp todt für alle andre Mädchen.

Den folgenden Tag besuchte Philipp den Frater. Dieser wußte nicht, ob er seinen Augen trauen solle. Doch war er außerz

vergnügt, seinen Erretter hier zu wissen. Sein Auge glühte für Verlangen, sich gegen ihn recht dankbar zu beweisen und er erbot sich zu allen möglichen Dienstleistungen, die der Kandidat während seines Hierseins, bedürfen werde. Er glaubte lange, daß Philipp nur auf einige Zeit herabgekommen sey. Es wollt' ich auch nur, sagte dieser, indem es ihm nicht schwer ankam, einen Freund, den er schon einmal belogen hatte, auch zum zweitenmal zu belügen: aber das Zureden einiger Freunde und Gönner hat mich zu dem Entschluß gebracht, zu versuchen, ob ich nicht hier mein Unterkommen finden könne. Der Krater war herzlich erfreut über diese Nachricht. Er versprach, seiner Zeits alles mögliche zu seines Freundes Zufriedenheit beizutragen. Vor diesmal trennten sich diese zwei einander wirklichliebenden Personen bald, weil der Krater Geschäfte hatte.

Philipp lernte diesen Mittag über der Mahlzeit in seinem Gasthose einen Mann kennen, der viel Auszeichnendes an sich hatte. Er war von mittlern Jahren, un-

tergesetzt

terhözter Statur, schwarzbraun, kurz und entschlossen in seinen Reden, und von troziger Miene. Er sprach zu allen vorfommenden Vearnständen mit Reich guter Kenntniß, und alle Anwesende schwiegen, wenn dieser Donimeter den Mund aufthat. Den alle dem leuchtete etwas Gutmuthiges aus seinen Augen. Philipp beschloß fest in seinem Herzen, mit diesem charakteristischen Manne nähere Bekanntschaft zu machen. Vor heute war aber dazu kein Noth. Nach dem Essen schnallte der Bramarbas ein großes Contean um, und gieng trozig aus dem Zimmer. Zeidelbär fragte den Wirth, ob dieser Mann hier im Hause waire. Dieser bejahte es. Philipp war vergnügt darüber, und konnte nun mit einiger Gewisheit darauf rechnen, daß er seinen Mann näher kennen lernen würde. Diesen ganzen Tag hörte und sah der gute Kandidat nichts von Jakobinen. Er mußte sich also ohne diese Erquickung zu Bette legen.

Am folgenden Morgen stieg etwas langsam über den Saal auf sein Zimmer zu.

Die

Die Thüre gieng auf, und der Bramardas trat herein. Sie haben, sagte er zum erstaunten Zeidelbär, gestern gegen den Wirth hier im Hause gekämpft, daß Sie mich näher kennen zu lernen wünschten. Hier bin ich. Was steht zu Ihren Diensten? Mit diesen Worten blieb er mittelt in der Stube stehn, und sah Philippen hart an. Dieser war etwas verlegen. Doch, sagte er sich, und sagte nach einem gewöhnlichen Kompliment, das jener bloß mit ein paar steifen Bewegungen beantwortete, daß er aus seinen Anan so etwas gekostet zu haben glaube, wovon man auf unglückliche Schiffe schiffen könne. Wohl hatte ich die, erwiderte der Fremdling. Danken Sie, junger Mann, so leicht und süßlich Sie hier da stehn, war ich auch. Jetzt ist mir das Leben zur Last, und die Welt zu enge. Ich taumle von einem Ort zum andern, und habe allen Freuden unversöhnlichen Haß geschworen. Philipp bedauerte ihn; Sie wurden durch die Ankunft des alten Nillas unterbrochen, der ein niedlich gebrochnes Bröckchen brachte. Philipp ward reiß und ver-



verlegen. Der Fremde gieng, und sagte im Weggehen: Gewiß von einer Dame! Armer Mann, laß dich nicht blenden. Trau den Weibern nicht! Adieu, wir werden uns näher kennen lernen. — Das alles hörte Zeidelbär nur halb, denn schon begann er den Brief zu lesen. Jakobine lud ihn ein, am Nachmittage auf eine gewisse Promenade zu kommen, indem sie allein spazieren gehn werde, und seine Unterhaltung wünsche. Freude durchsaufelte den ganzen Kandidaten. Er gab mündlich, so wurde es verlangt, zur Antwort, daß er sich einstellen werde. Ueber dem Mittagessen zog ihn der erwähnte Fremde — er nannte sich Tellenstein — mit dem Briefchen auf. Die Tischgesellschaft hatte diesen Genicmann noch nie lacheln gesehn. Sie staunte also über seinen Scherz mit diesem Jünglinge. Aber er hatte einmal etwas an Philipp gefunden, das ihm behagte. Sein Herz neigte sich zu ihm hin. — Philipp konnte vor unruhiger Freude nicht essen. Er fand sich lange vor der bestimmten Zeit auf dem festgesetzten Plaze ein.

## 242 Philipp und Jakobine.

Nach langem Harren erschien endlich Jakobine in einer Horkappe. Damals trug man diese Dinger stark, und diese Mode kam ihr zu statten. Sie bieng sich zärtlich an Philipps Arm, und, der Gegend lundig, suchte sie ihn auf einsame Gefilde, wo kein Mensch lustwandelte, da es ohnehin noch nicht völlig grün, und wenig Anmuth im Freyen zu finden war. Die veredeten Zungen konnten nicht Worte finden, von ihnen verübergeganenen und gegenwärtigen Gefühlen zu schwätzen. Keines machte dem andern Vorwurfe, und schon war es beyden so natürlich, daß Jakobine die Gattin eines andern seyn mußte. Verstoßne Liebe ist doch immer süßer, als öffentliche. Uebrigens will ich meine Leser mit den Unterhaltungen bey dieser zärtlichen Zusammenkunft nicht erst beschäftigen. Das Wertwürdigste davon war, daß Jakobine ihrem Geliebten Verschwiegenheit und Klugheit fest einband, und daß sie unter sich ausmachten, nicht länger an einem und demselben Orte, sondern bald da bald dort zusammen zu kommen. Auch fanden beyde es gut, daß Phi-

lipp

lipp zwar nicht eben selten, aber doch immer nur auf ganz kurze Zeit ihrem Gemahl die Aufwartung mache, außer wenn er längern Besuch selbst verlange.

Wir kehren zu unserm Ritter Tollenstein zurück. Noch diesen Abend gieng Zeitdelbär auf sein Zimmer. Dieser freute sich über seinen Besuch. Sie verbannten bald alles lästige Ceremoniel aus ihrer Mitte. Tollenstein ließ Wein auftragen, der beyden die Zunge löste. Er gab den Vitten Philipps, ihm seine Lebensgeschichte zu entwerfen, um so eher nach, und erzählte ihm folgendes:

19.

Ich bin ein geborner Pöle, und heiße eigentlich S \* \* \* y. Mein Vater hatte ein kleines Gut, das meine Eltern nebst mir und zwey Schwestern kümmerlich nährte. Er diente der Kronarmee, und fand in den damaligen innern Unruhen des Reichs sein Lebensende, als ich noch ein angehender Jüngling war. Unser Gut hatte unglaublich

## 244 Philipp und Jakobine.

lich gelitten. Wir konnten es nicht behaupten. Meine Mutter verkaufte es, und zog mit meinen Schwestern nach Cracau. Ich kam zu meinem Onkel, meines verstorbenen Vaters Bruder, der ein reicher Herr war und beträchtliche Güter an der Warthe ererbt hatte. Er hatte keine Kinder, auch nicht Hoffnung welche zu bekommen. Daher sieng es mir in diesem Hause sehr wohl, und ich verehrte diese meine Pflegerktern noch in der Wiebe mit redlichem Danke. Indessen fehlten sie doch in so manchem Betracht bey meiner Erziehung. Sie überließen mich zu sehr mir selbst; sie nahmen mich zu oft in die Gesellschaften der Erwachsenen mit. Man weiß, wie sehr unter diesem Himmelsstriche die Sittlichkeit ohnehin vernachlässigt wird, achweiche in jenen unruhigen Zeiten, wo alles bunt durch einander sieng. Wir hatten ein weitläufiges Schloß, in welchem fast ver immer Fremde als Besuch zuagewaren, die aus Polnischen und Schlesißen Herrschaften bestanden. Alle diese waren mir held, und ich lag in halben Tagen auf ihren Zimmern, lernte da müßig geben,

[sic]

spielen, und freymüthig gegen die Mädchen werden. Die Damen nahmen es sich gar nicht übel, in Gegenwart meiner, da ich nur noch als ein Knabe betrachtet wurde, sich aus und anzukleiden, ihre Halstücher und Nieder abzulegen, mit ihren Männern zu liebeln, oder wohl gar in meinem Daseyn sich zu Vette zu legen. Die Herren karesstirten mit den Kammermädchen, und die Bedienten wurden von den Damen mit zu weit getriebener Herablassung behandelt. Es konnte nicht fehlen, daß meine Leidenschaften zu früh reiften, mein Charakter zum Leichtsinne sich hinneigte, mein Geist am Müßiggange Vergnügen fand, indes mein Betragen, meine äußerliche Bildung dabey gewann, und mich überall beliebter machte.

Vom zum achtzehnten Jahre war ich in dem erwähnten Hause. Man hielt mit einem Hofmeister, der nichts verstand, der sich um mich wenig bekümmerte, seinem Vergnügen nachgehend, und froh war, wenn wir nur die festgesetzten Lehrstunden hingleiert hatten. Aus natürlicher Gutmüthig-

## 246 Philipp und Jakobine.

Zeit wollte mein Onkel ihn nicht verabschieden, wiewohl er mehrmals merkte, daß ich bey seiner Föhrung zurück blieb. Er traf daher einen Ausweg, und schickte mich nach Posen, um da sowohl in Wissenschaften als Stadtschen Sitten vollkommener zu werden. Ich kam in das Haus eines Schulmannes, der mich ziemlich kurz hielt. Das that mir nun verzweifelt bange. Ich Thor sah freylich ein, daß es zu meinem Besten diene. Besonders schmerzte mich die Entfernung von allem weiblichen Umgange, denn meine Zeit war so vertheilt, daß mir zu Gesellschaften nichts übrig blieb, als einzelne Stunden, und noch mußte ich jeden meiner Gänge anzeigen. Posen war indessen nur eine kleine Tagereise von unserm Gute entfernt, und ich reiste daher meistens monatlich einmal zu meinem Onkel, woselbst ich dann ein paar Tage von meinem Klosterleben mich erholte. Als ich drey Jahr in Posen zugebracht hatte, rief mich mein Onkel zurück. Eine langwierige Siechheit nahte an seinem Leben. Die Verwaltung seiner Güter fiel ihm zu schwer. Er wollte an mir einen Gehülffen haben.

haben. Ich besolgte diesen Befehl mit Freuden, denn ich schmachtete nach Freyheit. Sogleich nach meiner Rückkehr übergab mein Onkel mir die Aufsicht über den ganzen ökonomischen Theil seiner Güter. Dies war für mich ein angenehmes Geschäft. Ich hielt die Pächter und Verwalter so kurz, als mich mein Lehrer in der Stadt gehalten hatte. Alles gewann unter meiner Direction ein andres Ansehn, und wir konnten jetzt noch einmal so viel Gäste bewirthen, als sonst, ohne unsre Revenüen verringert zu sehen.

Unter den Personen, die des Sommers oft bey uns waren, befand sich eine Gräfin, eine Wittve von etwa dreyßig Jahren, die bildschön war, aber die Verschwefter machte, oder wenigstens zu machen affectirte. Diese Dame gab den Armen viel, sang früh und Abends geistliche Lieder, betete vor und nach der Mahlzeit, las die Bibel, besuchte alle Sonntage die Kirche, meistens Dinge, die unter dem Adel dieser Gegend fremd waren. Vorzüglich aber vermehrte es den Geruch der Heiligkeit dieser Dame, daß man

sie von allen Sünden wider das sechste Gebot völlig rein glaubte, denn niemand wußte etwas von der Art auf sie zu bringen. Ich dachte in meinem Herzen oft drüber nach, wie es möglich sey, daß eine so schöne, für Weisheit und Vergnügen geschaffne Frau, die noch dazu niemals Kinder gehabt hatte, in dem ihr Mann wenig Monate nach der Vermählung mit ihr verstorben, und nun schon lange Jahre todt war, der Einsamkeit so nachgehen, unaufhörlich beten, und auf alles sumliche Vergnügen Verzicht thun könne. Es war mir vergetrungen, als ob Zwang in ihrem Betragen herrsche. Ich nahm mir vor, einen Sturm auf sie zu wagen, denn ich schmeichelte mir, daß zärtliche Anträge von einem feurigen Jünglinge, den sie an Jahren weit übertraf, ihr höchst willkommen seyn mußten, wosern anders ihre Abneigung Heuchelei sey. Aber seys nun, daß sie mich wirklich nicht leiden konnte, oder fürchtete sie, daß ich mich meines Siegs rühmen möchte — genug, sie schlug meinen Sturm tapfer ab, und fand sich unglaublich beleidigt, daß ein solcher Däseher ihr von Zärtlichkeit



lichkeit vorschwätzen wollte, die doch ohnehin ganz wider ihre Grundsätze sey. Ich zog mich zurück, und bekam Ehrfurcht vor ihr; denn meine Eitelkeit wollte mich bereden, sie müsse nun wohl wirklich eine Heilige seyn, da sie mich nicht lieben wolle. Aber ich erfuhr zu meinem Schaden bald das Gegentheil.

Wir hatten in unserm Garten vertrefliche Lauben von Lerchenbäumen, mit dazwischen gesetzten Buchen, die so künstlich angelegt waren, daß immer zwey große die dritte kleine verbargen, in deren Mitte dann eine Fontaine mit gedämpftem Sprunge träufelte, und von Rosenbäumen umzingelt war. Die Bänke waren in Gestalt eines Cepha innerhalb der Heckenwände angebracht. Heiliges Dunkel beschattete sie, und der Flöten- und Nachtigallen gewährete hier dem Ohre den süßesten Zauber, abgewechselt vom sanften Geriesel der Fontaine. Hier schlug in den duffenden Semmernächten so manches Schäferstündchen, und manche jungfräuliche Nase fand hier ihr Grab. Diese Lauben waren auch mir oft Lieblingsaufenthalt.

## 250 Philipp und Jakobine.

Einst gieng ich am Abend beym Schimmer des Mondes in eine von denselben. Wer drinn war, konnte den Kommenden, und wer hineingien, den drinn Sitzenden wegen dem Fall des Wassers nicht hören. Wie vom Plize gerührt stand ich auf einmal vor unsrer Betschwester, die ausgesirekt auf dem Sopha lag, und mit einem unsrer Bedienten sich wie im Stande der Unschuld vergnügte. Dieser Kerl war in der That schön, breitshultrig, von derben Waden, mit einem Wort viel versprechend. Das Pärchen ward mich nicht eher gewahr, als bis ich schon wieder umkehrte. Der Bediente, der die Schlupfwinkel wußte, war wie ein Pfeil durch die Gete. Die Gräfin, glühend wie ein Scharlach, rief mich voll Wuth zurück, und drohte mir, mich zu vergiften, wenn ich ein Wort von dieser Begebenheit über meine Lippen gehen ließe. Dies verdroß mich. Ich fühlte mich beleidigt über die Befehle einer Person, der ich keinen Gehorsam schuldig war. Es kam zwischen uns zum starken Wortwechsel, und endlich gab ich in der Hitze der Gräfin eine derbe Maultschelle. Wü-

tend

tend zog diese heuchlerische Dame einen kleinen Dolch aus ihrem Busen, und stach nach mir. Es wird Ihnen, lieber Mann, vielleicht nicht bekannt seyn, daß viele unserer adelichen Damen Dolche in geheim bey sich führen. Ich war unbewafnet, und da es mir nicht gelang, ihr das Gewehr aus der Hand zu winden, auch ich die Rückkehr des Bedienten auf den Lärm besürchten mußte, der natürlich Parthey wider mich genommen haben würde, wobey ich seliglich mein Leben leicht hätte einbüßen können, so nahm ich die Flucht. Gleich am folgenden Morgen entdeckte ich den ganzen Vorgang meinem Onkel und bat mit seinem Rath aus. Er erschrak darüber gewaltig. Die Gräfin war eine der angesehensten Damen in der ganzen Gegend, und eine genaue Freundin von seiner Gemahlin. Er wollte nicht gern in offene Feindschaften mit ihr gerathen, welches unausbleiblich geschehen wäre, wenn er die Gräfin sich entfernen heißen, und den Bedienten verabschiedet hätte. Indessen war doch, so wie die Sachen jezt standen, mein Leben in augenscheinlicher Gefahr; und selbst

selbst dann, wenn beide Personen entfernt waren, konnte ich vor Vergiftung oder Mord nicht sicher bleiben. Wer die Rachsucht und Grausamkeit, die unter dem dortigen hohen Adel damals zu finden war, kennt, der muß wissen, in welcher augenscheinlichen Gefahr ich schwebte. Es war also hier kein andrer Rath, als mich auf eine geraume Zeit unter irgend einem Vorwande zu entfernen, bis die alles vergessen machende Zeit ihren Schoner um diese Begebenheit gehüllt, und das Gemüth der Gräfin besänftigt haben würde. Wie höchst ungern mein Onkel mich von sich ließ, können Sie leicht denken. Wir trennten uns mit bittern Thränen, und ich fuhr noch denselben Tag mit meines Onkels Equipage von dannen, mit dem Entschlus, mich einige Zeit in Ausland umzusehen.

An eben diesem Vormittage war auch die Gräfin, ohne Abschied von meinem Onkel und von meiner Tante, plötzlich abgereist, weil sie ehenselbar befürchtet hatte, sie werde nun sogleich im ganzen Schlosse mit Schau-

Ehnde gebrandmarkt werden. Dies wußte ich nicht. Auf einmal sahe ich durch das Glas in meiner Chaise ihre Equipage schnell hinter mir drein fahren, als wir bereits einen drey Stunden von meines Onkels Schlosse entfernten Bald erreicht hatten. Ihre Pferde liefen schnell, und holten mich ein. Ihre Leute mußten mich erlaant haben, denn im vorbeysfahren drückte sie ein Pistol auf mich los, fehlte aber, und traf meinen Kutscher. Ich war in der äußersten Wuth, und würde ohne diesen fatalen Zufall ihr und ihren Leuten gewiß die Spiße geboten haben. Aber ich und mein Bedienter hatten doch auf alle Fälle gegen vier Personen den Kürzern gezogen. Ich setzte mich also auf den Kutscherstz, ließ den Kutscher in den Wagen sitzen, und übtte meinen Unmuth an den Pferden aus, die in kurzer Zeit ein noch ziemlich entfernt gewesenes Dorf erreichten. Ein alter Schäfer nahm hier des Kutschers Wunde in Augenschein, erklärte sie von Gefahr frey, verband sie, und wir setzten unsre Reise fort. In Warschau, das wir nach drey Tagereisen glücklich erreichten, ob wir schon  
etliche-

etlichemal angehalten wurden, schickte ich meine Pferde zurück, und gab meinem Onkel von jenen Begebenheiten Nachricht, warnte ihn auch wegen seines eignen Lebens auf seiner Hut zu seyn; denn einer so bössartigen Verschwieger war jede Niederträchtigkeit zuzutrauen.

In Warschau hatte ich Anverwandte von mütterlicher Seite, die mich mit herzlichster Liebe empfingen, und es durchaus nicht zugeben, daß ich jetzt nach Rußland reise, theils weil sie mich gern einige Monat bey sich behalten wollten, theils auch weil es nach Weisrußland jetzt höchst unsicher reisen sey, da die allgemeinen Unordnungen eine Menge Freybeuter und Spizbuben veranlaßet hatten, die selten eine gute Prise ungenutzt vorbeyschlüpfen ließen. Die Wahrheit zu gestehen, es gefiel mir in Warschau. Mein Onkel, ein angesehner Magnat, hatte so liebenswürdige Kinder, und unter andern ein so zartes, dabey aber feuervolles Mädchen, daß es bey mir gar nicht so dringender Witten bedurft hätte, mich auf ein langes Hierbleiben anheischig zu machen.

Ich

Ich blieb also, und war in wenigen Tagen so eingewohnt, wie ein Kind von Hause.

Die Tochter des Magnaten, die ich bereits erwähnte, war ein blondes Mädchen von siebzehn Jahren, schön wie Hebe, schalkisch durch und durch, sanft dabey, wenn sie es seyn wollte, hartenherzig gegen die Männer, und doch lieber in männlicher als in weiblicher Gesellschaft. Sie machte sich den Augenblick mit mir zu schaffen, tadelte, spottete mich, und doch glaubte ich etwas Zuneigung durchschimmern zu sehen. Ich beschloß bey mir selbst, ihr Herz genau anzuforschen. Aber es vergiengen nur wenig Tage, als ich so tief im rosenfarbnen Netz der Liebe verstrickt war, daß mir keine Zeit zum Ausforschen weder des Herzens noch des Charakters übrig blieb, und ich durch eine Nebelsappe nichts als Reize, nichts als Vorzüge sah. Mit Entzücken denke ich noch an diese goldnen Tage zurück. Denn obschon Nanette, so hieß das Mädchen, mich nicht gleich erhörte, und mit meinen Seufzern bloßes Gespötte trieb, so gab es doch auch

Zeit

Zeiten, wo sie meine Ergebenheit mit unglaublicher Anmuth vergalt. Der Druck ihrer weichen Hand war so unaussprechlich sanft, und der halb gegebne halb verweigernde Kuß so süß, daß man ein ganz neuliebender Junctina seyn muß, um es nachempfinden zu können. Freylich schmerzte es mich desto u. s. r., wenn sie manchmal wieder einen ganzen Tag kalt wie Eis war, und sich wenig oder gar nicht um mich bekümmerte. Ich Thor verstand es nicht, daß eben dadurch meine Zärtlichkeit immer neuen Schwung, neues Leben bekam. Immer gleicher unverweiaelter Genuß erzeugt im feinem und gröbern Sinn genommen endlich Kalte, wenigstens Gleichgültigkeit. Merken Sie sich das, mein Schatz; denn daß Sie verliebt sind, werden Sie mir wohl nicht erst leugnen wollen. Es ist eine abgedroschne oft gesagte Regel, die aber doch noch lange nicht genug beherzigt wird. Doch, um mich kürzer zu fassen, Nanette neigte sich immer mehr und mehr zu mir hin. Sie hatte noch nie wirklich geliebt. Jetzt liebte sie wirklich. Die Liebe machte sie lauscher,

bestän-



beständiger, weniger flatterhaft, weniger spöttisch. Niemand bekümmerte sich um unsere Verhältnisse, weil man uns für zu nahe Freunde hielt, um adamitische Liebe zwischen uns zu besorgen. Trete doch ja niemand auf diese Brücke. Die Natur hat nirgends einen Schlagbaum vorgezogen.

Als ich etwa zwey Monat in Warschau gewesen war, erhielt ich plötzlich einen schwarz-gefügten Brief. Ich erkannte sogleich die Hand meiner Tante, und ahndete die Wahrheit. Mein Onkel, der sich seit einiger Zeit besser als vor einigen Jahren befunden hatte, ward plötzlich krank, und starb am dritten Tage der Zuwendung. Er hatte herzlich nach mir verlangt, hatte, weil es unmöglich schien, mich zu erreichen, ein Testament machen wollen, aber der Tod hatte ihn übereilt. Ob eine schnelle Rückkehr seiner vormaligen Zufälle, oder ob Schikane der Gräfin, von der mein Onkel wahrscheinlich mit Vorlag, in seinem einzigen nach Warschau mir geschriebnen Briefe, nicht ein Wörtchen gemeldet hatte, im Spiel gewesen sey, kann und

will ich nicht entscheiden. Alle jene Nachrichten meldete mir meine Tante, und versicherte dabei, daß sie dieses Todesfalls wegen nicht aufhören werde, mich zu lieben, und mich sowohl als meine Mutter und Schwachen zu unterstützen. Dieser Schlag des Schicksals verwundete mein Herz tief. Dahin waren auf einmal alle meine glänzenden Ansichten auf irdisches Glück: denn nach den Heirathsverträgen meiner Tante war sie Universalerbin ihres Gemahls, welches er im umgekehrten Fall auch von ihr geerbt gewesen wäre, und es war nun nichts bestimmt, wie es nach ihrem Tode gehalten werden sollte. Ob ich nun schon von ihr so häufige Versicherungen erhielt, so war es doch ungewiß, ob ihre Gesinnungen gegen mich gleich bleiben, und ob ihre Anverwandten mir nicht den Haß ablaufen würden. In dieser traurigen Lage wurden meine hiesigen Anverwandten mir unendlich werth. Sie trösteten mich alle liebevoll mit der Versicherung, sie würden mich mit Hand und Mund zu unterstützen unterstehen. Meine Versicherungen hatten gewiß bey mir noch mehr

mehr Eingang gefunden, wenn der gute Alte nicht von einer schätlichen Verblindung für mich gemunkelt hätte, die er mit einer reichen Dichte seiner erstern verstorbenen Vermählung für mich im Sinne hatte. Des beunruhigte mich ein wenig, und indem es auch Manerten zu beunruhigen schien, so war mir dies der schmeichelhafteste Beweis von ihrer Zärtlichkeit gegen mich. Auch ihre Theilnehmung an meinem Verluste war die stärkste unter allen im Hause. Eltern waren sonst nicht leicht ihre Sache; aber jetzt weinte sie mehrmals in meiner Gesellschaft. Wer hatte im Gemüthe dieser himmlischen Theilnehmung nicht Ruhe fassen sollen? Ich vergaß meinen Onkel im Arme der Zärtlichkeit nur zu bald. Aber die Strafe folgte auch auf dem Fuße nach.

Mein Entschluß nach Rußland zu reisen, war ganz ins Verfaßten gerathen, und ich hatte auch nun, frey gestanden, nicht mehr die Kräfte dazu. An die vorgeschlagene Verblindung mit einer von des Onkels Mächten war ebenfalls nicht weiter gedacht worden.

Unter abwechselnden Gefühlen der zärtlichsten Liebe und der peinlichen Eifersucht war mir in Warschau ein Jahr schnell verflossen. Sie staunen, guter Freund, daß ich auf einmal von Eifersucht spreche? Diese war bey mir unaussprechlich. Hören Sie die Gründe dazu. Es giengen in unserm Hause viel treffliche junge Leute aus und ein. Nanette war von Kindheit an einen freymüthigen Murana angewohnt. Ihr Charakter war von Natur flatterhaft. Ich, der ihr zu Liebe allem andern weiblichen Umanze entsagte, wie ein Mönch lebte, alle seine Freuden nur auf ihre Gesellschaft einschränkte, kurz, gar der Mann nicht mehr war, wie auf dem Gute meines seligen Onkels, ich verlangte, beste, wünschte wenigstens, daß Nanette ebenfalls für alle andre Männer ganz todt, nur für mich leben sollte. Aber es kam mir vor, als ob sie zuweilen auch andre freundlich ansähe, mit andern zu viel sprache, zu oft meinen Umgang gleichgültig fände. Das war ehufreudig Grille. Aber Grille wars wohl nicht, wenn es mir schien, als ob Nanette vermöge ihrer angebohrnen Unbe-  
ständigkeit.

ständigkeit mich anfangs überdrüssig zu werden, und als ob der tägliche Genuß ihre Liebe erkalten machte. Freilich gehörte ein feines Gefühl und jener hohe Grad von Zartheit dazu, den ich gegen das Mädchen empfand, um dies zu bemerken. Aber der Erfolg rechtfertigte mich auch. Ich hatte mich nicht geirrt. Die Zeit war da, daß meine Wunde abfiel, daß es hell wurde vor meinen Augen und Nacht in meinem Herzen werden sollte.

Laut pechte mein Herz für Abwendung und Unmollen, als Nanette einst bey einem traulichen Spaziergange mit seinen Umschweifungen meine verachtete Reise nach Rußland auf die Bahn brachte. Unwiderstehlich drang sich mir der Gedanke auf, daß das Mädchen meine Gegenwart überdrüssig habe. Offen und stürmisch von Natur gestand ich ihr diesen Verdacht ohne Umschweife. Sie vertheidigte sich mit Feuer, und ich war wirklich so schwach, zu glauben, meine Laune habe ihre schuldlosen Fragen bloß übel ausgelegt. Nanette, die wohl fühlen mußte, wie wenig ich ihre Intention verdiente,

## 262 Philipp und Jakobine.

suchte mein Vertrauen zu erhalten, und betrug sich aufs neue zärtlicher als je gegen mich. Dies wiegte mich in wohlbehagenden Schlummer. Ich war einige Wochen wieder sehr glücklich.

Einst war ich auf einem öffentlichen Hause. Ein junger polnischer Graf, schön und feurig, der zu seltenen Zeiten in unser Haus kam, saß an einem Tische, und spielte eifrig Schach. Ich stand ihm gegen über, aber weil er den Kopf auf die Hand stützte, bemerkte er mich nicht. Es war heiß im Zimmer. Er hatte sich die Weste geöffnet. Der Bruststreifen gab sich auseinander, und er hatte ein kleines Portrait auf der bloßen Brust hängen. Durch eine glückliche oder unglückliche Wendung, und vermittelt meines guten Gesichts erkannte ich die Züge desselben sehr genau. Boven Himmel! es war Nanettens Bild. Ich wünschte mich gerirt zu haben, trat näher, überzeugte mich nur noch mehr, glühte für Schaam und Verdruß, und eilstoh unerkannt. Ich kam nach Hause, begegnete Nanetten kalt, die mich

nich anstaunte, ging wieder aus, und kam erst spät am Abend, da alles schon in den Federn war, in mein Logis. Diese Nacht schlief ich wie ein Fieberpatient. Doch hatte ich am Morgen herausgetraumt, daß ich mich zwingen müsse, wenn ich ganz hinter das schreckliche Geheimniß kommen wolle. Ich gieng also am folgenden Morgen, und suchte Manettens nach meiner gewöhnlichen Weise auf. Sie warf mir meine gestrige Unart vor. Ich entschuldigte mich mit blutendem Herzen, und Manettens einnehmende Frölichkeit war jetzt Gift und Galle für mich. Eben so schändlich erschien ich mir als Lügner und als Spion. Aber wie konnt' ich anders? Es vergiengen zwey Tage, ehe ich nur einen einzigen Schritt meinem Zwecke näher kam, und die Maste ward mir unbegreiflich lastig. Am dritten Tage fand ich in Manettens Zimmer ihr Schreibpult offen, das sie aus Nachlässigkeit offen gelassen hatte, als sie in die Messe gefahren war. Wie ein Tiger fiel ich über dasselbe her, und fand — unvergeßlicher Anblick — Briefe von jenem Grafen, nicht

264 Philipp und Jakobine.

weniger als Neunzehn. Alle athmeten die innigste Zärtlichkeit. Gern hatt' ich sie alle entwandt. Aber ein innerer Vorwurf, daß ich widrig gehandelt habe, in Manettens Abwesenheit ihre Geheimnisse zu durchsuchen, widerrieth mir dies. Ich nahm nur zwey von ihnen, schlich mich eilends davon, und las dieselben auf meinem Zimmer mit langsamer Verzweiflung. Sie waren so unleugbare Zeugen von Manettens Untreue, setzten so gewiß auch abuliche Zuschriften an den Grafen von ihr voraus, daß Zweifel Theurheit gewesen wäre. Diese Urkunden dachte ich mir mein Todesurtheil zu enthalten; jede Zeile versetzte mir einen neuen Dolchstich.

Von dieser zuletzt erzählten Szene seufzte Philipp tief. Aber der ins Feuer gerathene Tollenstein bemerkte es nicht, und fuhr in seiner Geschichte folgendermaassen fort: Manet e kam aus der Messe. Sorgenleer hupfte sie aus dem Wagen, fröhlich trallerte sie die Treppe hinauf. Ich wollte eben herunter gehen. Muthlos trat ich zurück und verbarg mich hinter die offenstehende Thüre

des



des Vorsaals. O wie oft sehn doch die Frauenzimmer schuldlos aus wie Engel, indes ihr Herz voll Betrug ist! Mittags war ich genöthigt, bey Tafel zu erscheinen, weil fremder Besuch da war. Verstört und wie in düstre Gewitterluft gehüllt wankte ich in den Speisesaal, setzte mich mit niedergeschlagenen Augen, wagte keinen Blick auf Manetten. Sie warf mich etlichemal mit Bonbons. Ich sah sie nicht an. Sie hielt es für eine von meinen Männerlaunen, ließ mich gehn, und schäkerte mit ihrem kleinen Bruder. Lauter Delchstiche für mich. Nach der Tafel schlich ich mich soaleich fort. Ich war der qualenden Täuschungen müde, setzte mich, schrieb einen Brief voll bitterer Verwürfe an Manetten, und ging aus. Urtheilen Sie von meinem Schrecken, als nach einigen Stunden der erwähnte Graf mit Manetten, die meinen Brief wahrscheinlich noch nicht gelesen hatte, sondern als ich ihn köpfte, schon ausgegangen gewesen war, auf einer einsamen Promenade zärtlich daher spazierte. Schimpflich deuchte mirs, wieder hinter die Hecken mich zu verbergen, wie am Morgen

hinter die Thüre. Ich trat hinter einen starken Baum, und als das Pärchen näher kam, vertrat ich ihm den Weg. Herr Graf, rief ich erzuunt, meine Rechte auf dies Fräulein sind älter, als die Ahrigen. Sie rauben mir mein liebtes Gut. Ich war eine Nanettens Besiz nicht leben. Liebe und Eore fordert den Zwentkampf. Entschlugen Sie sich. — Beyde standen versteinert. Aber bald erzürnte der Graf, brauste auf, und zeg, ohne ein Wort zu sagen, den Degen. Der Kampf war hart. Nanette schrie, als ob sie gespießt wurde. Vielleicht nuzte sie nicht, ob sie laufen oder bleiben sollte. Ich will gern glauben, daß sie uns beyde liebte. Sicher war ihr Herz weit genug für zwey Anbeter. Aber sie verdiente diese grausame Lage. — Ein entscheidender Stoß meines Degens in den Unterleib des Grafen streckte ihn sinnlos hin. Nanettens Unentschlossenheit stieg zur äußersten Höhe. Aber ich entriß sie denselben, saate der Treulosen ewiges Lebewohl, empfahl ihr die Sorge für den Grafen, und nahm die Flucht.

Unterdessen waren durch Nanettens Geschrey einige Leute herbeigelott worden. Man sah den Grafen in seinem Blute liegen, nahm sich keiner an, und es fiel niemand ein, mich zu verfolgen; welches wohl auch eben nicht sehr zu verwundern war, da man aus einem Duell nicht viel machte. Ich gelangte ohne Anstoß einige Meilen weg, und da ich mich auf meine Füße verlassen konnte, so ward mir die Flucht durch waldigte Wege nicht schwer. Aber was sollte ich nun anfangen. Eine goldne Uhr, Tabatiere und etliche Ringe von Werth, nebst einigen Goldstücken waren meine ganze Baarschaft. Wie lange sollte ich mich davon halten? Ich konnte mich an meine Tante im Posenischen wenden, denn die Gefahr wegen des Zweykampfs ist in Polen so groß nicht, und sie wäre noch geringer gewesen, hätte ich nicht den Grafen gleichsam mit Gewalt zum Schlagen aufgefodert, und hätte ich mich nicht vor ihm und seinen Verwandten fürchten müssen. Aber wie konnte ich ihrer Unterstützung gewiß seyn? Und wer stand mir davor, daß nicht die mir so feindselige

Graf

## 268 Philipp und Jakobine.

Grafin Botschwester mich bey ihr in üblen Credit gebracht hatte? — Da ich auf meiner Tour einige Truppe der Konföderirten antraf, so war mein Entschluß auf einmal gefaßt. Ich nahm Dienste bey diesen untrüglichen Republikanern, wurde unter sehr vertheilhaftigen Bedingungen zu einer Hauptarmee gebracht, und war da dem Chef, der meinen seel. Vater zwar als seinen Feind, aber doch als einen braven Mann gekannt hatte, höchst willkommen.

Ich war also nun Soldat. Die Verzeßlung, in der ich mich befand, machte mir diesen Stand nicht lästig. Ich haßte mein Leben, und wagte es dennoch in jeder Gefahr. Verschiedene freiwillige Unternehmungen verthatschten mir Ruhm, Muth und Erfahrung. Ichstieg in kurzem zum Posten eines Häuptmanns.

Als sich der Sturm der Leidenschaft ein wenig in meinem Herzen gelegt hatte, suchte ich Erhaltung von Manetten und dem Grafen einzuziehen. Ich erfuhr, daß der Graf gesund lebe, an seiner Verwundung kaum

kaum vier Wochen krank gewesen, und nun mit Manetten verlobt sey. Manette begnüge sich überaus wohl, und man lache den Grafen in allen Gesellschaften hässlich aus, weil man ihm Hörner prophezeie. Manette habe bereits vertrauten Umgang mit einem jungen reichen Kaufmanne, bey dem es offenbar nur auf Genuß angehen sey. Ich erhielt diese Nachrichten von einem Wechsel aus Warschau, an dem ich während meines dortigen Aufenthalts einen sehr braven Mann hatte kennen lernen. Sie waren Balsam für mein Herz. Ich erfuhr daraus, daß es außer den Grenzen der Möglichkeit gelegen hatte, Manettens Treue zu besitzen. Ich vergaß sie. Doch schrieb ich nunmehr an ihren Vater, bekannte diesem aufrichtigen Manne mein Unrecht selbst, bat ihn um Vergebung, und bat nicht umseß. Er verzieh mir die Beleidigung, die er Ueber-eitung nannte, und versicherte, daß er mich wieder bey sich aufnehmen wolle, wosern ich mich nur mit dem Grafen versöhnen könnte. Da dies indessen schwer möglich seyn werde, so wünsche er mir zu meinem jetzigen Stande

Glück.

Stief. Seine Einwilligung zu einer Verbindung zwischen mir und seiner Tochter wurde er freylich wegen unsrer nahen Blutsfreundschaft nie zugegeben haben: doch mußte er bekennen, daß auch ihre Liebe zum Grafen ihm nicht gefalle, weil er den Mann nicht leiden könne. Er habe sichs aber zum Grundsatz gemacht, seine Kinder so viel als möglich in der Liebe selbst wählen zu lassen. Der sicherste Beweis seiner Vergebung war ein edler Wechsel von hundert Louisd'or, den er dem Brief ohne ein Wort davon zu erinnern beauftragt hatte. Ich dankte ihm herzlich, erhebt das Geld, und schickte es sogleich meiner armen Mutter.

Das Schicksal wollte mich noch härter prüfen. Ich ward gefangen, und unter harter grausamen Behandlung, nach Kiew gebracht. Von da wurde ein großer Transport von Gefangenen nach Moskau geführt, unter denen ich ebenfalls war. Hier hörten wir unser Urtheil, das hart lautete, denn man sandte diejenigen, welche die hohe Nation nicht bewerkstelligen konnten, theils nach

Ebe

Sibirien, theils nach Samtschatka ins Frisium, wo wir uns vom Pelzfange ernähren sollten. Ich hatte kein Geld. Die Reise gieng also fort. Es dauerte lange, ehe wir nach Tobolsk kamen. Aus Diebstehelchreibern und andern Nachrichten werden sie wissen, wie hart die armen Verwiesenen auf diesen Reisen mit den Elementen kämpfen müssen. Alles Elend, das die ungewohnte, vielen tödliche Kälte, Hunger und der blende Schnee nur veranlassen können, hat auch mich betroffen. Es ist unbezweifellich, wie es mein Körper hat aushalten können. Denn von Tobolsk aus erkannten wir erst, daß unsre vorhergehende Reise Lustreise gegen die nunmehrige gewesen sey. Der Hungertod war uns und unsern Hunden oft so nahe, daß immer eins zu dem andern Appetit bekam. Endlich kamen wir an den Ort unsrer Bestimmung. Es wurden uns unsre harten Bedingungen bekannt gemacht, die uns von allen bürgerlichen Freyheiten, von allen Ehrenstellen und soaar von allen einkünftlichen Besizungen ausschlossen. Wir waren für vogelfrey erklärt, doch führten wir Gewes:

zu unsrer Vertheidigung. Daben mußten wir monatlich eine gewisse Anzahl Pelze an die Regierung abliefern, und erst das, was wir mehr als diesen Tribut einfingen oder erbeuteten, war zu unserm Unterhalte bestimmt. Welche schreckliche heßungslose Aussichten.

Zum Glück dauerte mein Elend hier nicht lange. Ich hatte in Tobolsk mit Erlaubniß des Gouverneurs an meinen Onkel in Warschau, und an meine Tante im Posen'schen geschrieben, und ihnen mein Unglück, nebst der für meine Person verlangten Summe gemeldet, ohne es jedoch zu wagen, sie um ihren Beystand zu bitten. Aber diesen guten Leuten gieng meine Noth zu Herzen. Sie machten augenblicklich Anstalten zu meiner Auslösung. Meine Tante hatte sich nicht nur erboten, diese ganze Summe zu bezahlen, sondern sie ließ mir auch wissen, daß ich mich wieder zu ihr wenden, und bey ihr so lange bleiben solle, bis sich eine anderweitige Aussicht für mein Fortkommen zeigte, wessern ich anders nicht wieder Dienste nehmen wollte. Mein Onkel aber gab es nicht zu,



zu, daß die Tante mich allein ranzionirte. Er gab die Hälfte dazu, und beide schifften mir auch noch ein ansehnliches Reisegeld, das jedoch in diesen öden Gegenden, und wo man die weither verschafften Bequemlichkeiten über alle Verhältnisse theuer bezahlen muß, nicht recht zulangen wollte, sondern es wurde mir der letzte Theil meiner langen Rückreise höchst mühselig. — Die Lust zum Kriegsdienst war mir vergangen. Ich beschloß also, das Erbieten meiner Tante anzunehmen, und langte in sehr dürftigen Umpländen zu Fuße auf dem Gute derselben an.

Diese war sehr erfreut, mich zu sehen. Sie sorgte sogleich für meine Equipage. Ich vergaß in ihrem freundlichen sorgsamem Umgange das ausgestandne Elend bald. Auch ist es nicht meine Absicht, sie, lieber Herr Kandidat, mit meinem ganzen mehrere Jahre hindurch hier geführten Lebenslaufe zu unterhalten, da er ziemlich einsamig war. Einer Hauptsache aber muß ich doch noch erwähnen, einer zweiten Liebe, die für dich wohl nicht ohne Interesse seyn dürfte. —

Auf einem meiner Tante ausländigen  
Werkzeuge lebte ein Pächter, ein Mann  
von nicht ganz gemeinen Stande, der Kopf  
und Herz auf der rechten Stelle sitzen hatte,  
aber auch nicht aus diesen Gegenden gebür-  
tig, sondern aus Oelfeld dahin gezogen  
war. Er besaß eine einzige Tochter, die  
schön, jung, sanft und verständig war.  
Was konnte sie in der armen Gegend nur  
für eine Nachbars Tochter. Sie hieß Do-  
rothea, inheimlich Dorchen genannt.  
Da dies Mädchen allen Menschen gefiel, so  
mußte sie natürlich auch mir gefallen. Es  
blieb aber bei diesem Meyen Gefallen nicht.  
Mein Herz suchte unruhigliche Neigungen,  
wenn Dorchen bei meiner Hinkunft mir das  
Wort abgab, mir ehrerbietig die Hand  
lief, und achselig stets um mich her war.  
Vielleicht lag es so in ihrer Natur, derein-  
stigen Gesellschaftern allen jungen Männern  
zu erweisen, oder vielmehr glaubte sie, sie  
se es mir als einer zu ihrer Herrschaft ach-  
tenden Person schuldig. Dies fiel mir aber nicht  
ein. Ich schmeichelte mir, daß das Mäd-  
chen eine besondre Meinung gegen mich habe.

Died

Dies ihr zu erwidern, schien mir Pflicht. Ich betrug mich herablassend, freundschaftlich, vertraulich und zuletzt zärtlich gegen sie. Auch das nahm sie wohl auf. Sie gieng oft mit mir an einem laurichelnden Bache spazieren, pflückte Blumen, Erdbeeren, Kirschen für mich, ritt auf meinem Pferde wohl den halben Weg, indes ich daneben hergieng, lud mich selbst ein, sie auf den Weidheerd zu bealeiten, kurz, sie betrug sich so, daß ich ja glauben mußte, sie liebte mich wirklich. Das konnte auch wohl seyn. Aber sie dachte ohnstreitig dabey weder an Dauer noch an Treue. Noch nie, als bis auf diesen Zeitpunkt, hatte ich Manetten ganz vergessen. Dortchen verließte den letzten Funken von Andenken an diese Untreue aus meiner Seele. O ich denke noch mit Entzücken an das flinke Mädchen, wenn sie im rothen Nieder, mit der silbernen Schnur nachlässig geschnürt, ohne Halstuch, denn auf dem Lande trägt man in diesen Gegenden keine, mit fliegenden Haaren und kurzen Röckchen schuldlos neben mir her gieng, indes ein von ihrer Hand gekirttes Lämmchen hinter ihr drein jodelte.

und von ihr Calz bestellte. Da dachte mir die Natur um mich her so schön, ihre Freuden so rein, das Mädchen so emalich und schuldlos, und aller von der wachsenden Klugheit der Menschen erkommene Standesunterschied so abgeschwächt, daß ich in solchen Augenblicken meines Lebens wahrhaft sich wurde, und den festen Entschluß faßte, künftig ein Eohn der Natur zu werden, meine Geburt zu veracffen, und dies Mädchen zu heirathen. Meine Tante hätte vielleicht mit der Zeit diesen Plan gebilligt. Ob sie schon ihrem Stande nicht zu etwas veriaß, so liebte sie doch auch Dertchen sehr. Eie ließ sie oft zu sich kommen, und leute ihre sesar selbst mit dem Eutrabin umgehen. Dief gab Gelegenheit, daß Dertchen die Mode etlichemal auf unser Gut kam. Unser Vertraulichkeit ward enger, und wenn wir allein waren, hatte bereits der ehemalige mir bewiesne Respekt ganz aufgehört.

Um eben diese Zeit, als Dertchen zu meiner Tante in die Stifstunden kam, hatte sich

sich ein junger hiesiger Gärtner gemeldet, dessen Aeußerliches schon vielversprechend war, und der durch seine Kenntnisse in der Gärtnerei sich ohne weitere Empfehlung so einzuschmeicheln wußte, daß die gnädige Frau ihn mit einem guten Gehalte als Nebengärtner annahm. Ich war dem Menschen gut, und weil ich damals noch ein Freund von Blumen war, so ließ ich mich oft in lange Unterredungen mit ihm ein. Der neue Gärtner war bald im ganzen Schlosse beliebt. Es fiel also natürlich nicht auf, daß auch Dorothea immer günstig von ihm sprach.

Es war ohngefähr ein halbes Jahr verfloßen, und eben Winter, während dem ich Dorothea nicht oft sah, weil ich seltner auf den Reyerhof, sie seltner auf das Schloß kam, als auf einmal die Nachricht im Schlosse erscholl, die schöne Pächterstochter müsse es versehen haben, und sey schwanger. Ich finde keinen passenden Vergleich, Ihnen das Schrecken zu schildern, in welches ich durch diese Donnerworte versetzt wurde. Die Tante, die meine Neigung zu dem Mäd-

den Lanast gemerkt hatte, zog mich gewaltig auf. Entweder sie spottete meines Verlufts, den sie als eine besahnte Dame sich so ansehn nicht verstellte, wirklich, oder sie hielt mich wohl gar für den Heheber dieser Versehenheit. Ich hatte keine andre Vertrauten, erstand alle der Dame ohne Umschweife meine Verhältnisse mit Dortchen. Sie suchte mich nach ihrem Vermögen zu beruhigen. Aber ich war zu sehr beschaamt. Noch zweifelte ich Tamas an der Wahrheit der Saac. Ich sah auf den Mererhof. Da erschien das Mädchen, gleich wie der Mond mit einem fallenen Haaren, rund und voll überall, wie nicht im Gesicht. Eine vor acht Tagen gebotene Krauthheit hatte diese Veränderung in ihrer äußerlichen Gestalt zur Reife gebracht. Vorher sah man nichts auffallendes an ihr. Ihr Vertragen war wohl ein wenig kalt gegen mich gewesen. Aber ich hatt' es für keine oder wenigstens eine jamaikanische Kränklichkeit gehalten. Jetzt wies sie mir an, und als sie merkte, daß ich gekürzt war, daß ich ihr nachsah, und sie von meinem eßbaren Charakter Vermuthung erwarten konnte.

te, da ward sie auf einmal krank, und legte sich zu Bette, um nicht mehr allein zu sein. Es lief mir eifelt dem Rücken hinunter, als ich mich aufs Pferd setzte. Ihre Abschied trachte ich davon, und bekam ein gefährliches Gallenfieber, das sich in eine Gelbsucht entwickelte, und von dem ich erst nach einigen Wochen wieder ermaß.

Es entwickelte sich immer mehr und mehr, daß der Denzärtners Vater zu dem Kinde war. Dieser herrliche Töchter wußte sich zu stellen, als ob er kein Wasser betrübe. Der lehrbilde Esitz warte, daß er Dertchens Herz sehr bald gewonnen, und den Junker auszusprechen habe, wofür er anders nicht schon zuvor mit ihr bekannt gewesen war. Er hat in der Reihe selbst gestanden, daß als er im Herbst die Weinranken abgeschnitten, und die Stiele eingebunden habe, er eines Wergens in Dertchens Schlafes mach — denn sie blieb gewöhnlich, wenn sie hier war, eine Nacht im Schloß — gekost, und von ihren halbentblühten Reizen so eingenommen gewesen sey, daß er sich am

selbenden Tage in das Zimmer geschlichen, die Fensterthür aufgeschnitten habe und als Thorthür wieder hier geschlafen, hineingestiegen sey, und nicht eher abgelassen habe, bis das Mädchen überwunden gewesen. Es schändlich wird erst die Unschuld gefällt, und so wahr ist es, daß Gelegenheit Diebe macht. Als ich dies Erkundung erfuhr, verwandelte sich mein Unwille gegen Dortschen in Mitleid. Ich drang darauf, daß der Gärtner sie noch vor der Entbindung heirathen mußte, und gab ihr ein ansehnliches Geschenk zur Hochzeit. Aber meine Ruhe war dahin auf immer. Ich traue den Weibern nie wieder. Die Weiber haben ihre schwache Seite, und wehe dem, der sie benützt! Doch war in diesem Falle auch der Gärtner zu entschuldigen. Er sah die verheime Frucht so schön glänzen, wie eine Hebe den Apfel. Was Wunder, daß sie ihn lustern machte! Und was ein Mann von meiner Erziehung und meinen Grundätzen, der ein unschuldiges Mädchen eben um ihrer Unschuld willen schätzt, ihr nie zuermuthet hätte, das ist einem rohen Gärtner nur Evas. Darüber macht er sich nicht die



die mindeste Bedenklichkeit, und er weiß besser mit einem solchen Mädchen fertig zu werden, als unser einer.

Sehn Sie, lieber Mann, so ist es mir ergangen. Wundern Sie sich nun noch, daß ich so mürrisch, so finst'rig bin, und den Anstrich halber Verzweiflung in meinem Vertrauen führe? Ich hasse die Welt. Für mich hat sie keine Freuden mehr. Ich war nach dem letzten verdrüsslichen Vorfall noch etliche Jahre auf den Gütern meiner Tante. Ich hat Dortchen, die nachherige Gärtnerin, sich so wenig als möglich vor mir sehn zu lassen. Endlich starb meine Tante. Ein neuer Verlust für mich. Sie vermachte mir ein hübsches Kapital, das mich wenigstens in den Stand setzt, frey von ökonomischen Sorgen in der Welt leben zu können. Ihre Güter kamen in fremde Hände. Ich verließ sie also, und irrte nun unstät und flüchtig in der Welt herum, ohne Hoffnung, je wieder fröhlich zu werden.

Wünschen Sie nicht zu wissen, was es mit der Gräfin Vetschwester noch für ein En-

de annehmen? Es gieng ihr nicht ein Haar besser als Dorthin. Sie hatte heimlich viel Auswanderungen getrieben, und war endlich an einen derben Landjunker gerathen, der seinem Triebe, nicht ihren Künsten, angethan war. Sie ward schwanger, und achbahr ein todtcs Kind, vermuthlich durch teuflische Versuche angethan. Voll Verdruß über ihren verdamosten und in süßlicen Gestank verwandelten Geruch der Heiligkeit verkaufte sie alle ihre Besizungen in Pohlen, und zog nach Preußen.

## 20.

Toll nstein schloß jetzt die Erzählungen seiner Schicksale. Es versteht sich von selbst, daß er sie nicht in ununterbrochener Reihe so vortrug, wie ich sie meinen Lesern hier mitgetheilt habe. Es ward oft zwischen ein gesprochen, angethan, das Glas geleert. Unter diesen Gesprächen war die Nacht herangerückt. Philipp entfernte sich, mit dem Versprechen, dem Rittmeister nächstens auch seine Schicksale zu erzählen. — Dieses geschah auch schon am Abend des folgenden Tages.

ges. Tollenstein hörte sie so an, wie ein Mann Lebensgeschichten liest oder hört, die an Wichtigkeit den seinigen lange nicht gleich kommen. Er warnte Philippen, auf seinem jetzigen schlüpfrigen Wege nicht auszuweichen oder sich an einem Steine zu stoßen. Uebrigens gelobten sie einander Verschwiegenheit, und schlossen einen festen Freundschaftsbund.

Der Rath hatte bald nach seiner Verbindung mit Jakobinen ein Rittergut gekauft, das von großem Belange war, aber auch etwas weit von Breslau entfernt lag. Sie erhielt von ihrem Gemahl Erlaubniß, die nächstkommende Heuerndie da zu bringen zu dürfen. Welche abtrockliche Aussichten für Philipp und Jakobinen! Gleichwohl waren sie mit einigen Schwierigkeiten verknüpft. Wie leicht hätte es sich nicht, daß ihr Gemahl sie besuchen wollte, ob er schon dazu wegen seiner Geschäfte wenig Hofnung machte. Und wie leicht war es nicht möglich, daß er in Jakobinens Abwesenheit zum Kandidaten schickte, und ihm zu sich zur Gesellschaft

seilchaft verlanate! Auch würde es ehuchin aufzufallen seyn, wenn Philipp während der Entfernung der Mätthin nicht eben so eist als sonst ihrem Gemahl die Aufmerksamkeit gemacht hatte. Um nun aber doch diese schöne Gelegenheit bötrer Vereinigung so viel als möglich zu nutzen, und dabey auch nicht die Inseparabilität so eist zu versäumen, mußte Philipp ein gutes Pferd mietben, das ihn innerhalb 6 Stunden, auf das 5 bis 6 Meilen entfernte Gut trug, so daß er allemal am dritten Tage wieder zurück nach Breslau seyn, und doch auch einen ganzen Tag den ländlichen Vergnügen widmen konnte. Ich mag mich nicht auf die Beschreibung dieser arkadischen Lebensart einlassen, weil ich voraus sehe, daß meine Leser dasjenige, was ich etwa davon zu Gunsten meines Paares sagen könnte, doch nicht glauben würden. Es mag also dahin gestellt seyn, ob Philipp bey seiner Landsmännin selbst, oder bey dem Pfarrer oder Schulmeister oder im Wirthshause des Dorfes logiret habe. Der Laie der Sachen nach ist am meisten das Erstere zu vermuthen, und dürfte es sich ohnfehllich auch

auch hier für Philipp besser als zwischen den Felsen des Lanaenwaldes, und für Jakobinen besser als in der Kirche übernachtet haben. — Viermal hatte Zeidelbär die Frau Kathin auf ihrem Gute besucht, als die Heuerndte beendigt war, und der Mond grade wieder in der Größe sich zeigte, wie damals da sie auf das Gut fuhr. Der Urlaub war vorbei, während dem der Herr Gemahl sie, mit Geschenken überhäuft, auch nicht ein einziges mal besucht hatte, und auch im mindesten nicht vermißt werden war. Mit neuen Armen der Liebe empfing er die zurückkommende Gattin. Sie erwüthete nicht, denn sie hielt nun einmal ihren vertrauten Umgang mit Philipp für kein Verbrechen. Es war also eine unerkannte Schwachheitsfunde, was verbotene Liebe wohl gemeinlich ist.

Philipp war so glücklich, aus einigen ansehnlichen Familien Eleven zu erhalten, die er täglich einige Stunden unterrichtete, und oft mit sich spazieren nehmen mußte. Er entging hiirdurch nicht nur der langen Weile,  
die

286      Philipp und Jakobine.

Die ihn zu plagen anfieng, sondern er ward auch dadurch vor dem Siegwartianismus in der Liebe gesichert, und, was das Beste war, in den Stand gesetzt, einen wenigstens nicht ganz leeren Ventel zu haben: Denn es fiel Jakobinen in die Länge zu schwer, ihn zu ernähren. Und die Geschenke des Raths kamen zu selten, als daß sie dem Uebel hinreichend hätten abhelfen können. Indessen hatten doch diese pädagogischen Verhältnisse auch ihre nachtheilige Seite. Philipp konnte nicht mehr blos für Jakobinen leben. Er war oft versprochen edr an seine Patrone gebunden, wenn Jakobine eben seine Unterhaltung verlangte. Hierin kam von Seiten Jakobinens ein wenig Eifersucht. Denn sie konnte es nicht so ganz gelassen mit ansehen, daß Philipp vierzehnjährige Mädchen unterrichtete, auch wohl mit ihren ältern Schwestern spazieren gieng. So wollten es seine Verhältnisse, und doch ward es ihm zur Ehre gerechnet. Ungerecht ist das weibliche Geschlecht doch gewiß sehr oft gegen uns Männer. Die wenigsten von Ihnen bedenken, daß unser Geschlecht von Natur

so wohl als die politischen Verhältnisse ein freimuthiges Betragen und eine ausgezeichnete Höflichkeit gegen jedes Frauenzimmer von uns verlangen.

Der Krater, der sich über seines Erretters Gegenwart so sehr gefreut hatte, besuchte ihn die ersten Monate seines Hierseyns oft. Nach und nach aber merkte er, daß derselbe mit der Nätzin ein wenig zu vertraut umhanta. Er hielt es anfänglich für Pflicht, ihn zu ermahnen, daß er diesen Greuel meiden möge. Da er aber von seinen Erinnerungen keinen Eecoen verspürte, so zog er sich nach und nach zurück, und suchte den Umgang mit diesem geistlichen Sünder ganz abjubringen.

Es waren ohnsehr zwey Jahre verflossen, während denn weiter nichts Veränderungliches und Merkwürdiges vorkam, als daß Philipp und Jakobine sich oft entzweyten, und oft wieder versöhnten, indem bald sie in seinen Auaen zu freyen Umana mit andern jungen Herren subte, bald er in ihren Auaen sich zu viel mit andern Damen und Mädchen beschäft.

beschäftigte. Beide plagten sich mit deroelichen Verwünsfen ohne Noth, denn sie erfüllten in diesem Fall blos die Pflichten der Höflichkeit. Daß ihre eigene Vertraulichkeit den größten Vorwurf verdiene, das fiel ihnen nicht ein. Ganz unerwartet starb nach dem Verlauf der erwähnten Zeit der Pfarrer auf dem Gute des Rath's. Als der Rath diese Nachricht erhielt, war Philipp eben zugegen. Kaum hatte er den Brief gelesen, als er seine Frau rief, ihr den Todesfall bekannt zu machen, und in der nehmlichen Minute dem Herrn Kandidat diese gewiß nicht armselige Stelle verbrach. Beide hatten in seinen Augen stehen sollen. Aber er ward verlassen, dankte kalt, und empfahl sich bald. Jakobine zitterte am ganzen Leibe. Auch ihr war die daraus folgende Entfernung ihres Liebings ein Donnerschlag. Aber einmal mußte er doch auf Versorgung denken, und da war es ja doch wohl viel erwünschter, daß er Pfarr auf ihrem Gute als in einer fremden Gegend wurde. Sie fürchtete, daß Philipp durch sein Betragen sich und sein Herz möchte verrathen haben. Noch denk-

den



ben Tag schrieb sie ihm ein Briefchen, stellte ihm die Sache im wahren Lichte vor, und bat ihn um alles in der Welt, durch sein Betragen ja nicht Gelegenheit zum Argwohnen von Seiten ihres Gemahls zu geben. So es auf Kassana und letzte Ueberlegung ankommt, da sind die Frauenzimmer meistens über uns. Philipp sah nun die ganze Sache mit andern Augen an. Er gieng noch diesen Abend wieder zum Rath, dankte ihm sehr für sein Zutrauen, und bat wegen seines vorigen Betragens um Verzeihung, welches er blos auf die außerordentliche Ueberraschung schrieb. Der Rath hatte sich freilich über dies Betragen gewundert. Doch war die Entschuldigung wahrscheinlich. Er nahm sie an, und von Natur nicht zum Mißtrauen geneigt, merkte er von der wahren Ursache dieses Betragens nichts.

Nach Verlauf eines halben Jahres trat Herr Paster Zeidelbär, examinirt, ordinirt und installirt in optima forma sein Amt an. Es traf eben im kalten Winter. Zwar begleitete ihn sein Patron nebst seiner Gemahlin,

mahlte, und blieben etliche Tage auf dem Gute. Aber als sie nun zurück reisten, und die Trennung von Jakobinen den letzten Tropfen Asphum aus seiner Seele verschaucht hatte, da ward es leer und öde rings um den guten Pöster. Es ist auch wohl keine Kleinigkeit, wenn man in einer großen vollkreisenden Welt lebt, Umgang mit seinen Leuten genießen, und noch dazu eine zärtliche Person an die Hand gehabt hat, und sich nun auf einmal einsam, ganz isolirt von der großen Welt in ein stilles Dorf verbannt sieht, wo der Umgang mit Bauern die gesellige Fröhlichkeit der Familientafeln, und das Geschnatter der Gänse, unterbrochen vom Geschrei der Schuljüngend oder dem Geblöte der Wollheerden, die Concerts spirituels ersetzen soll. Hierzu kam noch der traurige Winter, der jeden Ersatz, jede Aufheiterung der schönen Natur in dieser nichts weniger als unangenehm Gegend jetzt unmöglich machte. Feibelbär hätte es sicher hier in die Länge nicht ausgehalten, wäre nicht sein Amt ihm zerstreuende Beschäftigung gewesen. Doch war dies nicht hinlänglich. Er schrieb unzählige Briefe

Briefe und Lamentationen an Jakobinen, und versicherte sie, daß er ohne sie ganz unmöglich leben könne. Sie ihrer Zeits schrieb das Nehmliche zurück. Es war ihr ohne Philipp alles leer und todt in dem lebhaftesten Breslau. Sie floh Gesellschaften, Concerts, Assemblies, Tanz, alles Gegenstände, die sie vormals sehr liebte. Ihre Klugheit war von ihr gewichen. Der Rath sang an Unrath zu merken.

Indessen verjag er doch seinen Verdacht, so lange als möglich. Er that alles, seine Gemahlin aufzuheitern. Nichts gelang ihm. Er schlug endlich, als das Frühjahr herben gesenkt war, eine Reise auf das Gut vor. Ein wenig kam jetzt Jakobine wieder zu sich selbst. Sie entschloß sich schnell, ihrem Gemahl zu bitten, daß dies unterbleiben möchte. Der arme Mann war getäuscht. Er wußte wenigstens nun nicht mehr gewiß, ob sein Verdacht gegründet sey. Jakobine hatte diese Verstellung unendlich viel gekostet. Sie wäre lieber mit Blanchard, der ohngefehr um diese Zeit sein Wesen angefangen hatte,

292      Philipp und Jakobine.

nach dem Gute geflohen. Wie sollte sie es nun aber anfangen, daß beide nicht gar in ihrem zärtlichen Jammer vergessenen; Philipp zu bitten, daß er einmal zum Besuch nach Breslau käme, war wegen Mangel der Entfernungszeit, die gleichwohl den Liebenden Erleichterung zu seyn dünkte, nicht schicklich, und auch sonst aus doppelter Ursache nicht rathsam. Einmal konnte es da sehr leicht kommen, daß die Liebenden schwach genug gewesen wären, sich zu verrathen. Zweitens hätte auch da leicht ein dienstfertiger Freund sich finden können, der den jungen Pastor durch oder jene reiche und sonst ansehnliche Partei vermittelte, und ihn im Verläufe der großen Welt zur Annahme derselben bereiten konnte. Sie sann auf ein: Ust. Sie ward abwechselnd krank. Man glaubte das, und in manchem Betracht war sie es auch wirklich. Sie sah bleich, zitternd, erschöpft aus. Ihr Gemahl, der sehr wohl schon längst auf einen Erben besteuert, erwartete seine Erwartung nun in der unzweifelhaften Blüthe. Der Familienrath ward konsultirt. Wie konnte der arme Aeskulap abhelfen, das

eine

eine Dame, die einen noch eben nicht sehr alten Gemahl habe, an Liebe krank sey. Manipulation ward ihm nicht zuelassen, und doch sollte er entscheiden, obwohl die Dame in guter Hoffnung sey. Er fühlte zwar an den Puls, und besah das Wasser, weil man drauf bestand, daß er es sehen sollte. Aber wie es überhaupt mit den Anzeigen in diesem Falle gemeinlich sehr hapert, so war es auch hier dem guten Doktor ganz ohnmächtig, sich auf eine gewisse Erklärung einzulassen. Man ließ ihn gehen, und konsultirte einen andern. Dieser hatte ein weiteres Gewissen. Er verstand die Kunst, zur rechten Zeit Wind zu machen, und zu allen Zeiten sich ein vollwichtiges Aussehen zu geben. Er schloß blos nach Wahrscheinlichkeit, und erklärte die Räthin, mit Anathema auf jeden Widerspruch, für schwanger. Dies war für ihren Gemahl eine sehr angenehme Entscheidung. Er verlangte von dem Windmader die Vorschriften einer stilllichen Diät in diesem Falle. Da der Herr Doktor von der Dame im Gespräch gemeint hatte, daß sie das Landleben liebe, so rieth er nicht nur

I 1

eine

eine geraume Zeit den Aufenthalt auf dem Lande an, sondern er drang vielmehr despotisch darauf, Furchtsam, die Zeit zu verschäumen, oder irgend etwas bey dieser schmei- delhaften Aussicht zu vernachlässigen, ward sogleich Anstalt gemacht, und mit dem ersten May die Abreise, freylich in Gesellschaft des Nathz, der sich aus irgend einem geheimen Antriebe jetzt abzumüssen gewußt hatte, fest- gesetzt — und vorzunehmen. Zeitelbär war schon vorher von dieser Begebenheit be- nachrichtigt, und ihm zugleich die größte Klugheit anempfohlen worden.

Genach hatten also die Liebenden wieder über alle Tüke des Schicksals gesiegt. Sie verlebten den fröhlichsten Frühling. Jakobi- ne ward täglich besser, röther, voller, leb- hafter, ohne schwanger zu seyn. Aber so wie ihr Geist und Körper wieder auflebte, schwand auch in eben dem Grade Ruhe und Gesundheit ihres Gemuths. Nicht anma- chend, daß seine Hoffnung auf einen Ehen abermals getrümmert war; er ward auch mit jedem Tage mehr überzeugt, daß seine Gemüth

mit dem Pastor wo nicht vertrauten, doch wenigstens nicht ganz unschuldigen Umgang führe. Aber er schwieg. Gerade ihm sagte nur das Gewissen so mancherley Zerrissen, und es dachte ihm oft, als habe er diese Schmach an seiner theueren Frau verdienet. Er hatte nicht einmal das Herz, nach Breslau mit Jakobinen zurückzufahren, was doch ganz in seiner Macht stand, um so mehr, da die Hoffnung der Schwangerschaft immer mehr von selbst verschwand, und der Herr Doktor Windmacher mit seiner Prognose gewaltig ins Gedränge kam. Alles was er that, war ein aufmerksames Auge zu haben, und sich von seinem Verdachte recht gewiß zu überzeugen. Das war indessen, wie mich dünkt, nicht der klügste Rath. Vielleicht war es besser, wenn er geschäme Dinge verließ, mit seiner Frau nach Breslau zurück führte, ihr durch alle mögliche Aufmerksamkeit sich wieder werth zu machen, und dem Pastor durch den dritten Mann eine Frau aufzuschwätzen, im übrigen aber die Frau Gemahlin mit deutscher Offenherzigkeit aus diesem Zaumel zu ihrer Pflicht zurück zu bringen

suchte. So hätte wenigstens ich es gemacht. Aber siehst du mag ich übrigens nicht für den glücklichen Erfolg. Das weibliche Herz, ist nicht selten unergründlich. Wie leicht gerieth sie in Geräusch der großen Welt doch wohl wieder in ein andres Gann. Das Beste wäre wohl gewesen, wenn der gute Mann sich um 10 bis 15 Jahre jünger hätte machen können. Aber da dies unmöglich war, so bereute er zu spät die Thorheit, ein junges Mädchen geheirathet zu haben. Er war schwach, von den Pinselern seines Gewissens niederschlagen, und liebte Jakobinen immer noch zu sehr, um ihr auf irrend eine Art wehe zu thun. Nahe dem Wahn, daß alles so hätte müssen kommen, daß es Prüfung für ihn sey, und vielleicht zu seinem Besten diene, suchte er sich blos durch die Jagd und andre landliche Zeitvertreibe zu zerstreuen.

Jakobine fühlte sehr gut, was in dem Herzen ihres Gemahls vorgieng. Aber sie war zu tief in das gegenseitige Noz versickt. Und Zerkelbär — daß ich es von einem Geist-



Geistlichen sagen muß — war wech weit schwächer. Er hatte nicht eben Sinn für allgemeine Aufschweifungen in der Liebe, oder für rüde Wollust, die an keinem bestimmten Gegenstande hängt. Aber seine Neigung zu Jakobinen war zu alt, zu tief eingewurzelt, durch keine eheliche Unannehmlichkeiten erschlaft, noch durch keine Verminderung der Reize der Dame abgekühlt, vielmehr durch eine Trennung und Hinderniß auf den höchsten Schwung gebracht und in reiner Thätigkeit erhalten worden. Ob also gleich beide den Rath schätzten, und sein Vordem sahen, so konnten sie doch nicht von einander lassen, und nicht einmal aus eigener Kraft von einander sich trennen. Wenn das unnatürlich verkennt, der ist entweder ein Stubenzhilefeph, oder er kennt wenigstens die Anhänglichkeit treuer Liebe nicht. Es floß unter diesen von allen Seiten stürmischen Gefühlen ein Monat nach dem andern hin. Der Rath blieb mit seiner Gemahlin auf dem Gute, that auf seine Geliebte in der Stadt Verzicht; der Herbst kam näher, und mit ihm zugleich jene große merkwürdige Ver-

298 Philipp und Jakobine.

ruß nachschickte, die in den Jahrbüchern der  
Zeit den Nachkommen aufbewahrt zu werden  
verdient, und dem Rathe vollends die Augen  
öffnete. Sie war aber folgende.

21.

An einem schönen Oktobertage war der  
Rath in die übliche Stunden von seinem Gu-  
te alleine Heide auf die Jaod gegangen.  
Da die Tage um diese Zeit kurz sind, so ver-  
sprach er seine Ankunft erst am folgenden  
Tage, um den frühen Morgen desselben so-  
gleich zu Jaod zu gehen zu können. Dies war  
mehrmals geschieden. Er schlief dann gemeinlich  
bei einem Körper, der seine Wohnung in  
der Nähe hatte. Er gieng zu Hause. Ja-  
kobine besuchte ihn ein großes Stück, und  
sprach, als sie zurückgieng, im Verberachen  
beim Herrn Pfarrer ein. Natürlich wurde  
von der Wegreise ihres Gemahls, und von der  
Zeit seiner Nachhankunft gesprochen, und  
der Herr Pfarrer zum Mittage und Abend-  
Essen einladen, damit die achtern Frau  
doch nicht so ganz einsam seyn dürfte. Sie  
gieng, und reduzte ihre Wirtschaft an. Der  
Gast

Gast stellte sich ein, und zwar priesterlich bekleidet, wie es sich geziemt, wenn man den Kirchenpatron besucht, und wie er gewöhnlich zu thun pflegte. Das Pärchen ließ sich wohl seyn über der Mahlzeit, gienß nach derselben spazieren, trank Koffee, und unter den angenehmsten Zeitvertreiben eilte der Abend heran. Philipp hatte blos die lästige Peruke abgenommen, sie aufs Klavier gelegt, und eine von Jakobinens Hand ihm gereichte weiße Mütze aufgesetzt. Dieses war ihm zu verzeihen, da er die Peruke noch nicht so recht gewöhnen konnte, und da er aus so mancherley Gründen auf die Mützen des Raths gerechte Ansprüche hatte. So saß der Pastor und die gestrenge Frau traulich beisammen, und beschäftigten sich nach abgetragener Abendtafel mit dem Damenbret. Nun werden meine vielgeehrten Leser inogefammt erwarten und voraussehen, daß der Herr Gemahl unerwartet nach Hause kommt, und das Pärchen überrascht. Sie haben auch ganz richtig veramuthet. Denn als Philipp eben mit dem ersten Stein an den gegenseitigen Rand des Bretes gelangt war,

und

und aufschauend haben wollte, kamen der Herr Rath mit ungewöhnlicher Hastkeit in Zugs-  
 fin und Zueren die Treppe hinauf gestiegen.  
 Himmels Gewissen mocht fürchten. Welche  
 Leute hatten sie besser arthan, wenn sie sich  
 schickten, und schließlich festgeschloß hätten.  
 Aber der solche Thier! Jakobine warf schnell  
 das Buch auf die Seite, und schob den Pa-  
 ster in einen arthen, arthen Kleiderstank,  
 der im Weihnachtsstund stand. Der Rath trabte  
 herein, sein mochtet arther Hund vor ihm  
 war: Er hatte sich beim Kerkler ein Pferd  
 arther, und kam noch diesen Abend nach  
 Hause, weil morgen früh keine Paad gehalten  
 werden konnte, — eigentlich weil er keine  
 haben, sondern seine Dame einmal abtra-  
 gen wollte. Die Peruke fiel ihm gleich in  
 die Augen. Er wußte nicht so bald, wie er  
 seine Worte arbringen sollte, und betrug sich  
 bloß etwas stülis. Jakobine war ardas-  
 tin um ihn herum, ließ soaleich zu warmen  
 Abendessen für den armen erhenen Mann  
 Anstalt machen, und wußte sich sehr einwe-  
 mend zu betragen. Es kann auch seyn, daß  
 arade heute nichts sanderlich Auffallendes zwis-  
 chen

ſchen Philipp und Jakobinen veranſaſſen war. Aber wer ſann das genau wiſſen? Die hier liegende Peruke des Vaders war doch auf alle Fälle ein unanſehenbares Ding. Der Rath ſahe endlich lachend: aber ſag mir was Himmels Willen, mein Kind, wie kommſt du zu der Peruke? Jakobine ward roth. Doch ſtettete ſie ſelbende Lüge vor: Der Stadtket, (der Vete, der wöchentlich etlichenmal in ein drei Stunden entferntes Städtchen ſieht.) habe ſie mitgebracht, und muſſe ſich veritit haben, indem ſie dem Paſſor oder Schulmeiſter zu geſehen ſahen: ſie ſey nicht da geweſen, und einer von ihren Leuten habe ſie annehmen, und hier auf Klavier ſetzt. Sie wolle ſie ſoalech weiter beſorbern. Laß das ſeyn, mein Kind, ſagte der Rath. Ich hatte ohnehin Willens, den Herrn Pfarr heute noch ein wenig hieher kommen zu laſſen, ſo wollen wir ihn vorher ſtrauen, ob es die Zeitige iſt. Jakobine war in großer Belegenheit. Konrad ſen ſchnappte der große Hund unauſſerlich von den Ehrenk herum, und bell etlichenmal. Der Herr Rath mußte Unath. Endlich be-

L. 116

### 302 Philipp und Jakobine.

liebkosete es dem Hunde sogar, mit den etwas  
 herüber hängenden Loken der netten Stütze-  
 ruke zu spielen, und sie sanft herab zu zerren.  
 Während dieses schändlichen Unternehmens  
 zog sich der Rath vollends aus, und seine  
 Gemahlin lief unruhig aus einem Zimmer  
 ins andre. Wenn es doch nur das einzige  
 mal dem guten Manne in den Leib käme,  
 daß er nur einen Augenblick aus dem Zimmer  
 gienge! Ach wenn es nur diesmal überstan-  
 den wäre, ich wollte mich in meinem Leben  
 nicht mehr in solche Anäst begeben! So ohn-  
 gefehr dachte sie in ihrem klopfenden Herzen.  
 Aber statt dieses geheßten Trostes ward die  
 Sache über alle Erwartung schlimmer. Es  
 ward heftig angeflingelt. Der Rath fragte  
 herunter, was man wolle? Ein Bauerkerl  
 sagte an, ob der Herr Pfarr nicht hier sey?  
 Er solle zu einem gefährlichen Patienten be-  
 richten kommen, und man habe ihn schon  
 überall umsonst aufgesucht. Der Bauer  
 sprach durchdringend. Philipp konnte alles  
 hören, und hätte im Schranke zerspringen  
 mögen. Der Rath, der bisher mit Vorsatz  
 keinen Lärm hatte machen wollen, ob er schon

den

den ganzen Hergang der Sache merkte, und sich begabte, den Gesessenen schmachten zu lassen, aienz nun mit Würde auf den Schaup zu, machte mit einer hämischen steifen Verbenanna die Thur auf, und saate: Gehn Sie, Herr Pastor, und verrichten Sie Ihr Amt. Die Peruke hat leider mein Karsaß in seine Gewalt bekommen. Philipp kroch nun heraus, und zog mit einem kriedenden Dufklinge, glühend vor Schaam, stumm vep danen; indes der große schmutzige Laachhund sich weidlich mit der Peruke in der Stube herum schüttelte, bis es dem Bedienten aelang, sie ihm wieder abzujaagen. Während dieser schandervollen Szene stand Jakobine in einem Kewier, und rang die Hände, eilte auch, als der Pastor fort war, aus dem Zimmer, und ließ sich nicht eher wieder sehen, als bis der Rath sie rufen ließ. Dieser betrug sich sehr groymuthig. Er saate seiner Gemahlin auf eine rührende Weise die Wahrheit, so daß sie die ganze Nacht weinte, und wirklich bey sich selbst den festen Entschluß faßte, allen vertrauten Umaang mit Philipp abjubrechen. Er versprach ihr, nie wieder

an

an die fatale Begebenheit gegen sie zu denken, und hielt Wort. Dann ließ er das Gefinde rufen, und verbot ihnen, bey Strafe des augenbliklichen Hertjaagens, von dem Verlaunge einen Laut über ihre Lippen gehen zu lassen. An den Paster schrieb er am folgenden Morgen einen spitzfindigen Brief, worin er ihn an seine vielen Pflichten erinnerte, und schloß mit dem Ersuchen, ihn nach wie vor zu besuchen, und auf diese Art wenigstens der Ehre seines Hauses zu schenken. Er verbot ihm, nie wieder etwas von der Sache zu erwägen, und hielt Wort. Dieser Brief kostete er ihm zugleich mit der Person, d. h. den Bedienten, einen gesetzten und vornehmen Menschen.

Aber 44 im Innersten hatte den alten Pater die Verama gekümmert. Das Ertrocknet hat: Es war der Mangel zu seinem Carce. Wundlich ward er von jetzt an krank. Er war sich heimlich, hat vielleicht bey der Erfüllung seines Verordens, nie wieder von der Beleidigung etwas zu erwägen, oder den Lebenden irgend einen Verweis zu machen.



machen. Philipp bat ihm die Beleidigung schriftlich ab, und ward bey seinem ersten Besuche freundlich von ihm empfangen. Man sah aus allem, daß der Rath sich nicht sowohl über die ihm zugefügte Beleidigung der beyden Personen, sondern vielmehr darüber ärgerte, daß ihn Jakobine nicht liebte. Lange blieb der Verfaß dieser gutherzigen aber leichtsinnigen Frau fest, daß sie alles Einverständnis mit dem Pastor abbrechen wollte. Bey eintretendem Winter wurden die Gesundheitsumstände ihres Gemahls immer schlechter. Sie drang selbst darauf, daß sie beyde nach Breslau zurückkehrten, um Aerzte in der Nähe zu haben. Der Rath freute sich ihrer Vergfalt, und ward dadurch ein wenig aufgeheitert. Ihr erleichterte diese Entfernung von dem Gute ihren gefaßten Entschluß. Philipp gienß in sich. Er fühlte, daß er die Gelegenheitsursache zur Kränklichkeit seines Wohlthäters war. Dies schmerzte ihn. Er entsagte seiner Eits ebenfalls Jakobinen gern, und nahm von beyden rührenden Abschied.

Schrecklicher als je war nun für ihn die Einsamkeit auf dem Lande. Gleich als wäre er nach Sibirien ins Elend verwieſen, zog dieſer Winter mit Schneekengänge bey ihm vorüber. Er beſchloß im künftigen Frühjahr ſich ein braves Mädchen zu ſuchen, die Freude und Kummer in dieſer Einöde mit ihm theilte, und eine Liebe ihn veraffen machte, die ihm ein unruhiges Herz ſchuf, und einen alten Mann, ſeinen Wohlthäter, kränkte.

Aber die Neue war ſowohl von ſeiner als von Jakobinens Seite zu ſpät. Mit dem kommenden Frühjahr ſanken die Kräfte des guten Raths augenſcheinlich. Er verlor alle Schlaf, zehrte ſich ab, bekam heftiges Fieber, mußte ſich zu Bette legen, litt dann noch zwei Monat, und verſchied endlich mit ungläublicher Gelaffenheit im Arm ſeiner Gattin, nachdem er ſich völlig mit ihr ausgeſöhnt, und in ſeinem ſchon vor Jahr und Tag ihr zu Gunſten gemachten Teſtamente nichts geändert hatte. Jakobine war außer ſich. Nicht einen Augenblick konnte ſie es ſich ſelbſt verbergen, daß ſie viel zu dem frühen Tode

Tode ihres Gemahls, der noch weit von fünfzig entfernt war, beygetraagen hatte. Die ganze Reihe ihrer Begebenheiten trat vor ihr Auge. Sie fand viel Tadelhaftes in ihrem Betragen; aber kein Zeitpunkt ihres Lebens war so mit Schande gebrandmarkt, als der ihrer Verbindung mit dem gutmüthigen Raathe. Alle Schätze der Welt hätte sie drum gegeben, wenn sie ihren Gemahl damit hätte wieder lebendig machen können. Das sind freylich Gewissensverwürfe. Aber hier liegt auch der Grund am Tage, die tadelhafte Handlung ist essenbar, keine Täuschung kommt ins Spiel. Besser würde man es über sich selbst gebrochenen Stab, eigne Verurtheilung nennen. — Wochen und Monate tobte Jakobine so. Sie ward bleich und versiel im ganzen Gesichte. Fast kein Schlaf kam in ihre Augen. Sie wollte von Philipp nichts mehr sehen und hören. Ihre liebsten Freunde waren ihr verhasst. Sie ließ den Krater zu sich kommen, und suchte Trost bey ihm. Hätte das ihr erhabener Papa gewußt, er hätt' ihr den Fluch gegeben. Aber je wüthender dergleichen Schmerz

ist, desto kürzer ist seine Dauer, und desto sicherer wird er geheilt. — Ach! ich hatt' einst eine Gattinn, die so treu, so gut, so mittheilend, so edeldenkend war, die Schmeichelei, Besuche, Besuche besah, den Freunden hold war, aber auch ernste Unterhaltungen zu schätzen wußte, die mir sogar meine Geschäfte erleichtern half, und doch ganz Weib in der Gesellschaft, ganz Wirthin im Hauswesen, ganz Mutter in der Mitte ihrer beiden Kinder war. Sie starb in der Blüthe ihrer Jahre an einer langwierigen Krankheit. Seemalmt von der Theilnahme an ihren langwierigen Leiden sah ich ihr Ende mit Gelassenheit. Ich war stark, als der Stunden letzte sich nahte, und von mir getrieben waltete die Leidende sanft hinüber in den Aether des Lebens, wo reinere Himmels-Luft alle Krankheiten weit wegstreckt, und die Freuden der Lieb' und Freundschaft kein Ende mehr zu fürchten haben. Mit stummer Betäubung, mit frommen Ernste geleitete ich dies mein einziges höchstes irdisches Gut zum tiefen Grabe, dem beschämenden Ende aller menschlichen Herrlichkeit. Sanft floßen mei-

meine Thränen, nicht stundenlang in Strömen, und kein Jeteraeschren, zärend mit dem Regierer des Weltalls, tönte aus meinem Munde gen Himmel. Aber auch gleich, mondenlang gleich blieb sich der langsam naagende Schmerz in meinem Busen, und es verfloß mir fast kein Abend — ach sonst die traulichste Zeit meiner Unterhaltung mit der Belendeten, die süßste Erholung für mich nach den Lässen des Tares — ohne Thränen. Noch seh' ich mit Nührung die Eränte ihrer Leiden, noch blutet mein Herz, und der dumpfe Ton ihrer leyten Worte tönt noch immer tief verwundend in meinen Ohren. Vielleicht hätt' ich ihn schon überrunden, den naagenden Schmerz, hätt' er mit stärker Gewalt in mir gewüet. Aber auch süß ist mir dieser bleibende Klage-ton um meine Verklärte. Kaum hab' ich das Alter des Mannes erreicht: aber sollten auch meine Jahre höher steigen, sellt' ich ein Greisalter erreichen, dennoch würd' ich nie ohne tiefe Nührung mich an meine verangegangne Gattin erinnern. Und Ihr, liebe Leset und Leserin, vergebt mir, daß ich der würdigsten

## 310 Philipp und Jakobine.

Frau und Mutter hier ein kleines Denkmal  
weihete.

### 22.

Obſchon Jakobine von Philipp nichts  
mehr wiſſen wollte, ſo konnte ſie doch nicht  
umhin, mit dem kommenden Sommer auf  
ihr Gut zu reizen, theils um es in Beſitz zu  
nehmen, theils mancherley nöthige Verſü-  
gungen auf demſelben zu treffen. Natur-  
lich mußte der Paſtor ihr, wars auch nur  
um der Domestikken und der Unterthanen wil-  
len, die Aufwartung machen. Sie betrug  
ſich beym erſten Beſuch kalt. Auch er that  
freſſig und fremd. Beim Abſchiede traſen  
ſich doch ein paar traurige Blicke von beyden  
Seiten, Blicke, die zu ſagen ſchienen: Wir  
liebten uns einſt, o liebten wir uns noch!  
Am folgenden Tage ward wieder Beſuch ge-  
geben und angenommen. Die Kälte war  
ſchon ein wenig verſchwunden. Der Paſtor,  
ein guter Landwirth, ward bey dieſer und  
jener Anordnung zu Rathe gezogen. Dies  
war ein Schritt zum neuen Zutrauen, zu  
neuer Achtung. Es vergiengen nicht acht  
Tage,

Tage, so war wenigstens jener Entschluß, einander auf ewig zu meiden, vergessen. An die letzte Stimmung knüpfte sich unmittelbar der Gedanke, daß jetzt beide frey, beide noch jung waren, und die Dame Vermögen besaß. Auch war es schon bedenklich, daß die gestrenge Frau den Rückweg nach Breslau nicht wieder finden konnte. Kurz, die Schiffe segelten wieder friedlich neben einander. Der Ja- den der alten Vertraulichkeit ward wieder an- geschlossen. Jakobine brachte ihre meiste Zeit auf ihrem Gute zu, das sie als testamen- tarische Erbin sogleich in Besitz genommen hatte. Selten war sie in Breslau. Ihre dortigen Schmarzzer trugen zwar Flöte und sendeten Leichenkarmen. Aber sie verfehlten dennoch ihre Absicht. Die reichen Abendta- feln hatten ein Ende, denn die Gebieterin liebte das Landliche, und sah es ungern, wenn man dort ihre heilige Einsamkeit durch profane Visiten entweichte.

In dieser Lage war das Witwenjahr vor- über gestossen. Der Vater, seines Entschlus- ses, ein Mädchen zu streben, nicht mehr einge-

## 312 Philipp und Jakobine.

denk, waare es vielmehr, Jakobinen seine Hand zu bieten. Die gute Räthin hätte gern widerstrebt. Gleichwohl war sie dem jungen Manne herzlich aut, und was hatte sie nicht schon alles um seiner Willen, er um ihren Willen gewagt! Ihre Liebe siegte über jede Bedenklichkeit. Sie gab dem Pastor ihr Jawort, zu großem Staunen der Gemeinde, und zu großem Verdruß ihrer Breslauer Bekannten, darunter so mancher unger Herr von Stande bereits auf eine Verbindung mit ihr speculirt haben mochte. — Bald darauf meldete man dießes Verhaben nach Langenwalden. Wider alles Erwarten kam eine sehr unausföge Antwort zurück. Vater Magensast, dem der Tod des Raths nicht eben sehr zu Herzen gegangen war, da er nur seine Tochter zur Universalerbin eingesetzt hatte, verbot Jakobinen mit allem Gewicht der väterlichen Gewalt, diesen Mann zu heirathen. Es werde, schrieb er, sich nicht nur für eine Frau ihres Standes gar nicht schicken, einen Landgeistlichen zu ehelichen, sondern sie könne auch die Sünde bey Gott nicht verantworten, wenn sie nun noch eben-



ebendrein den zum Manne nehmen und an ihrem Vermögen Antheil gemessen lassen wollte, der ihren seligen Mann so gekränkt, und mit dem sie geraume Zeit in so verbetnem Umgange gelebt hätte. Sie könne dieses Verbrechen nicht anders wieder gut machen, als wenn sie demselben ganz entsagte, und sich auf andre Weise mit Vorsicht und Klugheit auf ein eheliches Bündniß einließe. Wo in aller Welt wußte nun Vater Magensast diese Dinge her? Argwohnte er nur so etwas, weil Philipp in Breslau geblieben und durch ihre Empfehlung verheiratet worden war? Es entwickelte sich in der Folge, daß der Rath in einer seiner schwachen Stunden dem Vater seinen Kummer geklagt, und Trost oder Rath von ihm verlangt hatte. Die Mutter hatte den Brief, Verdruß zu vermeiden, untergeschlagen, und ihn ihrem Manne erst einige Zeit nach dem Tode ihres Schwiegersohnes gezeigt.

Das harte Verbot des Vaters konnte jedoch in den Entschlüssen des liebenden Paares nichts ändern. Jakobine fühlte sich frey. Sie meldete den Eltern, daß sie den Man-

## 314 Philipp und Jakobine.

gel ihrer Einwilligung bedauere, sich aber nun weiter nicht helfen könne, indem sie bereits ihr Jawort gegeben habe, und mit dem Pastor Zeddelbär verlobt sey. Sie sey sich keines lächerlichen Umganges mit diesem Wanne bewußt. Er sey ein guter Landwirth, noch gut, thätig, und an die Einsamkeit gewöhnt. Er werde sein Amt niederlegen, und sie wollten mit einander vor immer auf dem Gute bleiben, nachdem sie ihr Haus in der Stadt würde vertheilhaft verkauft haben. Sie bäte also nun den väterlichen und mütterlichen Rath, und da sie sich weichen Kränklichkeit Nader keine Hoffnung machen durfte, daß sie zur Hochzeit kommen würden, so bäte sie wenigstens, sie in ihr Gebet einzuschließen.

Wassers fast erwiderte. Sperr dachten ihm diese letzten Worte zu seyn, aber sie kamen wirklich aus kindlichem Herzen. Er überreichte sich so sehr, daß er seiner Tochter und ihrem Bräutigam förmlich den Fluch gab. Die alte Schulmeisterin, die eben zum Koken auf der Pforte war, schlug zwei Kreuze vor sich, zitterte am ganzen Leibe, und suchte mit

mit aufgehobnen Händen den Kluch wieder weg zu beten. Die Frau Pastorin weinte, und der tobende Pastor stieß seine Pfeife.

Unterdessen ward auf Jakobinens Landgute das Bevilager gehalten. Es gieng dabei sehr still und friedlich her. Eine Tafel von sechzehn Personen, meist aus den benachbarten Gutsbesitzern und Geistlichen bestehend, beschloß die Hevellichkeit dieses Tages. Zufrieden lächelten die Neuvermählten allen Gästen zu, und bekannten, daß sie sich glücklich fühlten. — Zeidelbär rief einen seiner Universitätsfreunde zum Prediger an die von ihm niedergelegte Stelle, und Jakobine gab ihm die Deklation. Aus Langemwaldau ließen verdrüssliche Antworten ein, oder ja hieß. Die Verbundenen fanden keinen Grund, ihren Entschluß zu bereuen.

Es war ohngefähr ein Jahr in dieser glücklichen zufriednen Ruhe verfloßen, als ein weitläufiger Anverwandter des heiligen Raths aufrat, und Jakobinen ihre Erbschaft streitig machte. Diese Menschen, Meider viel leicht, die Zeidelbär sein Stül nicht gön-

ten,

316      Philipp und Jakobine.

ten, hatten diesen Männern aufseredet, und ihm untern Fuß geschrieben, daß an dem Vermale des Testaments nicht alles beobachtet worden sey. Dies war nicht ohne Grund. Aber da keine Anverwandten zuerger waren, denn der jetzt erwähnte Vetter, ein Diagoneressiger, befand sich damals nicht in Dresden: so ward es auch weiter nicht gethuet. Jakobine wagte sich zu Folge des von ihrem Gemahl unterschriebenen, in Händen habenden letzten Willens der Erbschaft an, ohne sich darum zu bekümmern, daß die obrige leibliche Verlästigung daran manate. Niemand hörte sie im Recht, weil man allgemain glaubte, es habe blos eine Schenkung unter Lebendigen oder sonst eine Art geltenden Verfügungsverhältnisses statt gefunden. Daß der selbige Mann ein solches Verfehn beangigen hatte, war ebensowenig eine Nachlässigkeit, nicht blos Absicht. Gleichwohl konnte der Umstand für Jakobinen, die mit ihrem Gemahl keine Kinder erzeugt hatte, sehr nachtheilig werden. Der Offizier drohte mit förmlichen Prozeß, und that dazu auch bereits einige Schritte vorwärts. Jakobinenz

nens Freunde riethen ihr, sich durch eine ansehnliche Summe mit ihm zu vergleichen, weil sonst die Sache noch schlimmer für sie ablaufen würde. Auch ihr Mann hielt das selbst für besser. Sie bot also die Hand zum Vergleich. Der Offizier spannte seine Forderungen sehr hoch, theils weil er aufgebezt worden seyn mochte, theils weil er die Dame für reicher hielt, als sie wirklich war. Nach aller mäßigen angewandten Mühe konnte sie doch unter keinen andern Bedingungen den Vergleich zu Stande bringen, als daß sie dem Offizier zwanzigtausend Rthlr. baares Geld, innerhalb fünf kurzen Terminen, anzuzahlen angelobte. Natürlich schmerzte sie dies außerordentlich. Ihr Gut gerieth dadurch in beträchtliche Schulden, und die erwähnte Summe betrug die Hälfte ihres ganzen Vermögens, weil der Rath in seinem Testamente auch viele Legate bestimmt hatte. Alle diese hatte Jakobine sofortlich ausgezahlt, und wie viel würde sie wohl davon gewonnen haben, wenn sie diese einzelnen mäßigen Summen durch den Weg des Rechts — denn anders würden sich die Empfänger nicht dazu

dazu verstanden haben — hätte zurückschicken wollen? Dieser Unglückschlag ward in Langenwalden für die erste Wirkung des väterlichen Fluches genommen. Die Frau Pastorin bat ihren Mann mit Thränen, daß er den Fluch zurücknehmen möge. Er thats zwar nach reifer langwieriger Ueberlegung. Aber entweder das hatte nun keine Kraft mehr, oder es hatte weder sein Fluch noch dessen Zurücknehmung einigen Einfluß auf Jakobinens Schicksal; denn nur Unglücksfälle thürmten sich wie Wogen über ihrem Horizont auf.

Kaum hatte sie den letzten Termin an den Offizier anbezahlt, und war nun wegen seiner fernan Ansprüche in Eile abgereist, als ein anderer Vetter des verstorbenen Narhs sich meldete, der von gleicher Nahe war. Die Nachsuche der durch Jakobinens Vermählung zurückgesetzten Stuzer mußte noch nicht befriedigt seyn. Denn dieser Fremdling erfuhr sehr bald, wieviel der Offizier bekommen habe, und bestand nun auf einer gleichen Summe, oder er wollte den Weg Nichtens gehen. Philipp und Jakobine waren wie  
vom

dem Schlage gerührt. Der Amate, ein Kaufmann, forderte den Rest des aarzen Vermögens. Was war zu thun? Obrechen hatten sich die Einkünfte des Guts durch mißwachsne Jahre verringert. Man beschloß es zu verkaufen. Als man einen annehmlichen Käufer hatte, so offerirte man mit dem Vetter, und er war so bittig, sich mit sechs- tausend Rthlen. abzufinden zu lassen. Einach schmolz das Vermögen Jakobinens sehr zusammen. Aber es war damit noch nicht genug. Als das Gut obriafentlich ausgetheilt werden sollte, fanden sich auf demselben zwey alte Hypotheken, einer reichen Kirche in der Nachbarschaft zuständig, die vermals ein Gnadenbild gewesen war. Die verschimmelten Dokumente hatten Erweis und Rechtskraft. Seit undenklichen Jahren waren keine Zinsen eingefordert worden. Der gegenwärtige Patron der Kirche war ein Feind Jakobinens, weil er sie hatte heirathet, und seine in Unordnung gerathene Kinnamen durch ihr Vermögen verbessern wollen. Er stach daher diese alte Sache auf, und drang durch. Jakobine mußte sich fügen, daß man ihr

ihr die verschinen Zinsen schenkte, welches sie, da sie von der Hypothek nichts gewußt hatte, wohl auch nicht mit Unrecht verlangen konnte. Die Kapitale, welche zusammen 8750 Rthlr. betrug, behielt der Käufer des Gutes inne, und zog es an der Kaufsumme ab. Ueberdies hatte auch der Pächter unglaubliche Betrügereyen gespielt. Es meldeten sich verschiedne kleine alte Schuldner, die bisher geschwiegen hatten, nun aber, da das Vermögen zu trümmern gieng, ihre Anforderungen geltend machten. Mit einem Worte: Jakobine behielt von ihrem ganzen großen Vermögen kaum völlige dreitausend Rthlr. und davon sollte sie nun mit ihrem außer Verdienst gesetzten Manne leben.

So schrecklich können Feinde uns schaden, und Verfolgungen böser Menschen uns vom Gipfel des Glücks herabstürzen! So schnell kann ein Glück verschwinden, das uns für das ganze Leben fröhliche Tage zu versprechen scheint! — Ein unversöhnliches Schicksal erschwerte die Vereinigung Jakobins und Philipps bis auf den letzten Augenblick, und  
als



als sie über dasselbe gesiegt hatten, verfolgte es sie auf andre Weise, und ruhte nicht eher, als bis sie gezwungen waren, mit Dürstigkeit zu kämpfen.

Zeidelbär nahm das ihm noch übrige Geld, und kaufte sich in Sachsen ein kleines Bauerntgut, wo er mit seiner Gattin kümmerlich lebte. Er bemühte sich, der Natur den Rang abzulaufen und das Gut so hoch als möglich zu nützen, auch die beste Wirthschaft zu treiben, um wenigstens nicht betteln zu dürfen. Aber auch diese Unabhängigkeit von Andern gewährte ihnen ihr Verhängnis noch nicht. Schließen schlugen ihre erste hoffnungsvolle Erndte nieder. Der nahgelechte Elbstrom überschwenkte die Wiesen, und fuhrte das Heu weg. Im Viehstalle war kein Gedeihen. Es trafen so viel kleine Umstände zusammen, daß unser Paar auch dies Gütchen nicht behaupten konnte, sondern es dem Lehnsträger, dem es an seiner Stelle zugeschrieben worden war, überlassen mußten. Sie behielten noch achtun-

### 322 Philipp und Jakobine.

dertunddreißig Rthlr. Rest. Damit zogen sie sich in ein stilles Dörfchen zurück, und nahmen sich vor, für Geld zu arbeiten, und die wenigen Interessen von dem erwähnten Kapital zur Zubuße zu nehmen. Hiernächst krochen sie auch berna allen Magenfaß zu Kreuze, schilderten ihre elende Lage mit rührenden Farben ab, und bestien auf den Beystand der Verschuna. Ein Gult für sie war es jetzt, daß sie nicht ein kleines Kind hatten.

#### 23.

Jakobinens Mutter rührten die erhaltenen Hiebsspothen von ihren Kindern tief im Innersten. Sie grämte sich Tag und Nacht, und der Wurm nagte unaufhörlich an ihrem Leben. Selbst der Vater stieg an, sich Gewissenszweifel über seinen voreilig gegebenen Fluch zu machen. Gern hätte er den armen Leuten bergestanden, wenn es sein Geiz zugelassen hätte. Indessen ließ er sie doch nicht ganz leer anssehen. Er antwortete ihnen bald, sagte ihnen noch ein wenig derb die

Wahr.

Wahrheit, legte aber doch eine Rolle Dukaten bey, die er eben von einem ausstehenden starken Kapital an Zinsen erhoben hatte. Zeidelbär und seine Gattin waren darüber herzlich erfreuet. Nicht nur dies Geschenk kam ihnen sehr willkommen, sondern sie konnten auch daraus schließen, daß der Vater ein hübsches Vermögen sammte, auf welches sie einst nach seinem Tode rechnen konnten, da Jakobine sein einziges Kind war. Und Enterbung war, nach dem ziemlich väterlichen Tone, in welchem Magensass's Brief erschien, wohl nicht weiter zu befürchten. Da die Mutter die gute Stimmung ihres Mannes bemerkte, lag sie ihm in den Ohren; die Kinder ganz zu sich zu nehmen. Das hielt Anfangs hart. Doch vieles Zureden, eignes Gefühl von Schwäche, und daher entstandne vermehrte Nachgiebigkeit, vielleicht auch der Gedanke, daß sein Schwiegersohn ihn oft im Predigen überleben könne, bewogen ihn endlich, sich diesen Vorschlag gefallen zu lassen. Die Mutter hatte also ihren sehnlichen Wunsch erreicht, und

freute sich innig darüber. Aber sie konnte dies Vergnügen nicht genießen. Ehe noch der Entschluß Philipp und Jakobinen kundgethan wurde, bekam diese gutmüthige Frau einen Steinfluß, der schon am dritten Tage der Krankheit ihrem Leben ein Ende machte.

Der alte Pastor war tiefgebeunet. Er fühlte schon am zweiten Tage, wie viel er verloren hatte. Alles lag auf ihm. Er schüttete unverzüglich einen reuternen Veten an seine Kinder, und entbot sie sogleich zu sich. Auch sendete er Heinrich mit, und machte es ihnen scharf, daß sie keine Kosten scheuen sollten, um noch zum Begräbniß einzutreffen, das er aus dieser Ursache möglichst verlangerte. Jakobine war seit einiger Zeit der traurigen Begebenheiten sehr gewohnt. Dennoch war ihr diese Nachricht äußerst bewealich. Sie weinte sich rothe Augen, und Philipp war nicht im Stande, sie zu trösten. Nur die Hoffnung, mit ihrem Vater völlig ausgesöhnt, vor Mangel gesichert und im Stande zu seyn, ihrem al-

ten

ten Vater thätig beystehen zu können, beruhigte sie einigermaßen.

Am Abend vor dem Begräbnistage langten unsre von unzähligen Leiden niedergedrückte Eheleute in Langenwaldbau an. Wundertlich ward's Jakobinen ums Herz, als sie durch's Thor in den Pfarrhof fuhren. Seit jenem gefährlichen Sprunge war sie nicht hier gewesen. Wie unendlich viel hatte sich in diesem Zeitraume von etwa zehn Jahren geändert. Aber alles war doch nur Traum gewesen. Arm und bloß war sie entwichen, und nicht viel reicher kam sie zurück, obgleich in der Zwischenzeit ihr Loos so glänzend gewesen war. Der Vater weinte bey ihrer Ankunft wie ein Kind. Zu schwer war für sein Herz die Szene, als die verlorne, so lange entfernte Tochter zur Thür hereintrat, und sich auf den bey Lichtern und ländlichem Pume dastehenden Leichnam ihrer innig geliebten Mutter, ihrer Vertrauten, der aushaltenden Theilnehmerin in Leiden und Freuden warf. Er lehnte sich an seinen Schwie-

gesehen, der ihn mit nassen Augen von der schrecklichen Szene weg die Treppe herauf führte. Jakobine ritz sich ebenfalls los, und folgte nach. Nicht mit einem Wort ward oben im Zimmer an die vergangene Zeit gedacht. Die Tochter übernahm von Stund an alle Schlüssel, besorgte alles Nothwendige in der Wirthschaft, und war noch denselben Abend in ihrer alten Sphäre, indes ihr Mann mit dem Vater Tabak rauchte, und ihn durch Erzählungen von Halle zu unterhalten suchte. Sie schloffen nun wieder beide in der Kammer, aus der Jakobine einst entfloß, und sonderbare Empfindungen bemächtigten sich bey der Erinnerung an diesen fatalen Augenblick, der Quelle aller ihrer erlittenen Leiden und Freuden, ihrer Hergen. Kennten sie damals in dieser Kammer bey einander schlafen, so wären ebensureichig alle diese Begebenheiten unterblieben. Doch, der Determinismus!

Der traurige Begräbnistag brach an. Das Volk strömte aus Langenwaldau, und  
von

von allen benachbarten Dörfern herbey. Pfeilschnell breitete sich die Nachricht aus, daß die Marzbine — (leider nicht mehr die Gräfin oder Ministeresfrau) — mit Schutzphilippen zugegen sey. Alles drängte sich herbey, diese Wundermenschen zu sehn, die auf so hoher Stufe gestanden hatten — so traumten die Langenwaldauer — und nun ganz alltägliche Menschen waren, entschlossen, auf dem Lande zu leben. Der Leichenzug gewährte allen diese besriedigte Neugierde. Auch wußte Zeidelbär den Zeitpunkt zu seinem Vortheil zu nutzen. Er hielt am Tage seiner Schwiegermutter, noch ehe sie in die Kirche getragen wurde, aus dem Stegereise eine ruhrende Rede, die das ganze Dorf in Staunen versetzte, und mit Ehrfurcht gegen ihn erfüllte. Selbst dem Schwiegervater gefiel sie, und söhnte ihn völlig mit seinem alten Feinde aus.

Einige Wochen nach dem Begräbniß der Mutter bestieg Zeidelbär die Kanzel. Das ganze Dorf stuzte und lief zu Schaaren in

die Kirche. Die Emporkirchen knasterten. Nimmermehr hatte man geglaubt, daß Magenfast einen Mann seine Kanzel würde besteigen lassen, der hier im allgemeinen Ruße schlechter Aufführung war. Sicher hätte man Aufruhr befürchten können, wenn Philipp sich nicht schon durch seine Leichentede Kredit und Beyfall erworben gehabt hätte. Sein Vortrag von der Kanzel hatte indessen einen gleich glüklichen Erfolg. Alles war rings um tief gerührt. Heilige Stille durchsäufelte den Tempel. Der Prediger gewann Aller Herzen. Es dauerte nicht lange, so hörte man den Sohn viel lieber predigen, als den Vater. Der alte Magenfast würde ehnstrettig auf diesen Beyfall eifersüchtig geworden seyn, hätte nicht Schwäche und Hang zur Ruhe diese Eifersucht im Aufsteigen erstikt. Er sehnte sich nach völliger Entlassung seiner Amtsbürde. Bereits in den Siebzigen war ihm diese Ruhe zu gönnen. Und da er immer mehr und mehr einsah, daß sein Schwiegersohn Verstand, Kenntnisse und gutes Herz besaß, auch keine heterodoxe Grund-



Grundsätze bliken ließ — denn diese wußte derselbe weislich zu verbergen — so entschloß er sich leicht, sich von seinem Kolator zum Substituten anzubitten. Das Ansuchen fand keine Schwierigkeiten. Zeitlich bekam die Vokation, bewies hinreichend, daß er auf dem oft erwähnten Gute in Schlesien sein Amt auf eine ordentliche Weise willkürlich niedergelegt hatte, durfte also nicht weiter ordinirt werden, bekam stat des Examens den Auftrag zu einer einzureichenden Abhandlung, und ward nach gehaltenen Probe, und Anzugspredigt feyerlich installirt.

Magensast genöth diese Ruhe nicht lange. Schon seit geraumer Zeit war er mit einer wäßrichten Geschwulst an den Füßen geplagt, die ihn an seinen ökonomischen Verrichtungen hinderte, und besonders die Feldarbeiten ihm unmöglich machte. Dieser Mangel angewohnter starker Bewegung hatte auf seinen Körper den nachtheiligsten Einfluß. Er verlor die Eßlust, hatte keinen ruhigen

R 3                      Schlaf.

## 330 Philipp und Jakobine.

Enlaf, sezte sich ab, die Geschwulst stieg höher, und er bezahlte endlich die Schuld der Natur im dreymündszigsten Lebensjahre. Seine Kinder beweinten ihn redlich, und begraben ihn mit Ehrensache an die Seite seiner vorausgegangenen Gattin. Er verließ ein ansehnliches Vermögen, das schon im Stande war, Philipp und Jakobinen über diesen Todesfall zu trösten.

### 24.

Obgleich Seidelbär nur kurze Zeit Substitut gewesen war, so hatte er sich doch bey der Gemeinde sowohl als bey seinem Kolleger allgemeyne Liebe erworben. Man wünschte durchgehends, daß er hier als Pfarrbleiben möchte. Nun trat aber der Umstand ein, daß der Herr des Orts mehrere Pfarrdörfer befaß, deren Einkünfte jedoch für die Prediaer lange nicht so beträchtlich waren. Seit unendlichen Zeiten war es daher also gehalten worden, daß, wenn der Prediger in Langenwaldbau mit Tode abgieng, einer  
von

von der kleinern Gemeinde diese Stelle bekam, und einen Kandidaten zum Nachfolger hatte. Diesmal war der Fall etwas verändert, weil in Langenwaldau ein Substitut vorhanden war. Es setzte daher allerley Streitigkeiten. Die zwey andern Herren Geistlichen bewegten Himmel und Erde, um den wegen seiner Sitten übelberufenen Zeidelbär sich nicht vorgezogen zu sehen. Aber sie stuzten es auf die unrechte Art an. Sie wollten ihre Begehren extorzen, und als sie merkten, daß wenig Aussicht dazu vorhanden sey, so schimpften sie von den Kanzeln über Ungerechtigkeit und Undank. Der Kollator nahm dies sehr übel auf, und grade dies ihr Benehmen war es, was seiner Unenschlossenheit ein Ende machte. Er gab ohne weitem Anstand dem Substituten eine Dekation nach Langenwaldau, und ließ den andern beyden Geistlichen Stillschweigen gebieten. Durch Bitte hätten sie sicher mehr ausserichtet, als durch Nothen. Doch, sie waren auch unter sich selbst eifersüchtig. Einer konnte doch nur Pfarr in Langenwaldau

tau werden, und der andere hätte diesen ebenfalls verfolgt; so wie ihr Haß und Groll nun den armen Zeidelbär traf, dem sie nicht nur allen nachbathlichen Tödt anzuthun suchten, sondern von dem sie auch die athenabewilligten Wünsche ausiprenkten. Besonders waren die Jungen der Frau Magdarennen bei dieser Gelegenheit sehr geschäftig, und sie beifügten damit einen Todeschlag nach dem andern. Zeidelbär und seine Gattin freuten sich daher wenig über ihr Glück, auf einer so einträglischen Stelle zu sitzen. Sie erwiederten jene Schmahungen indessen mit Stillsitzen, und gramten sich heimlich.

Zeidelbär war nicht zufrieden, seiner Gemeinde blos als Prediger und Pastor zu dienen. Er strebte ihr auch auf andre Art nützlich zu werden. Da seine Gattin weder mit ihrem ersten Gemahl, noch mit ihm bis jetzt noch ein Kind gezeugt hatte, so war wenig Hoffnung vorhanden, daß solches jemals geschehen möchte. Sie nahmen aus  
dieser

dieser Urtad zwei arme Kinder, einen Knaben und ein Mädchen von zehn bis zwölf Jahren, aus dem Dorfe zu sich, und gaben ihnen eine brave Erziehung. Der jetzige Schulmeister war ein gelehrter Mann, der ein Jahr auf der Universität zugebracht, aber sein Studiren aus Armuth nicht hatte fortsetzen können. Zedlbar machte mit ihm gemeinschaftliche Sache, und sie legten zusammen eine Art Philantropin an, so weit es sich auf dem Lande mit der Dorfjugend realisiren ließ. Die Kinder der Bauern wurden ganz anders unterrichtet, als zuvor. Man brachte ihnen Kenntnisse von Länderkunde bey; man trieb die Rechenkunst und Schreibenen flitzer als sonst; man paßte den Religionsunterricht ihren Verhältnissen besser an, und was das Vorzüglichste für sie war, man unterrichtete sie in der Landökonomie sehr gründlich, mit der schmeicheilhaften Aussicht, aus ihnen Landwirths für die Zukunft zu bilden, die nicht mehr so, wie ihre Vorfahren, an Vererbungtheilen hingen, sondern mit Verstand und

Ein

## 34 Philipp und Jakobine.

Einsicht ihre Berufsgeschäfte betreiben könnten. Denen, die arm waren, wurde der Unterricht umsonst gegeben. Alles war auf einen so guten Fuß eingerichtet, daß es jederman mit Vergnügen ansehen mußte.

Dennoch fand die Eifersucht seiner Amtsnachbarn hieran großen Creuel, woran freylich der Neid und die Rachsucht großen Antheil hatten. Sie trieben es so weit, daß sie höhern Orts eine Klage wider den Pastor Zeidelbär einreichten, und ihn darinnen verderblicher Neuerungen sowohl als unzüchtlicher Annahmen im Schulwesen beschuldigten, nachdem sie ihn schon oft bey dem Kollator umsonst zu verheizen gesucht hatten. Es wurde eine Kommission niedergesetzt, die Sache zu untersuchen, die unsern Pastor nicht nur von aller Verantwortung frey sprach, sondern auch nicht umhin konnte, ihm im Protocoll wegen seiner Einrichtungen große Lobserhebungen zu machen. Es zeigte sich auch bey dieser Gelegenheit, daß das Dorf dem Pastor noch

von

von zwey andern Seiten große Verbindlichkeiten schuldig sey. Denn er erzeigte sowohl als seine Frau nicht nur den Armen außerordentlich viel Gutes, sondern er hatte auch solche Einrichtungen getroffen, daß alle unvermögende Kranke in der Gemeinde verpflegt wurden, wozu er ganz freiwillig milde Beiträge einsammelte, und das fehlende aus seinembeutel zulegte. Er hatte mit einem im nächsten Städtchen befindlichen Arzte einen Artord getroffen, daß dieser ihn mit wirksamen Arzneyen auf leichte Fälle versorgte, und zugleich eine kleine Anweisung zum Gebrauch derselben mittheilte. In schweren Fällen ward der Arzt entweder selbst herbeysgeholt, oder wenigstens insbesondre um Rath gefragt. Schon im ersten Jahre dieser Einrichtung hatte sich die gewöhnliche Sterbezahl in diesem Dorfe um vierzig vermindert. Freylich konnte dies auch Zufall seyn. Es ist aber doch fast mehr als wahrscheinlich, daß diese Ausnahme von den getroffenen guten Anstalten herrührte. Denn man kann

### 336      Philipp und Jakobine.

als unzweifelhaft wahr annehmen, daß besonders auf dem Lande sehr viele Menschen an schlechter Behandlung sterben. Wacholderöl, bixige Pastame und heftige Purganzen vergiften die Körper der Landleute unheilbar. Die Quacksalber, die im Besitz des Vertrauens dieser Menschen sind, horten sich weislich, andre als sehr wirksame Arzneien zu gebrauchen. Die Natur wird mit Etwas aufgefodert. Entweder die Patienten kommen davon, oder sie sterben bald. Im ersten Falle trägt der Quacksalber den Ruhm davon, und niemand kann den Nachtheil übersehen oder gewiß bestimmen, der durch die heftige Kur für die Zukunft bereitet wurde. Im andern Falle heißt es: es ist Gottes Wille gewesen. Niemand rügt den Mord, und der Quacksalber hat weilsichens das Verdienst, weilsichel gewesen zu seyn. — Die Kommission zog zufruchen von dannen; die Herren Ammedici waren beschämt, und bekamen ellentlangse Nasen.



Langenwaldbau war stolz auf seinen  
 Seelforser und nannte ihn Vater. Aber  
 die Vorsehung hatte beschlossen, dies  
 Glück einem Orte nicht lange zu lassen,  
 der es vielleicht nicht werth war, oder  
 desselben wenigstens in der Folge vielleicht  
 unwürdig geworden wäre. — Kaum hatte  
 Zeidelbär die löblichen Einrichtungen auf  
 einen guten Fuß gesetzt, als er ein Opfer  
 seiner Menschenfreundlichkeit wurde. Die  
 Ruhr, diese traurige Volkspeste; die  
 so manches brave Glied der Gesellschaft  
 hinreißt, fieng an, in Langenwaldbau  
 zu wüthen. Zeidelbär, voll edler  
 Sorgen über diesen grausamen Gast,  
 traf sogleich alle mögliche Vorkehrungen.  
 Voll Eifer, zu verhüten, daß die Krank-  
 heit nicht zu weit um sich greife, be-  
 dachte er seine eigene Sicherheit zu wenig.  
 Er wagte sich überall hin, ohne die nö-  
 thige Vorsicht zu brauchen, ward ange-  
 gestekt, erlag, und gab schon am 4ten  
 Tage der Krankheit seinen Geist auf. —  
 Jammer und Wehklagen stiegen von al-

len Seiten des Dorfs laut zum Himmel. Es schien, als sey mit dem Tode dieses Mannes nun alles Glück auf ewig aus diesen Fluren geschwunden. Bey seinem Verabschiedung drängte sich die ganze Gegend in zahlloser Menge herbei, und kein Auge war trocken. Niemand scheute die in Lanzenwaldau herrschende Seuche. Auch schien es, als hätte diese Peste nur vorzüglich das Leben des Edeln zum Opfer verlangt: Denn bald nach seinem Tode, ward sie gelinder, und hörte in wenigen Wochen ganz auf. Der brave Arzt, Zeidelbärs Freund, dessen wir oben verhiu erwähnten, traf sterblich auch alle mögliche Anstalten, die die Vorsehung segnete.

Jakobinens Schmerz zu beschreiben ist für mich ein unmögliches Geschäft. Laufen wir doch selbst die hellen Thränen aufs Blatt, indem ich dies schreibe. Sie erkrankte selbst an diesem Zufall, und konnte ihren Gemahl nicht einmal zum Grabe

Grabe geleiten. Doch sah sie ihn durchs  
Glasfenster einsinken, und Ströme von  
bittern Thränen flossen den frühvollende-  
ten Liebliche. Die alte Schulmeisterin  
überlebte den Tod ihres Sohnes nur we-  
nige Stunden.

Die ganze Nachbarschaft klagte um die-  
sen Mann, nur die zwei Amtsbrüder nicht.  
Der Kollator gab aus Beferniß neuer  
Zänkereien, die er von Herzen haßte,  
dem ältesten von ihnen die Stelle. Ein-  
gewurzelter Groll gegen den Eeeligcn er-  
laubte dem Herzen dieses Mannes nicht,  
die Anstalten seines Vorgängers gut zu  
heissen. Er ließ sie alle verbieten oder  
einblasen, und führte sein Amt mit der  
gewöhnlichen Feier.

Jakobine lebt in abaschiedner Stille  
in einem ländlichen Häuschen, von den  
Zinsen ihrer vom Vater erbten Gelder.  
Sie gibt den Armen viel, und hat  
auch die zwei Waisen wieder mit sich ge-

340 Philipp und Jakobine.

nommen. Alle ihre Bekannten wünschen, daß sie sich wieder verheirathen möge, da sie noch in der besten Blüthe der Jahre ist. Aber sie maa nichts davon hören. Mude des Sturmes der Leidenschaften weiß sie die Abgeschiedenheit von der Welt zu schätzen. — Ohne menschenfeindlich zu seyn, kann man einsam leben. Und was ist reizender, als ländliche Stille?

---

